Zeitschrift

für

Missionskunde und Religionswissenschaft.

Organ

des

Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsvereins.

Unter Mitwirkung von

Prof. D. **Bassermann** (Heidelberg), Pf. D. **Buß** (Glarus), Prof. D. **Dorner** (Königsberg), Konf.-R. D. **Ehlers** (Frankfurt a. M.), Prof. Dr. **Franke** (Königsberg i. Pr.), Prof. D. **Furrer** (Zürich), Prof. Dr. **Gerland** (Straßburg), Pf. Lic. D. **Gloatz** (Dabrun), Hauptpastor D. **Grimm** (Hamburg), Pf. J. **Happel** (Heubach), Pf. Dr. **Hering** (Oberroßla), Prof. D. **Holtzmann** (Straßburg), Prof. D. **Jülicher** (Marburg), Pred. Lic. Dr. **Kind** (Berlin), Pred. D. **Kirmß** (Berlin), Prof. D. **Keffelring** (Zürich), Prof. Dr. **Lange** (Berlin), Prof. D. **Lucius** (Straßburg), Pf. D. **Mehlhorn** (Leipzig), Pf. Lic. Dr. **Meinicke** (Hamburg), Pf. **Munzinger** (Sausenheim), Prof. D. **Pfleiderer** (Berlin), Pf. D. **Rade** (Marburg), Prof. Dr. **Rathgen** (Marburg), Geh. K. Prof. Dr. **Rein** (Bonn), Pf. **Schillbach** (Buttstädt), Prof. D. **J. Schmiedel** (Zürich), Gymnasiallehrer **H. Schmiedel** (Eisenach), Prof. D. **Smend** (Straßburg), Oberhofpred. D. **Spitzer** (Weimar), Lic. Dr. **Staerk** (Charlottenburg), Prof. D. **Titius** (Kiel), Prof. D. **Weissenbach** (Friedberg), Pf. **Wünscher** (Neustadt a. O.) u. a.

Herausgegeben

von

Prediger **Dr. Th. Arndt** in Berlin.

Library of the
YALE DIVINITY SCHOOL
New Haven, Conn.

XIV. Jahrgang.

Berlin 1899.

Druck und Verlag von A. Haack.

NW. Dorotheenstraße 55.

Day Miss. Mus.

ZP
Z37
V.14

Inhalt.

1. Abhandlungen.

Seite

Unsere Aufgabe. Prediger Dr. Arndt 1

Das Recht der Entwicklungstheorie in der Religionswissenschaft. Professor D. Pfleiderer 4

Justinian von Welz, der Vorkämpfer der evangelischen Mission. Pfarrer Dr. Bahlow 33

Ethisches Leben und ethische Anschauungen der Japaner. Professor Dr. Gerland 65

Entwicklungsgang der Methode der christlichen Mission in China. Prediger H. Lehmpfuhl 97

Die ethischen und politischen Probleme Neu-Japans. Professor Dr. Gerland 129

Die Ethik des Judenthums. Dr. Julius Goldstein. Mit einem Nachwort von Professor D. Nippold 161

Zur buddhistischen Eschatologie. Kirchenrat D. Spinner . . . 193

Theorie und Praxis eines protestantischen Missionars in China. Missionar D. Ernst Faber . . . . . 225 u. 257

Die heutige mohammedanische Welt. Prediger H. Lehmpfuhl. 269

D. Ernst Faber † (Nachruf) 289

Gott will es! Predigt bei der 15. Jahresversammlung in Meiningen. Professor D. P. Drews 291

Das „Gut und Böse" der Naturvölker, bemessen nach dem Seligkeitsglauben. A. Frobenius 321

Korea, Land und Leute. J. Bolljahn 351

Die russischen Sekten in ihrer religionsgeschichtlichen Bedeutung. Professor D. Nippold 360

2. Artikelreihen und Rundschauen.

Japanisches XLIV—LI. Christlieb, Eine Abschwörungsformel aus der Zeit der Christenverfolgung in Japan. S. 11. — Hering, Die Entwicklung von Handel und Industrie in Japan. S. 45. — Haas, Ein deutscher Missionar in Japan vor 100 Jahren. S. 205. —

Schiller, Zur neuesten Statistik über das Missionswerk in Japan 1898 mit der Loomis'schen Tabelle. S. 234. — Haas, Buddhismus und Christentum in Japan. S. 277. — Schiller, Die Gefährdung des Missionsschulwesens in Japan. S. 336. — Haas, Shintoistisches. S. 340. — Hering, Soziales. S. 372.

Chinesisches I—V. Lehmpfuhl, D. Fabers Werk über die chinesischen Klassiker. — Lic. Hackmanns Arbeit an den deutschen Seeleuten in Shanghai. S. 13. — Arndt, Denkschrift über Kiautschou. S. 48. — Lehmpfuhl, von Hesse-Wartegg über die Mission in Shantung. S. 79. — Lehmpfuhl, Die Überschwemmungen des Hoangho und die Mission. S. 169. —

Kolonniales. Kind, Deutsche Kolonialschule. S. 110. — Gloatz, Die deutschen Schutzgebiete im Jahre 1898: 1. Südwestafrika. S. 141. 2. Kamerun. S. 166 und S. 209. — 3. Togo. S. 242. — 4. Ostafrika. S. 273 und 296. — 5. Kaiser Wilhelmsland auf Neu-Guinea. S. 300 und 342. — 6. Die kleinen deutschen Südsee-Inseln. S. 345 und 367. — 7. China. S. 370. —

Missionsrundschau. H. Lehmpfuhl, China S. 16, 50, 113.

Aus der Mission der Gegenwart. Die Hallesche Missionskonferenz (A. Schillbach). S. 82. — Missionsarbeit in Korea; Eine internationale Missionskonferenz; Die Kaiserin Witwe von China (H. Lehmpfuhl). S. 119. — Das 100jährige Bestehen der Church Missionary Society in England (H. Lehmpfuhl u. A. Schillbach). S. 143. — Einigkeit im Geist (Miss. Pf. Haas). S. 174. — Die evangelische Mission auf den Karolinen (A. Schillbach). S. 213. — Die Thüringer Missionskonferenz (A. Schillbach). S. 246.

Litteratur.

Seite

G. Warneck, Das Bürgerrecht der Mission im Organismus der theologischen Wissenschaft (Th. Arndt) 21

R. Seydel, Die Buddhalegende und das Leben Jesu nach den Evangelien (H. Haas) 22

E. Just, Die Siddhânta oder die Geheimlehre des modernen Siwaismus (A. Schillbach) 22

Lic. Wernle, Paulus als Heidenmissionar (Ad. Jülicher) 54

G. Warneck, Missionsstunden. 2. Band: Die Mission in Bildern aus ihrer Geschichte. 1. Abt.: Afrika und die Südsee (Th. Arndt) . . 55

R. Falke, Buddha, Mohammed, Christus, ein Vergleich der drei Persönlichkeiten und ihrer Religionen (Lic. D. Gloatz) 84

Ost-Asien, Monatsschrift für Handel, Industrie, Wissenschaft, Kunst ꝛc. (A. Schillbach) 148

J. Bahl, Larebog i den evangeliske Missionshistorie (H. Stoks) . . 175

H. Gehring, Süd-Indien. Land und Volk der Tamulen (A. Schillbach) 177

R. Handmann, Überblick über das Gebiet der ev.-luth. Mission im Tamulenlande (A. Schillbach) 178

Seite

A. Gehring, Miss. in Trankebar (Wünscher) 179

G. Meinecke, Deutscher Kolonial-Kalender, statistisches Handbuch für das Jahr 1899 (A. Schillbach) 179

R. Egerton, Unter den Indianern Britisch-Nordamerikas. I. Band: „Im Birkenkahn und Hundeschlitten (Wünscher) 180

Fritschel, Die Indianermission in Michigan und Nebraska (Wünscher) . 180

Baseler Missionsschriften über China (A. Schillbach) 215

G. Wobbermin, Zwei akademische Vorlesungen über Grundprobleme der systematischen Theologie. 1. Der Wahrheitsbeweis für die christliche Religion. 2. Aufgabe und Methode der evangelischen Dogmatik (E. Grimm) 247

Diomedes Kyrialos, Geschichte der christlichen Kirche von ihrer Entstehung bis zur Gegenwart (E. von der Goltz) 280

G. Margoliouth, Die Urreligion des hebräischen Volkes (W. Heymann) 347

H. P. Beach, Dawn on the Hills of T'ang or Missions in China (H. Lehmpfuhl) 348

H. Kahnis, Kirchengeschichte für höhere Schulen (H. Lehmpfuhl) . . . 348

Chas. Leaman, General Romanization of the Mandarin Dialect (E. Arendt) 373

Wangemann, D. Dr. Wangemann, Missionsdirektor. Ein Lebensbild (P. Luther) 374

Aus Zeitschriften, H. Lehmpfuhl. S. 23, 121, 215, 308.

Vereinsnachrichten.

Von unseren Arbeitsfeldern.

Aus Japan: Berichte von Pf. Dr. Christlieb. S. 56, 149.
Haas, Abschied Pf. Dr. Christliebs. S. 151.
Berichte von Pf. Schiller. S. 24, 181, 248.
Berichte von Pf. Wendt. S. 58, 184, 250.
Berichte von Pf. Haas. S. 185, 251.
Berichte von Frl. Heydenreich. S. 217, 283.
Berichte des japanischen Pf. Minami. S. 60.
Berichte der japanischen Gehilfen. S. 219.
Neueste Nachrichten. S. 91.
Shinri S. 28, 186, 255, 349, 382.

Aus China: Berichte D. Fabers. S. 29, 92, 222, 349.
Berichte von Pf. Kranz. S. 61, 122, 223, 285.
Bericht von Pf. Lic. Hackmann. S. 125.
Berichte von Pf. Wilhelm. S. 224, 286, 313.
Erwiderung des Pf. Kranz auf den Angriff der Allgem. evgl.-luth. Kirchenzeitung. S. 188.
Zum Gedächtnis D. Fabers. S. 374.

Aus den Zweigvereinen.

Der Braunschweiger Zweigverein. S. 31. Brandenburg a./H. S. 32. Der Schleswig-Holsteinsche Landesverein. S. 94. Der Wiesbadener Zweigverein. — Die Rheinprovinz. — Der Breslauer Lokalverein. — Der Potsdamer Zweigverein. S. 95. Der Berliner Hauptverein. S. 96. Der Potsdamer Zweig- und Frauen-

Verein. — Der Görlitzer Zweigverein. S. 126. Der Hamburger Haupt- und Frauen-Verein. — Missions-Frauen-Verein in Düren. S. 127. Guben. — Schlesischer Prov.-Verband. — Berliner Miss.-Frauen-Verein. S. 153. Thüringer Geschäftsstelle. S. 190. Der Brandenburger Prov.-Verband. S. 191. Unsere Frauenvereine. S. 255. Seelscheid. S. 256. Der Weimarische Landesverein. S. 287. Siegburg. S. 350. Kleinarbeit. S. 383. Der Wiesbadener Hauptverein. S. 383. Vortragstour des Pred. Lehmpfuhl in Südwestdeutschland. S. 384. Vortragsreisen Dr. Christliebs. S. 384. Der Badische Landesverein. S. 384.

Aus dem Centralvorstande.

Ansichtspostkarten. — Unser Missionsehepaar Haas und Frl. Heydenreich. S. 32. Ihre Kgl. Hoheit Frau Erbgroßherzogin-Witwe Pauline von Sachsen-Weimar. S. 62. Pastor Lic. Meincke. S. 63. Pf. Rich. Wilhelm. Sammlung für Kiautschou. Flugblätter für Konfirmanden und Werbebriefe. — Unser 15. Centraljahresfest. S. 64, 96, 256. Verpflichtungsscheine für Kiautschou S. 96, 128, 192, 256, 288, 384. Dr. Holtzmann'sche Vortrag. S. 96. Eine oft gehörte Klage. S. 127. Ansichtspostkarten für Kiautschou. — Aussendung eines 2. Missionars für Kiautschou. S. 128, 192. Abordnung unseres Miss. Pf. Wilhelm. S. 154. Vereinslitteratur. S. 160. Frühjahrskonferenz des Centralvorstands. S. 191. Pf. Wendt. S. 192. Die 15. Jahresversammlung in Meiningen am 19. und 20. Septbr. 1899 (H. Lehmpfuhl). S. 309. Beschlüsse der Generalversammlung in Meiningen. S. 350. Lic. W. Schüler. — Pf. Kranz. S. 352. Trauerfeier zum Gedächtnis D. Fabers. S. 320.

Dazu als Beilage der 15. Jahresbericht des Allgem.-evang.-protest. Missions-Vereins.

Unsere Aufgabe.

Von Prediger Dr. Arndt.

Nach dreizehnjährigem Bestehen tritt unsere „Zeitschrift für Missionskunde und Religionswissenschaft“ in dem neuen Gewande eines Monatsorgans vor die Öffentlichkeit. Unter einem glücklichen Sterne begann sie ihren Lauf im Jahre 1886. Mit dem Jahre 1884 erlebte die evangelische Mission einen neuen Aufschwung. Wie am Anfange unseres Jahrhunderts der schlafende Missionssinn in der evangelischen Christenheit zu neuem Leben erwachte, so hob im letzten Viertel des „Missionsjahrhunderts“ mit der deutschen Kolonialära eine neue Periode protestantischer Missionsgeschichte an. Unsere Missionszeitschrift durfte daher auf Interesse und Teilnahme auch in den Kreisen rechnen, die sich bis dahin der Mission verschlossen hatten. Als Organ des Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsvereins hatte sie zunächst die Sache dieses jungen Missionsunternehmens zu vertreten. Es gelang ihr aber auch durch ihr Bemühen, der Aufgabe einer allgemeinen Missionszeitschrift gerecht zu werden, in solchen Kreisen Eingang zu finden, die dem Missionsvereine ferner standen.

Seitdem ist der Sinn für die Mission in der evangelischen Christenheit gewachsen. Es gilt fast überall als selbstverständliche kirchliche Ordnung, in unseren Gemeinden Missionsfeste zu veranstalten. Wo es nur möglich ist, werden in unserer schon so vereinsmüden Zeit Gruppen und Vereinigungen zur thatkräftigen Unterstützung der Mission gegründet. Auf Synoden und kirchlichen Konferenzen aller Art gehören Missionsthemata nicht mehr zu den Ausnahmen. Unsere Tageszeitungen bringen Notizen über die Vorgänge auf den Missionsfeldern. Und wenn auch die politische Presse mit Vorliebe ihr Interesse der katholischen Mission zuwendet und aus den Berichten von Forschungsreisenden, die den „civilisatorischen Leistungen“ der katholischen „Missionäre“ eine überschwengliche Bewunderung zollen, ihre Missionskenntnis schöpft, so ist doch soviel erreicht, daß die Missionsfrage nicht mehr totgeschwiegen werden kann. Freilich eine fast unüberwindliche Gleichgültigkeit, wenn nicht geradezu Abneigung gegen die Mission besteht noch immer in zahlreichen Kreisen unseres Volkes. Namentlich aus Ostasien, wo unsere Sendboten das Evangelium ausbreiten, ertönen noch heute Stimmen von Kaufleuten, die der Mission oder doch ihrem seitherigen Betriebe nicht den geringsten guten Einfluß auf die Eingeborenen zuschreiben. Summarische Urteile blenden stets die große Menge, besonders wenn sie mit dem Nimbus des Sachverständnisses sich schmücken. Darf aber ein Missionskritiker den Titel des „Sachverständigen“ beanspruchen, wenn er sich sein Urteil nur nach den oft übel beleumundeten in den Hafenstädten sich ansammelnden „christlichen“ Individuen gebildet hat? Der Kaufmann und ebenso der Diplomat waren stets die schlechtesten Zeugen des Missionserfolges. Nur wer mit dem gesunden, tüchtigen Kerne eines heidnischen Volkes, seinem arbeitenden, lernenden und strebenden Mittelstande in Be-

rührung kommt, kann beurteilen, ob in der Volksseele ein lebendiges Verlangen nach einer besseren Religion sich regt, und ob die Mission bei den bekehrten Heiden die rechten Früchte gebracht hat. Gott sei Dank! Gerade in den letzten Jahren hat es an Stimmen auch aus außertheologischen Lagern nicht gefehlt, die das gute Recht der Mission, an der Erneuerung der Heidenwelt mitzuarbeiten, freudig anerkannt und ihren Erfolgen gerechtes Lob gespendet haben. Gleichwohl besteht auch heute die Aufgabe in ihrem vollen Umfange, die Teilnahme für die Mission in der evangelischen Christenheit zu wecken, besonders in den Ländern deutscher Zunge. Unsere angelsächsischen Vettern diesseits und jenseits des Weltmeeres sind uns in thatkräftiger Förderung der Mission weit voraus und noch immer hat die ironische Frage: What can we exspect from Germany? eine gewisse, für uns höchst schmerzliche Berechtigung.

Es wird daher unser erstes und höchstes Bestreben sein, unsere Zeitschrift auch in ihrer neuen Gestalt der Weckung des Missionssinnes und der Steigerung des Missionsinteresses dienstbar zu machen. Das kann aber nur so geschehen, daß wir uns bemühen, so erschöpfend als möglich über die gesamte evangelische Missionsarbeit zu orientieren. Interesse bringt man einer Sache nur dann entgegen, wenn man sie kennt. Kenntnis aber der Mission vermittelt ein Organ nicht durch Mitteilung einzelner Ereignisse vom Missionsfelde, etwa durch sog. Missionsanekdoten, die mit Recht immer tiefer in ihrem Ansehen gesunken sind, sondern nur durch gründliche Berichterstattung. Wird es auch uns nicht immer möglich sein, durch umfängliche Rundschauen einen vollen Überblick über die gesamte Mission zu geben, so wollen wir doch eine möglichst tiefe und genaue Erfassung der Missionsprobleme anstreben und das einzelne stets unter große Gesichtspunkte stellen. Neben der neueren soll auch die ältere Missionsgeschichte zu ihrem Rechte kommen. Es giebt noch so manches Gebiet der Kirchengeschichte, das erst durch eine sorgfältige Untersuchung der Gründe, der Art und des Wesens der Ausbreitung des Evangeliums sein volles Licht erhält. Namentlich ist es die älteste Kirchengeschichte, die eine monographische Behandlung von Detailfragen der Mission fordert.

Wie notwendig aber neben der Missionsgeschichte eine wissenschaftliche Darstellung der Missionsmethode ist, hat der erste grundlegende Versuch der Warneck'schen „Evangelischen Missionslehre" gezeigt. Aus der Zeit des Experiments sind wir noch längst nicht herausgekommen. Noch jetzt vertraut der ausziehende Missionar der künftigen Praxis als seiner besten Lehrmeisterin. Selbst im Islington College der Church Missionary Society zu London versuchte unser Missionar Karl Munzinger vergeblich, in den sog. missionstechnischen Vorlesungen über die Missionsmethode sich zu unterrichten (vgl. K. Munzinger, Die Japaner S. 315). Und unsere Leser erinnern sich, welches Aufsehen die Schrift des Missionars D. Nevius vor einigen Monaten erregte, die eine ganz neue Heranbildung und Verwendung von Nationalhelfern auf dem Missionsgebiet empfahl (vgl. Z. M. R. 1898, S. 65 u. ff.). Wie lehrreich würde es sein, wenn erst quellenmäßig, erschöpfend, in systematischer Ordnung die Geschichte der Missionsmethode wenigstens auf einem einzelnen Missionsfelde dargestellt werden könnte! Von diesem Ideale mögen wir noch weit entfernt sein, — sich

ihm zu nähern, bleibt gleichwohl unsere Pflicht. Unser Bestreben wird es daher sein, unablässig zur biblischen Begründung, systematischen und historiographischen Behandlung der Missionsmethode anzuregen und ihr den breitesten Raum in unserem Organe zu gewähren.

Welch eine unübersehbare Fülle von besonderen Aufgaben ergiebt sich aber, sobald mit der gründlichen Beleuchtung der Missionsmethode Ernst gemacht wird! Es ist längst nicht mehr nur der Grundsatz unseres Missionsvereins, an die bei den heidnischen Völkern schon vorhandenen Wahrheitselemente die Verkündigung des Evangeliums anzuknüpfen. Mag auch die Sturm- und Drangperiode des neu erwachten Missionstriebes noch nicht vorüber sein, — moderne Evangelisationstheorien, die eine Christianisierung der ganzen Heidenwelt in kürzester Frist fordern (vgl. Warneck, Abriß einer Geschichte der protestantischen Missionen 1898, S. 96 u. ff.), verwirren noch die Köpfe, — so ist es doch für alle ernsten Vertreter evangelischer Missionsarbeit selbstverständlich geworden, zuvor die religiöse Gedankenwelt eines Volkes zu studieren, ehe mit der Predigt des Evangeliums begonnen wird. Die vergleichende Religionsgeschichte ist für den Missionar unentbehrlich; — wir wissen, wieviel diese Disziplin den Missionaren verdankt, aber wir sollten es auch nicht vergessen, daß es der Missionar ist, der den ersten direkten Nutzen aus ihr zieht. Aus dem Stadium der Materialiensammlung sind wir auch jetzt noch nicht herausgekommen, dennoch wird unsere Zeitschrift allen Versuchen einer wissenschaftlichen Gesamtdarstellung der Religionsgeschichte die gebührende Beachtung schenken und sich selbst an der Lieferung von Steinen für den künftigen wohl fundamentierten und fest gefügten Bau nach Kräften beteiligen. Ohne die Grundlage einer genauen Volks- und Landeskunde schwebt die religionsgeschichtliche Forschung in der Luft. Und nicht allein für seine religionswissenschaftlichen Forschungen, weit mehr noch für seine missionarische Arbeit selbst bedarf der Missionar tüchtiger ethnologischer und ethnographischer Kenntnisse. Er muß fortgesetzt Land und Leute studieren. Eine ganz neue Wissenschaft, die Völkerpsychologie, hat sich in unseren Tagen gebildet. Es war uns eine herzliche Freude, daß unser Missionar Munzinger in seinem bereits erwähnten Buche einen höchst wichtigen und wertvollen Beitrag zu dieser Wissenschaft geliefert hat.

Endlich erfordert der breite Zusammenhang, in den die Mission mit anderen Kulturbestrebungen der Gegenwart, mit der Kolonisation, der Einführung abendländischer Kultur in die heidnischen Länder u. s. w. tritt, gerade von einer Missionszeitschrift ein gründliches Eingehen auf alle Fragen, die sich aus diesen Berührungen der Mission mit moderner Kulturarbeit ergeben.

Wir sehen die Morgenröte einer neuen Zeit über die ostasiatische Völkerwelt emporsteigen, — große Aufgaben hinterläßt das scheidende Jahrhundert der europäischen Christenheit. Wir wünschen von ganzem Herzen, daß diese großen Aufgaben auch unsere evangelische Christengemeinde groß finden! Gegenüber der Heidenwelt ist jeder evangelische Christ ein „Haushalter über Gottes Geheimnisse". Wehe uns, wenn wir in dieser großen Zeit nicht treu erfunden werden!

So gehe denn unsere Zeitschrift aufs neue aus und trage auch in

ihrer neuen Gestalt zur Weckung des Missionssinnes, zur Förderung des Missionseifers, zur Kenntnis der Missionsarbeit, zur Vertiefung der Missionsprobleme und zum Ausbau der Missionswissenschaft auf evangelischem Grunde bei![1])

Das Recht der Entwicklungstheorie in der Religionswissenschaft.

Von Professor D. **Pfleiderer** in Berlin.

Daß die Kenntnis der heidnischen Religionen eine unentbehrliche Voraussetzung für erfolgreiche Missionsthätigkeit ist, wird kaum jemand bestreiten. Trefflich sagt Warneck in seiner „Evangelischen Missionslehre" 3. Abt.: „Der Missionar muß die Heiden verstehen, ehe sie ihn verstehen; er muß zuvor in seinem eigenen Geist die Auseinandersetzung mit der heidnischen Anschauungsweise vollzogen haben, ehe er ihr in Predigt, Unterricht und litterarischer Arbeit erfolgreich entgegentreten kann. Die unerläßliche Voraussetzung zu dieser innerlichen Auseinandersetzung ist aber ein gründliches Studium". Und zwar hat dieses Studium, wie Warneck weiter ausführt, für den Missionar nicht bloß ein pathologisches, sondern das praktische Interesse, die Heiden von der Unzulänglichkeit ihrer Religion zu überzeugen und für das Christentum zu gewinnen. Zu diesem Zweck muß er „die Funken des Lichts und der Wahrheit liebevoll aufsuchen, die bruchstücklich, verhüllt und mißverstanden jede Religion enthält. Angesichts solcher Licht- und Lebenskeime in den heidnischen Religionen darf der Missionar erklären: Ich bin nicht gekommen, nur aufzulösen, sondern auch zu erfüllen; was ihr sehnend sucht und nur ahnend habt, das bringe ich euch; den Gott, den ihr unwissend oder halbwissend verehrt, den verkündige ich euch".

Diese trefflichen Worte Warnecks (a. a. O. S. 120, 124, 127) können wir nur unterschreiben; es sind genau die Grundsätze, von denen unser Missionsverein von Anfang ausgegangen ist. Eben darum möchte ich vermuten, daß auch in der Frage nach der Methode des religionsgeschichtlichen Studiums unsere Ansichten nicht so weit auseinanderliegen dürften, wie er anzunehmen scheint, wenn er sagt: „Mit der Anwendung der Entwicklungstheorie auf das religiöse Leben der Menschheit wäre das Missionsrecht, der Missionstrieb und der Missionserfolg in Frage gestellt". (S. 117.) Nun bekennen wir uns allerdings zu der Meinung, daß die Religion geschichtlich verstehen soviel heiße, wie die Entwicklungstheorie auf sie anwenden. Aber warum damit das Recht der Mission in Frage ge-

[1]) **Anmerkung der Red.** Auf unsere Anfrage hat sich eine große Zahl von Theologen und Vertretern der mit der Mission sich berührenden Wissenschaften bereit erklärt, an unserer Zeitschrift in ihrer erweiterten Gestalt mitzuarbeiten. Auf dem Titelblatte sind die Namen unserer Mitarbeiter zum Teil verzeichnet, und der Verfasser dieses Vorworts auf Wunsch der seitherigen beiden Mitherausgeber Pf. D. **Buß** und Pf. J. **Happel** als alleiniger Herausgeber genannt worden, da die eigentliche Redaktionsarbeit am besten, wie es sich herausgestellt hat, in einer Hand ruht.

stellt sein sollte, das vermögen wir nicht einzusehen. Wenn doch Warneck selbst in den heidnischen Religionen Wahrheitskeime anerkennt, die im Christentum ihre Erfüllung finden, so ist damit zugestanden, daß jene sich zu diesem wie eine niedere Vorstufe zum Höheren, zum Gipfel der Entwicklung verhalten. Gerade im Begriff der „Entwicklung" liegt ja der teleologische Gesichtspunkt, daß das Niedere dazu bestimmt sei, in das Höhere überzugehen, daß es als die unvollkommene Stufe der Vorbereitung kein Recht mehr habe, sich dem erschienenen Vollkommenen gegenüber zu behaupten. Dann hat also die Christenheit, die im Besitz der vollkommenen Religion ist, die Aufgabe, diese den noch auf niederen Stufen der religiösen Entwicklung stehenden Heiden zu bringen, weil das Vollkommene eben das ist, worauf von Anfang die gesamte religiöse Entwicklung der menschlichen Gattung abzielte und worauf also auch alle Völker ein göttliches Anrecht haben. Wollte man dagegen den Einwand erheben, daß die heidnischen Völker schon von selbst aus ihrer jetzigen Religion heraus sich zur höchsten Wahrheit erheben könnten, so wäre diese Meinung eine gründlich verfehlte Anwendung der Entwicklungstheorie. Denn diese besagt ja keineswegs, daß das Höchste in der Religion von jedem beliebigen Punkt ihres geschichtlichen Verlaufes aus gleich gut erreichbar sei, was allen Gesetzen der Lebensentwicklung in Natur und Geschichte völlig widerspräche. Vielmehr ist nach allen sonstigen Analogien anzunehmen, daß auch in der Religion das Höchste nur einmal in die Erscheinung treten konnte, da wo alle geschichtlichen Bedingungen dafür so günstig vorbereitet waren, wie in Israel zur Zeit Jesu, in dessen Persönlichkeit die ganze vorausgegangene religiöse Entwicklung seines Volkes sich wie in einem Gipfelpunkt zusammenfaßte. Von diesem nur einmal in der Weltgeschichte gegebenen Punkte aus kann die vollkommene Religion nur durch Übertragung auf andere Völker sich ausbreiten und findet in diesen um so willigere Aufnahme, je mehr die Empfänglichkeit dafür durch ihre ganze Religions- und Kulturentwicklung gereift ist. Daß ihnen dagegen die selbständige Potenz zur Hervorbringung des Höchsten nicht innewohnt, das ergiebt sich deutlich genug aus dem geschichtlichen Thatbestand. Denn wäre jene reale Produktionskraft in ihnen vorhanden, warum hätte sich dann die Möglichkeit im Lauf der Jahrhunderte nicht längst verwirklicht? Ihre jahrtausendlange Stagnation ist der klare Beweis dafür, daß ihnen keine schöpferische religiöse Kraft innewohnt, daß vielmehr der religiöse Entwicklungsgang bei ihnen in eine Fehlrichtung geraten ist, aus der es keinen Ausgang, keinen spontanen Fortschritt mehr giebt, deren Heilung also nur durch Mitteilung der Wahrheit von außen, durch christliche Mission denkbar ist. Sonach meine ich, daß durch die recht verstandene Entwicklungstheorie Recht und Pflicht der Mission nicht nur nicht in Frage gestellt, sondern vielmehr begründet werde.

Ein anderer Einwand gegen die Entwicklungstheorie in der Religionsgeschichte wird daraus entnommen, daß sie, wie man meint, die Religion zu einem natürlichen Erzeugnis des Menschengeistes mache und ihre Begründung in göttlicher Offenbarung verneine. Auch das beruht auf einer falschen Fassung jener Theorie, die auf uns nicht zutrifft. Wir meinen, daß die Religion in jeder ihrer Erscheinungsformen ein Produkt aus göttlicher Offenbarung und menschlichem Glauben sei, also nirgends ohne einen

göttlichen Grund, nirgends aber auch nur göttlich, sondern überall und immer beides zugleich, göttlich und menschlich, übernatürlich und natürlich, ein himmlisches Licht, aber gebrochen im mehr oder weniger trüben Medium des menschlichen Bewußtseins. Und wir hoffen auch hierüber mit Warneck und seinen Freunden uns am Ende wohl verständigen zu können, sofern ja auch er „Funken des Lichts und der Wahrheit" in den heidnischen Religionen liebevoll anerkannt sehen will. Woher sollen denn diese Lichtfunken kommen, wenn nicht aus dem göttlichen Logos, der das Licht der Menschen heißt, das jeden Menschen erleuchtet? Das kann sich nicht auf eine am Anfang der Geschichte gegebene und dann wieder verloren gegangene „Uroffenbarung" beziehen, sondern nur auf die fortwährende innergeistige Offenbarung des göttlichen Geistes, auf die auch die paulinischen Sprüche hindeuten von dem in die Herzen der Heiden geschriebenen Gottesgesetz, vom Sehen der Gottheit aus ihren Werken mittelst der Vernunft, von dem tastenden Suchen der Heiden nach dem Gott, der nicht ferne sei von einem jeden unter uns, da wir göttlichen Geschlechts seien. Überall, wo Gottesbewußtsein ist, ist auch in irgendwelchem Grade eine Offenbarung Gottes im Menschen, denn wie sollte dieser sonst zu einem Bewußtsein von Gott kommen? Warneck hat selbst treffend gezeigt, daß zwar die bestimmte Form des Gottesglaubens durch geschichtliche Verhältnisse zu erklären sei, aber sein Dasein überhaupt auf übergeschichtlichem Grund, auf göttlicher Anlage beruhe. Eben das ist auch unsere Meinung; wir sehen im Gottesbewußtsein eine Gottesoffenbarung, einen göttlichen Keim im Menschen, der sich aber vermöge seiner Verbindung mit dem jeweiligen Inhalt des Selbst- und Weltbewußtseins ebenso natürlich entwickelt, wie alle anderen Anlagen unserer Gattung. Sonach scheint darüber Einverständnis zu herrschen, daß in der außerbiblischen Religion trotz ihrer natürlichen Entwicklung und in dieser eine Gottesoffenbarung stattfinde.

Sollte nun etwa bei der biblischen Religion dieses *Ineinander beider Seiten, der göttlichen und menschlichen*, nicht festzuhalten, sondern hier die Offenbarung in der Art zu denken sein, daß sie die menschlich-natürliche Entwicklung ausschlösse? Fast scheint es, als ob das die Meinung unserer Gegner wäre, und doch können wir nicht glauben, daß sie mit derselben vollen Ernst machen wollen. Was zunächst die alttestamentliche Religion betrifft, so würden sie sich mit den Thatsachen der Geschichte und mit deutlichen Aussagen der neutestamentlichen Schriften in offenbaren Widerspruch setzen, wenn sie alles in ihr, auch das mosaische Ceremonialgesetz und die national-politische Seite der prophetischen Verheißungen, für reine Gottesoffenbarung ohne jede zeitgeschichtlich bedingte, natürlich-menschliche Form der Auffassung ausgeben wollten. Hat doch Paulus das jüdische Gesetz den schwachen Weltelementen zugezählt, die nur eine pädagogische Bedeutung für die Zeit der Unmündigkeit der Gottessöhne hatten! Und betrachten wir die Propheten, so ist zwar gewiß zuzugeben, daß sie nicht bloß aus den Zuständen ihrer Umgebung zu erklären sind, da sie ja zu ihren Zeitgenossen meistens im Gegensatz standen und deren niederer sinnlicher Denkweise die hohen sittlichen Ideale entgegenstellten, die in ihrem Herzen und Gewissen als göttliche Wahrheit aufgegangen waren. Aber ebenso gewiß ist doch auch andererseits, daß die Propheten Kinder ihrer Zeit und ihres Volkes waren, und daß die Ideale, die sie vermöge ihres kräftigen Gottesbewußtseins und zarten Gewissens klarer und reiner als ihre Umgebung

zu erschauen vermochten, von den Zeitverhältnissen bedingt waren. Man ist doch wohl heutzutage allgemein darüber einverstanden, daß die Propheten nicht Wahrsager waren, auch nicht Lehrer allgemeiner abstrakter Wahrheiten oder jenseitiger Geheimnisse, sondern daß sie begeisterte Zeugen des reineren sittlichen Gottesglaubens im Kampfe wider die Gottlosigkeit und Scheinfrömmigkeit ihrer Umgebung waren; gerade die Übel ihrer Zeit, die Thorheit und Blindheit der Menge, die Ungerechtigkeit der herrschenden Klassen, die Verkehrung der Religion in unfruchtbares Ceremonienwesen wirkte auf ihre zarter besaitete Seele als Sporn und Stachel; das Gefühl des Übels erregte ihr sittliches Urteil oder Gewissen zur Kritik der bestehenden Zustände, und aus der Kritik erwuchs für sie das neue Ideal, das sich ihnen als die rettende Macht aus der Not der Zeit aufdrängte. So wurden sie die Verkünder einer höheren Wahrheit, die dem früheren Irrtum gegenüber als ein Neues, eine Offenbarung erschien, und doch zugleich nur eine folgerichtige Entwicklung des schon bisher vorhandenen Glaubens an Jahve, den Gott Israels, und weiter zurück des menschlichen Gottesbewußtseins überhaupt war. Kurz, die Propheten waren Träger einer Offenbarung, die sich durch die natürliche Geschichtsentwicklung des israelitischen Volkes vermittelte, in welcher der kausale und teleologische Faden nirgends abgerissen, sondern alles Frucht und alles Samen ist.

Bleibt also noch das Christentum. Hier wenigstens, so sagt man uns, bei dem Ursprung des Christentums kann von Entwicklung keine Rede sein, denn nicht aus der Geschichte, sondern aus der Ewigkeit stammt das Christentum, nicht aus der Menschheit, sondern aus der Gottheit und aus dem Himmel stammt Christus! Wiefern wir auch solchen Sätzen eine gewisse Berechtigung zugestehen können, mag sich später zeigen. Zunächst haben wir rund und offen zu bekennen, daß allerdings mit der überkommenen und wörtlich verstandenen Lehre vom übermenschlichen Ursprung des Christentums die Entwicklungstheorie sich nicht vereinigen läßt; denn sie setzt voraus, daß alles Geschehen in Raum und Zeit den Gesetzen von Raum und Zeit unterliegt, also in einem stetigen Zusammenhang von Ursachen und Wirkungen sich vollzieht, der das Hereintreten von Wunderwesen ausschließt. Sollen wir nun etwa darum die sonst überall auch in der Religionsgeschichte sich bewährende Entwicklungstheorie an der Schwelle des Christentums fallen lassen und damit auf dessen wissenschaftlich-geschichtliches Verständnis verzichten? oder werden wir nicht berechtigt sein, das vorgebliche Faktum eines rein übernatürlichen Ursprungs des Christentums zunächst darauf hin näher zu untersuchen, was denn an ihm wirkliches Faktum und was etwa nur die Auffassung der religiösen Überlieferung, also die Meinung der früheren Menschen über das Faktum sei?

Hierbei kommen uns nun zwei weitere mit dem Evolutionismus eng zusammenhängende Methoden der heutigen Religionswissenschaft: Die Vergleichung der verschiedenen Religionen und die Kritik der Quellen, sehr wirksam zu Hilfe. Jene zeigt uns zahllose Analogieen von Göttersöhnen und Inkarnationen von Göttern in den Sagen vieler Religionen; teils sind es alte Göttermythen, die das hilfreiche Auftreten göttlicher Macht in menschlicher Erscheinung veranschaulichen (Herakles, Krischna), teils sind es geschichtliche Persönlichkeiten von Helden, Weisen und Heiligen, welche die Legende zu Göttersöhnen erhoben hat, wie Buddha, Alexander M., Plato;

von letzterem ist die Legende, daß seine Mutter ihn vom Gott Apollo empfangen habe, noch zu seinen Lebzeiten entstanden, wie aus der von seinem Neffen ihm gehaltenen Leichenrede erhellt. Daß dies eine Legende sei, die ihren psychologischen Entstehungsgrund in dem Eindruck der außerordentlichen Weisheit dieses Mannes gehabt habe, ist schon von Kirchenvätern bemerkt worden; den naheliegenden Analogieschluß auf die Entstehung der Apotheose Jesu haben sie zwar nicht gezogen, sind aber wir zu ziehen um so gewisser berechtigt, da wir durch die Kritik der Quellen die Einsicht gewonnen haben, daß die Sagen von der Übernatürlichkeit der Person Jesu sich in mannigfachen, unter einander vielfach nicht übereinstimmenden Variationen gebildet und erst allmählich zu dem Wunderwesen des kirchlichen Gottmenschen zusammengeballt haben; von dem Bild des Propheten, den Gott gesalbt hat mit Geist und Kraft und durch die Auferweckung erhöht zum Herrn und Christus (Act. 2, 22. 36. 10, 38), bis zu der Fleischwerdung des uranfänglichen göttlichen Logos und wieder von dieser bis zu dem Gottmenschen der zwei Naturen in einer Person ist ein weiter Weg, dessen verschiedene Stationen die neutestamentliche und patristische Theologie nachzuweisen in der Lage ist. Also nicht darum kann es sich noch heute handeln, daß die evolutionistisch-geschichtliche Betrachtung vor dem „Faktum" des fleischgewordenen Gottes verstummen müßte, sondern die Vorstellung von der Fleischwerdung der Gottheit in der Person Jesu ist eben der Gegenstand unserer historisch-kritischen Analyse, und wir können ihre Entwicklung unter dem Zusammenwirken verschiedener Motive, die in dem damaligen Zeitbewußtsein natürlicherweise gegeben waren, sehr deutlich nachweisen.

Aber muß diesen Vorstellungen nicht doch auch ein geschichtlicher Kern zu Grunde liegen? Wie hätten sie ohne einen solchen überhaupt entstehen können? Natürlich ist diese Frage zu bejahen, und auch darüber ist kein Streit möglich, daß wir den der ganzen Bewegung zu Grunde liegenden Kern in der religiösen Persönlichkeit Jesu zu finden haben, näher in seinem Bewußtsein der Gotteskindschaft. Hierbei ist aber ein doppeltes wohl zu beachten: einmal daß dieses Bewußtsein zum Inhalt nur hatte das sittlich-religiöse Verhältnis zu Gott, diese innere Erfahrung des Gemüts von der wechselseitigen Verbundenheit von Gott und Mensch in väterlicher und kindlicher Liebe, nicht aber irgendwelche physische oder metaphysische Voraussetzungen dieses religiösen Verhältnisses, die als solche nicht Gegenstand der inneren Erfahrung hätten sein können, und von denen auch der geschichtliche Jesus nach den ältesten Quellen nichts ausgesagt hat; sodann ist zu beachten, daß dieses kindschaftliche Verhältnis zu Gott von Jesus nicht als sein ausschließliches Privilegium in Anspruch genommen wurde, sondern daß er im selben Sinn wie von „meinem Vater" auch von „eurem, unserem Vater im Himmel" sprach und alle aufforderte, durch sittliche Verähnlichung mit Gott zu wahren Kindern Gottes zu werden. Hiernach kann die Gotteskindschaft Jesu nicht als eine seine Person aus dem allgemeinen Rahmen der Menschheit hinausrückende Besonderheit von übernatürlicher, einzigartiger Beschaffenheit gedacht werden, sondern als eine allgemeine Wahrheit, ein von allen zu realisierendes Ideal, das nur im Bewußtsein Jesu zuerst mit solcher Klarheit und Kraft aufgegangen ist, daß es das bestimmende Prinzip seines Lebens und der Quellpunkt des neuen religiös-sittlichen Gesamtlebens seiner Gemeinde wurde.

Liegt also hierin, in dem Auftreten und Wirksamwerden der religiösen Idee der Gotteskindschaft im Bewußtsein Jesu, der von den mythischen Schalen gelöste Kern des Ursprungs des Christentums, so ist damit, wie mir scheint, auch schon die Frage, von der wir ausgingen, nach der Anwendbarkeit der entwicklungsgeschichtlichen Methode auf den Ursprung des Christentums beantwortet, nämlich in bejahendem Sinn. Freilich weiß ich, daß es manche Theologen giebt, die zwar mit uns den Keim des Christentums in dem religiösen Selbstbewußtsein Jesu finden, aber doch vor der rein geschichtlichen Betrachtung dieser Persönlichkeit sich scheuen und ihr eine den Gesetzen des geschichtlichen Werdens sich entziehende übernatürliche Ursprünglichkeit und absolute Autorität zuschreiben zu müssen glauben. Man mag die psychologischen Motive dieser Meinung verstehen und ehren, wird sie aber doch vor dem Forum des wissenschaftlichen Denkens nicht haltbar finden können. Der Beweis wird sich nie führen lassen, daß es irgend eines Wunders bedurft habe, um im Geist eines frommen Israeliten, der an den Propheten und Psalmen sich gebildet hatte, die Idee der Gotteskindschaft aufgehen und zum beherrschenden Mittelpunkt seines Denkens und Fühlens und Handelns werden zu lassen. War doch diese Idee in der vorausgehenden Geschichte sowohl der jüdischen als der heidnischen Religionen so vielfach vorbereitet, daß man sie wohl als den Brennpunkt bezeichnen kann, in dem, als die Zeit erfüllet war, die mannigfachen Strahlen religiös-sittlicher Erkenntnis sich einheitlich zusammenschlossen. Weist man aber darauf hin, wie ferne das pharisäische Judentum zur Zeit Jesu diesem Ideal gestanden habe, so ist zu erwidern, daß eben der Kampf gegen die Heillosigkeit des verknöcherten Gesetzeswesens vorzüglich geeignet war, in der Seele eines wahrhaft frommen Israeliten das Ideal der kindschaftlichen Frömmigkeit zum Durchbruch kommen zu lassen. Es war hier nicht anders als bei den Propheten und Reformatoren aller Zeiten: An dem Gegensatz gegen die Verderbnis der empirischen Gegenwart entzündet sich in der rein gestimmten Seele das höhere Ideal, welches einmal ausgesprochen zum lösenden Wort des Rätsels und zum erlösenden Prinzip aus der Not der Zeit wird. Daß es bei Jesu nicht bloß ein relatives Ideal neben anderen, sondern das höchste, das erfüllende Ideal der ganzen religiösen und sittlichen Menschheitsentwicklung war, ist ganz richtig, ändert aber garnichts an der Form seiner Offenbarung, an der mit allen sonstigen Analogien übereinstimmenden Art seiner psychologischen Vermittlung und seines geschichtlichen Auftretens.

Der Beweis dafür, daß die entwicklungsgeschichtliche Betrachtung hier so gut wie überall sonst in ihrem Rechte bleibt, läßt sich übrigens auch positiv führen. Denn allerdings ist es eine unabweisliche Konsequenz jener Betrachtungsweise, daß jede geschichtliche Erscheinung, wie sie durch die Zeitverhältnisse ursächlich bedingt ist, so auch an den Schranken alles Zeitlichen irgendwie teilhat, also nicht unmittelbar für etwas Absolutes, für eine nach Form und Inhalt unfehlbare Autorität gelten kann. Daß von diesem durchgängigen Gesetz der Relativität alles Geschichtlichen auch die Person Jesu keine Ausnahme macht, kann, wie ich meine, keine ehrliche Geschichtsbetrachtung in Abrede stellen. Wohl war der Inhalt seines religiösen Bewußtseins, die Idee der menschlichen Gotteskindschaft, eine absolute Wahrheit, eine alles Frühere erfüllende und alle Folgezeit bestimmende

Offenbarung; aber die Form, in der sich diese absolute Wahrheit in seinem persönlichen Bewußtsein und Leben darstellte, war thatsächlich noch weit entfernt von absoluter Vollkommenheit, denn sie war unvermeidlich behaftet mit den Unvollkommenheiten der Denkweise seiner Zeit und Umgebung, deren Kind auch Jesus so gewiß gewesen ist, wie jeder Genius das Kind seiner Zeit ist. Die neuere Forschung über das Leben Jesu hat diese zeitgeschichtlich bedingte Form und Schranke des persönlichen Bewußtseins Jesu mit immer steigender Klarheit von allen Seiten ins Licht gestellt; es sei nur erinnert an Jesu Stellung zum Gesetz, zur Heidenfrage, zur nationalen Idee des Messiasreichs, zum gesetzlichen Lohnbegriff und zur jüdischen Eschatologie überhaupt, womit auch die asketisch-weltflüchtige Seite seiner Ethik im engsten Zusammenhang steht. Man kann vor diesen Dingen die Augen verschließen, um die geschichtliche Erscheinung Jesu mit dem absoluten Ideal der Gotteskindschaft unmittelbar in eins zusammenzuschauen, aber die geschichtliche Betrachtung darf sich eben diese Verwechslung von Ideal und individueller Erscheinung nicht erlauben; sie darf es nicht, weil sie damit den Thatsachen der Geschichte nicht gerecht würde, und weil sie damit sich das Verständnis für die weitere Entwicklung der von Jesus ausgegangenen religiösen Bewegung unmöglich machen würde.

Überall, wo neue Wahrheiten in das Bewußtsein der Menschen eintreten, sind ihre ersten Träger noch weit entfernt davon, die ganze Tragweite ihrer Konsequenzen zu überblicken; sie halten vieles Überkommene noch unbefangen fest, ohne seine sachliche Unvereinbarkeit mit dem neuen Prinzip zu durchschauen, und sie haben von der umbildenden Macht des neuen Prinzips für die mannigfachen Beziehungen des Denkens und Lebens noch keine Ahnung, weil sie noch keine konkrete Erfahrung davon haben; darum stellt sich das neue Prinzip in ihrem Bewußtsein bei aller Kräftigkeit seiner ursprünglichen Geltendmachung doch noch weder in seiner Reinheit noch in seiner umfassenden Bedeutung dar. Erst im Verlauf der Zeit, wenn das neue Prinzip zum Gemeingut vieler geworden und als Sauerteig auf die gesamte Masse des konkreten Lebens einzuwirken begonnen hat, kann es auch die ganze Fülle der in ihm verschlossenen Gedanken und Kräfte entfalten. Nun stellen sich die mannigfachen und wechselnden Versuche ein, die Eigenart des neuen Prinzips bald von dieser bald von jener Seite aus für die Erkenntnis zu fixieren und im Leben zu realisieren, Versuche, die natürlich immer an Einseitigkeit leiden, die aber doch notwendig sind, um das neue Prinzip von den Eierschalen des Alten, mit denen es anfangs noch behaftet war, loszulösen, seinen Gehalt an neuen Geisteskräften zu entfalten und fruchtbar zu machen, kurz um seine Entwicklung im geschichtlichen Leben der Menschheit herbeizuführen. Daß auch das in Jesu geoffenbarte Prinzip der idealen Religion und Sittlichkeit, um in seiner reinen Wahrheit und befruchtenden Kraft erkennbar und verwirklicht zu werden, die anfängliche Form seiner zeitlich beschränkten Erscheinung durchbrechen und in die geschichtliche Entwicklung eingehen mußte, das beweist der ganze Verlauf des Christentums von der apostolischen Zeit bis auf die Gegenwart. Daß es in diesem Verlauf manche Formen angenommen, die uns als Trübungen und Entstellungen seiner echten Wahrheit erscheinen, ist freilich gewiß; nur sollten wir darüber nie vergessen, daß auch diese unvollkommenen Formen seiner Zeit nötig und nützlich waren als die zeitweiligen

Darstellungsmittel des unvergänglichen Geistes. Wenn wir heute das christliche Prinzip reiner zu erkennen vermögen als auf irgend einer seiner früheren Entwicklungsstufen, so ist das eben das Ergebnis dieses gesamten Entwicklungsverlaufes. Darum ist es ein Irrtum zu meinen, daß wir über diese ganze Entwicklung uns hinwegsetzen und nur einfach zum ersten noch unentwickelten Anfang zurückkehren können. Wo immer dies versucht wird, geschieht es auf Kosten der geschichtlichen Wahrheit mittelst einer meistens unbewußten Idealisierung der geschichtlichen Anfänge.

Aber bedarf denn nicht jede kirchliche Verkündigung der Veranschaulichung der christlichen Idee an der Person ihres ersten Mittlers und Trägers? Gewiß kann ihr dies nicht verwehrt werden, nur daß die Lehrer der Kirche sich dabei dessen bewußt bleiben sollten, daß sie dabei nicht unmittelbar Geschichte treiben, sondern das Geschichtliche zum Symbol des Ewigen machen; das hat die Kirche immer gethan, ihre ganze Christologie ist im Grunde nichts anderes als die Erhebung des geschichtlichen Christusbildes zum Symbol der christlichen Idee der sittlichen Gottmenschheit. Weil diese Idee in dem geschichtlichen Jesus erstmals als Lebensmacht erschienen ist, darum geschah es ganz natürlich, daß man ihn mit dieser Idee identifizierte und sein Leben unter dieser Beleuchtung betrachtete, ebendamit über die Schranken seiner individuellen geschichtlichen Existenz es emporhob. Das ist die Verklärung Christi im Glauben der Gemeinde, deren Wahrheit eine bleibende ist, eben sofern sie nicht die geschichtliche Wirklichkeit, den „Christus nach dem Fleisch" darstellen, sondern der Ausdruck der inneren Erfahrung der Herzen von der ewigen Wahrheit der Gotteskindschaft, von der in Jesu erschienenen heilsamen Gnade Gottes sein will. Unter diesem Gesichtspunkt kann man auch dem Satz eine gewisse Berechtigung zugestehen, daß der „Christus des Glaubens" sich der geschichtlichen Betrachtung entziehe; sofern er eben das unter einem symbolischen Bild angesehene Ideal der Gotteskindschaft ist, gehört er allerdings nicht zu den Gegenständen der Geschichtswissenschaft, die es mit Erscheinungen in Raum und Zeit zu thun hat, sondern er gehört, wie alle Ideale, in das Reich des Übergeschichtlichen und Ewigen, an das keine Geschichtskritik hinanreicht. Und wenn es von allen Idealen gilt, daß sie Offenbarungen des göttlichen im menschlichen Geiste sind, so wird erst recht vom höchsten Ideal gelten dürfen, daß es nicht von Menschen, sondern von Gott, nicht von der Erde, sondern vom Himmel stamme. Somit behält die schöne Symbolik der Weihnachtsbotschaft ihr gutes Recht, nicht trotz, sondern gerade auf Grund der konsequent durchgeführten entwicklungsgeschichtlichen Religionswissenschaft.

Japanisches.

XLIV. Eine Abschwörungsformel aus der Zeit der Christenverfolgung in Japan.

Kürzlich wurde in einem buddhistischen Tempel aus der Zeit der Verfolgung der katholischen japanischen Christen in der ersten Hälfte des 17. Jhdts., die bekanntlich eine der furchtbarsten Verfolgungen war, die

Christen je durchzumachen hatten, eine Abschwörungsformel aus dem Jahre 1635 aufgefunden, die die Bauern einer bestimmten Provinz unterzeichnen mußten und die in mancher Beziehung interessant ist. Dr. Christlieb schreibt darüber:

„Diese Formel ist einmal dadurch merkwürdig, daß sie eine Anzahl fremder Worte enthält, die aus dem Portugiesischen und Spanischen damals in die Sprache der japanischen Christen übergingen, z. B. yuramento für Schwur, das auch früher im Deutschen als Jurament gebraucht wurde, badereu für Priester, unser Pater, konfisan für Glaubensbekenntnis, unser Konfession, Deus für Gott, andscho für Engel, inferno für Hölle (das wir in dem Wort infernalisch haben). Maria wird Santa Maria genannt, Deus — Gott wird mit Himmelsherr übersetzt, für aussätzig steht das Wort rasaru, das am Lazarus entstanden ist.

Die Strafen, die der Abschwörende auf sich herabwünscht, sind buddhistische Gedanken: Fünf Arten von Abnahme der Kräfte und drei Arten von Hitze oder Fieber; ebenso ist die Hölle wohl die buddhistische Hölle. Am allerbezeichnendsten ist aber, daß die Abschwörenden, die also Christen sind, bei ihrem eigenen Gott und bei der Santa Maria schwören müssen, ihren Christenglauben abzulegen: Ihr eigener Gott und Santa Maria soll sie strafen, wenn sie wieder rückfällig werden! Man sieht, wie die Heiden auf der einen Seite eine starke Kraft zuerkennen mußten, auf der andern Seite aber auch, wie völlig religionslos und ohne jedes Verständnis für Religion diejenigen gewesen sein müssen, die eine so widersinnige Eidesformel sich ausdachten, nach der der Christengott selbst sich zum Helfer der Verfolger und zum Bestrafer seiner treuesten Bekenner hergeben würde! Die Formel selbst ist nur ein amtliches Formular ohne Unterschriften, das je nach Bedarf ausgefüllt werden mußte. Ich gebe im Nachstehenden eine getreue Übersetzung derselben.

Zeugnis über den Rücktritt vom Christenglauben.

1. Nachdem ich vom Jahre .... bis zum Jahre .... Christ gewesen bin, wechsle ich auf Grund des hohen Erlasses vom Jahre .... meinen Glauben, und zwar ohne jeden Rückhalt, und rechne mich von jetzt ab zu der .... Sekte.

2. Daß ich früher um die Erlaubnis nachgesucht habe, zum Christentum übertreten zu dürfen, das bereue ich jetzt und werde von jetzt ab bis zu meinem Tode nicht wieder zum Christentum zurücktreten; auch werde ich meine Frau und Kinder, Verwandte oder andere Leute nicht dazu überreden. Und auch, wenn von irgendwoher Priester kommen und mich zum Bekennen des Glaubens überreden wollen, so werde ich auf Grund meiner Unterschrift dieses Zeugnisses nicht darauf eingehen. Sollte ich je zu meinem früheren Christenglauben zurücktreten, so mache ich diesen Rücktritt durch den vorstehenden Eid zum voraus ungiltig.

3. Von dem Himmelsherrn droben, Deus (dem Himmelsgott), und von der Santa Maria (heilige Maria oder Mutter des Jesus) und von allen Engeln will ich Strafe erleiden, und wenn ich sterbe, so will ich in dem Inferno genannten Gefängnis in die Hände aller Teufel übergeben werden und eine endlos lange Zeit die Pein der 5 Abnahmen und der 3 Hitzen ertragen; außerdem will ich später in dieser Welt ein Lazarus

(Aussätziger) werden, und die Menschen sollen mich weiß-aussätzig und schwarz-aussätzig nennen. Auf diese Punkte schwöre ich diesen furchtbaren Eid.

10. Monat des Jahres Kwan ei (1635).

Provinz . . . Name und Siegel des Schwörenden.

Name und Siegel der Frau und der Söhne.

Die vorstehenden 3 Paragraphen haben alle abschwörenden Christen abzuschreiben; die zwei letzten haben alle Bauern und Dienstboten abzuschreiben, und die Ortsvorsteher haben die Unterschrift zu bescheinigen.

10. Monat. 10. Tag.

Stellvertreter des Regenten in Kyoto:

Isakūra Sūo no kami Shigemūne Kitayama.

Ortsvorsteher: . . . Bauer: . . .

Wie viele Thränen, welche Gewissensqualen mögen die Unterschriften dieser Formel gekostet haben! Danken wir Gott, daß er uns jetzt eine offene Thüre in diesem schönen Lande gegeben hat, und bitten wir, daß der Zeugenmut der alten japanischen Christen auch heute noch die Bekenner unseres Glaubens durchglühe!"

Chinesisches.

I. D. Faber's Werk über die chinesischen Klassiker,

von dem bis jetzt 6 Bände vorliegen, ist in der Juni-Nummer der North China Daily News von Dr. Muirhead, dem ältesten Missionar der Londoner Missionsgesellschaft in China, besprochen worden. Wir geben die Anzeige in wortgetreuer Übersetzung wieder, da sie einen vorzüglichen Einblick in die Anlage dieses für die chinesische Mission so wichtigen Werkes giebt und zugleich ein Zeugnis dafür ist, wie hoch die Arbeiten D. Faber's überall in chinesischen Missionskreisen geschätzt werden.

„Dies ist ein bedeutsames Werk und für den geschätzten Verfasser charakteristisch. Es ist das Ergebnis seines Unternehmens von der Missionskonferenz 1890 (in Shanghai) her, einen christlichen Kommentar zu den chinesischen Klassikern zu liefern, und es war ein schwieriges Problem, wie es auszuführen sei: Die beiden (Christentum und chinesische Klassiker) schienen unvereinbar, — aber das Problem ist so weit in einer höchst annehmbaren Weise gelöst worden. Nicht daß jedes Kapitel und jeder Vers vorgenommen und genau untersucht worden wäre, vielmehr sind die hauptsächlichsten Gegenstände und Ideen der Bücher summarisch ausgewählt und nach ihrem ursprünglichen Sinn, ihrer Verwertung und vom christlichen Standpunkt aus beleuchtet worden. Das bisher Herausgegebene ist nur die Einleitung zu dem, was noch folgen soll. Es ist gut, daß solch ein Werk in Beziehung zu dem Studium der Klassiker Chinas gebracht wurde, die doch die Grundlage der chinesischen Civilisation bilden und ohne Zweifel vieles Empfehlenswerte enthalten. Aber jenes Studium ist wenigstens höchst unvollständig und hat Grundsätze und eine Anwendung derselben im Gefolge gehabt und geheiligt, die jetzt die Hauptelemente in Chinas sozialem und litterarischem Leben sind, aber in vielen Beziehungen seinen besten Interessen schaden.

Eine bemerkenswerte Erscheinung des chinesischen Studiums ist der Stolz und der Widerstand gegen jede Umgestaltung und alles augenscheinlich Fremde, den es in die Gemüter der Studenten pflanzt. Sie betrachten dies Studium als ihre hohe Autorität, und darum halten sie es für notwendig, sich auf jede Weise zu widersetzen. Das ist der Gegenstand, den der Verfasser dieser Bände behandelt. Er will beweisen, daß die chinesischen Klassiker durchaus nicht gegen den Fortschritt im Studium der Wahrheit oder der Weiterverfolgung der Wissenschaften sind. Im Gegenteil, ihr Ziel und ihre Tendenz liegt in einer anderen Richtung. Man braucht nur den Schutt fortzuräumen, der sich in den Gemütern der Eingeborenen durch alle die Jahrhunderte hindurch angehäuft hat, und die Original-Urkunden zu prüfen mit der Absicht, die wirklich vorliegenden Thatsachen und ihre Beziehung zu den hauptsächlichsten Eigentümlichkeiten und Einrichtungen Chinas zu ermitteln. Indem dies D. Faber that, sah er sich genötigt, die weitverzweigte chinesische Litteratur aus alter und neuer Zeit, soweit sie die chinesischen Klassiker erläutert, in ihrer Verwendung der zahlreichen Elemente, die die thatsächliche Ordnung der Dinge in China begründen, zu durchforschen.

Die ersten beiden Bände befassen sich mit Form und Ursprung der chinesischen Schrift nach ihrer Eigenart und Besonderheit. Eine Fülle von Auskunft wird über diesen interessanten Punkt gegeben, und im Anschluß daran finden wir sehr gelehrte Untersuchungen über Alter, Echtheit, Unversehrtheit und Genauigkeit der chinesischen Klassiker. Unser Verfasser verfolgt in gewisser Beziehung die Richtlinien Dr. Legge's in seinen Prolegomena, jedoch ganz unabhängig von ihm, als das Ergebnis seiner eigenen chinesischen Studien und mit einer Gründlichkeit und Vollständigkeit, die nur ihm eigen ist. Es war notwendig, daß er bei diesen Gegenständen verweilte, um die Grundlage zu zeigen, von der er ausging, und seine Vertrautheit mit dem ganzen Gegenstand darzuthun, die ihn für das beabsichtigte Werk qualifizierte.

Die übrigen vier Bände beschäftigen sich mit vier verschiedenen Gegenständen: 1. Der Himmel oder die geistlichen Dinge oder die Religion. 2. Die Erde oder die materiellen Dinge oder die Kultur. 3. und 4. Der Mensch oder die menschlichen Verhältnisse und die Moral. Diese verschiedenen Punkte sind zuerst vom chinesischen Standpunkt aus behandelt, indem die Ideen und Einrichtungen, die sich in Verbindung mit ihnen gebildet und erhalten haben, geschildert werden, — während sie sodann vom christlichen Gesichtspunkt aus betrachtet werden, was ausführlich geschieht, — alles jedoch in einer Weise, die anerkennt, was wahr und wesentlich an den Lehren dieser „Heiligen Klassiker" ist, und doch gleichzeitig alles durch die Lehren unserer heiligen Schriften zu läutern, zu erweitern und zu veredeln sucht. Die Details, auf die hier eingegangen wird, sind fruchtbar und scheinen sich auf die ganze Reihe der Dinge, die das soziale Leben Chinas in sich befaßt, anwenden zu lassen. Man muß staunen über den ungeheuren Umfang des Studiums und der praktischen Erfahrung, die dem Schreiber dieser Bände eigen ist.

Das so gut bekannte Werk D. Faber's über die Civilisation beschreibt ihre verschiedenen Elemente von dem Gesichtspunkt unserer Civilisation aus. Es ist viel gelesen worden und hat in den Herzen vieler eine wunderbare

Wirkung hervorgerufen. Sein Gegenstand hat den Chinesen den Anblick unserer Civilisation empfohlen, und es hat in diesen Tagen des Suchens und Übergangs keinen geringen Einfluß ausgeübt. Das gegenwärtige Werk nimmt den gleichen Gedanken vom chinesischen Gesichtspunkt wieder auf, indem es darthut, was die leitenden Elemente Chinas bezüglich der Religion, der allgemeinen Kultur und der nationalen und sozialen Einrichtungen sind. Der Gegenstand ist intelligent, ohne Vorurteil und glänzend behandelt und empfiehlt sich von selbst dem chinesischen Leser, da nicht nur die Mangelhaftigkeiten und Irrtümer seines eigenen Systems, sondern auch die Art und Weise dargethan ist, wie eine Verbesserung in die Wege geleitet werden könnte. Deshalb dürfen wir mit Recht annehmen, daß ein solches Werk hervorragende Dienste sowohl China als auch denen thun muß, die ein Interesse daran haben, Wege und Mittel zu finden, um diesem Lande zu helfen, und die durch ihre Kenntnis der Sprache und der Verhältnisse, in die sie versetzt sind, imstande sind, von den gegebenen Winken Gebrauch zu machen. Die anderen, die ein gleiches Interesse haben, aber diese Winke nicht verstehen oder keinen praktischen Gebrauch von ihnen machen können, mögen den Verfasser bei Bearbeitung und Verteilung seiner Werke ermutigen und unterstützen.

Wir schließen unsere Anzeige dieser Bände, indem wir unserer zuversichtlichen Hoffnung Ausdruck geben, daß sie den beabsichtigten Zweck erfüllen werden, China auf eine höhere Stufe des Lebens und Fühlens und Denkens, der Kultur und Kunst, der Moral und Religion heben zu helfen, wozu sie so schön geeignet sind. Es geziemt uns, dem Verfasser für seine Leistung zu danken und ihm die Versicherung auszusprechen, daß er dem Werk, dem er sich gewidmet hat, gute Dienste leistet, und daß er sich der Hochachtung, der Schätzung und des Ansehens bei seinen Mitarbeitern erfreut."

H. Lehmpfuhl.

II. Pf. Lic. Hackmann's Arbeit an den deutschen Seeleuten in Shanghai.

In seinem kürzlich erschienenen Werke über Kiautschou (Berlin, Schall & Grund 1898, 5. Aufl.) äußert sich Geh. Oberbaurat Franzius höchst anerkennend über unsere Fürsorge für die deutschen in Shanghai ans Land gehenden Matrosen. Er schreibt S. 32:

„Die Klubs, die an allen Hafenplätzen den Offizieren sich gastlich öffnen, auch wenn sie nicht rein deutsch, sondern international sind, bieten mit ihren Lesezimmern, Bibliotheken u. s. w. große Annehmlichkeit. Leider ist für die Mannschaften in dieser Hinsicht noch wenig geschehen, und man darf sich deshalb nicht wundern, wenn sie andere Unterhaltung suchen. Aber einzelne Anläufe sind gemacht, und darunter ist der in Shanghai der erfreulichste. Dort hat Pastor Hackmann mit dem Generalkonsul Stübel und einigen deutschen Kaufleuten ein geräumiges, jederzeit zugängliches Lesezimmer für deutsche Seeleute geschaffen, in welchem Zeitungen, Zeitschriften und Bücher ausliegen, Briefe geschrieben und allerlei Brettspiele gespielt werden können. Selterswasser mit und ohne Wisky, Thee und Kaffee sind zu den gewöhnlichen Preisen zu haben. Als ich das Zimmer im Mai besuchte, war es erst kurz vorher eröffnet worden, und der Besuch nach den Auf-

zeichnungen des kleinen chinesischen Kellners noch nicht bedeutend, doch stieg er schon an einzelnen Tagen auf 8 „Silermann“ [1]) und 3 „Jantamann“ [2]). Herr Hackmann, der sich schon seit Jahren unserer Matrosen freundlich angenommen und ihnen Abendunterhaltungen durch Vorlesung geeigneter Sachen veranstaltete, zu denen einige Landsleute das Bier stifteten, würde die Zusendung von Schriften, die für die Seeleute von Interrsse sind, jedenfalls mit großer Freude begrüßen. Es würde meiner Ansicht nach eine außerordentlich dankenswerte Aufgabe für alle Freunde deutscher Seeleute sein, auf die Schaffung von Seemannshäusern dieser Art im Auslande hinzuwirken. Theater, Konzerte, Volksbelustigungen giebt es nicht für unsere Matrosen, und da bleibt kaum etwas anderes, als das Theehaus mit weiblicher Bedienung. Die Kosten solcher Lesezimmer sind gar nicht so erheblich. Das in Shanghai bietet ein gutes Muster, nach welchem jeder Konsul ein der Bedeutung seines Hafenplatzes entsprechendes Seemannsheim leicht schaffen kann.“

Missionsrundschau.

China.

Von Prediger H. Lehmpfuhl in Berlin.

III. Die Evangelisationsarbeit 1888—1898.

Die Evangelisation hat in den letzten 10 Jahren, die unsere Rundschau zu behandeln hat, unverkennbare Fortschritte gemacht. Dies zeigt schon eine Vergleichung der statistischen Zahlen, und zwar wachsen diese Zahlen immer schneller, je mehr wir uns dem Jahre 1898 nähern, das in seinen Erfolgen wohl einzig in der chinesischen Missionsgeschichte dasteht. Der Presbyterianer-Missionar Noyes schreibt im November-Heft 1898 der Miss. Rev. S. 817: „Es ist das einstimmige Zeugnis der Missionare von allen Teilen Chinas, daß es niemals solche Willigkeit gegeben hat, in die christlichen Kapellen zu gehen und mit Aufmerksamkeit die Predigt zu hören als jetzt . . . . Es giebt jetzt in der Provinz Fuhkien so viele Kommunikanten als 1877 in ganz China waren. In der Kanton-Mission der Presbyterianer sind seit 1890 zwei Drittel sämtlicher Gemeinden organisiert und in derselben Zeit zwei Drittel sämtlicher Mitglieder gewonnen worden. Von der Mitgliederzahl aller Stationen dieser Gesellschaft in China kommt der 9. Teil allein auf das Jahr 1897. Von der Gesamtzahl der protestantischen Christen aller in China arbeitenden Missionsgesellschaften ist mehr als die Hälfte seit 1890 aufgenommen worden . . . . Alles dies zeigt, daß die letzten Jahre dieses Jahrhunderts sich durch eine schnell wachsende Vorwärtsbewegung in der Mission auszeichnen. Die Zeit langen und geduldigen Säens ist vorüber, und die Ernte steht nun vor der Thür“. Was Missionar Noyes hier behauptet, findet man fast in jedem Bericht der chinesischen Missionsgesellschaften bestätigt. Die Londoner Miss.-Ges. schreibt in ihrem Bericht vom Jahre 1897 S. 41 über Tschiang-tschiu, das 25 englische Meilen von Amoy entfernt liegt: „Vor 10 Jahren waren nur 4 Kapellen in der Gegend, jetzt sind es 12. Die Zahl der Mitglieder betrug 109, jetzt 305“. Im Jahresbericht des Board of Foreign Missions of the Reformed Church in America 1897, S. 3 lesen wir folgende Notiz über den Tongan-Distrikt, unweit Amoy: „Bei meinem ersten

[1]) Matrosen. [2]) Gentlemen.

Besuche des Platzes war ich durch die verlassene Lage und die ärmlichen Verhältnisse betroffen. Das hat sich jetzt alles geändert, und wir halten Tongan für eine der gesegnetsten aller Gemeinden: Vor 10 Jahren waren die Versammlungen allerdings nur klein, sogar vor 5 Jahren waren sie noch nicht groß. Aber jetzt gehen sonntäglich nicht weniger als 700 Leute, die zu uns gehören, in die Kirchen." Ein Missionar der englischen Baptist Missionary Society schreibt im Jahresbericht 1897, S. 56 über den Tschauping-Distrikt in der Shantung-Provinz: „Die ersten Christen wurden hier erst vor 6 Jahren getauft. Als ich vor 4 Jahren herauskam, war die Zahl der Mitglieder gerade 600; heute erreicht sie 1800. Das heißt: Die Mitgliederzahl hat sich seit 4 Jahren verdreifacht". Doch fügt derselbe Berichterstatter hinzu: „Wenn ihr diese Ergebnisse mit dem normalen Fortgang der Mission in China vergleicht, so werdet ihr empfinden, daß wir wirklich Grund haben, Gott zu danken und frischen Mut zu fassen." Ein anderer Missionar derselben Gesellschaft steht diesen enormen Erfolgen kritisch gegenüber und sagt S. 57 a. a. O.: „Ohne Zweifel stehen unter unseren 1800 Mitgliedern viele Namen, die in Wirklichkeit nicht in die Liste gehören. Wahrscheinlich werden im nächsten oder in zwei Jahren die meisten, wenn nicht alle diese Namen gestrichen werden müssen". Wir haben absichtlich auch dieses pessimistische Urteil mit aufgeführt, das schärfste, das uns begegnet ist, und das gerade deshalb nicht verschwiegen werden durfte. Aber so kritisch man sich auch zu diesem ganzen Aufschwung verhalten mag, der Erfolg der Evangelisationsarbeit der letzten 10 Jahre ist gewaltig und läßt sich nicht bestreiten. Es muß nur aufs lebhafteste bedauert werden, daß wir immer noch nicht wie vom japanischen auch vom chinesischen Missionsfeld alljährlich eine Gesamtstatistik erhalten. Dann ließe sich der Fortgang noch deutlicher und durchschlagender nachweisen.

Die großen Anstrengungen, die von der europäischen und amerikanischen Christenheit in dem letzten Jahrzehnt gerade für das chinesische Missionsfeld gemacht worden sind, und von denen schon die erzielten Erfolge Zeugnis ablegen, gehen auch daraus hervor, daß nicht weniger als 7 neue Gesellschaften in die Arbeit eingetreten sind und daß, wie der Chinese Recorder melden konnte, „seit 1890 mehr Missionare nach China ausgesandt worden sind, als zu jener Zeit überhaupt in China waren". Neu haben die Arbeit in China folgende Gesellschaften aufgenommen: 1887 die Foreign Christian Missionary Society in Nanking und Shanghai, — 1888 die Canadian Presbyterian Mission, die bis dahin unter Dr. Makay nur in Formosa ihr Werk betrieb, 1888 aber auch auf das Festland übersiedelte und in Nord-Honan die Mission begann, — 1888 die Internationale Missions-Allianz, die in Nord- und Central-China und in der Kanton-Provinz ihre Stationen hat, — 1890 die Swedish Congregational Missionary Society, deren Hauptsitz in Wutschang ist, — 1890 die Swedish American Mission, die gleichfalls von Wutschang ihren Ausgangspunkt genommen und in Fantscheng und Siangyangfu Stationen angelegt hat, — 1891 die Canadian Methodist Mission in Szetschuen, und 1892 die Gospel Baptist Mission in Shantung (vergl. Jahrgg. 1898, S. 176). Von den alten Missionsgesellschaften hat die China-Inland-Mission die bei weitem größte Verstärkung an Arbeitskräften, und zwar namentlich an weiblichen, erhalten. Vom September 1890 bis Januar 1894 wurden nicht weniger als 104 Missionarinnen ausgesandt. Die oben genannte „Schwedische Missions-Gesellschaft" und die „Internationale Missions-Allianz" sind gleichfalls Zweige der China-Inland-Mission und haben auch schon über 100 Arbeiter gestellt. Der australische Zweig hatte bis 1894 ca. 40 Missionare gesandt. Immer weiter ist die China-Inland-Mission ins Innere des Millionenreichs gedrungen, und auch bei den anderen Gesellschaften beobachten wir eine unaufhaltsame Vorwärtsbewegung in die Innen-Provinzen. Selbst das fremdenfeindliche Hunan, die einzige Provinz, die sich bisher rühmte, keine Missionare zu haben, steht heute dem Evangelium offen. So wird das Riesenreich immer mehr und mehr mit einem Netz von Mis-

sionsstationen überspannt, dessen Maschen allerdings noch weit genug sind, aber von Jahr zu Jahr dichter werden. Für den Eifer aber und die Hingabe, mit der die protestantischen Missionare ihren Dienst thun, ist ein schönes Zeugnis das Verhalten der amerikanischen Presbyterianer, die nach dem letzten Bericht 1898, S. 37, in Kanton lieber auf ihre eigenen Kosten eine Anzahl Missionsgehilfen unterhielten, als auf eine Reduktion der Arbeit eingingen, die wegen des Ausfalls der Einnahmen in der Heimat notwendig geworden war.

Die Evangelisationsarbeit bestehend in Abhaltung der regelmäßigen Sonntagsgottesdienste, Bibelstunden an Wochentagen, Katechismusunterricht, Seelsorge und vor allem auch Reisepredigt ist in den letzten 10 Jahren reichlich ausgeübt worden. Gelegenheit dazu bietet sich in China überall. „Wo der Missionar geht und steht, auf der Landstraße und in den Theehütten, dem Sammelplatz der Wanderer und Lastträger, in den Götzen- und Ahnenhallen, unter den Zweigen der gewaltigen Bäume, wo die Alten des Dorfes sitzen und die Kinder spielen, im Passagierraum der Dschunken, in den Dörfern, wo des Abends nach gethaner Arbeit alt und jung, Männer und Weiber mit den Palmenfächern in der Hand sich auf der Dorftenne sammeln, oder in den Städten, umbraust von dem Geschrei einer fremden-feindlichen Menge, in der Kapelle, die sich mit neugierigen Heiden gefüllt hat, angezogen durch ein Lied oder die Töne eines Instruments oder in der Studierstube des Missionars, die manche Nikodemusseele aufgenommen . . . . . Man kann so stehen und predigen in China den ganzen Tag, und auch in der Nacht drängen sich die Hörer um den Missionar", so schreibt Miss. Voskamp [1]).

Aber nur wer auch eine Anzahl von Tagebüchern und Personalberichten der Missionare selbst studiert, und sich nicht allein auf die offiziellen Jahresberichte der Missionsleitungen beschränkt, bekommt einen Einblick in die eigentlichen Details der Evangelisationsarbeit und einen Eindruck von der geradezu erstaunlichen Leistung, die die protestantische Mission auf diesem Gebiet, das ja ihre Stärke ist und bleiben wird, zu verzeichnen hat. Man vergegenwärtige sich, mit wie vielen hunderten, ja tausenden Chinesen ein einziger Missionar im Laufe eines Jahres, sei es in seiner Gemeinde, sei es auf seinen Predigttouren in Berührung kommt, denen allen Jesus Christus vor die Augen gemalt wird, und überschlage dann, was in den letzten 10 Jahren von den 2000 evangelischen Arbeitern in China geschehen ist! Und wenn wir dabei auch ganz von den eigentlichen Bekehrungen absehen, christliche Gedanken, christliche Ideen werden durch die Evangelisationsarbeit in den weitesten Kreisen des Volkes bekannt: Was der Verstand aufgenommen, dringt allmählich auch ins Herz, und es bleibt nicht bloß ein totes Gut. Das Volk lernt christlich denken und fühlen, ehe es sich überhaupt bewußt dem Christentum zuwendet. Denn darüber kann kein Zweifel sein, daß es heute außer den 70 000 evangelischen Kommunikanten in China eine weit größere Zahl von Chinesen giebt, die in ihren Herzen schon gute Christen sind, sich aber aus mancherlei Gründen nicht taufen lassen, und daß die Menge derer noch weit größer ist, die vom christlichen Geiste bereits berührt und ergriffen sind.

Was nun näher die Evangelisationsarbeit des letzten Jahrzehnts betrifft, so sind besonders an 5 Punkten Fortschritte zu verzeichnen.

1. In vielen Berichten wird hervorgehoben, daß namentlich die Reisepredigt systematischer betrieben worden ist. Gewiß ist dies auf die Erstarkung der Gemeinden an den Hauptstationen und die Gewinnung von immer mehr und tüchtigeren, einheimischen Hilfskräften in erster Linie zurückzuführen; aber ebenso sicher scheinen auch die Verhandlungen der Shanghai-Konferenz 1890 hierzu das ihrige beigetragen zu haben. Rev. Lowry führte dort aus [2]): „Während des ersten Besuchs ist die Bevölkerung im allgemeinen so mit Neugierde in Bezug auf die

[1]) Unter dem Banner des Drachen und im Zeichen des Kreuzes. S. 120 f.
[2]) Protokolle der Shanghai-Konferenz S. 188.

Person, Nationalität, Manieren, Nahrung und Kleidung des Missionars erfüllt, daß es mit Schwierigkeit verknüpft ist, die Aufmerksamkeit auf die Wahrheit hinzulenken, die er verkündigen will. Gegenseitige Bekanntschaft wird diese Neugierde befriedigen und den Weg für die Predigt bahnen. Häufige Besuche werden das Volk nicht nur mit dem Missionar selbst, sondern auch mit seinen Zielen und Zwecken und seiner Redeweise bekannt machen. . . . Illustrationen dazu kann die Geschichte jeder Mission wahrscheinlich liefern. Allen bekannt ist das Vorgehen des D. Nevius und seiner Gehilfen in Shantung". Diese Bemerkungen richten sich namentlich auch gegen die Methode der China-Inland-Mission, deren Sendboten zuerst durch das Land zogen, überall das Evangelium verkündigend, — aber an den wenigsten Orten längere Zeit verweilend. Sie glaubten genug gethan zu haben, wenn sie den Einwohnern einer Stadt oder eines Dorfes das Evangelium einmal angeboten hatten, die weitere Arbeit überließen sie dem Geiste Gottes. Doch scheinen sie in den letzten Jahren nach Besetzung der Hauptcentren des Binnenlandes mehr und mehr von diesem falschen Wege zurückgekommen zu sein und in mehr systematischer Weise vorzugehen.

2. Die Zahl der sich selbständig erhaltenden Gemeinden ist in dem letzten Jahrzehnt bedeutend gewachsen, und es kann nur mit Freuden begrüßt werden, daß die Missionsgesellschaften immer strenger darauf dringen, daß die Heidenchristengemeinden auch alles für sich leisten, wozu sie imstande sind. Der Bericht der amerikanischen Presbyterianer 1898, S. 46 sagt über seine Station in Shanghai: „Von den 3 Pastoren der 3 Kirchen in Shanghai empfing nur einer noch aus der Missionskasse einen Teil seines Gehalts. Vom nächsten Jahr ab wird auch das nicht mehr geschehen". In den Berichten der 13. Jahresversammlung der Methodist Episcopal Church für Central-China 1896 heißt es S. 32 f.: „Was die Selbsterhaltung betrifft, so haben die eingeborenen Gehilfen der Gemeinde ein gutes Beispiel gegeben, indem sie freiwillig selbst beisteuern: Die Idee der Selbsterhaltung setzt sich durch; denn vor einigen Jahren mußte selbst für die Kirchen, die mit Schulen oder Hospitälern in Verbindung standen, eine beträchtliche Summe beigesteuert werden, um die Ausgaben für die Gottesdienste zu bestreiten. In diesem Jahre gaben die Eingeborenen in einer der Gemeinden, die ohne irgend welchen Zusammenhang mit einer anderen Einrichtung ist (aus denen wie z. B. bei Hospitälern besondere Einnahmen erzielt werden) und 40 Mitglieder zählt, 40 Dollars. An einem anderen Platze hat der Schullehrer, unterstützt von einigen Freunden des Dorfes, für ein Haus zu Gottesdiensten gesorgt, ohne daß die Gesellschaft etwas beizusteuern brauchte. Sie mieteten ein Gebäude und statteten es mit den gottesdienstlichen Utensilien für insgesamt 62,50 Dollars aus". Ähnliche Beispiele ließen sich aus vielen anderen Berichten beibringen.

3. Besondere Anstrengungen sind gemacht worden, die Frauenwelt Chinas mehr als bisher zu erreichen. Sie sind auch, soweit ein Urteil möglich ist, von gutem Erfolg begleitet gewesen. Es ist in deutschen Missionskreisen wenig bekannt, daß außer dem Berliner Frauenverein für China, der in Hongkong ein Findelhaus unterhält, bereits seit 1869 auch ein amerikanischer Frauen-Verein, die Woman's Union Missionary Society, eine Station in China unterhält[1]). 1882 wurde die Mädchenschule, die er in Peking gegründet hatte, nach Shanghai verlegt und 1885 wurde ebenda auch ein Hospital errichtet. Für uns ist hier aber wichtig, daß dieser Frauen-Verein sich 1891 auch zur eigentlichen Evangelisationsarbeit unter der chinesischen Frauenwelt entschlossen hat. Bisher ist eine Missionarin und mehrere Bibelfrauen in dieser Richtung thätig. Außer diesem Verein verdient die China-Inland-Mission hervorgehoben zu werden. Recht energisch scheinen auch die amerikanischen Presbyterianer die Frauen-Mission zu betreiben. Nach Nevius'schen

[1]) Der gleiche Verein hat auch eine Station in Indien und Japan.

Grundsätzen wollen sie nach und nach die bezahlten Bibelfrauen abschaffen, und die gewonnenen Heidenchristinnen zur Missionsarbeit unter ihren heidnischen Schwestern heranziehen. Und wer wollte die ungeheure Wichtigkeit der Mission unter den chinesischen Frauen leugnen?

„Die Frauen Chinas sind das Bollwerk des Götzendienstes. Viele aktive Opposition rührt von ihnen her" sagt der oben citierte Bericht der Method. Episc. Church S. 31. Und schon Gützlaff wies darauf hin, daß man das Evangelium in die Familien tragen müsse, wenn es wirklich Wurzel fassen solle. Wie will man aber die Familien erreichen, ohne die Frau christlich zu beeinflussen? Wir bedauern nur, daß bei der Bedeutung dieses Zweiges von den deutschen Gesellschaften nicht mehr auf diesem Gebiete geschieht und fast die ganze Arbeit englischen und amerikanischen Missionarinnen überlassen bleibt. Man sollte längst an die Ausbildung deutscher Missionarinnen gegangen sein. Das Findelhaus des Frauen-Vereins für China in Hongkong ist mit seiner segensreichen Thätigkeit nur eine Unterstützung unseres Appells. Man schiebe doch nicht immer wieder die Frauen der Missionare vor! Sie können doch nur in seltenen Fällen fortgesetzt und ohne Unterbrechung direkte Missionsarbeit thun. Das weiß jeder, der die konkreten Verhältnisse einer Mission auch nur einigermaßen kennt. Wenn dem aber so ist, und wenn es anders wahr bleibt, daß nur ein Weib eines Weibes Herz recht verstehen und richtig beeinflussen kann, — wer will da etwas gegen die Verwendung unverheirateter Missionarinnen einwenden? Ist es nicht bedauerlich genug, daß die Zahl der weiblichen Kirchenglieder in China hinter der der männlichen so weit zurücksteht? Und doch hat nur der die Zukunft eines Volkes, der die Mütter für sich gewonnen hat! Mit alledem soll nicht gesagt sein, daß uns das Vorgehen der Engländerinnen und Amerikanerinnen in jeder Beziehung als mustergiltig erscheint. Auch wir können es nicht billigen, wenn einzelne unverheiratete junge Damen, nur begleitet von einem chinesischen Gehilfen, ins Innere Chinas gehen und dort Stationen eröffnen. Aber man schwinge sich doch endlich einmal von der Kritik zur Missionsthat auf und zeige, wie es besser zu machen ist!

4. Auch unter der chinesischen studierenden Jugend scheint das Evangelium mehr und mehr Eingang zu gewinnen. Unter dem Titel „Eine Kirche voll von Studenten" lesen wir im Bericht der Reformed Church in America 1897, S. 3. „Die Gottesdienste in der Douglas-Kirche in Kolongsu (Amoy-Distrikt) wurden wie bisher von den englischen Presbyterianern und uns gehalten. Die Teilnehmer waren vorzüglich Schüler der verschiedenen Schulen. Die Schüler sind jetzt so zahlreich, daß der Raum der Kirche kaum groß genug ist, sie zu fassen." Nicht ohne Bedeutung scheint auch der Besuch von J. R. Mott, einem der Führer der Studentenbewegung (vergl. Jahrgg. 1898, S. 14 ff.) gewesen zu sein, der im August, September und Oktober 1896 in Chefoo, Peking, Shanghai und Fuhchow Versammlungen abhielt, an denen sich 2883 Delegierte beteiligten, unter diesen 999 chinesische Studenten, 1001 andere chinesische Christen, außerdem 411 Missionare und 76 andere Freunde. 40 verschiedene Schulen und 37 Missionsgesellschaften waren vertreten. Der Chinese Recorder bezeichnete diese Versammlungen als für die Geschichte der chinesischen Mission epochemachend. Über 800 Studenten verpflichteten sich zum Abonnement des „Morning Watch" (Morgen-Wacht), der Zeitung des Studentenbunds, und 76 Chinesen gaben die Erklärung ab, ihr Leben der Mission unter ihrem Volke zu weihen. Ein „College Young Men's Christian Association of China" (Verein christlicher junger Männer) wurde gegründet, der sich u. a. zur Aufgabe gestellt hat, die christlichen Studenten-Vereinigungen Chinas zu einem Verband zusammen zu schließen. (Bericht der Church Miss. Society 1896/97 S. 321).

5. Recht segensreich hat sich die Bildung einer United Society of Christian Endeavour für China 1894 erwiesen, die bis jetzt 5 Jahresversammlungen feiern konnte. An ihrer Spitze steht der chinesische Pfarrer Yen von der American

Episcopal Mission. Die Verhandlungen wurden auf den Versammlungen in den letzten Jahren nur noch in chinesischer Sprache geführt. Die Mitgliederzahl wird sich jetzt auf über 5000 belaufen. Was wir so freudig an dieser Endeavour Society begrüßen, ist, daß sie einmal die christliche Einigkeit unter den Gliedern der verschiedenen in China arbeitenden Denominationen, den Presbyterianern, Episkopalisten, Methodisten, Kongregationalisten und Baptisten, pflegt und ferner, daß sie die chinesischen Heidenchristen zu Missionsthaten unter ihren Volksgenossen anregen will. Wenn auf der Versammlung zu Shanghai am 6. Juni 1897 Rev. Gilbert Reid[1]) aus Peking folgende 6 Punkte als die besten Bestrebungen (endeavours) eines Christen in China darlegte: 1. Das Beste zu suchen und zu thun, 2. sich einen Wirkungskreis zu suchen, in dem man sich besonders nützlich machen kann, 3. die Einigkeit im Geist durch das Band des Friedens zu pflegen, 4. das Beste für die Volksgenossen zu thun, 5. in allen Dingen den Willen Gottes zu thun, 6. nicht so viel von den „Bestrebungen für das Christentum" zu sprechen, sondern ein ruhiges und geduldiges Leben im Aufblick zu Gott zu führen, — so kann man gegen eine solche Endeavour-Bewegung nichts einwenden und nur wünschen, daß sie in China in diesen besonnenen und nüchternen Bahnen bleiben möge. Noch konkreter sind die Ziele der Endeavour-Bewegung in folgenden Resolutionen ausgesprochen, die bei der gleichen Zusammenkunft gefaßt wurden. Den Mitgliedern der Endeavour-Society wurde ans Herz gelegt: 1. Größere Liebe für die Bibel, die mehr systematisch und verständig studiert werden müsse, 2. die Führung eines nützlichen christlichen Lebens, 3. ein lebhafteres Interesse an den anderen Gesellschaften, 4. größere Besorgnis um das Heil der Freunde, 5. Errichtung von Bekleidungs-Vereinigungen für die Armen, 6. Besuch der Kranken in den Hospitälern und ihren Häusern, 7. freiwillige Evangelisationsarbeit und Hausbesuche. Wir sehen, es sind auch wirklich praktische Aufgaben, die man sich stellt, und je mehr man solche praktischen Arbeiten pflegen wird, desto segensreicher wird die Endeavour-Bewegung für China werden. Ein endgiltiges Urteil kann über eine so junge Vereinigung heute noch nicht abgegeben werden.

Das sind die Strömungen, die die Evangelisation Chinas in den letzten 10 Jahren charakterisieren. Auf viele hoffnungsvolle neue Anfänge und manchen Fortschritt konnten wir hinweisen, und das Bild wird sich noch vervollständigen, wenn wir in den nächsten Kapiteln die Entwicklung des Missionsschulwesens, der ärztlichen und der litterarischen Mission betrachten. Zur vollen Würdigung des bisher Ausgeführten müssen wir aber noch den Blick auf eine Reihe anderer Vorgänge in China während der letzten 10 Jahren lenken, um dann auch auf gewisse Gefahren hinzuweisen, die der Gang der Dinge auf diesem Missionsfelde mit sich gebracht hat. (Fortsetzung folgt.)

Litteratur.

G. Warneck, Professor und Doktor der Theologie, Das Bürgerrecht der Mission im Organismus der theologischen Wissenschaft. Antrittsvorlesung an der Universität Halle-Wittenberg. Berlin, Martin Warneck 1897. 21 S. Preis 50 Pf.

Etwas verspätet wegen beständigen Raummangels bringen wir die treffliche Antrittsvorlesung des Nestors der deutschen Missionskenner zur

[1]) Wir werden in einem späteren Artikel auf das neue beachtenswerte Unternehmen dieses hervorragenden Missionars in Peking ausführlich zu sprechen kommen.

Anzeige, worin er „das Bürgerrecht der Mission im Organismus der theologischen Wissenschaft“ nachweist in demselben Augenblick, da er selbst als „Professor der Theologie“ aus diesem Bürgerrechte die praktischen Konsequenzen zieht. Es bedarf keiner Versicherung, daß gerade wir mit den Grundgedanken dieser Vorlesung, der „organischen Verwachsung des Missionsgedankens mit dem Grundwesen des Christentums“ und „dem praktischen Bedürfnis der Ausrüstung der studierenden Jugend zu einer segensvollen Mitarbeit an dem Werke der Mission daheim und draußen“, völlig einverstanden sind und „den umfassenden Inhalt der Missionskunde einer wissenschaftlichen Behandlung“ auch für dringend bedürftig halten. Ebenso unterschreiben wir mit freudiger Zustimmung den Satz: „Für den Pionierdienst der Mission sind die besten Theologen gerade gut genug“.

Berlin. Th. Arndt.

R. Seydel, Die Buddhalegende und das Leben Jesu nach den Evangelien. Erneute Prüfung ihres gegenseitigen Verhältnisses. 2. Aufl. mit ergänzenden Anm. von Dr. Ph. M. Seydel. Weimar, Emil Felber 1897. 140 S. 2 Mk.

Die 2. vom Sohn des Verf. besorgte Auflage dieses Buches, auf das bereits in der Z. M. R. 1898, S. 72 ff. Bezug genommen ist, stellt nicht einen bloßen Neudruck dar. In seiner ursprünglichen Gestalt im Grunde nur eine Ergänzung des Seydelschen Hauptwerkes über die gleiche Materie, ist es auf die dankenswerte Anregung Prof. Dr. Paul Schmiedels hin von dieser Abhängigkeit befreit und aus anderen Schriften und hinterlassenen Manuskripten so ergänzt, daß es für sich lesbar ist und vollkommen über das behandelte Problem unterrichtet. Seydels bekannte Aufstellung (s. Z. M. R. 1898, S. 78) hat scharfen Widerspruch erfahren. Die Möglichkeit der von ihm angenommenen Beeinflussung der christlichen Evangelien durch die Buddhalegende ist schwerlich zu bestreiten und in Wirklichkeit auch von keinem ernst zu nehmenden Beurteiler bestritten worden. Von allem, was gegen die Wahrscheinlichkeit dieser Entlehnungshypothese geltend gemacht worden ist, scheint uns am schwersten dies zu wiegen, daß in der christlichen Litteratur bis auf Clemens von Alexandrien jede Erwähnung des Buddhismus fehlt. Bis jetzt kennen wir die Brücke nicht, über die die Buddhalegende in der Zeit, in der die Evangelien entstanden, zu Christen gelangen konnte. Es ist gemeinhin nicht Brauch mit der Empfehlung eines Buches die Empfehlung der gegen dasselbe erschienenen Litteratur zu verbinden. Wir thun's. Sie ist ziemlich vollständig in Seydels Schrift zu finden. Wir ergänzen sie durch Hinweis auf einige uns außerdem bekannte kritische Beurteilungen Seydels: 1. Kellog, Light of Asia and Light of the World. 2. Scott, Buddhism and Christianity S. 161—191. 3. R. Falke, Buddha, Mohammed, Christus. 4. v. Schröder, Buddhismus und Christentum. 5. (soeben erschienen) R. Falke, Christentum und Buddhismus. Ein Vortrag, 30 S.

Tokyo. H. Haas.

Die Siddhânta oder die Geheimlehre des modernen Siwaismus. Nach tamulischen Quellen dargestellt von E. Just, Miss. em. in Dresden. Mit 8 Bildern. Selbstverlag der ev. luth. Miss. zu Leipzig, in Kommission von Justus Neumanns Sortiment (C. Böhringer), Leipzig 1897. 28 S. 20 Pf. (Sammlung von Missionsschriften (Tamulenmission) Nr. 9).

Nach einem kurzen Überblick über die Geschichte und Bedeutung der Religionen Indiens, besonders der Siwaiten aus der Feder des Leipziger Missionsseniors Handmann stellt der ehemalige Leipziger Missionar Just die

Hauptpunkte aus der selbst wenig Indern bekannten und recht schwer zu verstehenden siwaitischen Geheimlehre — wohl zum ersten Male — dar. Er schildert kurz das Wesen Siwas (reiner Geist), seine Äußerungen (Schöpferkraft), sein Verhältnis zum Urstoff, das Urböse dieses Weltstoffs und der Seelen, die 3 Wesensbestandteile alles Daseienden (Gott, Seelen, Welt-Fessel), die 5 Werke Siwas: Schöpfung (als Brahma), Erhaltung (als Vischnu), Zerstörung (als Rudra), Verführung (als Machesuren) und Erleuchtung (als Sadāsiwa), seine Anbetungsgestalten (als Guru oder Priester, Sangam oder Gemeinde nämlich der Geweihten, Lingam oder Bild), seine viererlei Anbeter, die 4 Heiligungsstufen (Knechts-, Kindheits-, Freundes-, Gattinstufe) und die dementsprechenden 4 Himmel, die Befreiung durch die Erkenntnis, und deutet zum Schluß die aus dieser Lehre für die Mission hervorgehenden Schwierigkeiten an, — eine sehr dankens- und empfehlenswerte Arbeit.

Buttstädt i. Th. A. Schillbach.

Aus Zeitschriften.

I. Allgemeines.

W. Schott, Die christliche Mission und der soziale Fortschritt (A. M. Z. 98, 10 u. 12). G. Warneck, Die katholische Mission auf dem deutschen Katholikentage zu Krefeld (ebenda, 11). A. Schreiber, Die Kaiserswerther Diakonissenarbeit im Morgenlande eine Missionsarbeit (ebenda). Waas, Die Evangelien und die Hoffnungen der Mission (B. M. M. 98, 11). Die Verwendung der ersten Zahlung aus dem Merten'schen Vermächtnis (Miss.-Bl. d. Brüderg. 98, 12). Döring, Die Erlernung der Volkssprache der Weg zum Verständnis des Volkscharakters (Ostafr. M. Nachr. 98, 11 u. 12). G. Polivka, Nachträge zur Polyphemsage (Arch. f. Rel. W. 98, 4). C. P. Tiele, Zur Frage nach dem Alter des Avesta (ebenda). E. Sartorius, Johannes Goßner (Christl. Welt 98, 43 u. 44). Ad. Wendt, Eine moderne Bewegung im japanischen Buddhismus (Protestant 98, 40). S. H. Kellogg, The Problem of Educational Missions (Miss. Rev. 98, 12). C. M. S. and other Societies in 1812—1820 (Church Miss. Int. 98, 10). The Society's First Jubilee 1848 (ebenda). The Evangelization of the World in this Generation (ebenda). The Second Jubilee (ebenda, 12). Medical Missions in Moslem Lands (ebenda, 10). Ch. H. Daniels, Young Manhood and Womanhood in Missions (Miss. Her. 98, 11). J. Smith and J. L. Barton, Annual Survey of the Work of the American Board 1897/98 (ebenda). L. Leger, Études de mythologie slave: Les Divinités inférieures (Rev. de l'Hist. des relig. 38, 2). G. Dottin, La religion des Gaulois (ebenda). L. Couve, Bulletin archéologique de la religion grecque (1896—1897) (ebenda).

II. Die Arbeitsfelder der Mission.

A. Amerika.

Unerforschliche Wege Gottes, Alaska, Süd-Kalifornien (Miss.-Bl. d. Brüderg. 98, 10). Westindien (ebenda, 11). Nikaragua (ebenda, 12). Kalifornien (ebenda). J. M. Allis, The Religious Condition of Chile (Miss. Rev. 98, 11). G. R. Witte, Protestant Missions in the Amazon Valley (ebenda).

B. Afrika.

Das Blutbad im Hinterlande von Sierra Leone (B. M. M. 98, 12). Die Missionen im Nyassa-Land (ebenda, 10). C. Paul, Die Leipziger Mission am Kilimandscharo (Monatsbl. f. öffentl. Miss.-Std.) 98, 10). Noch einmal das Blut-

bad von Sierra Leone (Calw. Miss.-Bl. 98, 10). Deutsch-Ostafrika (Miss.-Bl. d. Brüderg. 98, 10 u. 11). Südafrika-West (ebenda). Deutsch-Südwest-Afrika, Großnamaland (Rhein. Miss. 98, 12). Nachrichten von unseren Stationen in Nord-Transvaal (Berl M. B. 98, 10). Nachrichten aus Maschonaland (ebenda, 11). Nachrichten von unseren Stationen in Natal (ebenda). Nachrichten aus Kondeland und Kingaland (ebenda, 12). Aus unserer afrikanischen Sulumission (Hermbg. M. Bl. 98, 11). Aus der Betschuanenmission (ebenda). Herold, Der Kannibalismus in Togo (D. Kol.-Ztg. 98, 46). Slavery in British East Afrika. (Church Miss. Int. 98, 10). Bishop Tucker on the State of Uganda (ebenda). C. L. Goodenough, Our Mission in the Transvaal (Miss. Her. 98, 10).

C. Asien.

Francke, Die sprachlichen Verhältnisse der Himalayamission der Brüdergemeine (A. M. Z. 98, 10). H. Sudermann, Die Mission auf der Insel Nias von 1884—1897 (ebenda). Grundemann, Missionsrundschau. China. (ebenda, 11 u. 12). W. Baber, Die syrische Kirche in Südindien (B. M. M. 98, 10—12). M. Schaub, Die chinesische Sprache und Schrift (ebenda 10). Richter, Chr. Frdr. Schwartz, Der Königspriester von Tomdschaur (Evgl. Miss. 98, 10). J. Richter, Die deutsch-evangelische Mission im heiligen Lande (ebenda, 11). Richter, Verfall und Wiederaufbau der Trankebarschen Mission (ebenda, 12). Aus der Mohammedaner-Mission (Rhein. Miss. 98, 10 u. 12). Sumatra, Toba (ebenda, 11). Der Acker ist die Welt, Ostindien (Nordd. Miss.-Bl. 98, 11 u. 12). v. Siebold, Der Eintritt Japans in das europäische Völkerrecht (Ost-Asien 98, 7—9). Liang-Chi-Chao, Chinas Zukunft (ebenda, 7 u. 8). S. M. Zwemer, The Mohammedan World of To-Day (Miss. Rev. 98, 10). St. Clair Tisdall, The Gospel in Persia (ebenda). G. E. White, Morning Light in Asia Minor (ebenda). H. V. Noyns, The Present Situation in China (ebenda, 11). F. F. Ellinwood, The Doctrine of Sacrifice in India (ebenda). R. P. Wilder, The Educated Classes of India (ebenda). J. E. Cumming, Christian Missions in the Holy Land (ebenda). R. G. Speer, Education and Mission Work in Persia (ebenda). Two Outposts in Che Kiang (Church Miss. Int. 98, 10). A. F. Painter, The Story of the Missions to the Hill Arrians (ebenda). A. Philipps, The West China Mission, After Seven Years (ebenda, 11). J. Smith, The Missionary Outlook in China (Miss. Her. 98, 11). R. Wagner, Educational Reform in China (ebenda, 12). A. C. Kruijt, Verslag van de Zending te Posso in 1897 (Mededeel. van wege het Nederl. Zendelingg. 42, 3). F. de Munnik, Verslag van de Zending in Kediri (ebenda). M. Jonstra, Verslag van de Karo-missie in 1897 (ebenda).

D. Südsee.

Australien, Nord-Queensland (Miss.-Bl. der Brüderg. (98, 10).

H. Lehmpfuhl.

Vereinsnachrichten.

Von unseren Arbeitsfeldern.

Aus Japan.

Bericht des Pfarrers und Missionars Emil Schiller über die Zeit vom 15. Mai bis 15. Oktober 1898.

„Der abgelaufene Zeitraum brachte für das politische Leben des japanischen Volkes eine gewaltige Umwälzung, nämlich den Übergang zur Parlamentsherrschaft, die in jahrelangem Ringen vom Unterhause erstrebt war. Die Stellung, welche

früher das Shogunat im politischen Leben des japanischen Volkes einnahm, hat jetzt das Parlament erhalten, nur mit dem, allerdings gewichtigen Unterschiede, daß der Kaiser nicht mehr wie in alter Zeit in der Verborgenheit lebt, sondern thatkräftig in die Regierungsgeschäfte eingreift. Das Vorbild für Japan ist augenblicklich die englische Verfassung, sowie es früher die preußische gewesen war. Damit ist eine langjährige Bewegung zum Stillstand gekommen, und man darf hoffen, daß nunmehr, nachdem die methodischen Fragen erledigt sind, das politische Leben in Japan mehr positiven Inhalt erhält. Vorläufig freilich ist der Stand der Dinge noch keineswegs befriedigend, und das erste Ministerium von Parlaments Gnaden scheint nicht lebensfähiger zu sein, als seine Vorgänger, die durch die regelmäßige Opposition des Parlaments zu Falle gebracht wurden.

Dieser Umschwung der Dinge hat insofern auch für die Missionen große Bedeutung, als das neue Kabinett, vielleicht auch mit Rücksicht auf die nahe Einführung der neuen Handelsverträge, die zusammen mit Abschaffung der Konsulargerichtsbarkeit im nächsten Sommer erfolgen soll, ein größeres Entgegenkommen auch dem Christentum gegenüber zeigt. Während die Ito-Ministerien mehr materialistisch gesinnt waren, erklärte der jetzige Ministerpräsident Graf Okuma einige Tage vor Übernahme seines neuen Amtes (am 25. Juni) in einer Rede in der Halle des christlichen Vereins junger Männer, daß er früher allerdings geglaubt habe, daß die staatliche Gesellschaft in hinreichender Weise durch materialistische Grundsätze allein reguliert werden könnte (society can be satisfactorily controlled by material principles alone), jetzt aber habe er auf Grund der Beobachtung, daß die sozialen Sitten und Gewohnheiten sich immer mehr verschlechterten, eingesehen, daß in einem Staatswesen mächtige Einflüsse neben den materialistischen nötig seien (potent influences beside materialism must be resorted to). Auch sonst zeigen die neuen Minister einen weitherzigen Geist: Der Sohn des Ministers des Innern, des Grafen Stagaki, ist selbst ein Christ, während seine Mutter eine eifrige Buddhistin ist; der Unterrichtsminister Oishi ist Christ *gewesen*, — er wurde in seiner Jugend von den Bischöflichen getauft, — steht aber auch jetzt noch dem Christentum freundlich gegenüber. Er hat seine Bereitwilligkeit erklärt, auch den Schulen mit religiösem Unterricht, also z. B. den Missionsschulen, die staatlichen Berechtigungen zu erteilen, so daß die leidige Doshisha-Affäre überflüssig gewesen sein könnte; in der Educational Society hat er sich deutlich gegen den fremdenfeindlichen Geist, der in den Volksschulen herrscht, ausgesprochen — thatsächlich sind die Lehrerseminare die stärksten Bollwerke des Chauvinismus, den sie wohl in Ermangelung anderer Ideale mit allem Eifer pflegen. Nun ist ja noch ein weiter Weg von Worten zu Thaten, und es bleibt abzuwarten, ob das jetzige Kabinett Zeit behält, seine Absichten durchzuführen. Seine Gegner wachsen von Tag zu Tag an Zahl. Augenblicklich suchen die buddhistischen Priester einen Sturm der Entrüstung gegen dasselbe anzufachen, weil in einem der Hauptgefängnisse Tokyos zur moralischen Unterweisung der Gefangenenen ein christlicher Prediger unter Beschränkung der Zahl der bisher allein thätigen buddhistischen Priester zugelassen worden ist, und das Educational Council hat vor wenig Tagen das Proponendum der Regierung, ob nach Einführung der neuen Verträge den Ausländern gestattet sein solle, Volks- und Mittelschulen einzurichten, negativ beantwortet.

Wenn auch so eine Reihe äußerer Benachteiligungen der christlichen Missionsarbeit mehr und mehr verschwindet, so zeigt sich doch keine bemerkenswerte Veränderung in dem Verhältnis der Bevölkerung Japans zum Christentum, das nach wie vor ein ablehnendes geblieben ist. Ebenso wie die unteren Stände der Handwerker und Bauern, so sind auch die höheren Kreise und der obere Mittelstand, mehr oder weniger für die christliche Verkündigung unerreichbar geblieben, und daran wird noch für lange Zeit nichts zu ändern sein. Die studierende Jugend freilich nähert sich gerade jetzt wieder in größerem Maße den Missionaren, nicht

den japanischen Predigern, aber weniger aus religiösem Drang, als um der fremden Sprachen willen, da das Nahen der neuen Verträge die abenteuerlichsten Vorstellungen über massenhaftes Eindringen von Ausländern ins Innere von Japan veranlaßt hat. Immerhin ist zu erhoffen, daß durch die Berührung mit den Vertretern des Christentums religiöse Empfänglichkeit in den Herzen der studierenden Jugend erweckt und ihr Sinn mit religiösem Inhalt angefüllt wird.

In dieser Absicht haben wir in diesem Winter unsere Netze weiter ausgeworfen, als bislang, die Gelegenheiten zu religiöser Beeinflussung vermehrt und so viele religiöse Versammlungen eingerichtet, als nur möglich sind. Dieselben werden durch Monatszettel in weiteren Kreisen bekannt gemacht. Wir haben

a) Sonntagspredigten außer in den deutschen Gemeinden zu Tokyo und Yokohama, noch regelmäßige in Ikidonozaka und in Banchō und zuweilen solche abwechselnd mit den regelmäßigen Bibelstunden in Chiba und Sh'taya.

b) Bibelstunden: Sonntags in Yotsuya, in Sh'taya und in Chiba, Donnerstags in der Theologischen Schule, Dienstags ebenda, Samstags ebenda und im christlichen Verein junger Studenten.

c) Vorträge: Sonntag abends in Ikidonozaka und in Zukunft auch Sonntag morgens vor der Predigt ebenda, Dienstags in der Theologischen Schule, Freitags in Ikidonozaka und Sonntag nachmittags in Chiba.

d) Sonntagsschulen in Koishikawa, Ikidonozaka und Banchō.

e) Andere Schulen: Theologische Schule, Deutsche Abendschule und Armenschule, verbunden mit Handarbeitsschule.

f) Sonstige Versammlungen außer den Konferenzen: Männer- und Frauenversammlung je einmal im Monat, Mitarbeiterversammlung alle 14 Tage, Versammlungen der Ikidonozakagemeinde von Zeit zu Zeit.

Rechnet man hierzu noch Sprechstunden, Besuche, empfangene und gegebene, Privatunterricht und vor allem die litterarische Arbeit (Shinri, neue Serie von Flugschriften, Übersetzung von Ritters „Ob Gott ist?", Jahrbuch), so wird klar, daß reichliche Veranstaltungen getroffen sind zu religiöser Beeinflussung der erreichbaren Kreise. Freilich der Erfolg „liegt nicht an jemandes Wollen und Laufen, sondern an Gottes Erbarmen".

Gehe ich nun auf meine eigene Arbeit im einzelnen über, so ist dieselbe im Vorstehenden schon enthalten. Ihr regelmäßiger Gang wurde wie alljährlich durch die heiße Zeit unterbrochen, welche für die Missionsarbeit eine stille Zeit ist, weil der Kreis der Leute, die von uns erreichbar sind, dann meist von Tokyo abwesend oder doch zum Besuch der Versammlungen unlustig ist. Das ist dann für mich eine willkommene Gelegenheit, um in der Stille des Landlebens mich nicht nur selbst zu erfrischen, sondern auch in Sprache und Geist der Japaner weiter einzudringen. Die heißeste Zeit hindurch war ich jedoch in Tokyo, weil wir drei Missionare mit der Abwesenheit von der Station wechselten. An direkter Missionsarbeit konnte aber nichts geschehen; selbst die Gottesdienste der Ikidonozakagemeinde, welche wegen Reparatur des Kirchengebäudes im Saale der Theologischen Schule gehalten wurden, waren kaum besucht. Auf dem Lande war Hiroi bei mir, nicht bloß, um mir japanische Stunden zu erteilen, sondern auch, um selbst bei mir Deutsch zu lernen — er ist jetzt imstande, deutsch geschriebene Artikel ins Japanische zu übertragen und zuweilen zu dolmetschen.

In der Theologischen Schule erteilte ich 4 Stunden Unterricht über die synoptische Frage und begann dann die Erklärung des Matthäusevangeliums unter gelegentlicher Berücksichtigung der anderen Synoptiker. Sonst findet noch in der Theologischen Schule am Freitag Nachmittag die Vorbereitung aller Helfer an der Koishikawa-Sonntagsschule durch mich statt.

In Shinri erschien von mir:

In Nr. 100 (Jubelnummer) ein Artikel: „Grundsätze der Arbeit des Allgem.

evang.-prot. Missionsvereins in Japan" und ein zweiter: „Mitteilungen aus dem theologischen und religiösen Leben Europas".

In Nr. 103 der erste Teil einer Artikelserie über „Japanisches Christentum".

Zum erstenmal soll auch in diesem Jahre eine längst gehegte Absicht verwirklicht werden, nämlich die Herausgabe eines Jahrbuches unserer Mission in Japan mit Beiträgen unserer Arbeiter und Anhänger. Die Beiträge sind schon fast alle vorhanden, und es kann bald mit dem Drucke begonnen werden. Die Herausgabe geschieht durch Hiroi und mich gemeinsam.

Um unsere Schriften, alte wie neue, besser verbreiten zu können, haben wir unter meiner Leitung zwei Verkaufsstellen eingerichtet bei dem Schuldiener in Koishikawa und dem Kirchendiener in Ikidonozaka, die letztere aber erst seit einigen Tagen. Auch deutsche Bibeln und sonstige deutsche religiöse Schriften liegen dort neben japanischen aus. In Koishikawa betrug der Reingewinn in den letzten drei Monaten 2,54 Yen (über 5 Mark), was dem Verkaufe von etwa 20 Exemplaren gleichkommt. — Als Bibliothekar lieh ich seit dem 15. Mai 248 Bände aus.

Meine deutsche Bibelklasse Samstags abends von 6—8 Uhr hat in diesem Winter die höchste Frequenz erreicht, sofern wenigstens einmal die Zahl der Besucher 30 überstieg. Da so manche Japaner den Inhalt derselben nicht verstehen können, so werde ich von Anfang November ab Sonntag morgens 9 Uhr in Ikidonozaka eine fortlaufende Darstellung des Lebens Jesu, die gedolmetscht wird, geben, als freiwilliger Dolmetscher erbot sich mein Täufling Abika, ein Student der Rechtswissenschaft, der mit redlichem Eifer uns in unserer Arbeit zu unterstützen sucht und zusammen mit dem alten Gemeindemitgliede Tsuruda, der die Geschäfte der Ikidonozakagemeinde besorgt, unsere beiden treuesten und hilfbereitesten Mitglieder darstellt.

Sonstigen religiösen Unterricht erteile ich nur an einen Mittelschullehrer, der wegen Zweifels an verschiedenen christlichen Dogmen bisher zum Glauben nicht hat kommen können. Die übrigen Besucher kommen nur wegen der Sprache. Solche, denen es wirklich um religiöse Belehrung zu thun ist, sind äußerst selten. Spricht man mit jemandem einmal ernstlich über religiöse Fragen, so kommt er in der Regel nicht wieder.

Seit September haben wir nun regelmäßige monatliche Männerversammlungen eingerichtet. Die erste war in meinem Hause; das Thema, über das ich nach der Andacht sprach, war: „Ausblick in das zukünftige christliche Japan". Während diese Versammlungen abends stattfinden, werden die Frauenversammlungen nachmittags gehalten. Bei der letzten in meiner Wohnung sprach ich über „Die Kirche und die Frau in Deutschland", bei der vorletzten über „Königin Luise von Preußen".

Die Koishikawa-Sonntagsschule geht ihren gewohnten Gang weiter. Öfters übernehme ich selbst eine Klasse. Die Schülerzahl beträgt 30—50, es sind vorwiegend Kinder unserer Armenschule. Auch die Banchō-Sonntagsschule hat Hiroi weiter geführt; ich spiele dort das Harmonium. Es findet sich gewöhnlich ein Dutzend Kinder ein, aber es ist kein regelmäßig kommender Stamm vorhanden.

Die Gottesdienste in Banchō (deutsche Kirche), die von Hiroi und mir gehalten werden, hatten eine Durchschnittsfrequenz von 5—6 Teilnehmern. Auch hier fehlt es noch an regelmäßigen Besuchern. Am Pfingstfeste hielten wir mit den Christen aus Yotsuya eine Abendmahlsfeier in der deutschen Kirche und hatten 8 Kommunikanten.

In Yotsuya setzte Hiroi seine Arbeit in der bisherigen Weise fort. Sonntag morgens hält er eine regelmäßige Bibelstunde, die von 5—8 Personen besucht wird; vorher hält er eine freie Besprechung über die Lehren des Christentums auf Wunsch einiger Damen.

In Sh'taya hält Komai Sonntag morgens Bibelstunden und hat die gleiche Anzahl Besucher; hier wie in Yotsuya sind die Besucher meist keine Studenten.

In Chiba hält Aoki Sonntag morgens Bibelstunde und giebt nachmittags eine zusammenhängende Darstellung der christlichen Religion. Seine Hörer sind Studenten der Medizin- und Mittelschule. Letzten Sonntag war ich dort und fand 12 Hörer, vor denen ich einen Vergleich von Konfuzianismus, Buddhismus und Christentum anstellte.

Alle drei Evangelisten sind in der Vorbereitung auf die Ordination begriffen, die Ende dieses Monats in Ikidonozaka stattfinden soll. Durch Besprechungen mit denselben und gemeinsames Gebet suchen auch wir Missionare zur Vorbereitung auf diese wichtige Feier beizutragen.

In der Ikidonozakakirche, die repariert ist und an den Sonntag Nachmittagen der Hörerschar des Pastor Ebina eine Heimstätte bietet, da dessen Kirche abgebrannt ist, haben unsere Sonntagabendvorträge mit Anfang Oktober wieder begonnen. Ich hielt den ersten über „Wahrheit" und hatte 65 Zuhörer.

Die Deutsche Abendschule, in der ich 2 Stunden Konversation und Stilübungen gebe, ist jetzt mehr besucht als im vorigen Winter, so daß der Raum fast zu enge wird. Die Schülerzahl beträgt in diesem Monat etwa 40. — Mit 5 Japanern halte ich noch einen besonderen Leseabend alle 14 Tage; wir treiben die Lektüre von Goethes „Aus meinem Leben".

Für alle Mitarbeiter findet nach wie vor alle 14 Tage abends eine freundschaftliche Zusammenkunft in den Häusern der Missionare statt.

Meine Frau giebt einige deutsche Stunden, Handarbeitsunterricht, beteiligt sich an den Frauenversammlungen und Besuchen und lernt regelmäßig Japanisch. Wir hoffen sehr, daß es uns gelingt, wenn erst Frl. Heydenreich sich hier eingearbeitet und der Sprache einigermaßen bemächtigt hat, die Frauen des Mittelstandes besser heranziehen zu können. Leicht ist es unter den jetzigen Zeitverhältnissen nicht.

In Monatsfrist erwarten wir unsere drei neuen Mitarbeiter von Deutschland her. Gott gebe, daß es ihnen vergönnt ist, ein frisches Aufblühen unserer Arbeit zu erleben, und daß sie zum Segen gesetzt werden für viele".

Shinri.

August 1897 (Nr. 90). Dr. Arndt, Bete ohne Unterlaß. — A. Wendt, Christentum und Patriotismus. — H. Ritter, Sind in der Natur irgend welche teleologischen Einrichtungen, die sich nur durch das absichtliche Einwirken einer übersinnlichen Vernunft erklären lassen? — H. Minami, Ideale göttliche Schule. — Leben der Monika. — Dr. Christlieb, Religion und Politik, Patriotismus und Universalismus in der ursprünglichen Lehre Jesu vom Reich Gottes. — Derselbe, Mott's „Strategische Punkte in der Eroberung der Welt".

September 1897 (Nr. 91). Über die Frömmigkeit. — Prof. D. Lipsius, In welcher Form sollen wir den Kulturvölkern das Evangelium predigen? — Prof. D. Warneck, Die moderne Theorie der Evangelisation der Welt in dieser Generation. — H. Minami, Probleme der Theologie in Japan. — E. Schiller, Verschiedenes. Fremde Nachrichten. — Antwort auf die Fragen der Nihonshugi.

Oktober 1897 (Nr. 92). Die christliche Ehe. — E. Schiller, Der Dekalog I. — Dr. Christlieb, In wie weit ist der Buddhismus vom Brahmanismus herzuleiten? — T. Hiroi, Ursprung, Entwicklung und religiöser Wert der Taufe. — Dr. Christlieb, Verhältnis des altchristlichen Dogmas zur griechischen Philosophie I.

November 1897 (Nr. 93). Eltern und Kinder. — Dr. Christlieb, Verhältnis des altchristlichen Dogmas zur griechischen Philosophie II. — E. Schiller,

Der Dekalog II. — T. Hiroi, Ursprung, Entwicklung und religiöser Wert der christlichen Taufe II. — Dr. Christlieb, Die Religion Israels vor Moses. — Prof. D. Warneck, Die moderne Theorie der Evangelisation der Welt in dieser Generation.

Dezember 1897 (Nr. 94 u. 95). Weihnachten. — Dr. Christlieb, Verhältnis des altchristlichen Dogmas zur griechischen Philosophie (Schluß). — H. Minami, Verhältnis zwischen Religion und Moral. — E. Schiller, Der Dekalog (Schluß). — T. Hiroi, Ursprung, Entwicklung und religiöser Wert der christlichen Taufe III. — H. Minami, Wer war Judas Ischariot? — Prof. D. Warneck, Die moderne Theorie der Evangelisation der Welt in dieser Generation (Schluß).

Januar 1898 (Nr. 96). Das Christentum eine Macht. — Dr. Christlieb, Ist eine Erkenntnis Gottes möglich? — H. Minami, Neue Christusreden. — A. Wendt, Der Zweck des evangelischen Gottesdienstes. — E. Schiller, Wellhausen und sein Studium des Alten Testaments. — T. Hiroi, Ursprung, Entwicklung und religiöser Wert der christlichen Taufe IV. — Verschiedenes. — Dr. Christlieb, Vorträge über das Christentum.

Februar 1898 (Nr. 97). Dr. Christlieb, Unser Vater, der Du bist im Himmel. — Prof. D. Pfleiderer, Der apologetische Charakter der Missionspredigt. — E. Schiller, Wellhausen und sein Studium des Alten Testaments (Schluß). — H. Minami, Die Ehe nach dem neuen Civil-Gesetz. — E. Schiller, Verschiedenes, Neuigkeiten. — Dr. Christlieb, Vorträge über das Christentum: Was ist Religion?

Aus China.

Bericht des Missionars D. Ernst Faber aus Tsingtau über das III. Quartal 1898.

„Am 2. Sept. fand endlich das große Ereignis statt, daß Tsingtau als Freihafen eröffnet wurde. Der erste Landverkauf wurde aber auf den 3. Oct. anberaumt und geht nun seinen Gang, während ich dieses schreibe. In einigen Tagen (Wochen oder Monaten?) werden wir dann auch Definitives über ein Missionsgrundstück erfahren. Für eine evangelische Kirche ist ein guter Platz reserviert worden. Hoffentlich gelingt es Ihnen, einen geeigneten Pastor bald aussenden zu können. Da meine provisorische Wohnung sehr unpraktisch angelegt ist, so habe ich gar keine Veränderung vorgenommen. Es würde viel Geld kosten und beständig neue Bauerei nötig machen. Für den Winter bin ich hier gut entbehrlich, da Miss. Kunze von Berlin I die Predigt für die Soldaten weiter besorgt, auch bald Verstärkung durch Missionar Voßkamp und einen jungen Kollegen erwartet. Den Interessen unseres Vereins ist damit nicht geschadet, wenn der von Ihnen zu sendende Pastor tüchtig ist und bald ankommt. Wenn irgend möglich, werde ich denselben bei seiner Ankunft in Hongkong oder Shanghai aufsuchen. Um dem rauhen Wind zu entgehen, werde ich wahrscheinlich im November von hier abreisen, einige Tage in Shanghai das Nötige besorgen und nach Hongkong weiterfahren. Ich möchte diese Gelegenheit benutzen, meine frühere Station Fumun zu besuchen, wo in diesem Herbst eine Jubiläumskirche eingeweiht wird. Ich war dort im Dienste der Rheinischen Mission von 1865—1876 stationiert und besuchte den Ort zuletzt 1880. Zunächst möchte ich aber eine Reise ins Innere der Shantung-Provinz machen. In Wai Hien, der Station der Amerikaner, findet die Konferenz der Shantung-Missionare vom 16.—23. Oct. statt. Dazu habe ich zwei Einladungen erhalten.

Von hier aus machte ich im Juni einen Besuch ins Lau-Gebirge, an der Ostgrenze des deutschen Gebiets, aber außerhalb gelegen. Dort hielt ich mich 14 Tage auf und machte Ausflüge ins Gebirge. Klöster sind mehrere vorhanden. Ich wohnte im größten taoistischen und besuchte zwei höher gelegene. Andere sind weiter entfernt, darunter auch buddhistische. Die Hitze war groß durch den Rückprall der hellen Sonnenstrahlen von den kahlen Felsenmassen. Die Wege sind auch sehr beschwerlich, nur wenige sind für Maultiere gangbar. Die Priester treiben Landwirtschaft und haben dazu ein ausgedehntes Eigentum in den Bergen. An Stellen, wo Land urbar gemacht ist, steht ein Bauernhaus, von einer Familie bewohnt, welche dem Kloster dienstbar ist. An entfernteren Stellen sind hier und da kleine Häuser, von zwei stämmigen Männern bewohnt, die auch ein kleines Feld bestellen, aber hauptsächlich die Aufgabe haben, das Eigentum gegen Übergriffe der Einwohner der umliegenden Ortschaften zu hüten. In der Nähe der Klöster werden die Felder von untergeordneten Klosterbrüdern und gemieteten Arbeitern bestellt. Mönche höheren Ranges führen die Aufsicht. Leider sah ich auch eine Opiumpflanzung in der Nähe eines Klosters, und manche der älteren Mönche zeigten unverkennbare Spuren des Opiumgenusses. Das Gestein ist hauptsächlich Granit und Gneis. Geologisch ist das Gebirge noch nicht genauer durchforscht, bietet auch wenig Aussicht auf bedeutende Resultate. Auch da ist die Flora sehr verwüstet durch Holzsammler und Kohlenbrenner, zeigt aber doch manches Interessante z. B. große Kamelienbäume im Freien, drei Laurineenarten, Styrax, Symplocos, Acanthopanex, Katalpa, Rhus u. dgl. Durch verständige Forstkultur können schöne Resultate erzielt werden. Im Juli und August gab es viel Regen. Gewiß nicht so viel wie in Shanghai, aber fühlbarer durch die ungenügenden Wohnungen. Meine wertvolle Bibliothek, welche in Kisten verpackt hier steht, hat viel gelitten, nicht nur daß sich Schimmel angesetzt und die Einbände unschön gemacht hat, die untere Schicht mehrerer Kisten ist geradezu vermodert. Ich hatte etliche Tage Arbeit, alles auszupacken, zu sonnen und wieder wegzupacken. Etliche Wände meiner zwei Stuben sehen nicht besser aus. Es wäre unverantwortlich, in solchen Räumen länger als dringend nötig zu wohnen und zu schlafen. Wird der untere Flur mehrere Fuß über die Erde erhöht und kann man in einem oberen Stockwerk schlafen, so wird der Sommer zu einer angenehmen Jahreszeit werden. Unter den jetzigen mißlichen Wohnungsverhältnissen war es für mich höchste Zeit, daß ich am 23. August abfahren konnte. In Chifu hält der Dampfer nur etliche Stunden, und ich konnte die China Inland Mission und auf der Rückreise die amerikanischen Presbyterianer besuchen. Beide Missionen haben ausgedehnte Räume im Besitz mit großartigen Gebäuden und schönen Gärten. In Tientsin wohnte ich in der Temperence Hall. Diese wurde erst kürzlich als Seemannsheim gebaut, da aber die Dampfer nicht mehr den Fluß hinaufkommen können, sondern unterhalb bei Tongku, $1^1/_2$ Stunden Bahnfahrt Entfernung, ankern, so hat das herrliche Gebäude seinen Zweck verfehlt. Der Geistliche, ein amerikanischer Presbyterianer, hat nun eine englische Schule für Chinesen in Gang gebracht und ist auch Geschäftsagent für mehrere Missionen im Innern. Ich fand recht freundliche Aufnahme. Die Missionare waren noch größtenteils abwesend, der alte Lees von der Londoner Mission aber voller Herzlichkeit. Nahe der mandschurischen Grenze an der Seeküste haben die Missionare für Nordchina ein Sanatorium angelegt. Ich wäre gerne dahin gereist, achtstündige Bahnfahrt von Tientsin und zwei bis drei Stunden Ritt, unterließ es jedoch, als ich hörte, es sei alles besetzt und noch kein Hotel eingerichtet. Tientsin war noch recht heiß. Der Ort war mir jedoch sehr interessant durch den großartigen Geschäftsverkehr, der in den meilenlangen Straßen und auf den Flüssen und Kanälen vor sich geht. Dagegen ist Tsingtau ein stilles Fischerdörfchen, nur belebt durch die deutsche Garnison. In Peking machte ich nur einen kurzen Besuch. Die Bahnfahrt dauerte

ungefähr vier Stunden, für drei Doll. und einige Cents. Da der Bahnhof von der Stadt entfernt liegt, so hatte ich noch anderthalb Stunden im Karren zu fahren. Die Karre ist zweirädrig ohne Sprungfedern, mit einem oder zwei Maultieren bespannt, und der Weg recht holprig. Da ich aber früher schon neun Tage lang diese Reisegelegenheit in der Mandschurei benutzt hatte, so fand ich es auf dieser kurzen Strecke durchaus nicht abschreckend. Eine Beschreibung Pekings will ich nicht versuchen, da es schon oft geschehen ist. Schmutz habe ich in China schon viel gesehen, und über den Pekinger kann man in allen Beschreibungen der Stadt lesen, die Wirklichkeit spottet jedoch jeder Beschreibung. Die Straße, in welcher die auswärtigen Gesandtschaften residieren, macht durchaus keine Ausnahme. Man atmet auf, wenn man durchs Eingangsthor in das Gehöft einer Gesandtschaft tritt und den sauberen Raum mit hübschen Anpflanzungen und reinlichen Gebäuden vor sich hat. Ich machte einen Besuch in der deutschen Gesandtschaft, wo Baron von der Goltz mich freundlich zum Mittagessen dabehielt. Mit Minister von Heyking war ich einen Abend in Tientsin bei Konsul Dr. Eiswald zusammengewesen. Sonst machte ich in Peking keine Besuche. Dr. Martin war gerade nach seinem Sommeraufenthalt in den Bergen gegangen. Auf die Stadtmauer ließ ich mich führen und hatte von da einen Blick über die innere Kaiserstadt. Jetzt spielt sich daselbst ja wieder eine Tragödie ab, wie schon so oft in der chinesischen Geschichte. Hoffentlich kommt bald das Ende dieser traurigen Palastwirtschaft. Die Straßen sind teilweise sehr lebhaft, Karren in großer Zahl, einzelne Kamele, Reiter zu Pferde, Esel oder Maultiere unter der Menge der Fußgänger. Die Straßen sind breiter, aber die Läden fand ich weniger imposant als in den Hafenstädten. Immerhin ist Peking ein großes Umsatzgebiet für die Einfuhr in Tientsin. Über die Bedeutung dieser Hauptstadt für die Einführung des Christentums in China zu reden, wäre noch verfrüht. Sonnabend den 10. Sept. reiste ich wieder von Tientsin ab und traf am 13. hier ein. Hier in Tsingtau liegen die Verhältnisse so, daß noch etliche Jahre der Kolonialentwicklung abgewartet werden müssen, bis die Missionsarbeit recht in Zug kommen kann. Geistliche Wirksamkeit unter den hiesigen Deutschen ist dringend nötig. Manche Soldaten haben doch religiösen Sinn, der gepflegt werden muß, auch unter den Offizieren und Beamten fehlt es nicht an Wohlgesinnten. Gut wäre es, wenn der neue Pastor eine Auswahl guter Schriften, geeignet christliches Interesse zu wecken, mitbrächte."

Aus den Zweigvereinen.

Der Braunschweiger Zweigverein

feierte am 2. November 1898 unter sehr großer Beteiligung der Gemeinde sein Jahresfest in der Katharinen-Kirche zu Braunschweig. Die Festpredigt hielt Pfarrer D. Rade aus Frankfurt a. M. über den Text Joh. 14, 12 — 14. Der Grundgedanke der Predigt war das Außerordentliche, was wir als Christen in der Mission zu thun und von der Missionsarbeit zu erwarten haben. Nach der Predigt erstattete der Vereinspräsident Prediger Dr. Arndt im Anschluß an Matth. 9, 36 bis 38 Bericht über den gegenwärtigen Stand der Arbeiten des Missionsvereins und über die jüngst erfolgte Aussendung neuer missionarischer Kräfte. Die Kirchenkollekte ergab 241 Mark, so daß zusammen mit den vor und nach dem Feste dem Vorstande überreichten Gaben der Betrag von 508 Mark für die Kiautschou-Mission an die Centralkasse abgeliefert werden konnte. Nach dem Festgottesdienste fand eine Konferenz des Vorstandes, zahlreicher Mitglieder und Freunde des Missionsvereins statt, in welcher eingehende Beratungen über die Förderung unserer Sache in Braunschweig gepflogen wurden. Durch Gründung eines Frauenvereins, Verbreitung der Vereinslitteratur, Veranstaltung von Familienabenden und Berufung

neuer Vertrauensmänner im Herzogtume Braunschweig hofft man, unserem Missionsvereine einen weiteren Aufschwung verleihen zu können.

In Brandenburg a/H.

wurde am 11. Dez. 1898 durch Vermittlung des Brandenburger Provinzial-Verbandes ein Missionsfest gefeiert, dessen Verlauf einen neuen Beweis dafür lieferte, daß die Ideen und Arbeiten unseres Vereins überall Anklang finden, wo sie nur in der rechten Weise bekannt gemacht und vertreten werden. Die Festpredigt hielt Prediger Lic. Neveling aus Berlin über Dan. 7, 13—18. In außerordentlich packender Weise schilderte er, wie der Menschensohn der Welt die wahre Menschlichkeit erst gebracht hat, und hob sodann den ewigen Wert des Gottesreichs gegenüber den vergänglichen Reichen der Welt hervor, alles dies eine ernste Mahnung für die Christenheit, das, was er ihr geschenkt, auch den Heiden zu bringen. Die Singakademie verschönte die Feier durch den Vortrag des Adventsliedes: „Tochter Zion, freue dich". Die gegen 3000 Personen fassende herrliche altehrwürdige Katharinenkirche war beinahe ganz gefüllt. Um 8 Uhr war im „Bären" eine Nachversammlung, die durch eine Begrüßungsansprache unseres Vertrauensmannes in Brandenburg Pf. Lic. Mohnhaupt eröffnet wurde. Den Hauptvortrag hielt unser Sekretär Pred. Lehmpfuhl, der eingehend über Kiautschou, Land und Leute und die christlichen Missionen in der Provinz Schantung sprach. Zum Schluß ergriff Oberpfarrer Timann das Wort, um die Hauptgedanken der Predigt und des Vortrags in folgende vier Punkte zusammenzufassen: „Die Mission in China ist notwendig, sie ist schwierig, sie ist auf dem richtigen Wege, und sie ist nicht aussichtslos". Gewiß wird das Fest dazu beitragen, unserem Werke auch in Brandenburg a/H. eine größere Zahl von Mitgliedern zuzuführen. Am Festabend selbst erfolgten sofort 27 Beitrittserklärungen. Es sei noch erwähnt, daß die neugedruckten Ansichtspostkarten von unseren Missionsfeldern einen recht guten Absatz fanden und gern gekauft wurden.

Aus dem Centralvorstande.

Postkarten mit Ansichten von unseren Arbeitsfeldern und Stationen haben wir auf mehrfachen Wunsch unserer Mitglieder anfertigen lassen. Zur Darstellung sind 10 Bilder gelangt: D. Faber, die Missionare in Tokyo und die japanischen Mitarbeiter, die Theologische Schule, die deutsche Kirche in Tokyo, ein Stadtbild von Tokyo mit der deutschen Kirche, die Armenschule, der Berg Fujinoyama, ein Shinto- und ein Buddha-Tempel, der Daibutse in Kamakura. 12 Ansichtspostkarten kosten 1 Mk., jedes einzelne Exemplar 10 Pf. Die Aufschrift ist so gewählt, daß die Postkarten auch in der Schweiz und im Ausland Verwendung finden können. Alle Bestellungen sind an das Centralbureau Berlin C. 19, Friedrichsgracht 53 zu richten. Da die Ausstattung der Postkarten durchaus vornehm gehalten ist und die Bilder gut getroffen sind, so hoffen wir, daß sie den Beifall unserer Freunde finden und sich eines großen Absatzes erfreuen werden. Der Reingewinn ist für die Zwecke unseres Vereins bestimmt. Wir bitten alle unsere Mitglieder herzlich, den Vertrieb der Postkarten sich angelegen sein zu lassen, um auch dadurch unsere Einnahmen zu erhöhen, die so dringend der Vermehrung bedürfen.

Unser Missionsehepaar Haas und unsere Missionarin Fräulein Agnes Heydenreich

sind nach glücklicher Fahrt am 22. November v. J. wohlbehalten in Tokyo eingetroffen. Unser Gott wolle ihren Eintritt in unsere Arbeit segnen!

Justinian von Weltz,
der Vorkämpfer der evangelischen Mission.

Von Pfarrer Dr. Bahlow in Friedeberg a. Ou.

Fast zweihundert Jahre hat es gedauert, ehe die evangelische Kirche Deutschlands begann, Mission im heutigen Sinne des Wortes zu treiben. Die Reformatoren und ihr Zeitalter suchte man früher damit zu entschuldigen, daß man sagte, sie hätten ihre ganze Zeit und Kraft auf die Arbeit in der Heimat verwenden müssen; auch hätte es ihnen an Gelegenheit zur Missionsthat gefehlt, da Deutschland keine direkten Beziehungen zur Heidenwelt besaß. Erst neuere Untersuchungen haben erwiesen, daß es im Reformationszeitalter zu keiner Mission kommen konnte, weil Blick und Verständnis für Recht und Pflicht der Mission fehlten. Über die Gründe dieser Erscheinung gehen die Meinungen allerdings noch auseinander. Nach Warneck[1]), dem sich Kawerau[2]) und im wesentlichen auch Lachmann[3]) anschließt, hinderte die eschatologische Anschauung, nach Sell[4]) die Erwählungslehre der Reformationszeit, nach Drews[5]) dagegen die Vorstellung Luthers von der Ausbreitung des Christentums selbst, an eine Verkündigung des evangelischen Christentums unter nichtchristlichen Völkern zu denken.

Auch dem 17. Jahrhundert fehlte im ganzen noch der Sinn für die Heidenmission als eine Pflicht der Kirche. Vereinzelt und noch sehr schüchtern trat der Missionsgedanke zwar schon in der ersten Hälfte des Jahrhunderts auf, stieß aber auf den entschiedensten Widerspruch der Führer der Orthodoxie. Doch er konnte nicht mehr ganz zum Schweigen gebracht werden. Immer zahlreicher und kühner wurden die Stimmen, die über den mangelnden Missionssinn klagten. Und die zweite Hälfte des Jahrhunderts zeigt uns schon das Bild eines heftigen Kampfes zwischen Anhängern und Gegnern der Mission. Eröffnet wurde dieser Kampf durch einen Nichttheologen, den österreichischen Freiherrn Justinian von Weltz, der durch seinen energischen Missionsweckruf (1664)[6]) die lutherischen Theologen Deutschlands zwang, zu der Frage der Heidenmission prinzipiell Stellung zu nehmen.

Die vorhandenen Nachrichten über Weltz hat W. Grössel[7]) mit großem Fleiß gesammelt, so daß es heute möglich ist, uns ein abschließendes Urteil

---

[1]) Herzogs Real-Enc., 2. Aufl. X, 39 ff. und: Abriß einer Gesch. d. prot. Missionen, 3. Aufl. S. 7 ff.

[2]) Warum fehlte der deutschen evang. Kirche des 16. und 17. Jahrh. das volle Verständnis für die Missionsgedanken der heiligen Schrift? Breslau 1896.

[3]) Dr. Martin Luther und die Heidenmission. Z. M. R. 1896, S. 65 ff., 129 ff.

[4]) Der Ursprung der urchristl. und der modernen Mission. Zeitschr. f. Theol. u. Kirche 1895, S. 472 ff.

[5]) Die Anschauungen reformatorischer Theologen über die Heidenmission. ZprTh. 1897, S. 1 ff., 194 ff., 289 ff.

[6]) Im Neudruck als 1. Heft der W. Faber'schen Missionsbibliothek erschienen. Leipzig 1890.

[7]) Justinianus von Weltz. Leipzig 1891. — Derselbe: Missionsgedanken in der lutherischen Kirche Deutschlands im 17. Jahrh. A. M. Z 1894, S. 385 ff. — Derselbe: Die Stellung der luth. Kirche Deutschlands zur Mission im 17. Jahrh. Leipzig 1896.

Library of the YALE DIVINITY SCHOOL

über diesen Vorkämpfer der deutschen evangelischen Mission zu bilden, wenn es auch Hardeland[8]) bestreitet. Wir wollen im folgenden den Lebensgang Weltz' kurz zeichnen und dann seine Missionsideen und deren Bekämpfung darzustellen versuchen. Es werden uns dabei die wesentlichen Gründe entgegentreten, die das Zeitalter der Orthodoxie gegen die Mission geltend machte.

I.

Justinian Ernst von Weltz, geboren am 12. Dezember 1621, entstammte einem alten Adelsgeschlechte in Kärnthen. Sein Vater, Gotthard Freiherr von W., war ein frommer, evangelisch gesinnter Mann. Infolge der Verfolgungen der Evangelischen im 30jährigen Kriege verließ er seine Heimat und begab sich etwa 1628 nach Chemnitz, wo er zwei Jahre später starb. Justinians Mutter siedelte nun mit ihren Kindern nach Ulm über, wohin mehrere ihrer Verwandten aus Österreich geflüchtet waren. Sie erzog ihre Kinder sorgfältig und senkte vor allem den Keim der Religiosität in ihre Herzen tief ein. Justinian zeigte schon als Knabe einen großen Wissensdurst und strebte darnach, sich eine tüchtige Bildung anzueignen. Genaueres über seinen Bildungsgang wissen wir jedoch nicht. Er scheint aber in Leyden studiert zu haben; denn dort gab er bereits im Alter von 20 Jahren eine Schrift über die Tyrannei in lateinischer Sprache heraus. Darin klagte er darüber, daß auch von christlichen Fürsten und Regenten die Tyrannei noch vielfach ausgeübt würde. Angeblich im Interesse von Religion und Staat, in Wirklichkeit aber aus Habsucht verfolgten, verbannten, ja töteten sie unschuldige Unterthanen. Er nennt zwar keine Fürsten, scheint aber besonders das Verhalten katholischer Herrscher gegen die Evangelischen im Auge zu haben; hatte doch auch seine Familie unter solcher Tyrannei zu leiden gehabt.

Schon aus dieser seiner Erstlingsschrift läßt sich erkennen, daß Justinian eine für einen Adligen damaliger Zeit nicht gewöhnliche Bildung besaß und einen mächtigen Drang in sich spürte, den tiefen Schäden seiner Zeit mit allen Kräften entgegenzuarbeiten. Dieser Drang wurde bestimmend für sein ganzes Leben und Wirken.

Sein Stand und sein Vermögen brachten ihn in Versuchungen zum leichtsinnigen Leben, die er jedoch dank seiner ernst und tief religiös angelegten Natur bald überwand. Solchen Gefahren glaubte er nun für die Folgezeit am besten entgehen zu können, wenn er sich von dem weltlichen Treiben zurückzöge. So lebte er denn viele Jahre in der Einsamkeit, ganz religiösen Betrachtungen und Studien hingegeben. Die heilige Schrift und die Kirchengeschichte, besonders Eusebius und die alten Märtyrer, Augustins und Luthers Schriften, des Thomas a Kempis „Nachfolge Christi", Joh. Arnds „wahres Christentum" und ähnliche Bücher waren es, mit deren Studium er sich beschäftigte.

Erst im Jahre 1663 hören wir wieder von ihm. In einer Schrift: „de vita solitaria, das ist von dem Einsidler-Leben, Wie es nach Gottes Wort und der alten Heiligen Einsidler Leben anzustellen seye", fordert er von allen Ständen ein von der Welt abgesondertes Leben in der Verborgenheit nach dem Beispiele des Elias und Johannes des Täufers. Solch

[8]) Plitt, Gesch. der luth. Mission. 2. Aufl., herausgegeb. von Hardeland, S. 11.

Einsiedlertum denkt er sich jedoch „nicht als Einsamkeit des Leibes, sondern des Gemütes", so daß jeder, er arbeite mit dem Kopfe oder mit der Hand, er studiere oder treibe ein Handwerk, daran teilnehmen kann. Wer studiert, soll nichts lesen oder schreiben als von Gott und der Besserung des Nächsten. Die Oberherren und Regenten sollen nach Erledigung ihrer Amtsgeschäfte geistliche Sachen treiben, in Gottes Wort lesen und daraus die Leute vermahnen. Der Handwerker und gemeine Mann sollen bei ihrer Arbeit Gott loben und preisen und zu diesem Zwecke nötigenfalls immer ein Gesangbuch bei der Arbeit liegen haben. Besonders empfiehlt er das fleißige Lesen der alten Märtyrergeschichten; denn sie zeigten, wie das eigene Leben zu bessern sei. — Im leiblichen Leben soll der Einsiedler sein mäßig sein, sich in der Welt nur als Pilgrim und Wandersmann betrachten, Armut und schlechte Kleider nicht als Schande ansehen und die Gesellschaft meiden, d. h. sie nicht zur bloßen Kurzweil, zum Trinken und Spielen suchen.

Läßt sich auch nicht verkennen, daß diese Schrift manche schwärmerische Gedanken enthält, so spricht aus ihr doch ein tiefer Ernst und ein eifriges Bestreben, zur Besserung des christlichen Lebens beizutragen. Weltz selbst giebt als Zweck der Schrift an, er wolle damit nur der Lauheit der Christen entgegentreten, die Schlafenden wecken und die irrenden Menschen von dem breiten Höllenweg auf den schmalen Weg, der zum Himmel führt, bringen; wie er selbst Gott über alles liebe, so wünsche er, daß auch sein Nächster sich Gott ganz zu eigen ergebe, und daß alle Christen den wahren Gottesdienst mit Fleiß beförderen. Sein sehnlichster Wunsch sei, daß bei der damals überall zutage tretenden großen Gleichgiltigkeit in religiösen Dingen durch seine Schrift wenigstens eine Seele gerettet werden möchte. „Wollte Gott", ruft er aus, „ich könnte mit dieser Beschreibung des Einsiedler-Lebens zum wenigsten nur einer Seele das Weltwesen verleiden, wo anders der große Hause der Weltkinder ihrer Mutter, der Welt, noch weiter anhangen will!"

Dieser Schrift ließ er unmittelbar eine andere folgen unter dem Titel: „Ein kurtzer Bericht, Wie eine Newe Gesellschaft auffzurichten wäre, unter den rechtgläubigen Christen der Augspurgischen Confession". Diese kleine Schrift, in der die Reformierten ermahnt werden, die Lutheraner weder heimlich noch öffentlich anzufeinden und zu verfolgen, und der Wunsch nach Frieden und Eintracht unter den evangelischen Christen ausgesprochen wird, ist uns deshalb besonders interessant, weil in ihr zum ersten Male der Gedanke der Heidenmission uns entgegentritt. Weltz fordert nämlich die Kandidaten der Theologie auf, anstatt Jahre lang auf ein Pfarramt zu warten, lieber zu den Heiden zu gehen und ihnen das Evangelium zu verkündigen. Dieser Missionsgedanke, hier noch erst ganz allgemein ausgesprochen, beschäftigte von nun an den Freiherrn bis an sein Lebensende.

Weltz war kein Mann langen Zauderns. Einen einmal gefaßten Gedanken suchte er auch sogleich in die That umzusetzen. So besann er sich auch jetzt nicht lange. Zunächst wandte er sich an die bedeutendsten lutherischen Theologen um Rat und Beistand bezw., um ihre prinzipielle Stellungnahme zur Frage der Heidenmission zu erfahren. Von verschiedenen Seiten erhielt er ermunternde Antworten. Der Jenenser Professor Joh. Ernst Gerhard (Sohn des bekannten Dogmatikers)

schrieb: „Ist dieses Werk von Gott, wie ich denn gewiß dafür halte, so wird er es auch wunderbarlich befördern, welches ich von Grund meines Herzens wünsche". Balth. Boebelius in Straßburg stimmte ebenfalls bei, sagte seine Hilfe zu und teilte zugleich mit, daß auch Dannhauer von Herzen Erfolg zu dem Plane wünsche, ihn auch bereits in verschiedenen Predigten empfohlen hätte. Michael Havemann, Generalsuperintendent zu Bremen und Verden, schrieb: „Daß wir so schläfrig sind, ist übel gethan, und werden die hohen Häupter nicht wohl verantworten können, daß sie dem Herrn Messiä die Thore in der Welt zu weiterem Einzuge nicht höher machen wollen. An meinem wenigen Ort werde ich gern cooperieren, allein stehe ich in Sorgen, daß unser Säculum, welches eiskalt, gar schwerlich wird anzuzünden sein". Ähnlich lauteten noch manch andere Zuschriften, so daß Weltz froher Hoffnung war und noch im Frühjahr 1664 einen begeisterten Missionsweckruf ausgehen ließ unter dem Titel: „Eine Christliche und treuhertzige Vermahnung An alle rechtgläubige Christen der Augspurgischen Confession, Betreffend eine sonderbahre Gesellschaft, Durch welche nechst Göttlicher Hülffe unsere Evangelische Religion möchte außgebreitet werden, von Justiniano. In den Druck verfertiget, zu einer Nachrichtung, 1. Allen Evangelischen Obrigkeiten. 2. Baronen, und von Adeln. 3. Doctorn, Professorn und Predigern. 4. Studiosis Theologiae am meisten. 5. Auch Stud. Juris und Medicinae. 6. Kauffleuten, und allen Jesus-liebenden Hertzen. In Verlegung des Autoris'. Anno 1664. Nürnberg, Gedruckt bey Christoff Gerhard". Er klagt darin zunächst über die Lauheit und die erkaltete Liebe der Christenheit und richtet drei ernste Fragen an die Evangelischen: 1. Ist es recht, daß wir evangelischen Christen das Evangelium allein für uns behalten und dasselbe nirgends auszubreiten suchen? 2. Ist es recht, daß wir aller Orten soviel Studiosos Theologiae haben, und geben ihnen nicht Anlaß, daß sie anderwärts in dem geistlichen Weinberg Jesu Christi arbeiten helfen, lassen sie auch viel lieber drei, sechs und mehr Jahre auf einen Pfarrdienst warten oder gar deutsche Schulmeister werden? 3. Ist es recht, daß wir evangelischen Christen auf allerlei Kleiderpracht, Wohlleben in Essen und Trinken, mancherlei unnötige Kurzweil, kostbare Gebräuche soviel Unkosten anwenden, aber zur Ausbreitung des Evangelii noch bisher auf keine Mittel bedacht gewesen? Wie er dann die Notwendigkeit der Mission beweist und sich ihre praktische Ausführung denkt, werden wir später sehen.

Auch diese Schrift fand manche zustimmende Beurteilung, z. t. in poetischer Form. Das ließ Weltz hoffen, auf vielseitige thätige Unterstützung rechnen zu dürfen. Er entschloß sich daher, seinen Plan dem Reichstag zu Regensburg vorzulegen. Vorher deponierte er noch 12 000 Thlr. in Nürnberg und Frankfurt a. M. zum Zwecke der Errichtung von Seminaren, in denen Studenten der Theologie und andre junge Leute, die sich dem Missionsdienste zu widmen bereit fänden, für ihren Beruf vorbereitet werden sollten.

In Regensburg lernte er den als Theosophen und religiösen Schwärmer bekannten Joh. Georg Gichtel kennen. Es scheint, als ob beide Männer sich durch ihre Geistesverwandtschaft angezogen gefühlt haben. Sie wurden eng befreundet und Gichtel zeigte sich fortan als eifrigen Vertreter der Weltzschen Ideen. Nachdem beide noch eine Summe von 30 000 Thlrn.

in Regensburg niedergelegt hatten, die zur Förderung ihrer Sache verwendet werden sollten, schrieb Weltz eine zweite Schrift, in der er seine Pläne noch ausführlicher darlegte. Ihr Titel lautet: „Einladungstrieb zum herannahenden großen Abendmahl, und Vorschlag zu einer Christerbaulichen Jesusgesellschaft, Behandelnd die Besserung des Christentums und Bekehrung des Heidentums, wohlmeinend an den Tag gelegt durch Justinianum" (Nürnberg 1664). Diese beiden Schriften legten nun Weltz und Gichtel dem Corpus Evangelicorum auf dem Reichstage zu Regensburg vor. Die Angelegenheit wurde da auch besprochen, der Eifer und die gute Sache sogar gelobt, die Eingabe dann aber einfach zu den Akten gelegt. Nun wollten auch solche, die Weltz zuerst zugestimmt hatten, nichts mehr von der Sache wissen.

Doch so leicht ließen sich die beiden Missionsfreunde nicht abschrecken. Da die Theologen sie im Stiche gelassen hatten, so wandten sie sich nun an die Höfe. Aber auch hier fanden sie kein Interesse. Sie erhielten teils abschlägige, teils gar keine Antwort. Tief verstimmt und entmutigt, beschloß Weltz, sich ganz von der Welt zurückzuziehen und in der Einsamkeit nur frommen Betrachtungen und Andachtsübungen sich hinzugeben nach Art des früher beschriebenen „Einsiedlerlebens". Er nahm sich vor, nie wieder von dem Missionsgedanken zu sprechen oder es damit bei Geistlichen oder Weltlichen zu versuchen. Doch der Gedanke ließ ihm keine Ruhe. Es schien ihm unmöglich, daß es Gottes Wille sein könnte, das angeregte Werk der Heidenbekehrung ruhen zu lassen. Dazu kam, daß auch jetzt noch einige ihn ermunterten und seine Mutlosigkeit tadelten. So trat er denn noch in demselben Jahre 1664 mit einer dritten Missionsschrift hervor, die er aber in Amsterdam drucken lassen mußte, weil es ihm in Deutschland von der Censur verboten wurde. Sie ist betitelt: „Widerholte Treuhertzige und Ernstbaffte Erinnerung und Vermahnung, die Bekehrung ungläubiger Völcker vorzunehmen. Allen Evangelischen Obrigkeiten, Geistlichen und Jesus-liebenden Hertzen überschicket von Justiniano". Mit rücksichtsloser Schärfe geht Weltz in dieser Schrift vor. Zunächst klagt er bitter über die Gleichgiltigkeit der evangelischen Reichsstände: „Ich suchte einen Ort, da viel vornehme und eifrige Christen sollten zusammenkommen; den Ort fand ich zwar bald, aber der Versammelten Eifer, Christi Reich zu vermehren, konnte ich nicht finden. Vornehme Leute waren sie zwar in allerlei Pracht, aber nicht in christlichen Übungen und aufrichtigem Eifer. Meine gedruckte Vermahnung wurde zwar gelesen, aber nur aus Vorwitz. Sie lobten dieselbige, aber nur in meiner Anwesenheit; ich suchte Beihilfe, die Heiden zu bekehren, aber ich hätte schier Hilfe bedurft, die anwesenden Christen von dem Atheismo abzukehren. Ich gedachte, die Heiden wären in fern entlegenen Ländern, und ich befand mich mitten unter ihnen. Ich suchte Hilfe bei den Geistlichen, aber sie wiesen mich zu den Weltlichen; die Weltlichen entschuldigten sich mit der Geistlichen Laulsinnigkeit .... Vielen Parteien wurde geholfen in weltlichen Sachen, aber ich ging leer aus mit meinem geistlichen Werke. Ich zweifle zwar nicht, wenn ich etwas Weltliches vorgebracht hätte, daß ich nicht zum wenigsten von einer Partei wäre gehört worden. Indem ich aber bewiesen, man sollte das Reich Christi fortpflanzen unter die ungläubigen Völker, auch mit höchstem Ungemach, so hat es insgemein geheißen, das Werk sei dieser Zeit nicht praktizierlich".

Nochmals legt er die Pflicht der Heidenmission und seine Vorschläge zu ihrer Ausführung klar und deutlich dar und schließt mit einer sehr scharfen Ermahnung an die einzelnen Stände. Zu den Geistlichen spricht er: „Vor den Richterstuhl Jesu Christi stelle ich euch, welcher gerechte Richter nicht achtet, ob ihr hoch- und wohlerwürdige Hofprediger, großachtbare Superintendenten, hochgelehrte Professores genannt werdet; vor diesem strengen Gericht sollt ihr mir Antwort geben auf folgende Gewissensfragen: Ich frage, wer euch Macht gegeben habe, den Befehl Christi (Matth. 28) falsch auszulegen? Ich frage euch, ist es recht, daß ihr das Apostelamt aufheben wollt, welches Christus eingesetzt und ohne welches der Leib Christi unvollkommen ist, 1. Cor. 12. Eph. 4.? Ich frage euch aus Matth. 5, warum ihr euch nicht als Lichter der Welt erzeiget und euer Licht nicht leuchten lasset, daß Türken und Heiden eure guten Werke sehen, noch auch dazuthut, daß junge Studenten als Lichter der Welt scheinen möchten? . . . Ich frage, getraut ihr euch zu verantworten, daß ihr weder mit euren Fürsten noch Gemeinden zu Rate gegangen seid oder noch zu Rate gehen wollet, wie den Ungläubigen das Evangelium geprediget werde, welches doch die erste Kirche gethan und euch so schön vorgeleuchtet hat? Ich frage euch Geistliche, ob ihr nicht wider euer Gewissen handelt, indem ihr bei öffentlicher Gemeinde betet, daß Gottes heiliger Name je länger, je mehr ausgebreitet und bei andern Völkern auch erkannt werde, da ihr doch nicht einmal das Eurige dabei thut?"

Nun aber trat ein scharfer Gegner auf, der schon auf dem Regensburger Reichstag in einem von ihm geforderten Gutachten über die Weltzschen Missionspläne den Freiherrn chiliastischer Ideen verdächtigt und die ablehnende Haltung des Corpus Evangelicorum veranlaßt hatte. Es war der Regensburger Superintendent, Joh. Heinr. Ursinus, einer der gelehrtesten und angesehensten Theologen seiner Zeit. Er ließ nun eine anonyme ausführliche Gegenschrift erscheinen unter dem Titel: „Wohlgemeinte, Treuhertzig und Ernsthafte Erinnerung an Justinianum, Seine Vorschläg, die Bekehrung des Heidentums und Besserung des Christentums betreffend". Er nennt darin Weltz einen Enthusiasten und Träumer, wirft ihm Selbstüberhebung, Leutebetrügerei, Münzerischen und Quäkerischen Geist vor und warnt vor der Jesusgesellschaft, in die sich alle Teufelskinder einschleichen würden und die darum zu lauter Verderben führe.

Ursinus erreichte seinen Zweck, wenn auch weniger durch die Gründe, die er gegen Weltz ins Feld führte, als durch das Ansehen seiner Person. Er vereitelte mit seiner scheinbar gründlichen Widerlegung jeden Erfolg der Weltzschen Ermahnungen. Selbst die wenigen, die dem Freiherrn noch zugethan gewesen waren, zogen sich nun zurück, auch wohl verletzt durch die äußerst scharfe Sprache, die er gegen die lutherischen Geistlichen in seiner „Wiederholten Erinnerung" geführt hatte. Sein Freund Gichtel fuhr jedoch fort, für seine Sache zu kämpfen. Da er aber, wie es seine Art war, zu starke Ausdrücke gegen Geistlichkeit und Obrigkeit gebrauchte, wurde er der quäkerischen Lehre beschuldigt, ins Gefängnis geworfen und schließlich, besonders auf des Ursinus Antrieb, aus Regensburg verbannt. Seine Güter wurden konfisziert.

Weltz sah ein, daß er in Deutschland nichts erreichen konnte. Er ging deshalb nach Holland in der Hoffnung, hier mehr Verständnis für

seine Pläne zu finden. Die Niederlande trieben, seit sie eine überseeische Macht geworden waren, in ihren Kolonien bereits praktische Missionsarbeit. Freilich fehlte der lebendige Missionssinn auch ihnen noch, weil die Heidenbekehrung bloß als eine Pflicht der Kolonialregierung aufgefaßt wurde. Aber schon 1618 hatte der Theologe Justus Heurnius, später selber Missionar, durch eine Schrift: „De legatione evangelica ad Indos capessanda admonitio", nicht wenig zur Weckung des Missionssinnes in Holland beigetragen. Weltz begab sich nun zu dem Mystiker Friedrich Breckling, Pfarrer in Zwolle, der ihm durch verschiedene Streitschriften als erbitterter Feind der damaligen Zustände in der lutherischen Kirche bekannt war. Breckling suchte Weltz nun auch kräftig zu unterstützen. Er schrieb mehrere Bücher, in denen er für die Weltzschen Ideen entschieden eintrat, u. a. ein „Schriftliches Bedenken auf Justiniani Buch von der neuen Jesus-liebenden Gesellschaft aufzurichten und das Evangelium bei den Heiden fortzupflanzen". Ferner: „Summa Summarum, Soli Deo gloria et nobis ignominia, Vindicata gloria Dei et conculcata gloria Babel", in der er über die Vernachlässigung der Heidenmission bitter klagt. Gegen Ursinus schrieb er eine (nicht gedruckte) „Widerlegung der Schrift Joh. Henr. Ursini, die er wider Justinianum, Baronem von Welß, ausgegeben". Auch in seinen übrigen Schriften verteidigte er wiederholt die Bestrebungen seines Bundesgenossen; so machte er z. B. in seinem „letzten Abschied und Ausgang" mit aller ihm zu Gebote stehenden Schärfe und Bitterkeit der lutherischen Geistlichkeit die herbsten Vorwürfe wegen ihrer Gleichgiltigkeit gegen die Heidenmission.

Doch auch das eifrige Eintreten Brecklings für Weltz hatte keinen Erfolg; im Gegenteil, es hat vielleicht mehr geschadet als genützt, weil jener holländische Theologe sich durch seine scharfen, rücksichtslosen Streitschriften bei vielen lutherischen Geistlichen verhaßt gemacht hatte. Als Weltz sah, daß auch die Bemühungen seiner Freunde vergeblich waren und daß sich niemand bereit fand, als Missionar zu wirken, beschloß er, selber mit gutem Beispiel voranzugehen. Er wählte sich als Arbeitsfeld die holländische Kolonie Guiana in Südamerika, legte seinen Freiherrntitel ab und ließ sich von Breckling zum Heidenapostel ordinieren. Noch einmal versammelte er seine wenigen Freunde um sich und hielt ihnen eine ergreifende Abschiedsrede.

Doch reiste er darauf noch nicht sogleich ab. Im folgenden Jahre, 1665, finden wir ihn in Wien. Was er dort wollte, wissen wir nicht; denn Grössels Vermutung, daß er eine neue Gesellschaft zu gründen versuchte, deren Aufgabe es sein sollte, sich gänzlich dem Wohle der Mitmenschen, besonders der Armen und Bedürftigen zu widmen, hat zwar, wie Grössel zeigt, viel für sich, bleibt aber doch nur Vermutung. Im Jahre 1666 finden wir ihn wieder in Holland und zwar in Amsterdam, wo er vor seiner Abreise nochmals einen letzten Versuch machte, seinen Missionsplänen noch mehr Freunde zu gewinnen. Er erließ zu diesem Zwecke eine Einladung an die deutschen Studenten der Theologie nach Amsterdam. Allein dieser Aufruf blieb unbeachtet. Auch die Generalstaaten konnte er nicht von der Notwendigkeit seiner Sache überzeugen. Es wurde ihm sogar jede weitere Thätigkeit untersagt. So trat er denn seine Reise an. Gichtel, der ihn begleiten wollte, ließ er zurück, damit er die Versuche, Missionssinn in der Heimat zu wecken, fortsetze. Er selbst schiffte sich nach Surinam

und Essequibo ein, fand dort aber bald, 1668, seinen Tod; auf welche Weise, wissen wir nicht. Ebensowenig haben wir Nachrichten, ob er dort in seiner missionarischen Thätigkeit Erfolg gehabt hat. Er starb einsam und verlassen, das Opfer eines Berufes, dessen Ausübung er als Gottes Willen und darum als unabweisbare Christenpflicht erkannt hatte. Für diese Überzeugung hat er alles dahingegeben: Rang, Ehre, Reichtum, alle Bequemlichkeiten des Lebens und schließlich das Leben selbst. In seiner Überzeugungstreue bleibt er ein leuchtendes Vorbild für alle Zeiten. Aber auch die Art und Weise, wie er seine Überzeugung begründet und die Vorschläge, die er zur Verwirklichung seiner Ideen macht, sind interessant und wichtig genug, um ihm einen bleibenden Platz in der Missionsgeschichte zu sichern. Sehen wir darum

II.

zu, wie Weltz die Notwendigkeit der Mission begründet, womit er die Einwände widerlegt und welche Vorschläge er zur praktischen Ausführung des Missionsgedankens macht.

Den Beweis für die Notwendigkeit der fortgesetzten Heidenmission erbringt er durch acht Gründe: 1. Gott will, daß allen Menschen geholfen werde und sie zur Erkenntnis der Wahrheit kommen (1. Tim. 2, 4). Die Erkenntnis, d. i. der Glaube, kommt aus der Predigt (Röm. 10, 18). Folglich müssen wir durch Missionspredigt den Heiden das Evangelium bringen, daß auch ihnen geholfen werde. 2. Die Nachfolge Christi, die Liebe zum Heiland muß uns zur Mission treiben. Wie treue Soldaten ihrem Feldherrn, müssen wir dem Herrn folgen, der den geistlich Armen, Blinden, Lahmen, Krüppeln nachgegangen ist, um sie als Gäste zum großen Abendmahl Gottes zu führen. „Ein wahres Glied Christi muß nun verlangen und, soviel an ihm ist, dazu helfen, daß den kranken Gliedern des Leibes geholfen und derer noch mehr herzugebracht werden, indem er nicht allein der andern Christen Besserung sucht, sondern auch die Bekehrung der armen blinden Türken und Heiden, die Gott auch erschaffet und Christus erlöset, befördert". 3. Die Liebe, die wir zu allen Menschen haben sollen, muß uns zur Mission ermuntern. Gönne ich mir selbst die Seligkeit, so muß ich auch dafür sorgen, daß andere ihrer teilhaftig werden (1. Kor. 13. Matth. 12, 7). 4. Christus hat auch den direkten Befehl zur Mission gegeben. Wie dürfe sich nun jemand unterstehen, diesen klaren Befehl, (Mark. 16, 15 u. Matth. 28, 19) einfach aufzuheben oder aus selbstsüchtigen, nichtigen Gründen anders zu deuten? 5. Wenn wir uns der Heiden annehmen, erwecken wir Freude im Himmel bei allen Auserwählten und Engeln Gottes (Luk. 15). 6. Die Wahrhaftigkeit erfordert, daß wir Mission treiben. Denn soll die Bitte im Kirchengebet, Gott wolle die Irrenden zur Wahrheit führen und die Unwissenden belehren zur Vermehrung seines Reiches, nicht bloße Redensart bleiben, so müssen wir auch tüchtige Leute aussenden, um die evangelische Wahrheit fortzupflanzen. Wenn wir um Bekehrung der Irrenden nur immer bitten, aber selber keine Hand dazu rühren, dann gleichen wir einem reichen Manne, der täglich in seinem Gebete Gott anruft, für die Armen sorgen zu wollen, selber aber ihnen keinen Heller giebt. 7. Das Beispiel der Männer, die seit der Apostel Zeiten das Reich Christi ausgebreitet haben, ohne sich durch Mühe, Gefahr oder Verfolgung daran hindern zu lassen, muß uns zur Nacheiferung an-

spornen. Ebenso 8. das Beispiel der Papisten, die die Ausbreitung ihrer Lehre mit solchem Ernst und Eifer betreiben, daß sie eine besondere Gesellschaft, die Congregatio de propaganda fide, dafür gegründet haben. Dieser letzte Grund ist besonders bemerkenswert. In der römischen Polemik kehrte der Vorwurf immer wieder, daß die protestantische Kirche keine Heidenmission triebe und darum kein Recht hätte, sich eine wahre Kirche zu nennen. Die lutherischen Theologen hatten diesen Vorwurf stets zurückgewiesen mit der Behauptung, der Missionsbefehl hätte nur den Aposteln gegolten. Weltz ist der erste Protestant, der die Berechtigung des römischen Vorwurfs anerkennt. „Saget an, ihr Gelehrten, ob auch die Papisten unrecht thun, daß sie euch beschuldigen, ihr thut keine Werke der christlichen Liebe, weil ihr die Heiden nicht suchet zu bekehren?"

Die Ursache, warum die Mission so wenig oder gar nicht von der evangelischen Kirche betrieben worden ist, findet Weltz vor allem in der Weltlust, Lauheit und Lieblosigkeit seiner Zeitgenossen. „Wie sollte die christliche Liebe sich sehen lassen gegen die Heiden von solchen Christen, welche einander selbst die brüderliche Liebe nicht erzeigen?" Die Obrigkeiten und Fürsten tragen nicht, wie viele wollen, die alleinige oder auch nur die Hauptschuld, daß das Bekehrungswerk nicht vorgenommen worden ist. „Denn wer hat das Werk der Fortpflanzung des Reiches Christi recht getrieben? Wer hat es viel an große Herren gebracht, auch emsig gesucht? Wer hat praktizierliche Mittel vorgeschlagen? Wer hat sich angeboten, selbst in fremde Länder zu reisen? Wer hat dieses Werk einig und allein ihm so sehr angelegen sein lassen und, andern Lust zu machen, seine eigenen Geldmittel anzuwenden dargeboten? So dann hohe Häupter nie keinen Eifer von solchen Leuten verspüret, welchen es angestanden wäre, das löbliche Werk der Bekehrung fleißig zu treiben, wie hätten sie dann sollen für sich selbst Geldmittel dazu anbieten? Hätten sie sollen die Studenten zwingen, in fremde Länder zu reisen? Wer kann dann Fürsten und Herren die Schuld zumessen? — Auch Bürgermeister und Rat großer See- und Handelsstädte haben keine Schuld; denn niemand hat sie für die Mission interessiert. Ebenso läßt sich den Kaufleuten und begüterten Christen nicht alle Schuld aufschieben. Obwohl viele von ihnen nur dem Geiz und der Weltlust leben, „so ist doch bei ihnen nicht zu zweifeln, sie werden inskünftige auch etwas zur Ausbreitung des christlichen Namens darschießen, und wenn es jährlich nur hundert Thaler wären. Weil nun bei diesen vermöglichen Leuten fast niemand um eine christliche Beisteuer zu diesem Werke angehalten hat, wie kann dann auf sie die Schuld geleget werden?" Ebenso sind unter den Theologen viele, die gern zur Ausbreitung der reinen Lehre Lust haben, wenn nur nicht die Majorität dagegen wäre. Denn die Mehrzahl sucht nur gute Tage und kümmert sich wenig um das Reich Christi oder verlangt mindestens „klare Promissa, d. i. Verheißung dieser Aussendung".

Eine Hauptursache nicht bloß dafür, daß der geistliche Stand bei den Evangelischen verachtet wird, sondern auch dafür, daß man die Ausbreitung des Evangeliums wenig sucht, sieht Weltz auch in dem Umstand, „daß fast niemand von vermöglichen Leuten und hohen Standespersonen ihre Söhne Theologiam studieren lassen und geistlich werden; sondern nur meist der ärmsten Leute Kinder nehmen sich vor, in den geistlichen Stand sich zu be-

geben". Diese sind dann froh, „daß sie ein geringes Stipendium erlangen, teils müssen sie wohl gar auf der Gasse das Brot betteln und in dem Land herumsingen, auch auf den Universitäten famulieren. Was kann hernach viel Geschicktes aus solchen Leuten werden, wenn sie von Jugend auf wegen der Lebensunterhaltung sorgen müssen? Denn teils sind sie nur froh, wenn sie auf einem Dorf einen Pfarrdienst bekommen, und wo sie den erlanget, so suchen sie dann eine Ergötzung ihres ausgestandenen Leidens, bekümmern sich auch weiter um nichts, es mag das Christentum andrer Orten zu- oder abnehmen, wenn nur sie auf ihrer Pfarre unangefochten bleiben. Denjenigen Pfarrern aber, die in einer Stadt angenommen werden, giebt man soviel zu schaffen, daß sie nicht Zeit haben nachzudenken, wie das Reich Christi anderwärts möchte ausgebreitet werden".

Die direkten Einwendungen, die die Orthodoxie gegen die Mission machte, widerlegte er folgendermaßen. 1. Man sagte, der Missionsbefehl hätte nur den Aposteln gegolten. Bezöge sich der Befehl Christi (Mt. 28, 19 u. Mark. 16, 15) auch auf die Nachfolger der Apostel, so müßten auch jetzt noch alle Diener der Kirche zu den Heiden gehen. Die Apostel aber hätten einem jeden seine Gemeinde befohlen; bei der ihm anvertrauten Gemeinde müsse nun auch jeder bleiben. Weltz erwidert: „Es ist wohl lächerlich, davon disputieren zu wollen, ob es Christi Befehl sei, in diesen letzten Zeiten die Bekehrung der Heiden zu suchen; denn wenn das Gebot: „Liebe deinen Nächsten als dich selbst" ewig ist, so muß auch der Befehl: „Gehet hin, lehret und bekehret alle Völker" ewig sein und noch jetzt gelten". „Es muß doch wahr bleiben, was Christus gesagt hat, daß seine Worte nicht vergehen werden. Sollen nun die Worte Christi nicht vergehen, warum lassen denn wir rechtgläubigen Christen die Worte nicht mehr gelten, die er vor seiner Himmelfahrt so deutlich geredet hat. Wie reimt es sich, daß Christus sollte den Aposteln befohlen haben, den Christen zu lehren, alle seine Gebote zu halten, nur bloß die vorhergehenden Worte nicht: gehet hin ꝛc.". „Ist's nun recht und dem Befehl Christi gemäß gewesen, daß B. Adalbertus, ein französischer (!) Edelmann, um das Jahr Christi 980 die Polen und Hungarn bekehret, so wird es auch nicht unrecht sein, wenn man a. 1664 vermahnet und bedacht ist, die Heiden und Türken zu bekehren". Ja, nicht bloß den Geistlichen aller Zeiten gilt der Befehl Christi, sondern sogar allen Christen. „Was die Vokation zu diesem Werk betrifft, so gehet das Gesetz der Liebe nicht nur die Geistlichen, sondern alle Christen an, ist auch Gott nicht gebunden, daß er nicht sollte einen Menschen extraordinarie hierzu vocieren. Wer hat im Alten Testament die Propheten berufen? Wer hat in den ersten Christlichen saeculis soviel Königssöhne und Fürsten als Bekehrer unter die Heiden gesendet?" 2. Man sagte, der Befehl Christi könnte schon deshalb keine Geltung mehr haben, weil die Gaben des Wunderthuns und Zungenredens — unerläßliche Bedingungen für die Missionsthätigkeit — mit dem Tode der Apostel aufgehört hätten. Weltz erwidert: „Die Apostel hätten als ungeschickte Fischer und gemeine Leute freilich übernatürlicher Hilfe und der Gabe, in fremden Zungen zu reden, bedurft; sonst hätte ihr Werk keinen Fortgang gehabt. Heute aber wäre es damit anders. Es gäbe genug Gelegenheit, fremde Sprachen zu lernen, und die Wahrheit des Christentums hätte sich kräftig genug erwiesen, so daß es keiner Wunderwerke mehr bedürfte, sie zu beweisen". 3. Das Licht des

Evangeliums ist bereits zu allen Völkern gedrungen. Wo es wieder erloschen ist, befindet sich das Volk unter Gottes gerechtem Zorn, und es wäre ein Auflehnen gegen Gottes Gnadenplan, wollte man es dort wieder anzünden. Demgegenüber Weltz: „Es hatten zwar die Jünger der Apostel, Lucius, Clemens, Trophimus und andere das Licht des Evangelii in diesen (deutschen) Ländern angezündet; weil es aber wieder erloschen, hat es durch Severum, Amandum, Arbogastum, Gallum, Columbanum, Kilianum, Bonifatium und andere wieder müssen aufgeblasen werden, welches denen gesagt sei, die da meinen, es sei genug, daß die Apostel die Heidenschaft schon einmal bekehret. Die Liebe befiehlt, auch die Gefangenen wieder aufzurichten". 4. Auf den Einwand, das Werk wäre wohl löblich, aber nicht praktizierlich, antwortet er: „Wenn fremde Schiffsleute kämen aus barbarischen Inseln und gäben vor, sie wüßten reiche Goldminen und Silberbergwerke, was gilt es, da würden bald ihrer viele darüber zu Rat gehen und sprechen: Kommt, lasset uns tüchtige Leute dahin schicken und die Unkosten nicht ansehen; dieses aber machte die Liebe zum Geld. Hätten wir Evangelischen nun auch eine rechte christliche Liebe, so würden wir gewißlich nicht vorwenden, die Bekehrung der Ungläubigen sei zu dieser Zeit nicht praktizierlich, sondern mit Paulo 1. Kor. 13 also sprechen: Die Liebe suchet nicht das Ihre, sie verträget alles, sie duldet alles". „Ist es recht, eine Sache auf keinerlei Weise versucht haben und doch sagen, sie sei nicht praktizierlich? . . . Saget an, ihr Heuchler, wo findet ihr dieses Wort „unpraktizierlich" in der Bibel? Haben auch die Jünger und Apostel, als sie Christus aussandte, ihm also geantwortet: Meister, dies Werk ist zu dieser Zeit nicht praktizierlich? Mußten nicht die Jünger auch denen predigen, welche sie nicht aufnehmen wollten?" — Andere, die das Missionswerk nicht prinzipiell ablehnten, kamen 5. mit der Ausflucht: erst müsse man im eigenen Lande das Christentum bessern und dann den Heiden das Evangelium predigen. Dann, meint Weltz, müßten die armen Heiden lange warten; tausende von ihnen würden unterdessen in ihrem Unglauben und ihren Sünden dahinsterben. Nein, eine sofortige Hilfe sei notwendig, um die Armen vom ewigen Verderben zu erretten. Beides, Besserung des evangelischen Christentums in der Heimat und Bekehrung der nichtchristlichen Völker, könne und müsse sogar neben einander hergehen.

Von dem letzteren Gedanken ging er nun auch bei den Vorschlägen zur praktischen Ausführung aus. Er hatte richtig erkannt, daß Mission und lebendiges Christentum in innigem Zusammenhange stehen, daß das letztere Bedingung für die erstere ist. Darum war sein Streben ebensowohl auf die Hebung des christlichen Lebens, wie auf die Ausbreitung des Evangeliums in der nichtchristlichen Welt gerichtet. Dieses, glaubte er, würde sich am besten ermöglichen lassen durch Gründung einer Gesellschaft, der alle Stände, vor allem aber auch die Gelehrten, angehörten, und die ihrem Zwecke entsprechend aus einer „Gottesfurcht erhaltenden" und einer „bekehrenden" Abteilung, also aus Jesus-Bekennern und Jesus-Nachfolgern bestehen sollte. Er nannte das Ganze „Jesus liebende Gesellschaft". Die erstere Abteilung, die lediglich die Hebung und Besserung des christlichen Lebens in der Heimat sich angelegen sein lassen sollte, übergehen wir hier. Uns interessiert vor allem die „bekehrende" Abteilung, deren Aufgabe ausschließlich die Heidenmission sein sollte. Diese Abteilung umfaßte wiederum

drei Klassen: Promotores, Conservatores und Missionarii. Die ersteren sollen durch ihre gesellschaftliche und wirtschaftliche Stellung für Aufbringung der zu den Zwecken der Gesellschaft nötigen Geldmittel sorgen. Die Conservatores sollen Gelehrte sein und teils durch Verfassung und Verbreitung von Schriften oder durch Halten von Reden für die Gesellschaft eintreten und sie fördern, teils als Sekretäre den Brief- und Schriftwechsel führen, teils als Sprachlehrer die sich zum Missionsberufe meldenden jungen Leute in den nötigen Sprachen unterrichten. Die Missionarii sollen als Sendboten zu den Heiden gehen. Als Missionare hat Weltz vor allem Studenten der Theologie im Auge, aber auch Juristen und Mediziner und sonst gebildete junge Leute, wie z. B. Adlige und Kaufleute. Sie müssen unverheiratet und völlig gesund sein, ihre Gaben bisher genügend zu Gottes Ehre und des Nächsten Besserung angewandt haben, Lust zum Reisen besitzen und fähig sein, fremde Sprachen zu erlernen und andere zu unterrichten. Vor allem müssen sie natürlich innige Liebe zum Heiland und Mitleid mit dem Elend der Heiden haben.

Ihre Ausbildung soll in Seminaren geschehen. Möglichst mit jeder Universität soll solch Seminar verbunden sein. Der Unterricht soll sich besonders auf orientalische Sprachen, Geographie, Kirchengeschichte und Missionsmethode erstrecken. Nach vollendeter Ausbildung und bestandener Prüfung sollen die Kandidaten zu Heidenaposteln ordiniert werden. Es soll niemand verpflichtet werden, den Missionsdienst als Lebensberuf zu betrachten; sondern es soll jedermann freistehen, „es zu versuchen in der Fremde auf zwei, drei oder mehr Jahre". Weltz giebt sich dabei aber der Hoffnung hin, ein solcher würde dann gar nicht mehr das Verlangen haben, in die Heimat zurückzukehren. Ferner soll niemandem ein bestimmtes Missionsgebiet vorgeschrieben werden; jeder kann vielmehr selbst das Land seiner Thätigkeit wählen, wie denn überhaupt nicht einerlei Gesetze für alle Missionen gegeben werden sollen. Jeder soll selbst versuchen, wie er am besten und meisten wirken kann. Ist seine Thätigkeit an einem Orte mit Erfolg gekrönt, so mag er dableiben und nicht immer nur im Lande predigend umherreisen. Überhaupt empfiehlt Weltz große Vorsicht bei Beginn des Bekehrungswerkes. Man soll sich nicht überall sogleich zu erkennen geben und zu predigen und disputieren anfangen, sondern erst durch Privatgespräche sondieren, ob auch etwas auszurichten sei. Aber wenn die Missionare ihre Arbeit mit Gebet anfangen und treiben und ein festes Gottvertrauen haben, dann dürfen sie auch sicher sein, daß sie mit Gottes Hilfe viele Frucht schaffen werden.

Das sind kurz zusammengefaßt die wesentlichen Vorschläge, die Weltz machte. Man hat ihm vielfach vorgeworfen — und schon sein Gegner Ursinus tadelte diesen Mangel —, daß er sich gar keine klare Vorstellung davon gemacht habe, ob und wie seine Ideen praktisch ausführbar seien. In der That sind seine Vorschläge etwas allgemein gehalten, teils machen sie den Eindruck des Unfertigen und Unpraktischen. Das ist aber bei der Neuheit und Schwierigkeit der Sache leicht erklärlich; auch fürchtete Weltz, daß er bei ausführlicher Darlegung seiner Pläne die Papisten leicht zu Gegenmaßregeln veranlassen könnte. Diesen letzteren Gesichtspunkt spricht er besonders in einem privaten Schreiben an den Herzog Ernst den Frommen von Gotha aus. Doch der Grund, warum er so wenig Ver-

ständnis und Entgegenkommen fand, liegt in etwas anderem. Wir haben ihn teils in Weltz' Person selbst, vor allem aber in den Vorurteilen seiner Zeitgenossen zu suchen. Die Neigung zur Schwärmerei, die Weltz bei seiner tiefen Frömmigkeit zeigte, und die heftigen Angriffe gegen die orthodoxe Geistlichkeit, wie der Verkehr mit den vielfach gehaßten beiden Männern, Gichtel und Breckling, veranlaßten bei vielen kühle Zurückhaltung oder ausgesprochene Feindschaft. Aber auch abgesehen davon konnte es in der evangelischen Kirche Deutschlands nicht zu einem Missionsleben kommen, so lange der lebendige christliche Geist von einer toten, dogmatisch befangenen und einseitigen Orthodoxie niedergehalten wurde. Als hierin ein Wandel zum Bessern eintrat, wurde auch die Missionspflicht erkannt. Und dazu nicht wenig beigetragen zu haben, ist das bleibende Verdienst des Justinian von Weltz. Waren seine Bestrebungen zunächst auch erfolglos — der Same, den er durch Anregung einer Missionsdiskussion ausstreute, erstarb nicht, sondern ging bald auf und hat reiche Frucht getragen.

Japanisches.

XLV. Die Entwickelung von Handel und Industrie in Japan.

Das japanische Ministerium für Ackerbau und Handel hat eine Übersicht über den Stand des Handels und der Industrie in Japan herausgegeben, die von einem japanischen Freunde unseres Vereins verfaßt ist[1]). Aus der Fülle des gebotenen Stoffes dürften einige Mitteilungen auch in Missionskreisen interessieren.

Eine Übersicht über die japanischen Städte zeigt, daß die Hauptstadt Tokyo im Jahre 1896 1 214 113 Einwohner zählte. Die zweitgrößte Stadt ist Osaka mit nahezu einer halben Million, dann folgt die alte Kaiserstadt Kyoto, dann Nagoya, dann Kobe und an sechster Stelle erst Yokohama mit 152 451 Einwohnern.

Die erste Eisenbahnstrecke zwischen Yokohama und Tokyo, 18 engl. Meilen lang, wurde im Juni 1872 dem Verkehr übergeben. Im Jahre 1896, also nach 24 Jahren, hatte das japanische Eisenbahnnetz eine Ausdehnung von 2118 Meilen (engl.). Zu gleicher Zeit waren 1572 Meilen im Bau begriffen. Die Post wurde 1871 nach amerikanischem Muster eingerichtet. An ihrer Ausgestaltung ist inzwischen rastlos weiter gearbeitet worden. Der Postbetrieb umfaßt gegenwärtig Brief-, Geld- und Packetbeförderung, sowie die Postsparkasseneinrichtung. Es wird hervorgehoben, daß es keinen Ort im Lande giebt, sei er auch noch so entlegen und unbedeutend, wo nicht Briefe aufgegeben und bestellt werden können. 1869 wurde die erste Telegraphenlinie zwischen Yokohama und Tokyo in Betrieb genommen. Gegenwärtig sind alle wichtigeren Städte des Reiches telegraphisch verbunden. Unterseeische Kabel gehen von Nagasaki nach Shanghai, Wladiwostock und Fusan (Korea). Auch die Einrichtung des Telephons

[1]) General view of commerce and industrie in the empire of Japan. Published by the bureau of commerce. Departement of agricultur and commerce Tokyo. 1897. (315 S.)

verbreitet sich mehr und mehr. Die starke Benutzung in Tokyo, Yokohama und Osaka läßt voraussehen, daß die Einrichtung durch das ganze Land hin eingeführt werden wird.

Ackerbau ist die Hauptbeschäftigung des Volkes seit alter Zeit. Als die wichtigsten Produkte werden in erster Linie Reis, dann Weizen, Gerste und Soyabohne genannt. Maulbeerbäume, welche das Futter für die Seidenraupen liefern, sind im ganzen Lande angepflanzt. Die Seide ist der wichtigste Exportartikel des Landes. An zweiter Stelle steht der Thee, der besonders im Süden der Hauptinsel und in Formosa angebaut ist. Auch Kampher ist ein wichtiger Handelsartikel. Der Mineralreichtum des Landes ist groß, doch wird über ungenügende Einrichtungen im Bergwerksbetrieb geklagt. Die Produktion der Steinkohle ist in den letzten Jahren riesig gewachsen, besonders auf der südlichsten und auf der nördlichsten der japanischen Hauptinseln, Kiushiu und Yezo. Auch die Silberproduktion ist stetig gewachsen. Kupfer und Antimon sind wichtige Exportartikel. Ganz unbedeutend ist die Gewinnung von Eisen.

Auf dem Gebiete der Industrie wird unterschieden zwischen einheimischen und eingeführten Zweigen. Zu den ersteren gehören Keramik, Weberei, Stickerei, Lackarbeiten, Papier- und Metallindustrie, Holz- und Bambusarbeiten. Sie werden einheimische genannt, wiewohl sie ursprünglich von China und Korea übernommen worden sind. Ihnen entstammt die Fülle von Gegenständen, die häufig mit unvollkommenen Werkzeugen und durch mühsame Handarbeit hergestellt, doch durch ihre kunstvolle Ausführung und den originellen, feinen Geschmack, den sie verraten, in der ganzen Welt bewundert werden.

Die andere Klasse umfaßt die nach der Eröffnung des Landes von Europa und Amerika übernommenen Industriezweige. Als die wichtigsten werden genannt: Baumwollenspinnerei, die Herstellung von Glas, Backsteinen, Drogen und Chemikalien, Wollwaren, Schiffs- und Maschinenbau, Zündholzfabrikation u. a. Nach der letzten Statistik von 1894 betrug die Zahl der Fabriken 5985. Etwa drei Viertel von ihnen verwenden die Dampfkraft, ein Viertel die Wasserkraft.

Der Handel war Jahrhunderte hindurch auf den Verkehr zwischen den einzelnen Inseln und Häfen beschränkt, da die exklusive Politik der Regierung und die ganz ungenügenden Verkehrsverhältnisse im Inneren des Landes jegliches Aufblühen des Handels verhinderten. Durch Eröffnung des Handelsverkehrs mit dem Auslande und durch die neuen vorzüglichen Verkehrsmittel im Inneren ist hierin ein vollständiger Wandel eingetreten. Der japanische Handel wächst von Jahr zu Jahr in rapider Weise. Dies zeigt die Übersicht über Import und Export in den einzelnen Jahren von 1868 bis 1895. Wir wollen hier nur einige Zahlen mitteilen. Der Wert der aus dem Auslande importierten Waren war: 1880 rund 36 Millionen Yen; 1885 29 Mill., 1890 82 Mill., 1895 129 Mill. Somit ist der Import in den letzten zehn Jahren auf mehr, als das Vierfache angewachsen. Der Export hat gleichen Schritt gehalten. Der Wert der nach dem Auslande ausgeführten Waren war: 1880 27 Mill., 1885 36 Mill., 1890 55 Mill., 1895 135 Mill. Im Verkehr mit dem Auslande ist Yokohama der erste Platz. Dann folgen Kobe, Osaka, Nagasaki und Hakodate.

Unter den Ländern, die von Japan kaufen, nimmt Deutschland keinen hervorragenden Platz ein. Obenan stehen hier die Vereinigten Staaten von Nordamerika mit 54 Mill. Yen, dann folgen Frankreich mit 22, Hongkong mit 18, China mit 9, Großbritannien mit 7, Britisch-Indien mit 4, Korea mit 3,8, Italien mit 3,5 und dann erst Deutschland mit 3,3 Mill. Doch ist auch hier ein Wachstum zu bemerken. Denn 1893 betrug der japanische Export nach Deutschland 1,3, 1894 1,5, 1895 3,3 Mill. Yen.

Ganz anders ist das Verhältnis bezüglich Deutschlands, wenn wir den japanischen Import ins Auge fassen. Während dort Deutschland an neunter Stelle stand, nimmt es hier die dritte ein. Obenan steht hier England mit 45 Mill., dann folgen China mit 22 Mill., Deutschland mit 12,2 Mill., Indien mit 12,0 Mill., Amerika mit 9 Mill., Hongkong mit 8 Mill., Frankreich mit 5 Mill. Yen. Auch hier zeigt sich ein erfreuliches Wachstum in dem Import deutscher Artikel in Japan. Die einzelnen Zahlen sind 1891 5 Mill., 1892 6 Mill., 1893 7,3 Mill., 1894 7,9 Mill., 1895 (Krieg mit China!) 12 Mill.

Die wichtigsten Exportartikel sind nach ihrem Werte geordnet (1895): Rohseide 47 Mill., Thee 8 Mill., Seidenstoffe 7 Mill., Reis 7 Mill., seidne Taschentücher 5 Mill., Zündhölzer 4 Mill., Kohlen 4 Mill., Strohmatten 3 Mill., Kupfer 2 Mill., Porzellan 2 Mill. Yen. Die wichtigsten Importartikel waren: rohe Baumwolle 24 Mill., Zucker 7 Mill., baumwollenes Garn 7 Mill., Dampfschiffe 4 Mill., Reis 4 Mill., Petroleum 4 Mill., Wollmusseline 3 Mill., Wollwaren 3 Mill., Shirting 3 Mill., Bohnen und Erbsen 2 Mill.

Von Handelsdampfern verkehrten 1895 in japanischen Häfen 907 englische, 365 deutsche, 238 norwegische, 126 japanische, 66 russische, 34 amerikanische, 34 holländische, 29 französische.

Für uns Deutsche ist das starke Anwachsen des Handels mit Japan hocherfreulich. Man hat oft die Befürchtung ausgesprochen, daß Japan, der gelehrige Schüler der europäischen Industrie, durch Gründung von Fabriken im eignen Lande nicht nur den eignen Bedarf decken, sondern auch dem ehemaligen Lehrmeister auf dem Weltmarkte Konkurrenz machen werde. Wer in den Kreisen deutscher Industrieller für die Mission in Japan bittet, dem wird dies oft genug entgegengehalten. Zweifellos sind gewisse deutsche Industriezweige durch die Konkurrenz der Japaner geschädigt worden. Dies gilt z. B. von der Flanellfabrikation. Auch die deutschen Sammetwebereien beklagen sich, daß ihnen Japan neuerdings sogar auf dem europäischen Markte Konkurrenz macht. Während früher eine umfangreiche Einfuhr von Bier und den sogen. schwedischen Zündhölzern aus Deutschland nach Japan stattfand, stellt Japan jetzt diese Artikel viel billiger her, versorgt ganz China mit Zündhölzern und exportiert sein Bier nach den ost- und südasiatischen Häfen bis nach Vorderindien hin. Aber wenn auch einzelne Industriezweige bedauerlicher Weise durch die Japaner geschädigt worden sind, so zeigt doch die vorliegende Statistik, daß der deutsche Handel mit Japan als Ganzes betrachtet in mächtigem Aufblühen begriffen ist. Neuere Nachrichten besagen, daß die Zunahme in den Jahren 1896 und 1897 angehalten hat, sodaß also auch die japanische Empfindlichkeit über Deutschlands Haltung beim Frieden mit China keineswegs schädigend auf den deutschen Handel eingewirkt hat. Japan wird, namentlich wenn der neue

deutsch-japanische Vertrag in Kraft tritt, in immer umfangreicherer Weise Abnehmer der Produkte deutschen Gewerbefleißes sein. Der Missionsfreund kann den Wunsch nicht unterdrücken, daß die Erfolge auf dem Gebiete der Mission mit denen auf dem Gebiete des Handels gleichen Schritt halten möchten, was leider in den letzten Jahren nicht der Fall war, und daß das Anwachsen des Handels nach Japan in Deutschland auch mehr und mehr Interesse für das Werk der Mission in dem aufstrebenden ostasiatischen Kaiserreiche erwecken möge. Hering.

Chinesisches.

III. Denkschrift über Kiautschou.

Der Reichskanzler hat am 10. Januar dem Reichstage als Material für die Beratung des Etats für die Verwaltung des Gouvernements Kiautschou eine im Reichsmarineamt bearbeitete Denkschrift über die Entwicklung dieses Schutzgebietes überreicht. Diese Denkschrift, abgeschlossen Ende October 1898, giebt ein vorzügliches Bild von Land und Leuten in Kiautschou, den bisherigen Maßnahmen der Regierung zur Erschließung und Kolonisation des neuen Schutzgebietes und von den günstigen Aussichten dieses Platzes für den deutschen Handel und Gewerbfleiß. Angefügt sind sorgfältig und übersichtlich gezeichnete Karten und zwar 1. ein Bebauungsplan für die neuanzulegende Stadt an der Tsintau-Bucht, 2. eine Skizze des Land- und Stadtbezirks Tsintau und 3. eine Karte über das ganze Gouvernement Kiautschou als Beilage zur militär-geographischen Beschreibung der Grenzen des Gouvernements.

Auch nach den Schriften von Franzius und von Richthofens enthält diese Denkschrift des Hochinteressanten genug, vor allem erweckt sie den Eindruck, daß unsere Reichsregierung eifrig bei der Arbeit ist, in solider, planmäßiger Weise den Zweck zu fördern, der bei der Erwerbung Kiautschous ausgesprochen wurde, sowohl eine Flottenstation als einen Stützpunkt des deutschen Handels in Ostasien für die Erschließung eines weiten Hinterlandes zu gewinnen. Nehmen wir dazu, daß die Regierung bemüht ist, auch alle kulturellen und civilisatorischen Bestrebungen in unserem neuen Schutzgebiete zu pflegen, so können wir uns gewiß von Herzen freuen, auch für die Arbeiten unseres Missionsvereins in China einen in jeder Hinsicht geeigneten Mittelpunkt in Kiautschou gefunden zu haben.

Wir beschränken uns auf die Mitteilung einiger interessanter Daten aus der Denkschrift, die ihre Ergänzung durch die Berichte unserer Missionare finden.

Das Schutzgebiet Kiautschou umfaßt 540 qkm mit etwa 60 000 bis 80 000 chinesischen Bewohnern, die in zahlreichen, zerstreut liegenden Dörfern wohnen. „Die Bevölkerung zeichnet sich durch Ordnungsliebe und Genügsamkeit aus, sie hat sich sehr gut in den Wechsel der Verwaltung gefunden. Mit der größeren Wohlhabenheit — infolge Verdienstes durch Arbeit im Auftrage der Regierung — ist auch ein gewisser Sinn für größere Reinlichkeit bei ihr eingezogen, einige haben sich bereits als Handwerker einigermaßen

eingelernt. Mit einiger Geduld wird es gelingen, auch dem Müßiggänger Freude an Arbeit und Verdienst beizubringen; die Fortschritte gerade in dieser Hinsicht sind besonders hervortretend."

Sogleich bei der Besetzung hatte sich die Regierung ein Vorkaufsrecht am Grund und Boden gesichert. Die öffentlichen Landverkäufe der Europäer haben am 3. Oktober 1898 begonnen, nachdem der Freihafen am 2. September eröffnet worden war. Für den deutschen Landwirt findet sich in Kiautschou kein Feld der Thätigkeit, wohl aber ein fruchtbares Gebiet der Arbeit für den Kaufmann und Industriellen. Der Verkaufspreis des Grund und Bodens stellte sich im Durchschnitt auf 2 Mark für den qm; durch Auflegung einer Grundsteuer von 6% und Ausbedingung eines Anteils in der Höhe von 33⅓% an der künftigen Wertsteigerung des Grundbesitzes und Überwachung der Bebauung will die Regierung ungesunden Bodenspekulationen entgegentreten. Ein chinesisches Zollamt unter Leitung eines deutschen Beamten ist direkt am Hafen zur Erleichterung der Einfuhr in die hinter dem deutschen Freihandelsgebiet gelegene chinesische Provinz Shantung errichtet. Ins deutsche Gebiet können alle Waren zollfrei eingeführt werden. Opium unterliegt einer hohen Verbrauchsabgabe, die Einfuhr selbst konnte wegen der Gefahr ausgedehnten Schmuggels nicht verboten werden. Gewerbefreiheit und Selbstverwaltungsrecht der sich bildenden Kolonie sind gewährleistet. Für Verkehrseinrichtungen aller Art, Post-, Telegraphen-, Fernsprech-Anlagen, ist gesorgt; Eisenbahnlinien sind bereits abgesteckt, ein Syndikat zu ihrem Bau hat sich gebildet. Das Justizwesen ist nach den Bestimmungen für die deutschen Schutzgebiete geordnet und steht unter Leitung eines deutschen kaiserlichen Richters.

Auf dem Gebiete des Kirchen- und Schulwesens gilt der Grundsatz strenger Parität. „Von den in Shantung wirkenden Missionsgesellschaften hatte bis zur Besetzung des Pachtgebietes keine daselbst Stationen angelegt. In der Umgegend hatte die Amerikan-Presbyterian-Mission einige kleinere Gemeinden; in dem Gebiet selbst gab es einige verstreute Christen, die sich zu den Amerikanern zählten. Von deutschen Missionsgesellschaften haben die bayerische Süd-Shantung-Mission unter Leitung des Bischofs von Anzer sich niedergelassen, ferner sind der Allgemeine evangelisch-protestantische Missionsverein und die Berliner Gesellschaft zur Beförderung der evangelischen Mission unter den Heiden mit der Begründung je einer Missionsstation in Tsintau vorgegangen. Die Vertreter dieser 3 Missionen haben in anerkennenswerter Weise neben ihrem eigentlichen Beruf sich auch der Seelsorge für die dort lebenden Deutschen angenommen."

Für den Unterricht junger Chinesen im Deutschen, Sammlung einer „Kiautschou-Bibliothek", Begründung eines Museums und andere wissenschaftliche Bestrebungen wird seitens der Regierung Sorge getragen. Auch meteorologische Beobachtungen sind angestellt worden. Unser Missionar D. Ernst Faber hat eine Skizze der Flora des deutschen Schutzgebietes angefertigt, die der Denkschrift angefügt worden ist und von dem gründlichen botanischen Wissen D. Fabers Zeugnis ablegt.

Auch über technische Anlagen, Hafen- und Werftbau, Wildbachregulierung, Aufforstung der jetzt völlig kahlen Hügelkette, die sich durch unser Schutzgebiet zieht, Beschaffung von gesundem Trinkwasser, über das

Gesundheitswesen, Neubau eines Lazaretts für das Militär, das auch Civilpersonen offen steht, Einrichtung einer Poliklinik für die Chinesen, über die Verwaltung und Grenzregulierung, über Steuern und Abgaben u. s. w. berichtet die Denkschrift ausführlich. Die ruhige, nüchterne Darstellung deutscher, solider Arbeit macht einen günstigen Eindruck und befestigt im Gegensatz zu den Klagen, die anfangs über die Verwaltung laut wurden, die Erwartung, daß Tsintau ein lebhafter Handelsort vielleicht auch ein Erholungs- und Badeort für Europäer, die in Ostasien wohnen, jedenfalls aber ein weiter Zugang für deutsche Kulturbestrebungen und, will's Gott, auch für deutsche evangelische Missionsarbeit in das große chinesische Reich werden wird.

Missionsrundschau.

China.

Von Prediger H. Lehmpfuhl in Berlin.

IV. Parallelerscheinungen zu den Fortschritten der Evangelisationsarbeit.

Wir haben schon einmal auf die höchst instruktive Aufzählung D. Fabers Z. M. R. 1898, S. 121 f. von den Fortschritten Chinas in letzter Zeit auf industriellem Gebiet hingewiesen. Wenn aber D. Faber seine damalige Skizze mit den Worten schloß, „daß China ins Rollen gekommen ist", so haben ihm die weiteren Ereignisse in jeder Beziehung Recht gegeben. Wir können zunächst auf die weiteren Fortschritte in kommerzieller Beziehung hinweisen. Die Skizze D. Fabers läßt sich heute noch vervollständigen. Namentlich die Seiden- und Baumwollen-Industrie nimmt einen gewaltigen Aufschwung. Man kann für alle die neuen Industrie-Zweige nicht Häuser genug in Shanghai bauen. Infolgedessen sind die Mieten in den letzten 3 Jahren dort um 60, 80, ja 100% gestiegen. Die chinesischen Kaufleute, die früher die englische Erziehung verachteten, zahlen jetzt 8 Dollars Honorar monatlich für den Unterricht ihrer Söhne im Englischen und der Gesuche um Aufnahme in die Schulen sind oft so viele, daß der Raum der Klassen nicht ausreicht. Auch in sozialer Beziehung sind Fortschritte gemacht worden. Hier ist namentlich die Bewegung gegen das Binden der Füße hervorzuheben. Bisher haben sich 7000 Chinesinnen angeschlossen. Selbst ein Vicekönig hat gegen die chinesische Unsitte geschrieben. Nicht zu unterschätzen ist auch der politische Erfolg Chinas, der in dem Gelingen der großen Anleihe von 16 Millionen £ in England und Deutschland zu erblicken ist, weil dadurch das Land vor der gänzlichen Abhängigkeit von Rußland bewahrt blieb. Was uns hier aber interessiert, und auch für die Mission weittragende Folgen nach sich ziehen wird, das ist eine Reihe von Ereignissen, die uns einen Blick in die einschneidenden Wandlungen des geistigen Lebens in China thun lassen, die sich dort jetzt vollziehen und durch keine Macht der Erde mehr aufgehalten werden können:

1. 1826 wurde ein chinesisches Werk von 120 Bänden veröffentlicht, dessen chinesischer Titel: „King Shih Wen", auf deutsch „Abhandlungen für die

Gegenwart" lautete. 1889 wurde es mit einer Ergänzung über die neuesten Vorkommnisse in 2. Auflage gedruckt. Es ist eine Sammlung von öffentlichen Dokumenten über Staatsangelegenheiten. Es war auch Gegenstand der Verhandlungen der Shanghai-Konferenz und Rev. Tim. Richard führte damals aus, daß die einzelnen Bände in den Regierungsbuchladen zu Tientsin und wahrscheinlich auch in allen Provinzen Chinas zum Verkauf ausliegen. Diese Bücher beschäftigen sich auch mit dem Christentum, enthalten aber so unflätige Angriffe gegen dasselbe, daß sie sich unmöglich wiedergeben ließen. Im Februar v. J. veröffentlichte nun die „Reform-Gesellschaft für China" eine neue Sammlung von Abhandlungen für dies Werk in 20 Bänden mit 580 Aufsätzen und Dokumenten. Von 420 Essays sind die Verfasser genannt. Es sind im ganzen 135 verschiedene Autoren. 44 Abhandlungen sind aus der Feder Liang Chi-chaos, des Herausgebers der ersten Reform-Zeitung in Peking, 32 von Kang Yu-wei, dem „modernen Weisen Chinas", der auch die Seele der jüngsten Reformversuche des Kaisers war und dann vor dem Zorn der Kaiserin-Stiefmutter flüchten mußte, 28 von Huang Chun-hsien, Provinzialrichter in Hunan. Außerdem haben sich noch mehrere Vicekönige, Censoren ꝛc. beteiligt; aber auch zwei christliche Missionare finden wir unter den Verfassern. Tim. Richard hat nicht weniger als 31 Aufsätze in dieser Serie veröffentlichen können; Rev. Allen hat 5 geschrieben. Lassen schon diese Namen erkennen, welch anderer Geist in diesen Arbeiten weht, so zeigt ein Blick in ihren Inhalt noch viel deutlicher, wie sehr sich in den letzten 10 Jahren die Meinung über das Christentum zum Besseren geändert hat. Einmal fehlen nämlich alle gemeinen Beschuldigungen von früher her und die Aufnahme der Artikel Richards und Allens beweist, daß der Stolz der Chinesen sich jetzt nicht mehr scheut, Rat und Unterstützung bei den Fremden und Missionaren für Reformen zu suchen. Sodann aber ist auch die ganze Stellungnahme der chinesischen Autoren gegen das Christentum bedeutend freundlicher geworden. Man betrachtet es jetzt ruhiger und bringt ihm mehr Verständnis entgegen. Die jüngeren Mitarbeiter vergleichen es mit dem Konfuzianismus und behaupten naiv, daß die guten Einflüsse des Konfuzianismus bis zum Westen gedrungen und dort im Christentum eine Verkörperung gefunden haben. Kang Yu-wei dagegen meint, daß die Überlegenheit des Westens über die chinesische Civilisation daher rührt, daß die Chinesen die wahren Lehren der alten Weisen vernachlässigt haben. Je mehr man sich den reineren Wahrheiten früherer Zeiten anschließe, desto mehr würden sie China die Dienste leisten, die die christliche Civilisation dem Westen erwiesen hat. Der Wortführer der am weitesten Fortgeschrittenen aber ist der Sohn des Gouverneurs Tan von Hupeh, der bekennt, daß „die christliche Lehre von der Unsterblichkeit der Seele, die in der Gemeinschaft mit Gott ihren tiefsten Grund hat, von ungeheurer Wichtigkeit für die Bildung des Charakters ist". (The North China Herald 1898, S. 171 f.) Ein Kommentar hierzu ist überflüssig. Man vergegenwärtige sich nur, welchen Rang die chinesischen Mitarbeiter des Werkes einnehmen und welchen weitreichenden Einfluß dasselbe ausüben muß, und man wird uns zugestehen, daß die christliche Sache hier einen Erfolg errungen hat, der sich gar nicht hoch genug anschlagen läßt. Wir glauben nicht fehlzugehen, wenn wir das Werk für die gegenwärtige Stimmung einflußreicher Chinesen gegen das Christentum als symptomatisch betrachten, und dadurch erhält es für unsere Untersuchungen seine besondere Bedeutung.

2. In einer anderen Beziehung wieder ist uns ein zweites Werk ein Spiegel für die Strömungen, die sich in weiteren Kreisen Chinas geltend zu machen beginnen. Wir meinen das gleichfalls kürzlich erschienene Buch des Vizekönigs Chang Chi-Tung (Z. M. R. 95, S. 103), betitelt: „Eine Ermahnung zum Studium", das nicht wenig Aufregung unter den chinesischen Litteraten hervorgerufen hat. Es zerfällt in 2 Hauptteile. Die erste Hälfte trägt ein ganz konservatives Gewand. Chang Chi-Tung warnt seine Landsleute, mit den Fremden Gemeinschaft einzugehen, in

fremden Ländern sich eine Heimat zu gründen und sich naturalisieren zu lassen. Er tritt dafür ein, daß der Kaiser die absolute Gewalt behält, da China noch nicht für eine mehr populäre Regierungsform reif sei. Auch solle man das Opiumgift aus dem Lande werfen. Die Art, wie in den Westländern die Ehe eingegangen wird, wobei er sich jedoch recht mangelhaft unterrichtet zeigt, verwirft er; ebenso ist er gegen Einführung der Sonntagsruhe. Ganz anders giebt sich Chang Chi-Tung jedoch im 2. Teile seines Werkes, der über praktische Fragen handelt. Alle westlichen Wissenschaften, Chemie, Maschinenbaukunst, Ackerbau, Kriegskunst, Erfindungen, Mathematik sollen seine Landsleute studieren und genau erforschen, was an den Methoden der Westländer gut ist. Er mahnt, Reisen in die Fremde zu machen. „Ein Jahr auf Reisen fördert die Kenntnis fremder Methoden mehr als 5 Jahre Studien in China. Ein Jahr in einer fremden Schule ist mehr wert als 3 Jahre in chinesischen". Von den fremden Ländern giebt er Japan den Vorzug. Die Reise ist billiger und kürzer, die Schriftzeichen sind leichter zu verstehen, und die Japaner hätten schon das Beste, was der Westen besitzt, ausgesucht. Er rät, die Regierungsformen anderer Staaten zu studieren, fremde Bücher ins Chinesische zu übersetzen und Schulen zu gründen. Endlich empfiehlt er, gegen das Christentum tolerant zu sein. Es stände zwar nicht auf der gleichen Höhe wie der Konfuzianismus und ließe sich nur mit dem Buddhismus und Taoismus auf eine gleiche Stufe stellen; doch sei es nicht im Gegensatz zum Konfuzianismus, auch habe es der Kaiser erlaubt. Chang Chi-Tung schließt sein Buch mit den Thesen: „Ändern wir nicht unsere Sitten, so können wir auch unsere Methoden nicht ändern. Ändern wir diese nicht, so können wir auch unsere Waffen nicht ändern. Wir müssen nicht prüfen, was altehrwürdig, sondern was nützlich ist. Die Erzeugnisse des Westens sind verschieden an Wert. Westliche Geschicklichkeit ist nicht dringend nötig; wohl aber die westliche Methode der Verwaltung". Doch verfehlt derselbe Mann nicht, seinen Landsleuten gleichfalls einzuschärfen: „Wenn ihr in der Ferne seid, vergeßt nicht eure Heimat; wenn ihre fremde Sitten seht, vergeßt nicht die Stimme der Natur in eurer Brust; über dem vielen, was ihr Seltsames und Wunderbares seht, vergeßt nicht, was geheiligt ist. Schämt euch, daß China nicht ist, wie Japan; hütet euch, daß es ihm nicht ergehe, wie Indien, Annam, Burma, Korea, Egypten und Polen". (The North-China Herald 98, S. 158.) Diese Ausführungen sind deshalb so wichtig, weil sie deutlich zeigen, daß weiterblickende Chinesen fest von der Notwendigkeit durchgreifender Reformen durchdrungen sind. Sie lassen auch erkennen, in welcher Richtung man eine Lösung des gewiß nicht leichten Problems der Einführung dieser Reformen sucht. Aber sie können uns schon heute auch eine Warnung sein, allzu sanguinische Hoffnungen für das Fortschreiten des Christentums darauf zu bauen. Wenn es nur nicht so geht, wie in Japan, wo man jetzt auch wieder zu den Missionaren kommt, aber nicht, um sich im Christentum unterweisen zu lassen, sondern um in den fremden Sprachen zu profitieren!

3. Das bemerkenswerteste Ereignis in dieser Kette bilden aber die Reformerlasse des Kaisers von China im Juli 1898, auf die zwar auch in deutschen Missionsblättern hingewiesen worden ist, deren Tragweite aber noch nirgends der deutschen Missionswelt aufgezeigt wurde. Als 1896 in Peking eine Reform-Bewegung ins Leben gerufen wurde, ward sie bald wieder von der Regierung unterdrückt. Doch schon 1897 gab die chinesische Regierung wieder Instruktionen an die Provinzial-Verwaltungen heraus, die westliche Erziehungsmethode zu fördern. Anfang 1898 erließ der Kaiser ein Edikt, das nach dem Ausspruch Dr. Martins zum ersten Male das Studium der westlichen Wissenschaften für die Erlangung von Ämtern ebenso verbindlich machte als das Studium der chinesischen Litteratur. Die praktische Ausführung dieses Edikts sollten die erwähnten Juli-Erlasse anbahnen. Am 10. Juli v. J. wurde bekannt gegeben, daß der Kaiser mit dem

Gedanken umgehe, Schulen und höhere Lehranstalten (colleges) zu errichten, in denen beides chinesische Litteratur (Chinese practical literature) und „Fremde Wissenschaften" (Foreign learning) gelehrt werden sollten. Außer der Kaiserlichen Universität in Peking sollten in den Provinzen drei Arten höherer Schulen in den Provinzialhauptstädten, den Präfekturalstädten und den Distriktstädten errichtet werden. In allen sollte die chinesische Litteratur und westliche Wissenschaften in gleicher Weise gelehrt werden. Als Lehrbücher sollten die von der Reform-Gesellschaft, jetzt „Amtlichem Übersetzungsbureau", herausgegebenen Werke gelten. Um die Baukosten zu sparen, sollten alle Gedenk- und anderen Tempel, die vom Volke errichtet, aber nicht in die amtlichen Listen eingetragen wurden, in Schulen und Kollegs umgewandelt werden. Die Regulative der Kaiserlichen Universität, die nach denen der verschiedenen Hochschulen Europas und Amerikas entworfen sind, sollten auch an allen anderen neuerrichteten Schulen Geltung haben.

Aber der Kaiser griff noch tiefer und suchte das chinesische Erziehungswesen von dem Krebsschaden zu befreien, an dem es krankt, und ohne dessen Entfernung alle anderen Reformen nutzlos sind. Am 19. Juli erließ er im Einverständnis mit dem Vicekönig Chang Chi-Tung und dem Gouverneur von Hunan Chen Pao-Chen ein neues Dekret, das die Wenchang-Abhandlungen bei den Prüfungen für den Chujen und Chinshih Graden durch eine Serie von 5 Aufsätzen aus der alten und neueren Geschichte Chinas und über die Gesetze und Erlasse der gegenwärtigen Dynastie und eine 2. Serie von 5 Abhandlungen über moderne Politik und die gegenwärtige Lage Chinas mit besonderer Berücksichtigung der Einrichtungen, Künste und Wissenschaften der anderen Völker ersetzte. Auch wurde der Prüfungsgang bedeutend vereinfacht. Diese Beschlüsse bedeuten nicht mehr und nicht weniger als den Tod des alten chinesischen Konservativismus, denn der Wenchang ist die am meisten ausgebildete und künstlichste Form der chinesischen Schriftstellerei. Der Wenchang gilt als der ernsteste Prüfstein chinesischer Gelehrsamkeit. Tüchtigkeit im Wenchang wird höher geachtet als selbst die Kenntnis der chinesischen Klassiker. Aber weil er im Grunde nichts ist als der nach chinesischem Geschmack schönste und vollkommenste Stil, so war die Konsequenz, daß die ganze chinesische Wissenschaft reine Phraseologie geworden ist. Der Wenchang hat jeden Fortschritt in den Sachkenntnissen unterdrückt und ist somit die tiefste Wurzel des chinesischen Konservativismus geworden (D. Faber's Urteile auf der letzten Konferenz der Educational Association 1896). Darum fügte auch der Kaiser von China seinem Erlaß ein Postscriptum bei, in dem er betonte, daß ein schöner Stil ohne Zweifel seinen Wert habe, aber doch für die praktischen Zwecke des Lebens völlig nutzlos sei.

Damit war der alten chinesischen Erziehungsmethode die Axt an die Wurzel gelegt. Es ist bekannt, daß Kang Yu-wei der Urheber dieser Verordnungen gewesen ist, der namentlich durch seine Geschichte Peters des Großen tiefen Eindruck auf den jungen Kaiser gemacht haben soll. Ehe wir jedoch auf den weiteren Gang der Ereignisse eingehen, sei noch erwähnt, daß gleichzeitig mit diesen Erlassen der Kaiser sämtlichen Beamten seines Reiches, den Tataren-Generalen, Vicekönigen, Gouverneuren etc. durch ein Edikt vom 12. Juli aufs eindringlichste den Schutz der Missionare einschärfte und jedem Zuwiderhandeln strengste Bestrafung androhte. Auch befahl er ausdrücklich, daß das Edikt überall im Reiche bekannt gemacht würde. Und dies ist geschehen. Selbst aus dem fremdenfeindlichen Hunan, in dem es der Londoner Mission jetzt gelungen ist, die ersten 5 christlichen Missions-Stationen zu gründen, liegen uns verschiedene Proklamationen vor, in denen nach chinesischer Art in Versen den Einwohnern das Schutzrecht der Missionare eingeschärft wird.

5. Daß die Durchführung der Reformen des Kaisers auf scharfen Widerstand stoßen würde, war zu erwarten, aber niemand hat wohl geahnt, daß sie dem Kaiser den Thron kosten würden. Man war äußerst überrascht, als der Draht

meldete, daß die Kaiserin-Wittwe sich am 22. September wieder der Herrschaft bemächtigt hätte und der Kaiser schwer krank sei. Alle seine Ratgeber wurden degradiert, eine ganze Anzahl hingerichtet. Kang Yu-wei gelang es zu entfliehen. Sämtliche Edikte wurden für ungiltig erklärt, die Reform-Zeitung in Peking unterdrückt. Von allem, was der Kaiser angeordnet hatte, ist nur die Errichtung einer Universität in Peking und der Hochschulen in den Provinzialhauptstädten mit dem Unterricht in einigen modernen Fächern gut geheißen worden. Alles andere ist widerrufen. Die jüngsten Revolten gegen die Missionare haben die Kaiserin aber bereits zu einem neuen Schutzedikt veranlaßt. Wie sich die Verhältnisse weiter gestalten werden, kann heute niemand sagen. Sicher bleibt aber das eine: „China ist ins Rollen gekommen", und nichts wird dem neuen Geist, der sich zu regen beginnt, Einhalt gebieten können. Die Verhältnisse liegen anders als vor 100 und 50 Jahren. Der Strom der modernen Kultur wird sich ins Land ergießen, ohne daß ihn jemand hemmen kann. Daß auch die Mission daraus Vorteile ziehen wird, ist gewiß. Aber nicht minder sicher ist auch, daß große Vorsicht geboten ist. Die Mission wird gut thun, auch jetzt, wo sich ihr eine so weite Thür öffnet, nie zu vergessen, was ein so gründlicher Kenner der Chinesen wie D. Faber sagt: „Sie hassen, was fremd ist, und wenn sie jetzt sich der Fremden bedienen und von ihrer Geschicklichkeit und ihren Hilfsmitteln Gebrauch machen, so geschieht das mit der Hoffnung, die verlorene Herrschaft wieder zu erlangen. Ihr Hauptwunsch bei der Annahme westlichen Wissens ist die Erlangung von Geld und Macht, und keine Anstrengung der Mission wird eine Heilung herbeizuführen vermögen. Eine vollständige Reform der chinesischen Regierung müßte durch die Westmächte ins Werk gesetzt werden, die sie allein erzwingen und durchsetzen können. Keine noch so gut gemeinte Sentimentalität sollte uns gegen diese Wahrheit blind machen".

Litteratur.

Werule, Lic. P., Paulus als Heidenmissionar. Ein Vortrag. Freiburg i. Br. J. C. B. Mohr (P. Siebeck) 1899. 36 S. 8° 0,80 Mk.

Ein die Trivialität in Gedanken und Ausdruck außerordentlich nahe legendes Thema ist hier geistvoll, packend und erhebend behandelt worden. Paulus ist nicht in erster Linie Denker, Theolog, so beginnt der Verfasser, sondern Mann der That, Apostel Christi, Missionar. Nur als solcher ist er eine weltgeschichtliche Größe. Zwar kam ihm die Gunst der Zeit entgegen, er brauchte keine neue Sprache zu erlernen, nicht unter Barbaren sich erst die Freiheit der Arbeit, des Verkehrs zu erkämpfen; den orientalischen Religionen brachten Griechen und Römer gerade damals ein fast krankhaftes Interesse entgegen, und unter dem Schutz des Judentums, einer „erlaubten Religion", im Anschluß an die Synagoge konnte Paulus allerwärts die Predigt aufnehmen. Aber alsbald erwuchs ihm auch im Judentum ein furchtbarer Feind, und noch gefährlicher ward der Kampf gegen die falschen Brüder, die judaistische Gegenmission. Paulus besaß keineswegs die glänzendste Begabung für den Beruf eines Missionars, er kennt die Welt, die Heiden, die er bekehren will, fast garnicht: er kennt eigentlich nur sich selbst und entwirft sich danach sein Bild von den Andern. Vor einsamer Selbstbeschaulichkeit schützte ihn aber wieder der Thätigkeitstrieb, der, ihm angeboren, ihn schon im Eifer um das Gesetz verzehrt hatte, aber zu kolossaler Gewalt sich steigerte, seit er sich zum Missionar berufen wußte und zugleich dem nahen Ende der Welt entgegensah. Da blieb ihm nur

für das Eine noch spärliche Zeit, das Evangelium aller Kreatur zu verkündigen. Er ist fortan nicht mehr Sohn, Bruder, Freund, Patriot, er ist nur noch Apostel. Aber er ist es ganz, so daß bei ihm Person und Sache in eins verschmelzen und er vor keinem Mittel zurückscheut, das seinem Zweck dienen kann. Über die Stadien und den Umfang von Paulus' Missionsthätigkeit geht W. kürzer hinweg, um so liebevoller malt er dann wieder im einzelnen das Bild der pauliniſchen Missionsarbeit, sein Predigen in der Synagoge, die Form seiner Rede, die Methode seiner Schriftauslegung, wie er die zum Glauben Bereitwilligen sofort taufte, in gemeinsamen Mahlzeiten die Getauften innerlich und äußerlich zur Einheit zusammenschloß, indem er sie dann erst unterwies in den Grundsätzen christlichen Lebens und sie nach und nach auch in die tiefere Erkenntnis Christi und der Zukunft einführte, auch die fernen Gemeinden unabläſſig väterlich beratend. An den Stil des Romans streift die Schilderung von so einem Tage im Leben des Paulus auf S. 35 f., aber es ist hier nur die lebhafte Form, wie eine gesunde Phantasie gesicherte Thatsachen veranschaulicht. Und schön schließt Wernle den Blick auf die Größe solchen Lebenswerkes mit dem Wort ab: Unter diese Sätze aber würde er mit seinen ungelenken langen Buchstaben geschrieben haben: „Durch Gottes Gnade bin ich, was ich bin".

Es ist kein Versuch, den Paulus auszukaufen als Muster für heutige Heidenmissionare, es ist nur die Würdigung einer geschichtlichen Persönlichkeit, die wir hier empfangen, aber jeder Freund der Heidenmission wird sich angeregt fühlen zum Nachdenken über das Geheimnis des Erfolges auf diesem Gebiete; und ohne Übertreibungen, mit freiem Urteil, in der Kritik selbständig, ergreifend, weil aus warmer Begeisterung und aus kongenialem Verständnis für Paulus heraus sprechend, hat Wernle an dem größten aller Heidenmissionare etwas von diesem Geheimnisse uns gedeutet.

Marburg. Ad. Jülicher.

Warneck, G., Prof. und Doktor der Theol., **Missionsstunden.** 2. Band: **Die Mission in Bildern aus ihrer Geschichte.** 1. Abt.: **Afrika und die Südsee.** 4. Aufl. Gütersloh, C. Bertelsmann 1897. Preis 5 M. 363 S.

Wir verfehlen nicht, unsere Leser auf die neue Auflage auch des 2. Bandes (über den 1. Band vergl. Z. M. R. 1895 S. 39) der Missionsstunden D. Warnecks aufmerksam zu machen. Die Vorzüge der Warneck'schen Darstellung sind zu bekannt, als daß es nötig wäre, sie noch besonders hervorzuheben. Wer aber über die jüngsten Ereignisse in Uganda und Madagaskar bis Anfang 1897 sich schnell und gründlich orientieren will, der lese die Kap. 13 und 14 der vorliegenden neuen Ausgabe, wo Warneck die überraschenden Fortschritte des Evangeliums in Uganda und die schwere Heimsuchung der madagassischen Mission in beredten Worten schildert.

Wir benutzen die Gelegenheit, auf unsere Anzeige der 4. Auflage des Abrisses der Missionsgeschichte D. Warnecks in Heft 4 unserer Z. M. R. 1898, S. 234 u. f. zurückzukommen, wo wir die Äußerung Warnecks: „Erst (und nur) der Allg. ev.-prot. Missionsverein hat sich grundsätzlich für die Kulturvölker und die höheren Schichten der Bevölkerung entschieden", als eine Unwahrheit bezeichneten. Auf Wunsch D. Warnecks nehmen wir den Ausdruck „Unwahrheit" zurück und begnügen uns, sein Urteil als einen „Irrtum" zu bezeichnen, den er in einer späteren Auflage seines Abrisses berichtigen will und der bei ihm durch Äußerungen einzelner Vertreter unseres Missionsvereins hervorgerufen war, die doch für unser Werk und seine Grundsätze nicht als verbindlich angesehen werden können. Die Thatsache, daß wir bis jetzt ausschließlich zu den „Kulturvölkern" unsere Missionare gesandt haben, — was z. B. auch die Goßnersche

Mission thut, — rechtfertigt nicht den Schluß, daß wir uns „grundsätzlich" bei der Wahl des Missionsobjektes auf die Kulturvölker beschränken. Zu dem a. a. O. erwähnten Plane unseres Vereins, auch unter den Naturvölkern Mission zu treiben, fügen wir hinzu, daß schon auf der konstituierenden Versammlung am 5. Juni 1884 zu Weimar über Mission und Kolonisation verhandelt wurde. Außerdem ist es uns wohl bewußt, daß die Unterschiede zwischen „Natur- und Kulturvölkern" nur relativ und fließend sind, so daß die Ethnologie es längst aufgegeben hat, mit dieser Unterscheidung zu operieren. Gern konstatieren wir auch bei diesem Anlasse, daß wir uns mit D. Warneck, wie mit allen Freunden der Mission, in der unterschiedslosen Liebe zu den Heiden eins wissen und mit Freuden, wenn wir nur ausreichend unterstützt würden, auch bei den weniger kultivierten heidnischen Bewohnern unserer Kolonien in Afrika und in der Südsee mit unserer Arbeit einsetzen würden. Th. Arndt.

Vereinsnachrichten.

Von unseren Arbeitsfeldern.

Aus Japan.

Bericht des Missionars und Pfarrers Dr. M. Christlieb über die Zeit vom 15. Mai bis 15. Oktober 1898.

„Meine Arbeit war im wesentlichen dieselbe wie früher, und selbst die Fächer in der Theologischen Schule sind fast ganz dieselben geblieben, da ich dieses mein letztes Semester an der Schule zur Beendigung der angefangenen Stoffe verwende. Meine Vorlesungen sind so berechnet, daß ich Ende Februar meine Arbeit in der Schule abschließe.

A. Die Zeit vor den Ferien.

I. Theologische Schule. Ich las die im Februarbericht angegebenen Fächer, wie bisher, mit Nakamura als einzigem Schüler. Derselbe machte Ende Juni sein 4. Semesterexamen und ebenso das erste philosophisch-historische Hauptexamen. Die Themata der Arbeiten waren:

a. Semesterexamen: 1. Geschichte der Philosophie III: Kants Kritik der reinen Vernunft: Grundproblem, Inhalt, Anordnung und Bedeutung für die Geschichte der Philosophie (Christlieb). 2. Kirchengeschichte III: Geschichte der deutschen Reformation (Christlieb). 3. Altes Testament III: Entstehung und Charakteristik des Priestercodex. — Komposition des Pentateuchs (Christlieb). 4. Religionsgeschichte I: Die Entwicklung vom Polytheismus des Rigveda bis zum Pantheismus der Upanishad. — Die metaphysischen Voraussetzungen der Lehre Buddhas (Christlieb). 5. Synoptiker: Entstehung der synoptischen Evangelien (Schiller). 6. Psalmen: Erklärung von Psalm 103. Ebenso von Psalm 96 mit Berücksichtigung der Parallele 1 Chr. 16, 23—36 (Wendt).

b. Hauptexamen: 1. Geschichte der Philosophie (Drei Semester 4 stündig): Grundzüge der Entwicklung der metaphysischen Probleme von Thales bis Kant (Christlieb). 2. Kirchengeschichte (3 Semester 4 stündig): Grundzüge der Entwicklung der vier christlichen Kirchen als Institutionen (Christlieb). 3. Altes

Testament (4 Semester 4stündig): Grundzüge der Entwicklung der israelitischen Religion von Moses bis zum Priestercodex (Christlieb).

II. Deutsche Schule. Hier las ich Hermann und Dorothea zu Ende, und die Lektüre machte mir und einigen der Zuhörer so viel Freude, daß wir nach dem offiziellen Schulschluß noch einige Überstunden machten, um das Gedicht mit Muße beendigen zu können. Die Besucherzahl war 10, 9, 7, 8, 6.

B. Die Ferien.

Gemäß der Abmachung, daß immer einer von uns hier sein soll, blieb ich mit meiner Familie den Juli hindurch hier und setzte wenigstens die Gottesdienste in der deutschen Gemeinde fort. Den August verbrachten wir in dem 800 m hoch gelegenen Stahlbad Ikao, von wo wir am 10. September zurückkehrten.

C. Die Zeit nach den Ferien.

I. Theologische Schule. Es haben sich 3 Schüler zum Eintritt gemeldet, darunter einer, der eine buddhistische Priesterschule graduiert hatte; aber bei allen waren die Kenntnisse im Englischen so gering, daß sie dem Unterricht überhaupt nicht zu folgen vermochten. Es ist möglich, daß zwei davon im Februar einen erneuten Versuch machen wollen. Auf die Dauer werden wir uns wohl oder übel zur Errichtung eines Vorbereitungskursus im Englischen entschließen müssen, bei dem wir aber ohne Stipendium schwer durchkommen werden, trotzdem in solchem Falle doppelte Vorsicht gegen etwaigen Mißbrauch geboten ist. — Ich gebe Nakamura die folgenden Fächer mit zusammen 14 Stunden: 1. Altes Testament V: Von Ezra bis zum Untergang des jüdischen Volkes. 2. Geschichte der Philosophie IV: Von Schelling bis zur Gegenwart. 3. Religionsgeschichte III: Späterer Buddhismus. — Übrige Religionen. — Allgemeine Fragen. 4. Geschichte der Theologie des 19. Jahrhunderts. 5. Geschichte und Kritik der Entwicklungstheorie. (In dieser Vorlesung hören auch unsere beiden Pastoren Hiroi und Aoki zu.)

II. Deutsche Schule. Auf Wunsch einer größeren Anzahl von Schülern lese ich Goethes Faust; obwohl ich die Aufgabe durchschnittlich für zu schwer halte, ist doch der Besuch bis jetzt ein ungewöhnlich großer gewesen (47, 42), und auch eine Anzahl Graduierter der Litteraturabteilung der Universität kommen zu der Erklärung.

III. Shinri. In Shinri erschienen im Berichtszeitraum folgende Aufsätze von mir: Nr. 100: Gottes Wesen und Eigenschaften. Grundzüge des Christentums 4. Was für Religionen giebt es? (II). — Nr. 101: Über die Trinität. Grundzüge des Christentums 5. Was ist Christentum? — Nr. 102: Grundzüge des Christentums 6. Giebt es einen Gott? — Nr. 103: Grundzüge des Christentums 7. Beweise für das Dasein Gottes I. — Nr. 104: Grundzüge des Christentums 8. Beweise für das Dasein Gottes II. Christliche Lehre von der Schöpfuug und Vorsehung.

IV. Vorträge. Am 28. Mai hielt ich beim Shinrijubiläum eine Ansprache über Ziele und Wege unserer Mission vor 60 Hörern. — Die Vorträge über die Grundzüge des Christentums am Dienstag haben wieder angefangen und bis jetzt 20, 32, 21 und 8 Zuhörer gehabt. Nach einer kurzen Rekapitulation bin ich bis B8 gekommen (vergl. Z. M. R. 98, S. 111). Die Bibelerklärungen (Matthäus-Evangelium) im Jünglingsverein der Universität haben ebenfalls wieder angefangen und sind bis jetzt sehr gut besucht gewesen. Bei der Einweihung des neuen Hauses des Jünglingsvereins hielt ich auf Verlangen eine Ansprache.

V. Deutsche Gemeinde. Die Arbeit in beiden Gemeinden ging in der alten

Weiſe weiter. Seit dem Weggang des Kaiſerlichen Geſchäftsträgers Herrn von Treutler haben die Leſegottesdienſte aufgehört; die Stelle des Vorſitzenden iſt vorläufig offen, da der neue Geſandte katholiſch iſt. In Yokohama ſowohl als in Tokyo haben wir unſere Organiſten verloren. Herr Luther iſt durch ein Augenleiden verhindert zu ſpielen, und wir haben eine japaniſche Lehrerin vom Ferris Seminary zum Spielen engagiert; in Tokyo iſt Herr Volljahn nach Söul abgereiſt, und bis jetzt hat ſich noch kein regelmäßiger Erſatz gefunden. An Kaſualien fanden ſtatt eine Hochzeit und 3 Taufen in Yokohama und eine Beerdigung in Tokyo. — Durch die Güte der Frau Illies in Hamburg hat unſere Kirche in Tokyo eine Glocke aus Deutſchland erhalten, die wir bis Advent anbringen zu können hoffen.

VI. Armenſchule. Die Armenſchule wird von 88 Kindern beſucht, leider müſſen wir immer wieder neue Anmeldungen zurückweiſen. — Unſere treue Handarbeitslehrerin, Fräulein Tomioka, die ſeit Herbſt 1895 in unſern Dienſten war, iſt nach nur 14tägiger Krankheit am 8. Juli geſtorben. (Vgl. Miſſionsblatt 99, 2.) An ihrer Stelle trat Fräulein Namiki Sei. Kinoſhita mußte entlaſſen werden, da er zu wenig Eifer und Regelmäßigkeit in der Arbeit zeigte, auch keine Disziplin zu halten imſtande war; an ſeine Stelle trat ſeit Oktober Fräulein Murota Kome, die ſeit 8 Jahren Mitglied unſerer Gemeinde iſt. An beiden haben wir offenbar treue und eifrige Lehrerinnen gewonnen. — In der Handarbeitſchule erhalten etwa 50 Kinder Unterricht; 10 davon ſind ältere, die nur die Handarbeitſchule beſuchen. — Akimoto Kiku, unſere Penſionärin, iſt auf einige Zeit ganz in die Meijidogakko aufgenommen worden, um dort weiter ausgebildet zu werden."

Bericht des Miſſionars und Pfarrers Wendt über die Zeit vom 15. Mai bis 15. Oktober 1898.

„Das Sommerſemeſter dieſes Jahres ſchloß ohne berichtenswerte Ereigniſſe Ende Juni. Anfang Juli ging ich mit meiner Familie an's Meer in die Nähe der Stadt Choſhi, die etwa 4 Stunden Bahnfahrt von Tokyo entfernt iſt. Wir hatten ein Häuschen unmittelbar am Strande gemietet, 10 Minuten vom Cap Innboye gelegen. Beſtändig wehte dort während der heißen Jahreszeit eine angenehme Briſe, ſodaß wir von der drückenden Sommerhitze nichts ſpürten. Leider konnte unſer Student Nakamura, der mein japaniſcher Sprachlehrer iſt, nur etwa drei Wochen bei uns ſein, ſodaß mir ſo gut wie gar keine praktiſchen Sprachübungen möglich waren. Die Leute der Umgegend ſprachen einen Dialekt, der mir nur mit Not und Mühe allmählich zu einem kleinen Teil verſtändlich wurde. So gut uns unſer Aufenthalt dort am Meere gefiel, ſo waltete doch in gewiſſer Beziehung ein Unſtern darüber. Als wir unſere Kiſten zur Abreiſe von Tokyo ſchon zu packen anfingen, erkrankte unſer Koch am Typhus, ſodaß wir ohne ihn abreiſen mußten, nur mit einer Dienerin, der Frau des Kochs. Für den Koch konnten wir keinen Stellvertreter mehr erhalten, bemühten uns auch gar nicht darum, weil der Arzt, in deſſen Krankenhaus wir den Koch bringen ließen, meinte, es ſei nur ein leichter Fall, der vielleicht in 10—14 Tagen geheilt ſein könne. Die Heilung und Kräftigung ließ aber ſo lange auf ſich warten, daß der Koch nur noch, um die Vorbereitungen zur Heimkehr zu treffen, nach unſerer Sommerfriſche kommen konnte. Meine Frau hat deshalb mit der Beſorgung des Kindes, der Haus- und Küchenarbeit ſelbſt ſo viel zu thun gehabt, daß ſie zum Studium des Japaniſchen keine Zeit mehr übrig hatte, zumal als Nakamura bei uns wohnte. Ich ſelbſt kehrte ſchon am 20. Auguſt mit Nakamura nach Tokyo zurück, meine Frau blieb bis zum 5. September am Meere. In Tokyo ließ ich Nakamura in meinem Hauſe wohnen und mir von ihm täglich zwei japaniſche Stunden geben. Ich ſelbſt gab ihm täglich eine deutſche Stunde. Die Hitze war hier ſo groß, daß ich mehrfach bei Nacht nicht gut ſchlafen konnte; trotzdem fühlte ich mich

frisch genug zu reichlicher geistiger Arbeit. Der Aufenthalt am Meer und die täglichen Seebäder hatten mir offenbar sehr gut gethan.

Nachdem ich am 2. September die neue Armenschullehrerin, Frl. Murota, und die neue Handarbeitslehrerin, Frl. Namiki, durch eine kleine Feier in ihr Amt eingeführt, kehrten die Kollegen bis zum 20. September auch nach Tokyo zurück, und das neue Semester begann.

In der Theologischen Schule habe ich an unseren Studenten Nakamura nur einmal wöchentlich (Freitags von 8—10 vorm.) zwei Stunden zu erteilen, eine über praktische Auslegung der Genesis, die andere über deutsche Grammatik. Außerdem gebe ich ihm und unseren Evangelisten Hiroi und Komai noch eine deutsche Stunde in meinem Hause (Montags 4—5). Wir lesen da gemeinschaftlich das Wimmer'sche Buch: „Im Kampf um die Weltanschauung".

In meiner Bibelstunde (Donnerstags 4—6) erkläre ich jetzt (seit Oktober) das Markus-Evangelium. Das erste Mal hatte ich nur zwei Zuhörer, weil durch einen Druckfehler auf unseren Zetteln statt des Donnerstags der Dienstag angegeben war. Das zweite Mal hatte ich 8 oder 9, also mehr als je zuvor. In diesem Winter ist der Andrang der Studenten, die fremde Sprachen erlernen wollen, größer als vorigen Winter, weil man erwartet, daß mit Inkrafttreten der neuen Verträge große Massen von Ausländern sich überall in Japan niederlassen werden.

Seit einiger Zeit kommt Dienstags und Donnerstags von 8—9 vorm. ein Japaner zu mir, der eine vorzügliche Kenntnis der englischen Sprache und eine ganz gediegene philosophische Bildung besitzt. Er scheint besonders von Ed. von Hartmann beeinflußt zu sein, doch geht er auch oftmals eigene Wege in seinem Denken. Bei diesem Besucher ist es mir das erste Mal ganz zweifellos, daß er um der Sache selbst willen kommt, nicht um eine ausländische Sprache auf indirektem Wege zu erlernen oder sonst welchen äußeren Vorteil zu erlangen. Er hat mir sein Herz ausgeschüttet, wie nie ein Japaner zuvor, sodaß ich bis jetzt nicht die geringste Ursache habe, an der Aufrichtigkeit seines Suchens nach dem Frieden des Herzens, nach Gottesgemeinschaft, zu zweifeln. Darum ist auch meine Hoffnung, ihn mit Gottes Hilfe schließlich zu gewinnen, größer als bei allen andern, die bisher zu mir gekommen.

Die Vorträge, die ich in meinem Hause wöchentlich über die Grundwahrheiten des Christentums mit Hilfe Pf. Minamis zu halten gedachte, sind trotz aller Bemühung noch nicht zustande gekommen, weil nur ein einziger Zuhörer erschien. Pf. Minami wird versuchen, ob wir nicht in dem neuen Hause, welches sich der Universitäts-Jünglingsverein gebaut hat, unsern Plan verwirklichen können. In der Nähe meines Hauses wohnen zu wenig Studenten, und andere Leute sind, wie es scheint, für uns zunächst fast unerreichbar.

In der Deutschen Abendschule erkläre ich Mittwochs Schillers Gedichte und schließe daran einige Konversationsübungen an. Die Leseabende in meinem Hause des Montags dauern immer noch fort.

In Shitaya predige ich monatlich einmal. Wir gehen damit um, demnächst für diese Station ein Harmonium anzuschaffen, welches zunächst ich, später Komais Frau spielen wird.

Auf das Studium der japanischen Sprache verwende ich, wenn irgend möglich, jeden Vormittag (außer Freitags) drei Stunden, und außerdem Montags und Freitags je 2 Nachmittagsstunden (letztere mit dem Lehrer). Mittwochs und Sonnabends erteile ich je eine Stunde Unterricht in der englischen Sprache an einen jungen christlichen Japaner, der gern in unsere Theologische Schule eintreten möchte, aber noch nicht die genügende Vorbildung im Englischen besitzt. Mittwochs erteile ich an einen Schüler der deutschen Vereinsschule eine Stunde Unterricht in der deutschen Sprache; Freitags gebe ich in deutscher Sprache einem einzelnen Studenten der deutschen Vereinsschule Bibelerklärung. (Am Sonnabend,

den 8. d. M., hielt ich in der Deutschen Vereinsschule einen Vortrag über den Bildungsgang eines deutschen Schülers und Studenten. Jeden Sonnabend Nachmittag erteile ich Religionsunterricht (1 Stunde) an Kinder deutscher resp. halbdeutscher Eltern. Im Anschluß daran gebe ich ihnen dann noch ein wenig Gesangunterricht mit besonderer Abzweckung auf das bevorstehende Weihnachtsfest.

Bei der letzten (September-)Versammlung des „Frauenvereins" hielt ich einen Vortrag über „Frauenberufe". In meinem letzten Bericht vergaß ich zu erwähnen, daß ich im Mai bei der Frauenversammlung einen Vortrag über Katharina von Bora hielt. — So habe ich jetzt wöchentlich 20 feste Stunden, von denen 16 auf die Nachmittags- resp. Abendzeit fallen, wobei der Leseabend und mein täglich etwa drei Stunden dauerndes Vormittagsstudium der japanischen Sprache nicht eingerechnet sind. Leider sind mit Ausnahme des Dienstags meine sämtlichen Nachmittage besetzt, sodaß ich nicht soviel Zeit zu Besuchen erübrigen kann, als ich wünschte. Doch hoffe ich, noch durch Verlegung einzelner Stunden allmählich einen zweiten Nachmittag frei zu bekommen. Schlimmsten Falls muß ich hie und da einen Sonntagnachmittag zu Hilfe nehmen. Wenn ich zu alledem noch hinzurechne, daß ich Aufsätze, Berichte, Briefe u. s. w. abzufassen habe, so sieht man, daß wir so ziemlich an den Grenzen dessen, was uns möglich ist zu thun, angekommen sind. Doch liegt es ja nicht an unserem Wollen und Laufen, sondern an Gottes Segen allein, ob unsere Arbeit Erfolg hat. Ihm befehlen wir uns und unsere Arbeit."

Bericht des japanischen Pfarrers Minami über die Zeit vom 15. Mai bis 15. Oktober 1898.

„1. Allgemeine Lage. Die politische Anschauung der Männer, welche das Kabinet bilden, hat mittelbar auch für das Missionsfeld Bedeutung. Sind sie konservativ gerichtet, so leidet die Missionsarbeit mehr oder weniger darunter; sind sie dagegen progressiv, so ist es für sie günstig. Seitdem die Richtung das Ruder übernahm, welche, wie man sagt, aus den Männern besteht, die früher Rousseau'schen Anschauungen gehuldigt haben, ist zugleich die Stimmung des schroffsten Nationalismus und damit die Engherzigkeit gewichen. Man hört jetzt mehr von Freiheit reden. Man kann natürlich über die Regierungsform verschiedener Meinung sein. Eins kommt doch unter der jetzigen Regierung der Mission zu gute: Der Volkssinn ist freier und empfänglicher für eine fremde Religion gestimmt. Auch steht das Inkrafttreten des neuen Handelskontraktes vor der Thür. Das muß in der Volksanschauung große Änderungen hervorrufen; sie wird weitblickend und zugleich weitherzig werden.

Ich kann mir jetzt nicht denken, daß die allgemeine Lage nicht günstig wäre. Das Deutsche scheint wieder modern zu werden, wenigstens ist es in den wissenschaftlichen Kreisen so. Doch darf man sich natürlich noch keine große Hoffnung machen; denn die Stimmung kann möglicher Weise schon morgen umschlagen (ist inzwischen geschehen. D. R.) Die Missionsarbeit aber darf sich nicht von der Zeitstimmung abhängig machen lassen.

Für das Gedeihen unserer Arbeit bedaure ich sehr, daß wir kein starkes Central-Institut besitzen. Die Macht eines großen Central-Institutes ruft bei dem Publikum ohne weiteres Vertrauen zu der Sache hervor. Ich meine ein Bildungscentrum, wie die Doshisha für die Kongregationalisten, die Tsabu-Missionsschule für die Kanada-Methodisten, die Awoyama-Missionsschule für die bischöflichen Methodisten, die Meijigakuin für die Presbyterianer. Der amerikanische Jünglingsverein baute gleich am Anfang seiner Arbeit ein großes Gebäude in einem der belebtesten Teile Tokyos. Das ist sein Mittelpunkt. Auch der amerikanische Studentenverein baute für die christlichen Studenten eine schöne Wohnung. Dies ist sein Centrum, und von hier aus sucht er unter den Studenten zu wirken. Nach meiner Meinung ist auch für unsere Arbeit ein solches Central-Institut unbedingt nötig.

2. Hongo. Meine Hauptarbeit war in dieser Zeit wie früher die Thätigkeit in der Hongo-Gemeinde. Ich kann für die Zeit keine guten Erfolge verzeichnen, und, da dieser Zeitraum gerade in die Ferien fällt, ist nichts Besonderes zu berichten. Am 22. Mai sind die Gemeindemitglieder nach dem Gottesdienst bei mir zu einer freien Versammlung zusammengekommen, auch die von Shitaya und Yotsuya haben daran teilgenommen. Wegen der Reparatur der Kirche haben wir an den vier Sonntagen nach dem 21. August in der Theologischen Schule abends Andacht gehalten.

Den religiösen Unterricht gab ich wöchentlich einmal 2 Mädchen und ebenso in der Armenschule. Meine Mitarbeiter waren die Bibelfrau und das Gemeindeglied Tsuruda. Wir hielten wie früher alle 14 Tage Sonnabends im Hause eines Mitgliedes Andacht. Wir setzen diese Versammlungen fort, trotzdem nicht viele kommen, da sie eine gute erbauliche Wirkung üben. Vom Oktober ab haben wir wieder unsere Vorträge am Sonntagabend aufgenommen. Unsere Missionare halten mit mir abwechselnd Vortrag, den ich gewöhnlich dolmetsche. Auch die Dienstagsvorträge von Dr. Christlieb dolmetsche ich. Sie werden stenographisch nachgeschrieben und in Shinri veröffentlicht.

Die durchschnittliche Zahl der Besucher des Gottesdienstes beträgt 15—20.

Der Abendvortrag des Pf. Schiller am 2. Oktober war von etwa 65, der meinige von 21 Hörern besucht.

3. Shinri. Von Shinri wurde im Mai die 100. Nummer herausgegeben. Wir veranstalteten bei dieser Gelegenheit eine kleine Feier und luden die Freunde zu Vorträgen ein, die Docent Takagi, Dr. Christlieb und ich hielten. Die 100. Nummer wurde in der „Japan Mail“ ziemlich ausführlich angezeigt, worin manches nicht richtig wiedergegeben worden war. Neulich wurde Shinri in einer japanischen Wochenschrift besprochen“.

Aus China.

Aus dem Berichte unseres Missionars Pfarrers Paul Kranz für das 3. Quartal 1898.

„Der Aufenthalt in Kuling liegt nun schon wieder lange hinter mir. Das wichtigste Ereignis daselbst war die „Convention for the deepening of the spiritual life“. Es nahmen hervorragende Personen wie Hudson Taylor, Dr. Griffith John und andere thätigen Anteil. Die erste Woche schloß mit einer erhebenden gemeinsamen Abendmahlsfeier, bei der ich als „deacon“ mit drei anderen Herren die Elemente herumreichte. Die Feier fand nach presbyterianischer Sitte statt, so nämlich, daß die Kommunikanten sitzen bleiben und die Elemente herumgereicht werden. Die von mir angeregte Einheitserklärung fand großen Anklang und wird, von ca. 120 Personen gezeichnet, in Amerika, England und Skandinavien weit verbreitet werden. Ich habe die Zeit in Kuling viel zu stillem Bibelstudium benutzt. Mehrmals waren wir durch Krankheit heimgesucht, besonders unser Gretchen war gefährlich an Dysenterie krank.

Am 26. September kam ich wegen des angekündigten Landverkaufs hierher nach Tsintau. Die Verhältnisse sind hier noch immer sehr unentwickelt; die Wohnungsnot ist groß; die bisherigen Wohnungen in den chinesischen Häusern sind sehr ungesund; fast alle Europäer hatten im Sommer (Juli und August ist Regenzeit) und viele haben noch an einer ruhrartigen Sommerkrankheit zu leiden; mehrere Soldaten sind daran gestorben. Am 3. Oktober begann der Verkauf von Land (Auktion an bestimmten Terminen). Ich habe in der geplanten Chinesenstadt 2 Parzellen (Block III, 1 und 2) für die Mission gekauft; das Grundstück ist gut gelegen; es muß binnen 3 Jahren (bis 1. Sept. 1901) bebaut werden; nebenan von uns hat Herr Missionar Kunze für die Berliner Mission und Rev. Bergen für die Americ. Presbyt. Mission gekauft. Die Katholiken haben

sehr viel Land gekauft. Die Regierung hat die zukünftige Stadt zweckmäßig eingeteilt, d. h. bestimmt, wo Chinesen und wo Europäer wohnen sollen, wo Hotels und Geschäfte, wo Warenlager, wo Fabriken und wo Privatwohnungen angelegt werden sollen. Im letzten Teil habe ich für mich selbst privatim 2 Parzellen in guter Lage (X., 1 und 2) für zusammen 1930 Doll erstanden. Leider ist es der Regierung noch nicht gelungen, eine genügende Anzahl von Chinesen heranzuziehen; es herrscht noch nicht genügende Konkurrenz unter den Chinesen, deshalb sind die Löhne entsetzlich hoch. Die sehr mangelhafte Dampferverbindung mit Shanghai ist auch daran schuld. Das Baumaterial ist vorläufig sehr teuer und die hier gebrannten Ziegel minderwertig. Ein Hausbau kostet hier dreimal, wenn nicht viermal so viel als am Yangtzekiang (Nanking, Kiukiang u. s. w.). Ich werde deshalb mit dem Bau meines Privathauses noch etwas warten. Merkwürdig ist, daß kein Engländer sich bei dem Landkauf beteiligt hat und viele deutsche Firmen in Shanghai sich ferngehalten haben. Ohne Eisenbahn ist die kommerzielle Zukunft Tsintaus aussichtslos.

Mit Sehnsucht und Spannung sehen wir dem Resultat der weiteren Sammlungen in ganz Deutschland und der Schweiz entgegen; namentlich erwarten wir von den größeren Städten wie Berlin, Hamburg, Breslau, Frankfurt a. M. u. a. reiche Gaben. Wir Missionare setzen unser und unserer Liebsten Leben und Gesundheit im gefährlichen Klima Chinas auf's Spiel, wir verzichten auf die teure Heimat, alle geistigen Genüsse, die sie bietet, auf den Umgang mit Verwandten und Freunden und verzehren uns hier in Sorgen und Arbeiten; will denn die Missionsgemeinde der Heimat mit ihren Beiträgen so geizen, daß 30 000 Mitglieder nicht einmal extra jeder im Durchschnitt 3 Mark aufbringen können?"

Von unserer Kiautschou-Mission.

Bei den öffentlichen Landverkäufen (vergl. S. 49 u. 61) hat unser Missionsverein in der künftigen Chinesenstadt, die nach dem Bebauungsplane nordwestlich von Tsintau angelegt werden soll, ein Grundstück erworben und als seinen Besitz ins Grundbuch von Kiautschou eintragen lassen. Auf diesem Grundstück soll später eine chinesische Tagesschule, ein Wohnhaus für chinesische Lehrer, ein kleiner Buchladen mit Lesezimmer und ein chinesisches Sprechzimmer eingerichtet werden. Für den eigentlichen Missionsbetrieb ist uns und der Missionsgesellschaft Berlin I gemeinsam ein Grundstück auf dem Gebiet der Europäer-Stadt Tsintau von der Reichsregierung zum Selbstkostenpreise überwiesen worden. Auf diesem Grundstücke soll zunächst, um dem dringendsten Bedürfnis zu genügen, da unsere Missionare in den feuchten chinesischen Lehmhütten Leben und Gesundheit aufs Spiel setzen, ein Wohnhaus für die Missionare D. Faber und Pf. Wilhelm (vergl. S. 64) erbaut werden. Missionar Pf. Kranz wird sich später in der Nähe auf eigenem Grundstück ein besonderes Wohnhaus errichten.

Aus dem Centralvorstande.

Ihre Königl. Hoheit Frau Erbgroßherzogin-Witwe Pauline von Sachsen-Weimar, Herzogin zu Sachsen,

hat unter huldvoller Zustimmung unseres Protektors Seiner Königl. Hoheit des Großherzogs Carl Alexander von Sachsen auf unsere Bitte den Ehrenvorsitz über unsere sämtlichen schon gegründeten und sich noch bildenden Frauenvereine übernommen. Am 18. Dezember v. J. antwortete Se. Königl. Hoheit der Großherzog Carl Alexander auf unsere Eingabe:

„Dem Centralvorstande des Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsvereins spreche Ich aus Anlaß der an Mich gerichteten Bitte betreffend den

Ehrenvorsitz der sämtlichen Frauenvereine zunächst Meine Freude über die wachsende Beteiligung der Frau an der Missionsarbeit aus, von der Überzeugung durchdrungen, daß Gott beim Bau Seines Reiches auf Erden die Arbeit der Frau besonders gesegnet hat und auch in Zukunft segnen wird.

Wie Ich bei der Übernahme des Protektorates über den Verein der Stimme Gottes gefolgt bin, so kann Ich in dem Wunsche, es möchte die Arbeit der Frauen für die Ausbreitung des Evangeliums unter der Leitung Ihrer Königlichen Hoheit der Frau Erbgroßherzogin, Meiner geliebten Schwiegertochter, geschehen, nur ein neues Zeugnis der göttlichen Gnade sehen, die sich in Meinem Hause Werkzeuge zur Ausrichtung Seines Willen ausersehen hat, und in diesem Sinne will Ich die Übertragung des Ehrenvorsitzes der sämtlichen Frauenvereine auf Ihre Königliche Hoheit die Frau Erbgroßherzogin gerne gestatten und in deren Mithilfe am gemeinsamen heiligen Werke die gottgewollte Ergänzung der Arbeiten sehen, welche die Pflichten Meines das Ganze umfassenden Protektorates Mir auferlegen.

Dem Allmächtigen aber, der das Werk der Frauen Meines Hauses so oft sichtbar gesegnet hat, bitte Ich, daß Er mit Seines Geistes Kraft fördere und schütze, was zur Verherrlichung Seines Namen begonnen werden soll."

Das Antwortschreiben Ihrer Königl. Hoheit der Frau Erbgroßherzogin-Witwe Pauline auf unsere Bitte lautet:

„Dem Centralvorstande des Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsvereins danke Ich zunächst aufrichtig für die Mir unterm 6. d. Mts. aus Anlaß des Hinscheidens Meiner teuren Mutter, der Prinzessin Auguste von Sachsen-Weimar, ausgesprochene warme Teilnahme.

Von Seiner Königlichen Hoheit dem Großherzoge, Meinem vielgeliebten Schwiegervater, ist Mir bereits Ihre Bitte, den Ehrenvorsitz Ihrer sämtlichen Frauenvereine übernehmen zu wollen, mitgeteilt worden, und Ich erkläre Mich hiermit auf Wunsch Seiner Königlichen Hoheit zur Übernahme des Mir angetragenen Ehrenvorsitzes bereit, hoffend und wünschend, dadurch das Werk unterstützen und fördern zu können.

Weimar, den 16. Januar 1899.

Ihre wohlgeneigte

Pauline,
Erbgroßherzogin-Witwe von Sachsen-Weimar,
Herzogin zu Sachsen."

Wir sind überzeugt, daß alle unsere Mitglieder und Freunde über diesen erneuten Beweis wärmster Teilnahme des Sachsen-Weimarischen Fürstenhauses an unserem Werke mit uns die aufrichtigste Freude empfinden und dem tiefsten Danke von ganzem Herzen zustimmen, den wir unserem hohem Protektor und seiner erlauchten Frau Schwiegertochter dafür aussprechen. Möchten alle unsere Frauen-Vereine, die in der letzten Zeit sich so erfreulich entwickelt haben, unter der Leitung und dem Schutze ihrer fürstlichen Ehrenvorsitzenden in ihren besonderen Bestrebungen eine tiefe und nachhaltige Förderung erfahren.

Pastor Lic. Dr. Meincke

in Hamburg ist vom Hamburger Hauptverein auf Grund des § 12 der Statuten in den Centralvorstand deputiert worden. Unsere Mitglieder und Freunde in Hamburg, dessen evangelische Bevölkerung unserem neuen Missionsunternehmen in Kiautschou viel Verständnis und Teilnahme entgegenbringt, haben im verflossenen Jahre einen Beitrag von ca. 8000 Mk. an unsere Centralkasse abgeliefert. Wir heißen Pastor Lic. Dr. Meincke als einen längst bewährten, treuen Mitarbeiter in unserem Centralvorstande herzlich willkommen.

Missionar Pfarrer Richard Wilhelm.

Am 9. Januar ist vom Geschäftsausschuß in unserem Auftrage der Stadtvikar Richard Wilhelm aus Backnang in Württemberg zum Missionar und Pfarrer für Kiautschou gewählt worden. Richard Wilhelm, geboren den 10. Mai 1873 als Sohn des Königl. Hofglasmalers Gotthilf Wilhelm in Stuttgart, besuchte das Eberhard-Ludwigs-Gymnasium in seiner Vaterstadt und trat Michaelis 1891 als Studirender der Theologie und Philosophie in das theologische Seminar der Universität Tübingen ein. Im August 1895 legte er die theologische Staatsprüfung ab und wurde hierauf vom Prälaten Burk in der Stiftskirche zu Stuttgart für das evangelische Pfarramt ordiniert. Seit Ende Dezember 1895 hat er Vikariate in Wimsheim, Bergenried, Dorf Boll und Backnang verwaltet. Unlängst hat er sich mit Fräulein Salome Blumhardt, Tochter des Pfarrers Christof Blumhardt, in Bad Boll verlobt, die ihm später als Lebensgefährtin und Gehilfin in seiner Arbeit auf das Missionsfeld nachfolgen wird. Mutter und Schwester, — der Vater starb frühzeitig, — werden unseren neuen Missionar auf seiner Reise in die ferne Heidenwelt mit ihren Segenswünschen geleiten. Auf den 4. April d. J. ist seine Abreise von Genua mit dem Dampfer des Norddeutschen Lloyds „Preußen" festgesetzt, so daß er, will es Gott, Mitte Mai in seine Arbeit eintreten wird, die vorläufig in der Übernahme der Seelsorge für die evangelische Besatzung, die das Reichsmarine-Amt unseren Missionaren übertragen hat, und in der Pastorierung der sich bildenden evangelischen Civilgemeinde in Tsintau neben der eigentlichen Missionsarbeit bestehen wird.

Mit der Aussendung Pfarrer Richard Wilhelms werden wir unseren ersten Sendboten abordnen, der seine Thätigkeit ausschließlich dem neuen deutschen Schutzgebiete widmen wird. Wir sind uns der hohen Bedeutung dieser Thatsache wohl bewußt und bitten Gott um seinen reichsten Segen für diese Erweiterung unseres Werkes.

Unsere Sammlung für Kiautschou

hat bis jetzt ca. 17 000 Mark ergeben, darunter ist manche hoch erfreuliche Gabe warmer Liebe zu dem Werke der Mission, das uns verordnet ist, — namentlich freuen wir uns über die Beiträge, die unsere Mitarbeiter Pf. Lic. Hackmann und Pf. Kranz unter den Deutschen in Shanghai in der Höhe von 210 Dollars gesammelt haben. Es fehlt uns aber noch immer an größeren Gaben, die als einmalige Spenden die ersten großen Ausgaben für Bauten decken und uns das neue Missionswerk in Kiautschou durchführen helfen. Die von unserem Centralbureau (Berlin C., Friedrichsgracht 53) ausgegebenen Verpflichtungsscheine über 500 Mk., 200 Mk., 100 Mk., 50 Mk. (vergl. Z. M. R. 1898, S. 253 u. f.) sollten noch in weit größerem Umfange, als es bisher geschehen ist, ausgefüllt und uns zurückgegeben werden. Bis jetzt sind mehrere Scheine über 50 Mk. und wenige über 100 Mk. eingegangen. Wir werden fortgesetzt die Zahl der eingesandten Verpflichtungsscheine an dieser Stelle veröffentlichen.

Flugblätter für Konfirmanden und Werbebriefe

in neuer Fassung können von unserem Centralbureau bezogen werden.

Unser 15. Centraljahresfest

wird Ende September oder Anfang Oktober — der Termin wird noch genauer festgesetzt — in Meiningen abgehalten werden.

Ethisches Leben und ethische Anschauungen der Japaner.

Von Professor Dr. Gerland in Straßburg i. E.

Diesen Titel trägt eine Abhandlung des Japaners Tokiwo Yokoi, welche im International Journal of Ethics, Band VI, Philadelphia 1896, S. 182—204 erschienen ist. Will man ein Volk kennen lernen — es ist ein merkwürdiges Ding, ein Volk! Aus lauter Einzelwesen, die oft sehr verschieden in Charakter, Interessen, Wesen und Können sind, kommt dennoch durch die Summation aller dieser Verschiedenheiten ein einheitliches Ganze heraus, welches nach gleichen Impulsen will, handelt, fühlt und denkt. Es muß also in allen noch so eigenartigen Einzelwesen etwas Gemeinschaftliches vorhanden sein, welches in jedem, wenn auch unbewußt, lebt und welches eben bei der Summation von Individuen, die wir Volk nennen, sich zusammenfindet zu jenem gleichen Empfinden und Wollen. Dies Gemeinschaftliche bildet erst die Einheit eines Volkes. Ein Volk reicht so weit, als diese Einheit reicht, und so läßt sich von hier aus der äußerst schwierige Begriff eines Volkes definieren: Ein Volk ist der Inbegriff aller Individuen, aus deren Summation sich eine bestimmte Einheit des Denkens, Wollens und Handelns und daher auch die Stellung in der Geschichte der Menschheit ergiebt. Also, will man ein Volk kennen lernen, so kommt es darauf an, dies Gleichartige zeitlich, also historisch, und räumlich, also geographisch, aufzufinden und abzugrenzen; vor allen Dingen aber, zu sehen, was denn jenes Gleichartige ist, welches alle Geschicke eines Volkes bedingt. Kennen lernen, möglichst genau kennen lernen in seiner geistigen Art und seinen geistigen Bedürfnissen, muß aber jeder ein Volk, der auf dasselbe wirken will. Und so in erster Linie der Missionar. Die Aufgabe ist nicht leicht. Sie wird um so schwieriger, je bewegter die Geschichte eines Volkes, je zahlreicher die verschiedenen Einflüsse auf ein Volk waren und sind. Je einfacher aber das Milieu ist, in welchem ein Volk sich befindet, je länger die Zeit, in welchem es im gleichen Milieu lebt, um so leichter ist es, das Wesen des Volkes zu verstehen; und so sind es namentlich die Naturvölker und die ihnen verhältnismäßig noch nahestehenden Völker einer eben sich entwickelnden, einer jungen, einer Halb-Kultur, die in ihrem Wesen noch durchsichtiger und leichter begreiflich sind. Etwas Unaussprechliches und Unbegreifliches bleibt zwar in jedem Individuum und in jedem Volk.

Keins der Völker, welche trotz ihres Alters stets in sehr gleichmäßigem Milieu gelebt haben, keins der Völker einer jungen, noch unfertigen Kultur (unfertig im Verhältnis zu anderen gleichzeitigen Kulturstufen; keine Kultur auf Erden kann je zum letzten höchsten Ende kommen), keins dieser Völker ist uns merkwürdiger, als die Japaner. Diese kleinen, wunderlich aussehenden Menschen, noch vor kurzem allem Fremden so feindselig, streben plötzlich darnach, allseitig und mit einem Schlag die gesamte Kultur des Westens aufzunehmen, selbständig weiter zu führen; diese so überaus höflichen, fast schwächlichen Menschen treten im thätigen Leben, im Kriege so schneidig auf,

daß ihnen Sieg auf Sieg gelingt. Bleibt uns da nicht vieles erstaunlich, ja unverständlich?

Aber das Unverständliche im Individuum wie im Volk läßt sich bis zu einem gewissen Grad aufklären durch das Wort, durch die Rede. Hören wir nur auf die Stimmen der Männer eines Volkes, die, im Bedürfnis sich über sich selbst klar zu werden, ihr und ihrer Umgebung innerstes Empfinden aussprechen. Sie mögen nicht in allem Recht haben: Aber lehrreich, in hohem Maße lehrreich für uns wird es sein, diesen Stimmen nachzugehen. Sie weisen uns den Weg des Verständnisses, der immer mehr zu jener für jedes Wirken so unentbehrlichen Klarheit führt über die Natur und die Bedürfnisse des Volkes. Als eine solche Stimme erscheint mir jene in der Überschrift genannte Abhandlung eines hervorragenden Japaners, der schon durch seine äußere Stellung berufen ist, das geistige Leben seines Volkes zu kennen und kennen zu lehren. Ich glaube, seine Worte sind für uns alle, Missionare und Missionsfreunde, ja für alle unsere Gebildeten, deren Augen ja jetzt so vorzugsweise nach Ostasien gerichtet sind, lehrreich und interessant genug, um sie hier in nur wenig verkürzter Übersetzung wiederzugeben. Und so lasse ich jetzt den japanischen Gelehrten Tokiwo Yokoi reden:

„In der geistigen Thätigkeit der Japaner spielen Ehrgeiz, Empfindung, Vernunft und Kunstsinn eine große Rolle. Der Stamm von Eroberern, der vom Festlande Asiens kam und vom ersten Kaiser Jimmu-Tenno angeführt wurde, unterwarf die wilden Eingeborenen, ergriff Besitz von den Inseln im Namen des Himmels und vererbte seinen herrschsüchtigen Charakter auf seine Nachkommen. Japan muß um einen ersten Platz unter den Nationen der Erde kämpfen. Hervorragende Stellung und Ehre sind dem Volk teurer als das Leben selbst, und wie viel mehr als Reichtum oder Luxus. Eine utilitaristische Moral wird niemals weite Verbreitung in diesem Volke finden. Empfindung wird immer die Haupttriebfeder seines Handelns sein. „Tausend Hügel und zehntausend Berggipfel", singt ein Dichter, „sind alle mit Gras und Gesträuch bedeckt. Wo, auf welchem besonders erhabenen Gipfel soll ich meinen Stab niederlegen? Dieses langgehegte Ideal der Männlichkeit, wo werde ich sein treffendes Abbild finden? Wo anders als auf der höchsten Höhe des Berges Fuji?" Ein Prinz des mächtigen Hauses Tokugawa, Herr weiter Ländereien, lud einst eine berühmte Schauspielerin ein, vor seinen Gästen eine Reihe Tänze vorzuführen. Als sie tanzte, war die ganze Gesellschaft entzückt von ihrer Geschicklichkeit und Schönheit, und die größte Fröhlichkeit herrschte. Doch beim Ende des Tanzes saß der Prinz in sich versunken, nachdenklich und trübe da, und man bemerkte, daß er sogar Thränen vergoß. Ein treuer Diener fragte ihn nach dem Grund dieses seltsamen Benehmens, und er antwortete: „Dies ist nur eine Frau und eine Schauspielerin, und doch hat sie nationale Berühmtheit erlangt, während ich, ein Prinz und Sohn des Iyeyasu, noch keinen ersten Platz im Volke einnehme". Diesem Ehrgeiz ist es zuzuschreiben, daß heutzutage so viel ernstes Streben, steter Fleiß, gut erwogenes Urteil den soliden Untergrund bilden gewisser Neigungen zu thörichter Nachahmung und gelegentlicher Ausbrüche kleinlicher Erregungen. Diesem Ehrgeiz liegt nichts an augenblicklichen weltlichen Erfolgen. Er sucht den Seelenadel und die Größe um ihrer selbst willen. Er würde sich schämen, die Verfolgung dieser Ziele aufzugeben, weil ihm Schwierigkeiten in den

Weg treten. Er ist empfindlich in der höchsten und besten Bedeutung des Wortes.

Zur Milderung dieses Ehrgeizes brachte der Buddhismus ein Element des Pessimismus und lehrte das Volk die Weisheit der Zufriedenheit und der Resignation. Er erinnerte sie unaufhörlich daran, daß dieses Leben mit all seinen Interessen und Bestrebungen unbeständig und eitel ist, und daß nur in Buddha, dem Gesetz und der „Ordnung" das Nirvana gefunden werden kann, d. h. das wahre Leben, das Leben der Beständigkeit und der Ruhe. Das langgezogene, melancholische Geläut der Abendglocken, das von den fernen Anhöhen und Hügeln durch die ganze Stadt klingt, die großen, reinlichen Tempelhallen leer von allen Geräten, die reinlich gekleideten und kahl geschorenen Mönche, die still ihren täglichen Gottesdienst ausüben, die zahlreichen Namen und Geschichten von Männern und Frauen, von denen einige den höchsten Ständen angehörten, welche die Welt verließen und Ruhe fanden für ihre müden Seelen, — alles dies erinnerte das Volk an ein Leben, eine Schönheit, einen Frieden, die nicht von dieser Welt sind. Der Gedanke gewann nach und nach die Überhand, daß in der Jugend und im Mannesalter ein edler Ehrgeiz herrschen sollte, im Alter aber der Geist der Resignation und der Zufriedenheit. Diese Idee der Resignation unter das Geschick und der Zufriedenheit mit seinem Loos wurde zweifellos manchmal zu bereitwillig angewandt. Männer und Frauen wurden zu leicht entmutigt und zu früh ermüdet vom Leben. Das Leben der Zurückgezogenheit wurde bisweilen Modesache, so daß die Leute sich frühzeitig alt fühlten oder das Gefühl wenigstens vorgaben, und junge Leute bekamen daher zu oft Pflichten des Lebens auferlegt, für die sie wenig vorbereitet[1]) waren. Im ganzen jedoch wirkte der Buddhismus segensreich, indem er die wilde Streitsucht und den weltlichen Ehrgeiz dämpfte und veredelte. Er trug dazu bei, in den Seelen der Männer und Weiber ein Verlangen nach geistigem Leben zu erwecken, wie unzulänglich auch seine Philosophie der Erlösung gewesen sein mag. Ich sagte schon, daß der Buddhismus unsere Lebensphilosophie gemildert hat, aber er hat sie nicht unterdrückt, sonst wären wir wohl jetzt wie „Sodom und Gomorrah". Der Buddhismus, welcher nach H. Dharmapala „Asien besänftigt" hat, war für uns ein Segen, weil es ihm nicht gelang, uns allzu sanft zu machen. Es ist in hohem Maße anerkennenswert für den mannhaften Geist des Volkes, daß es endgültig kräftig genug war, sich schließlich von der buddhistischen Herrschaft zu befreien und seine geistige Unabhängigkeit zu behaupten. Es beweist seinen gesunden Sinn, daß es wußte, wann und wie weit es den Lehren des indischen Weisen folgen durfte. So entstand eine glückliche Verschmelzung von Thätigkeit und Ruhe, von Ehrgeiz und Resignation, von Wunsch und Zufriedenheit, welche ihr schönes Sinnbild fand in unserer Nationalblume — der Kirschblüte. Wenn ihre Jahreszeit kommt, siehe! alle Hügel und Thäler, alle Gärten in den Städten sind auf einen Schlag mit ihren Blüten bedeckt. Doch in wenig Tagen beginnen

[1]) Es war vor einem Menschenalter in Japan nicht ungewöhnlich, Leute zu finden, die sich im 45. oder 50. Lebensjahr für alt hielten. Sie zogen sich vom aktiven Leben zurück und übergaben die Sorge für den Haushalt ihren Söhnen, während sie ihre Zeit der Dichtkunst widmeten, der Gärtnerei, dem Theetrinken und dem Schach und Gospiel.

die weißen Blütenblätter zu fallen und werden vom Windhauch fortgetragen, so daß es aussieht, als ob es schneite. So gehen sie dahin in erhabenem Unbewußtsein und zeigen keine Spur eines gierigen Festhaltens am Leben. Die Blume ist ebenso beliebt für das, was sie versinnbildlicht, als für ihre eigene Schönheit.

Dies Lebensideal wurde jedoch bedeutend inhaltsreicher, als man das ethische System des Konfuzius aufnahm. Die heiligen Bücher des Konfuzianismus, welche der Natur ihrer Lehren nach fast ausschließlich ethisch, sozial oder politisch und vor allem praktisch sind, erwiesen sich als sehr nützlich in manchen Punkten, wo der Buddhismus wie der Shintoismus traurige Mängel zeigten. Dem Konfuzianismus verdankt Japan diesen Reichtum ethischer Zufriedenheit im Leben und Denken, wofür es immer dankbar bleiben wird. Es ist wahr, daß der Einfluß des Konfuzianismus, der mit glänzendem Erfolg während dem 7. und 8. Jahrhundert christlicher Zeitrechnung am Hof und in den einzelnen Teilen des Staates aufgetreten war, plötzlich abnahm und dem Buddhismus Platz machte; jedoch beim Beginn der letzten Friedensära unter dem Shogunate der Familie Tokugawa gewann er nicht nur seinen Einfluß zurück, sondern wurde überwiegend. Wenn in den vorhergehenden sieben Jahrhunderten der Konfuzianismus als Parasit des Buddhismus geduldet war und sein Fortbestehen von der Gefälligkeit der Priester abhing, so dauerte es nicht lange, daß in der neuen Ära bedeutende Geister auftraten, die ihn emporbrachten und seine Unabhängigkeit gegenüber der alleinigen Herrschaft indischer Spekulation behaupteten. Am Schluß dieser Epoche gab es auch in den kleinsten Dörfern Leute, welche die „Vier Bücher und die Fünf Klassiker" lasen und welche, wie ehemals die Rabbiner im jüdischen Volk, Schüler um sich versammelten, denen sie die Morallehren des großen Weisen auslegten. Diese Lehren, welche formuliert waren als die Lehre der fünf Verwandtschaften, konnten leicht vom Volk aufgefaßt werden. Sie lauteten: 1. Zwischen Vater und Sohn soll Liebe sein. 2. Zwischen König und Unterthan soll die Pflicht sein. 3. Zwischen Gatten und Gattin sollen genaue Unterschiede (in den Thätigkeiten) sein. 4. Zwischen Alter und Jugend soll Ordnung sein. 5. Zwischen Freunden soll Treue sein.

Die großen Verdienste des Konfuzianismus lagen in der positiven und ethischen Natur seiner Lehren. Der tägliche Gang des Lebens wurde als wichtig hingestellt und den geringfügigen täglichen Ereignissen der Existenz beinahe religiöse Bedeutung beigelegt. Als ein Gegengewicht gegen den Pessimismus und die spekulativen Grillen des Buddhismus und den unmoralischen oder zu oft immoralischen Aberglauben in der volkstümlichen Auffassung kann der Einfluß dieses praktischen Systems positiver Moral kaum jemals überschätzt werden. Wenn wir den Einfluß des Buddhismus als negativ bezeichnen müssen, wie wir ihn wirken sahen, so ist der des Konfuzianismus entschieden positiv und lebenerweckend.

Es war noch ein anderer Gesichtspunkt in den Lehren des Konfuzius, der einen hochbedeutenden und weitreichenden Einfluß in Japan gewann; es ist dies die Lehre von keun-tszi, dem Manne von vollkommener Bildung. Dies war das Ideal des Weisen selbst und aller seiner Schüler. Es bedeutet einen Mann, der durch Gelehrsamkeit, Bildung und Selbstbeherrschung harmonische und vollendete Entwicklung aller seiner Fähigkeiten

erlangt hat, der deshalb würdig ist, mit den Angelegenheiten des Staates betraut zu werden oder ein Lehrer und Führer des Volkes zu sein. Die konfuzianische Idee einer sozialen und politischen Reform bestand darin, eine Klasse gebildeter Menschen zu schaffen, — Menschen „der Sanftmut und des Lichtes“ würde Matthew Arnold sagen, — deren Mission es wäre, vor Königen und Fürsten das Ideal eines gerechten Staates aufrecht zu halten, die Pflichten der Regierung zu übernehmen, so bald man sie dazu berufe, und das Volk zu unterweisen und zu führen, daß es in der Lehre der fünf Verwandtschaften wandle. Dies war in der That ein hohes und anregendes Ideal, und es trug viel dazu bei, Japan aufgeklärte Fürsten und gelehrte Staatsmänner zu geben, denen das Land zu wiederholten Malen die Errettung in schweren Krisen verdankt, deren Beispiel wir das Ideal eines aufgeklärten und gerechten Staatsdienstes verdanken, welches sich auch heute noch so einflußreich erweist. So wurde unserer Lebensphilosophie ein neues Element eingefügt, welches ihre Schönheit noch erhöhte und sie streng sittlich machte.

In der praktischen Anwendung der konfuzianischen Ethik unterscheiden sich die Japaner sehr bezeichnend von den Chinesen. Bei den letzteren war es mehr das Prinzip der Kindesliebe als dasjenige der Unterthanentreue, welches die Basis aller ihrer Moral bildete. In den Analekten des Konfuzius heißt es: Ein Mann von wahrer Bildung (keun-tszi) strebt darnach, den Grund zu legen. Ist der Grund gelegt, so ist der Weg der Wahrheit sicher. Kindliche Pietät und brüderliche Liebe — sind sie nicht in Wahrheit das Grundgesetz der Gerechtigkeit? Konfuzius behandelte gründlicher und eingehender das Thema der Kindesliebe als das der Unterthanentreue. Der Grund dafür ist nicht schwer zu finden. Konfuzius und seine Schüler lebten in einer Zeit beinahe gänzlicher Anarchie, sie gingen von einem Fürsten zum andern und boten ihre Dienste an; doch fanden sie nur wenig freundliches Entgegenkommen, so daß niemals zwischen ihnen und einem der Fürsten ein tieferes Gefühl von Zuneigung entstand. Konfuzius vergleicht sich einmal im Scherz mit einem Juwelier, der einen kostbaren Stein zum Verkauf hat, und sagt: „Ich möchte ihn verkaufen, ich möchte ihn verkaufen, ich warte nur auf ein richtiges Angebot.“ Andererseits haben die Chinesen von den frühesten Zeiten beständige Wechsel der Dynastien und Regierungen erlebt und waren daher trotz ihrem auffälligen Konservativismus gezwungen, eine gesellschaftliche Theorie anzunehmen, welche die Rebellion rechtfertigt. Gleichwie das moderne soziale System Chinas trotz seines starren Absolutismus in der Centralregierung sich selbst widerspricht, indem es in seinen lokalen Verwaltungen viele Elemente demokratischer Selbstregierung enthält, so haben auch seit undenklichen Zeiten die Chinesen die Lehre vom göttlichen Recht der Könige aufrecht erhalten und daneben die Rebellion als gerechtfertigt erklärt, sobald die regierende Dynastie die Gunst des Himmels verloren habe. Die Geschichte des heiligen Königs Woo, der, obgleich er ein Unterthan des regierenden kaiserlichen Hauses war, sich gegen dasselbe erhob und es im Namen des Himmels zerstörte, zwang die Gelehrten späterer Zeiten, die extreme Theorie der Legitimität für immer aufzugeben. Es ist daher klar, daß in einer Gesellschaft wie der chinesischen das einzige Band der Einheit und des Zusammenhanges — ein religiöses, wie bei den Juden, fehlte — in der Familie

bestand; und wir finden, daß der Konfuzianismus als nationales ethisches System den größten Wert auf die Kindesliebe legt. So brachten die Lehren des Konfuzius und die sozialen Bedingungen Chinas das Volk dahin, das Prinzip der Kindesliebe als das erste und das letzte anzusehn. Wir können in der That die außerordentliche Langlebigkeit eines Staates von 300 Millionen Menschen nur bewundern, der seine Überlieferungen und Gebräuche sowie sein ungeheueres Gebiet intakt bewahrte durch 3000 Jahre und 24 Dynastienwechsel. Es scheint, daß wir hier die Wahrheit des vierten Gebotes des Dekalogs bestätigt finden, welches als Belohnung der Kindesliebe hohes Alter verspricht.

Bei den Japanern lag die Sache anders. In der Theorie nahmen sie allerdings an, daß Kindesliebe die Grundlage einer jeden Tugend sei. Doch in der Praxis legten sie den größten Nachdruck auf das Prinzip der Unterthanentreue. Die Ansprüche des Königs oder des Staates gingen allen andern Forderungen vor, und die beinahe religiöse Hingabe an die Sache des Mikado oder des Staates war der Hauptquell aller Tugenden. Wohl eine der größten Merkwürdigkeiten in der Weltgeschichte ist die Stellung, welche das kaiserliche Haus von Japan in der Achtung des Volkes einnimmt. Man denke sich eine Königsfamilie, die über ein energisches und fortschreitendes Volk vom ersten Beginn seiner Geschichte an regiert, also mehr als zwei Jahrtausende hindurch! Es ist allerdings richtig, daß während der größten Zeit dieser langen Periode die hauptsächliche ausübende Gewalt in den Händen verschiedener mächtiger Stämme ruhte, und daß in einigen Fällen die Kaiser zur Abdankung gezwungen oder in die Verbannung geschickt wurden. Doch saß nie ein anderer auf dem Thron als ein Glied der kaiserlichen Familie. Dem Mikado kam immer das Recht zu, den Rang zu verleihen und Anordnungen zu treffen, und wenn er auch in der Praxis nicht immer handeln konnte, wie er wollte, so wurde in der Theorie wenigstens seine Autorität niemals bestritten. Indessen fand das Prinzip der Unterthanentreue als fast die alleinige Grundlage aller Tugenden seine ausgedehnte Anwendung nach der Gründung des Feudalsystems vom 13. Jahrhundert an; denn der Feudalismus schuf so viele Grade von Herren als leichter greifbare Objekte der Loyalität, daß dieses Prinzip bald das alldurchdringende Band des sozialen Lebens wurde. Der Mikado hatte seine unmittelbaren Hofbeamten und seinen Statthalter, den Shogun; diese hatten ihre eigenen Anhänger, und die letzteren hatten ihrerseits eigene zuverlässige Diener u. s. w. In einer großen Reihe von Fällen war das Band der Ergebenheit zwischen Herrn und Diener die Erbschaft vieler Generationen und hielt fester als Blutsverwandtschaft. „Ein treues Weib sucht nie einen zweiten Gatten, ein treuer Diener dient nie einem zweiten Herrn.“ Der treue Anhänger eines Daimio bot niemals seine Dienste einem andern Lehnsherrn an, auch wenn er ohne Schuld aus seines Herrn Hause verstoßen wurde, oder wenn seines Herrn Haus durch einen Unglücksfall zu Grunde ging und er als heimatloser Wanderer zurückblieb. Doch als das Volk zunahm an Einsicht und Civilisation, und die Idee der Nationalität allmählich in den Köpfen der leitenden Männer auftauchte, wurde der Mikado und seine Sache mehr und mehr das Losungswort für die nationale Einheit; und da der Feudalismus endgültig gestürzt wurde, infolge der Restauration 1868, wurde der Mikado der einzige und alleinige Gegenstand

der allgemeinen Devotion. Er vertritt heute für einen jeden seiner 41 Millionen Unterthanen die Einheit, die Interessen und den Ruhm des Ganzen. Für diese Entwicklung kleinlicher und oft sich widerstreitender Ansprüche der Loyalität zur aufgeklärten und geeinten Loyalität von heute und nicht minder für die tiefeingewurzelte Liebe des Volkes zum kaiserlichen Hause schuldet Japan den größten Dank dem Shintoismus, welcher wohl in seinen frühesten Anfängen entweder Schamanismus oder die einfache Anbetung des Himmels war und welcher schon frühzeitig in Mikadoismus oder Anbetung des Mikado überging. Wir verdanken dies besonders der späteren shintoistischen Wiederbelebung, die sich von der Mittte des 18. bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts erstreckte; ihr Einfluß war fortdauernd und weitreichend und führte schließlich zur Verwirklichung unserer nationalen Einheit unter der wiederhergestellten kaiserlichen Autorität.

So ist der Gegensatz folgender: Die Chinesen legen den Nachdruck auf die Pflichten des kindlichen Gehorsams, die Japaner auf die Unterthanentreue. Die einen finden ihr volkstümliches Tugendideal in den 24 Mustern der Kindesliebe, welche am besten als die Karrikaturen der großen Tugend bezeichnet werden können, die andern in der Geschichte von den 47 Ronins, welche angesichts der größten Schwierigkeiten den Tod ihres Fürsten rächten; um dies thun zu können, mußte jeder von ihnen „Vater, Mutter, Weib und Kinder hassen", und als das Ziel erreicht war, vollzogen sie das harakiri in ruhiger Zufriedenheit. Den Unterschied zwischen diesen beiden Völkern sehen wir noch mehr in folgender Thatsache: Während Patriotismus und amtliche Ehrlichkeit bei den modernen Chinesen ganz besonders stark zu fehlen scheinen, haben sie in überraschendem Gegensatz dazu verschiedene Tugenden eines privaten und persönlichen Charakters. Sparsamkeit, Ausdauer, Redlichkeit im Geschäft scheinen aus ihrer Hingabe an die Interessen des Hauses zu folgen; und die Zuverlässigkeit der chinesischen Kaufleute ist im fernen Osten schon beinahe zum Sprichwort geworden. Die Strafbarkeit des allgemeinen amtlichen Schwindelns verliert wohl etwas von seiner Abscheulichkeit, wenn wir bedenken, daß diesen Schwindlern das Wohl ihrer alten Eltern oder ihrer Weiber und Kinder am Herzen liegt.

Anfänglich mit großem Zweifel und später mit großem Erstaunen bemerkte man den wesentlichen Erfolg der Reformen in Japan. Neu-Japan ist jedoch eine solide Realität und entwickelt sich rasch zu einem bedeutenden Faktor in den Angelegenheiten der Welt. Wem verdanken wir all diesen Erfolg? Verdanken wir ihn irgend einer besonderen natürlichen Begabung unseres Volkes? Dem Klima, der Lage, den Umgebungen des Landes? Ich antworte, daß die Japaner die Vollendung der Neugestaltung ihrer sozialen und politischen Verhältnisse hauptsächlich ihrem eigenartigen ethischen Leben zu danken haben. In erster Linie müssen wir das tiefeingewurzelte Gefühl der Treue für den Mikado, das die Herzen seiner Unterthanen beseelt, in Betracht ziehn. Als die Restauration eintrat, wurde sein Wille das Gesetz des Landes. Er erhielt nicht nur die unumschränkte Gewalt, sondern wurde beinahe als göttliches Wesen verehrt. Die größte Erleuchtung des allgemeinen Denkens der Zeit war für das Volk in der Person des Mikado verkörpert, und jegliche Art konservativer Opposition wurde allmählich durch seine Verordnungen ausgerottet. Zweitens müssen wir die „Autorität der gesunden Vernunft" berücksichtigen, welche die gebildete Klasse, deren Ideal

kenn-tszi war, in allen Angelegenheiten vertrat, die sich auf das Wohl des Landes bezogen. Die Masse des Volkes war allerdings noch Sklaven der Unwissenheit und des Aberglaubens, aber sie besaßen eine gute Eigenschaft, sie wußten, wem sie zu folgen hatten. Sie waren bescheiden, weil sie sich ihrer Unwissenheit bewußt waren, und nahmen gern die besser unterrichteten Männer, die häufig jünger waren wie sie selbst, zu Lehrern und Führern. Steifnackige, verblendete „Philister" hatten keinen Raum im modernen Japan. Wohl kein anderes Volk moderner Zeit zeigte sich als ein so bescheidener Lerner. Doch war ihre Bescheidenheit von gediegenen geistigen Fähigkeiten begleitet; sonst hätten sie wohl demütige Schüler sein können, aber sie wären nicht im stande gewesen, so viel zu erreichen. Drittens müssen wir den starken patriotischen Ehrgeiz ins Auge fassen. Er ist ein charakteristisches Zeichen für alle vom Kaiser an bis herab zum geringsten Unterthanen; die Aufgeklärten und die Unwissenden, die Hohen und die Niederen, alle Klassen des Volkes gleichermaßen unterziehen sich jeder Mühe, geben jedes Vorurteil auf und opfern selbst ihre persönlichen Interessen, um jeder in seiner Art zur Reformation des Landes beizutragen. Warum unterwarf sich der letzte der Shogunen trotz der großen Kriegsmacht hinter ihm so demütig einer Anordnung, in der er zuerst ganz richtig nicht den wahren Willen des Mikado, sondern die Befehle gewisser mächtiger Klane sah? Wie kam es, daß der Bürgerkrieg, der die Restauration begleitete, so bald beendet und die Einigkeit so bald wiederhergestellt war? Wie kam der kaiserliche Hof selbst, der doch in allen Ländern das Bollwerk der Tradition und des Konservativismus ist, dazu, dem Volk den Weg zu weisen durch Einführung moderner Ideen in die Regeln der Etikette, indem der Kaiser selbst sich bereitwillig herabließ, sich seinen Unterthanen und noch dazu in europäischer Tracht zu zeigen als Mensch unter den Menschen? Was war die eine letzte Ursache, die die Einführung der zahllosen radikalen Verbesserungen bestimmte, die so notwendig waren, denen aber die volkstümlichen Vorurteile der Zeit im Wege standen? Dieser letzte Grund lautete: „Es ist nötig". Nötig wozu? Nötig, um das Land civilisiert und stark zu machen. Man bedenke den tiefen Schmerz und die Demütigung dieses stolzen ehrgeizigen Volkes, als es die gänzliche Machtlosigkeit und den sicheren Zusammenfall der asiatischen Nationen sah gegenüber der hohen Civilisation und der Stärke jener „rothaarigen, blauäugigen Barbaren des Westens". Je klarer sie die Sachlage erkannten, je stärker wurde ihr Entschluß, sich aufs Äußerste anzustrengen, um sich aus dieser tiefen Schmach zu erheben. Nichts ist dem unmöglich, der den Willen hat, gleichwie „nichts unmöglich ist dem, der da glaubt". Ist es nun zu verwundern, daß dies Volk in den letzten Tagen des 19. Jahrhunderts die ganze Welt in Erstaunen versetzt hat durch alles, was es schon erreicht hat, und noch mehr durch das, was es möglicherweise noch erreichen wird?

Die Stellung der Frau bildet einen ebenso interessanten wie wichtigen Punkt eng zusammenhängend mit unserer Betrachtung. Nicht selten hört man dies Thema von dem oder jenem Schriftsteller auf eine Weise diskutieren, die gänzlich irreführt. Ich gebe ohne weiteres zu, daß die populären Theorien über die Stellung der Frau, wie sie von unseren Moralisten behandelt wurden, die japanischen Frauen demselben religiösen und sozialen

Despotismus unterworfen zeigt, wie die Frauen Indiens oder Chinas; die indische Theorie vom dreifachen Gehorsam — „jung gehorche deinen Eltern; verheiratet gehorche deinem Mann; verwitwet gehorche deinem Sohn" — und die chinesische Theorie über die sieben Gründe der Ehescheidung wurden in der That öffentlich gelehrt und geglaubt. Doch darf man nicht vergessen, daß auch hier die gesunde Vernunft des Volkes niemals eine strenge Durchführung dieser Sätze zuließ. Die ursprünglichen einheimischen Ideen über die Stellung der Frau waren durchaus gesund. Nirgends existierte die Ansicht von dem Minderwert der Frau gegenüber dem Mann, bis die ausländischen Religionssysteme die Oberhand erhielten. Wir hatten mehrmals Kaiserinnen, die die Regierung führten, unter ihnen Jingu-Kogo, die Korea eroberte, Scharen weiblicher Dichter und Schriftsteller, deren Werke heute zu den Klassikern gerechnet werden, zahllose Mütter und Gattinnen, deren Keuschheit, Klugheit und edler Charakter sie den besten Frauengestalten der Welt zur Seite stellt. Die Wiederverheiratung der Witwen wurde gern gesehen, besonders wenn sie jung waren. Das Weib war dem Manne unterthan, doch zugleich die Herrin des Hauses und die verehrte Mutter der Kinder. Polygamie, obgleich sie mehr oder weniger in den höchsten Klassen vorkam, war nie gebräuchlich bei der Masse des Volkes, einschließlich der meisten Samurai. Die Frauen durften frei auf die Straße gehen, die besseren Klassen stets mit Begleitung, und ihr Leben im Haus war angenehm, befriedigend und glücklich. Junge Mädchen aus dem Stande der Samurai übten sich häufig im Gebrauch der Hellebarde, was sie gesund, stark und mutig machte.

Es ist nicht meine Absicht, die chinesische Theorie über die sieben Gründe der Ehescheidung, noch die indische Lehre vom dreifachen Gehorsam zu verteidigen; doch um ihnen gerecht zu werden, muß ich sagen, daß das ursprüngliche Prinzip, das ihnen zu Grunde lag, meiner Meinung nach nicht in dem geistigen Minderwert der Frauen, (wie die populären und späteren Ansichten es allerdings erscheinen lassen), sondern in den Ansprüchen der Familie oder des Hauses lag, die allen individuellen Rechten vorgingen. Die Familie war unter dem patriarchalischem System eine Einheit, die kein Individuum brechen durfte. Wenn sich nun eine Frau durch Charakter, Handlungen oder physische Beschaffenheit den wahren Interessen des Hauses feindlich bewies, so war es ihre Pflicht, die Familie, da sie aus einer andern in sie hereingekommen war, zu verlassen; in der That konnten weder ihr Gatte noch sonst jemand sie zurückhalten, auch wenn sie dies ihren Vorfahren schuldig zu sein glaubten. Dasselbe gilt von der Pflicht des Gehorsams der Frauen. Die Frau gehorcht dem Gatten, weil er das Haupt des Hauses ist, die Mutter gehorcht dem Sohn, weil er das Haupt des Hauses ist. Der Vater mußte dasselbe thun, so wie er seinen Platz als Haupt des Hauses aufgegeben und sich in den Ruhestand zurückgezogen hatte. Ich bezweifle nicht, daß diese Dinge denen sehr hart erscheinen, die in einem von modernen Ideen beherrschten Staate leben; doch müssen die altjapanischen Ideen von der Stellung der Frau und ihre praktischen Folgen nicht nach dem modernen westlichen Standpunkt, sondern eher nach ihrem eigenen Standpunkt beurteilt werden; denn es macht einen außerordentlichen Unterschied, ob ein Sohn die Stellung seines Vaters übernimmt, weil es sein Recht ist oder als seine Pflicht. In unserem Falle war es seine Pflicht,

ſich um die Intereſſen des Hauſes zu kümmern, damit ſeine Mutter, ſeine Brüder und Schweſtern ebenſo gut verſorgt waren, wie zu Lebzeiten des Vaters. Nicht ſelten mußte ein junger Mann ſich von ſeinem Weibe, welches er wirklich liebte, ſcheiden laſſen, weil der Friede des Hauſes es verlangte. Ich will nicht ein Ideenſyſtem verteidigen, welches Männer und Frauen öfters zu einem ſo unnatürlichen Handeln zwingt. Ich will nur zeigen, daß allen dieſen mißverſtandenen Begriffen das Gefühl der Pflicht, Hingabe und Selbſtaufopferung zu Grunde lag; und ferner, daß die praktiſche Anwendung unſerer Anſichten nicht halb ſo ſchlimm war, als man häufig annahm.

Eine Erörterung japaniſcher Moralität kann nicht vollſtändig ſein ohne die Erwähnung eines ſehr verbreiteten Ausdruckes, der — vereint mit dem Prinzip der Unterthanentreue — das ethiſche Leben des Volkes ſchildert. Ich meine den Ausdruck giri-ninjio oder Pflicht und Menſchlichkeit. Er bezeichnet den Gegenſatz, der ſo oft im Leben zwiſchen den natürlichen Gefühlen der Liebe und dem Ruf der Pflicht beſteht, das Gebot der Ethik, der Pflicht zu folgen ſelbſt auf Koſten der natürlichen Inſtinkte der Menſchlichkeit. Es iſt nichts Bemerkenswertes in dieſer Idee, nichts den Japanern Eigentümliches; doch in der praktiſchen Anwendung haben ſie dieſelbe in ſo ſeltſamer und phantaſtiſcher Weiſe auf die Spitze getrieben, daß ihre ſelbſtloſeſten und moraliſchſten Handlungen nicht ſelten dem modernen Standpunkt unmoraliſch erſcheinen. Wir leſen in Novellen und Romanzen, in Dramen und Geſchichten von Leuten, die durch das Gefühl von giri oder der Vernunftpflicht zu gewiſſen Handlungen gebracht wurden, die ihren natürlichen Neigungen völlig zuwider liefen. Eine Frau hat zwei Kinder großzuziehen; das eine iſt ihr eigenes, das andere iſt das Kind der erſten Frau ihres Mannes. Das letztere iſt folglich ein Kind des giri, und ſie iſt doppelt ſo freundlich zu ihm als zu ihrem eignen Kind. Die Amme eines Prinzen erkennt die drohende Gefahr, in die er durch die böſen Anſchläge ſeiner Feinde gebracht iſt. Ihr eigenes Kind befindet ſich am Hof als Spielgefährte des Prinzen. Sie kann den Prinzen nur retten, indem ſie ihr eigenes Kind unterſchiebt und ſo deſſen Leben opfert. Zwei junge Frauen lieben einen jungen Mann, doch weiß keine, daß die andere ihn liebt. Nach und nach erfährt die eine, daß die andere ſeine beſtimmte Frau iſt infolge eines Verſprechens ſeitens des jungen Mannes, als er in die Familie dieſes Mädchens aufgenommen wurde. Sie gehorcht dem Befehl der Vernunft, giebt ihre eignen Wünſche auf und ſegnet ſeinen Bund mit der Nebenbuhlerin. Manche Frau hielt es für ihre „Vernunft-Pflicht", Keuſchheit und Freiheit zu verkaufen als einziges, was ſie thun könne, um ihren alten kranken Eltern oder ihrem unglücklichen Mann zu helfen, da ſie „nur ein Weib" ſei. Während der Ausdruck chugi (oder Unterthanentreue) ſeinem Urſprunge nach ariſtokratiſch war und erſt langſam in die unteren Geſellſchaftskreiſe drang, ſo war der Ausdruck giri-ninjio urſprünglich plebejiſch, er fand ſich beſonders häufig gebraucht in der Maſſe des Volkes; doch drang er durch den Einfluß der Romanzen und Dramen in die weiblichen Kreiſe der höheren Klaſſen. Der ariſtokratiſche Ausdruck, der am meiſten giri-ninjio entſpricht, lautet setsu-gi oder Vernunft-Handlung. Das setsu-gi hat im Lauf der japaniſchen Geſchichte häufig das harakiri erfordert.

Die Geschichte bietet wenig Paralleles zu der wunderbaren Revolution, die das Eindringen moderner Ideen in Japan hervorrief. Der vollständige Zusammenfall feudaler Einrichtungen, der plötzliche Umsturz der alten religiösen Systeme, die Einführung der Ideen des politischen Rechtes, der bürgerlichen Freiheit, die Einsetzung der konstitutionellen und repräsentativen Verwaltungsform und vor allem das phänomenale Einflußreichwerden der industriellen Klasse — alles dies mußte die moralischen Ideale und Begriffe zerstören, die früher allgemein herrschten. In der Praxis allerdings wird das Prinzip der Unterthanentreue und des Patriotismus, des giri und setsu-gi, mit tiefer Ernsthaftigkeit und verbissener Hartnäckigkeit noch heute aufrecht erhalten. In der That ist es nicht ohne Grund anzunehmen, daß die Restauration, indem sie den einen erhabenen Gegenstand der Verehrung in der Person des Mikado in den Vordergrund stellte und das Land dem Verkehr der fremden Nationen öffnete, indem sie das Volk mit den nationalen Gefahren, die von außerhalb drohen, bekannt machte, viel dazu beitrug, das Gefühl der Unterthanentreue und des Patriotismus zu klären und zu vertiefen. Doch als ethische Theorie und ethisches System haben die alten Begriffe ihren logischen Grund verloren, und man kann in Wahrheit sagen, daß sie gänzlich gebrochen sind. Außerdem können im Lichte der neuen Lage und des neuen Zustandes manche schwere Bedenken gegen sie erhoben werden; und wenn die Japaner ein neues und herrschendes Ideal des ethischen Lebens erhalten sollen, so wird es wahrscheinlich ein Produkt des unabhängigen und eigentümlichen Schaffens des japanischen Geistes sein, in welchem man sowohl die besten Elemente des alten Systems wie die wesentlichsten Elemente der westlichen Civilisation finden wird neben einander bestehend zu harmonischer Einheit verschmolzen. Es ist interessant, zu bemerken, daß der Prozeß ethischer Rekonstruktion schon begonnen hat und, wie ich glaube, gelingen muß. Das neue Japan hat neben anderen großen und drängenden Aufgaben das Problem einer neuen Ethik aufzustellen, von dessen richtiger Lösung endgültig sein Schicksal abhängt als einer neuen civilisierten Macht des fernen Ostens.

Der Leser wird vielleicht fragen, in wie weit das Christentum zur Lösung des ethischen Problemes in Japan beigetragen hat oder beitragen wird. Bringt es Elemente ethischer Wahrheit, die in unserem alten System noch nicht waren? Die Frage ist nicht ganz scharf gestellt. Unter Christentum verstehen wir entweder die Religion, welche so viel dazu beigetragen hat, um die ethischen Ideen der Völker Europas und Amerikas zu bereichern, oder es ist die christliche Kirche in Japan einschließlich der eingeborenen Pfarrer und der ausländischen Missionare. Wenn wir die Frage im ersten Sinn verstehen, so hat das Christentum allerdings ein sehr bedeutendes und wesentliches Element der japanischen Ethik zugebracht. Ich meine die Idee der Individualität oder der persönlichen Freiheit. Diese Idee bildet nun den Grundstein unserer politischen, gesetzgebenden und sozialen Ordnung, und das ist etwas, was unser Volk vorher nie kannte, wenigstens nicht in der Weite und Tiefe seiner Bedeutung. Wir lernten es allerdings nicht aus der Bibel und nicht direkt vom Christentum; wir lernten es aus den Gesetzen, der Litteratur und den Einrichtungen des Westens. Doch da die Entwicklung dieser Idee in Europa zum großen Teil dem Einfluß des Christentumes zuzuschreiben ist, so können wir mit

Wahrheit sagen, daß es ein bedeutender Beitrag ist, den das Christentum Japan bereits gebracht hat. Wenn wir die Frage jedoch im zweiten Sinn nehmen, was wird dann unsere Antwort sein? Es scheint eine der brennenden Tagesfragen zu sein, ob die christlichen Missionen Gutes gethan haben oder nicht[1]). Ein Teil meint, daß diese Bewegung vollständig verfehlt sei, andere meinen, daß die Missionen einen sehr bedeutenden Anteil an dem Fortschritte und der Aufklärung der östlichen Länder hatten. Unsere Frage beschäftigt sich nur insofern mit der religiösen Seite der Missionen, als diese Bewegung dazu beigetragen hat, das moralische Leben und die Ideen der Japaner zu bereichern. Ich denke, es fällt nicht schwer, zu zeigen, daß Verschiedenes in dieser Bewegung denkende Männer, die viel vom Christentume erwarteten, besonders vom ethischen Standpunkt aus enttäuschen mußte. Dies bezieht sich jedoch auf die negative Seite, auf das, was fehlt, auf das, was hätte da sein sollen, um das Ganze vollständiger zu machen. Doch wenn man die Körperschaft der ausländischen Missionare als ein Ganzes nimmt und die heimatlichen Kirchen, wie sie sind, so ist es eins ganz besonders, wodurch sie es vermochten, dem Geist des japanischen Volkes eine sehr wichtige ethische Wahrheit einzuprägen. Ich meine den Grundsatz der Monogamie und der persönlichen Reinheit. Ich will damit nicht sagen, daß die Japaner die Polygamie zur Regel hatten oder daß besonders in den besseren Klassen die Frauen nicht ein hohes Ideal von Treue und Keuschheit gehabt hätten. Doch Monogamie war niemals als das einzig wahre Prinzip sozialer Ordnung und Reinheit als Verpflichtung für Männer wie für Frauen betrachtet. Wenn heute unsere beste ethische Auffassung diese Wahrheiten praktisch einführt, so verdanken wir dies zumeist den ausländischen Missionaren, die seit beinahe vierzig Jahren unter uns leben. Allerdings haben wir auch andere Repräsentanten Europas und Amerikas bei uns gehabt, doch unglücklicherweise haben sie sich, einige auffallende Beispiele abgerechnet, den landläufigen lockeren Ideen nur zu rasch angepaßt, und anstatt zum Fortschritt beizutragen, haben sie unsere Moralität vielmehr verderbt. Doch die Missionare haben ein gutes, ehrenwertes Leben geführt und sich Mühe gegeben, jeden Anstoß zu vermeiden; die eingeborenen Christen haben als Regel ihr Leben in Einklang mit ihrem Bekenntnis gebracht. Alles dies war ein guter Anschauungsunterricht für das Volk rings umher. Und außerdem, während dieser Zeit revolutio-

---

[1]) Das protestantische Christentum wurde im Jahr 1859 zuerst in Japan eingeführt. Während der ersten zehn Jahre waren die Fortschritte sehr gering, aber seit der Restauration 1868 und seitdem das Land der westlichen Civilisation sich öffnete, wurden seine Aussichten bedeutend besser. Von 1880–1890 machte es den wunderbarsten Fortschritt, der die protestantische Bevölkerung von 5000 Mitglieder im Jahr 1880 bis auf 30000 im Jahr 1890 brachte. Sein Einfluß auf die Nation im ganzen ist außerordentlich groß im Verhältnis zu seiner numerischen Stärke. Die griechische Kirche (die russische) war sehr betriebsam und zeitweise sehr erfolgreich in Bekehrungen. Sie zählt 20000 Mitglieder. Ihre gegenwärtige Stärke ist mit der der Protestanten gar nicht zu vergleichen. Die römisch-katholische Kirche nach ihrem großen Erfolg im 16. Jahrhundert zur Zeit des Franz Xavier und ihrer späteren gänzlichen Ausrottung (ungefähr 80 Jahre nach Beginn der Mission) nahm ihre Mission wieder auf seit der neuen Eröffnung des Landes. Sie besitzt eine Körperschaft sehr frommer und eifriger Missionare und die Zahl ihrer Mitglieder beläuft sich auf 45000. Ihre Anhänger jedoch gehören beinahe ausschließlich den niedersten und unwissendsten Klassen an, und bisher zeigte sich noch kein nachweisbarer Einfluß auf den Staat im allgemeinen.

närer Veränderungen, wo die alten Einrichtungen der Gesellschaft allseitig auseinanderfielen, wo viele junge Leute öffentlich erklärten, es sei ein Zeichen der Aufklärung, sich von allen Fesseln der Moral zu befreien, und wo vor allem die Idee aufkam, daß in Europa und Amerika keine Moral herrsche, daß diese Länder ihre Macht nur ihrer großen militärischen Ausrüstung verdanken, während dieser Übergangszeit, sage ich, war es eine große und bemerkenswerte Sache, daß diese Männer und Frauen des fernen Westens bei uns waren und uns die ethische und geistige Seite ihrer Civilisation zeigten. Schon durch ihre Gegenwart machten sie uns aufmerksam auf die Wichtigkeit der Moral und der Religion im Leben einer Nation. In dieser Hinsicht war ihr stiller unbewußter Einfluß ganz unschätzbar. Ich zweifle nicht, daß durch die weiteren Fortschritte des Christentums in Japan, durch die vollendetere Art, seine Lehren den Bedürfnissen des Volkes anzupassen, es einen immer durchgreifenderen Einfluß auf die Entwicklung unseres ethischen Denkens erlangen wird.

Ehe ich schließe, will ich die alten ethischen Ideen im Licht der Lage von heute einer kurzen Prüfung unterwerfen und auf die Punkte hinweisen, aus denen sich die neue ethische Idee vermutlich entwickeln wird.

Es scheint mir ein richtiger Vorwurf gegen das alte ethische System zu sein, daß es zu einseitig war im Zwang der Pflichten. Während die Lehre von den fünf Verwandtschaften theoretisch betrachtet gut erwogen zu sein scheint, so zeigte sie sich doch in der Praxis als zu parteiisch und ungleich in der Verteilung der Pflichten. Die Pflichten des Vaters, Königs, Gatten oder älteren Bruders waren verhältnismäßig gering gegenüber den Pflichten des Unterthanen, des Sohnes, der Frau oder des jüngeren Bruders. Es konnte vielleicht nicht anders sein; denn die moralische Praxis mußte den sozialen Verhältnissen der Zeit entsprechen. Und gerade deshalb, weil das konfuzianische System abgestufter Moralität für die Feudalformen der Gesellschaft so gut paßte, wird die neue Zeit und die industrielle Umwälzung so wie auch das Vorherrschen der Ideen politischen Rechtes und persönlicher Freiheit eine neue Verkörperung der alten Wahrheit verlangen und zwar in einem philosophischen System, das der neuen sozialen Sachlage entspricht. Eine solche Philosophie muß in erster Linie einen ethischen Begriff der Menschenrechte bringen, so zu sagen einen ethischen Wertanschlag des Individuums. Das moderne Japan hat aus höheren Impulsen gehandelt, indem es die ausgestoßene êta-Klasse von sozialer und politischer Schande frei machte, indem es die Leibeigenen vor der Last unzähliger feudaler Erpressungen schützte, indem es allen Klassen des Volkes politische Rechte und soziale Privilegien gab. Doch eine abgeschlossene ethische Theorie des Menschen ist noch nicht gebildet. Warum soll der Mikado seinen Unterthanen mit Achtung behandeln und ihm sein gebührendes Recht geben? Warum sollen die Eltern ihre Kinder mit Achtung und Anerkennung behandeln? Warum sind die trivialen alltäglichen Tugenden wie Keuschheit, Ehrlichkeit, Sparsamkeit von so großer Bedeutung? Ist es nicht deshalb, weil wir zuerst Menschen sind, ehe wir Väter, Söhne, Könige oder Unterthanen werden? Es ist die Idee des Menschen als einer ethischen Persönlichkeit, gleichstehend dem Himmel gegenüber, berechtigt zu allen Privilegien des Daseins, zu allen Vorteilen für die Erreichung der Ziele des Lebens, welche der Grundstein einer jeden wahren und aufgeklärten sozialen

Ordnung sein sollte. Diese ethische Auffassung des Menschen lehrt uns, daß wir nicht nur zum Besten des Staates arbeiten müssen, sondern daß jeder sich für die edelste Entwicklung der eigenen Persönlichkeit bemühen soll. Das Leben des einzelnen gehört nicht ihm, sondern gehört einem Ideale. Auch sein Körper ist ein ethischer Besitz, er muß ihn rein erhalten. Kein öffentlicher Dienst, keine That loyaler Hingebung ist vollkommen, wenn sie auf Kosten persönlicher Tugenden durchgeführt wird. Nur der ist ein freier Mann, der seinen Geist und Körper rein erhält, der mit aufrichtiger Achtung allen begegnet, Hohen und Niederen, Großen und Kleinen, weil er das Ideal kennt, das in jedem Menschen liegt.

Zweitens brauchen wir in diesem Wiederaufbau einen ethischen Begriff der menschlichen Gesellschaft. Warum sollen wir für die Wohlfahrt und Ehre unseres eignen Landes arbeiten? Warum sollen wir für die Wohlfahrt und Ehre unseres Kaisers leben und sterben? Wenn diese Frage im alten Japan gestellt wurde, so lautete die Antwort: „Wir bezahlen in dieser Weise ein Zehntausendstel der Wohlthaten, die wir und unsere Vorfahren vom König und vom Staat empfangen haben". Es war wesentlich eine feudale Idee, nach welcher die feudalen Unterthanen für ihr Lehen dem Oberlehnsherrn Gebühren zahlten. Das Gefühl der Haftbarkeit und Verpflichtung ward besonders tief empfunden von allen denen, die wie die Samurai in unmittelbarem Verkehr mit dem Herrscher standen, doch nicht in gleichem Maße von den andern Volksklassen. Wir brauchen einen zulänglichen philosophischen Grund für unseren Patriotismus, damit unser Dienst für das Land nicht in die Form selbstsüchtigen Ehrgeizes ausarte. In welcher Beziehung steht die Wohlfahrt und Ehre Japans zu der Wohlfahrt und Ehre anderer Nationen und Völker? Soll unsere Haltung andern Völkern gegenüber in zuversichtlichem selbstherrlichen Ehrgeize oder in rechtlichen Absichten und brüderlichem guten Willen bestehen? Auf diese Fragen giebt es hoffentlich nur eine Antwort: Daß die Geschichte des Menschengeschlechtes ein gewaltiger, organischer, ethischer Prozeß ist; ein Prozeß der Entwicklung nach einem ethischen Ziel, so daß alle Zeiten, alle Völker, alle Menschen zur Verwirklichung dieser Zustände und dieser Verhältnisse beitragen; weil dies der Endpunkt aller Geschichte und die Erfüllung aller Visionen und Prophezeiungen der besten Männer aller Zeiten ist. Eine jede Nation ist nur ein Glied in der ganzen Brüderschaft der Nationen; sie alle arbeiten zur Vollendung eines großen historischen Prozesses in verschiedener Mission und bisweilen in vorübergehenden Streitigkeiten, in den Interessen und Absichten aber unter dem Gesetze der Vorsehung. Keine fortschreitende soziale Ordnung kann sich lange halten, wenn sie nicht auf ethischen Begriffen über das menschliche Dasein beruht, die ihr adäquat sind. Wie die Sonne am Frühlingsmorgen den Nebel vertreibt, der Hügel, Thäler und Dörfer zudeckt wie ein großer Schleier die Schlafenden, so müssen die großen Wahrheiten über Gott und Menschen auf die Völker des fernen Ostens scheinen und die philosophischen Systeme zerstören, welche die Kunst, Civilisation und Weisheit nur als Eitelkeit und Ärgernis hinstellen. Dies ist das Problem oder vielmehr der Konflikt, der jetzt die ernstesten Anstrengungen der besten Männer Japans ins Feld ruft.

Diese neuen Ideen sind, wie man sieht, die wesentlichen Elemente der ethischen Begriffe des modernen demokratischen christlichen Westens. Sie

sind nach Japan gekommen mit anderen Ideen westlicher Civilisation und werden immer an Macht zunehmen, bis sie die Länge und Breite des ganzen sozialen Gebäudes Neu-Japans durchdringen. Alt-Japan brauchte tausend Jahre, um die alten Ideen Chinas und Indiens aufzunehmen und sich anzupassen und um sein eigenes selbständiges Ideal und seine Lebensauffassung zu entwickeln. Es ist nur vernünftig anzunehmen, daß Neu-Japan wenigstens ein Jahrhundert braucht, um die neuen Ideen von Europa und Amerika in sich aufzunehmen und sich anzupassen und um seine eigenen Ideen und eine vollständigere und vollkommene Lebensphilosophie zu entwickeln. Und wenn dieses Vorhaben glückt, so wird Japan das Ideal nationaler Größe und Herrlichkeit erreicht haben, ein Ideal, von dem die gegenwärtige Generation des Volkes nur träumt und für dessen Verwirklichung sie alle bereit sein werden, zu sterben. Ein Lächeln im Antlitz steht der Schutzengel des Landes da und weist Neu-Japan die Bahnen, die es wandeln muß."

Mich freut sehr vieles in diesen guten, klugen und geistvollen Worten; vor allem aber, wie T. Yokoi das Christentum und seine Vertreter zu schätzen weiß. Nach meiner Überzeugung, die auf langjährigen Studien beruht, ist es so unwidersprechlich wahr, daß alle unsere Kultur des Lebens, alle unsere soziale Kultur auf dem Christentum beruht und sich nur an und in den christlichen Anschauungen weiter entwickeln kann, denn das Christentum ist auch infolge seiner echt menschlichen Grundanschauungen dazu bestimmt, „Weltreligion" zu werden, dazu bestimmt, weil allein dazu im stande. Und so wird auch unser Christentum sich in Japan ausbreiten und dem japanischen Leben seine höhere Entwicklung geben. So werden sich die schönen Ideale immer mehr und mehr verwirklichen, welche Yokoi für das zukünftige Japan ausmalt; welche aber nicht bloß für Japan, welche für alle Völker der Welt in Erfüllung gehen werden.

Chinesisches.

IV. von Hesse-Wartegg über die Mission in Shantung.

Von dem kürzlich bei J. J. Weber in Leipzig erschienenen Werke des bekannten Reisenden von Hesse-Wartegg: „Shantung und Deutsch-China" [1]) hat uns die Verlagsbuchhandlung das Kapitel, welches betitelt ist: „Bei den Missionaren der deutschen Mission in Süd-Shantung" zum Abdruck in unserer Zeitschrift zur Verfügung gestellt. Wir glauben jedoch unseren Lesern am besten zu dienen, wenn wir von der Wiedergabe der rein persönlichen Erlebnisse von Hesse-Wartegg's absehen und uns nur auf den Abdruck der Partien beschränken, die ein allgemeineres Interesse beanspruchen und auf die auch von Hesse-Wartegg vorzüglich die Aufmerksamkeit weiterer Kreise lenken möchte.

---

[1]) E. v. Hesse-Wartegg, Schantung und Deutsch-China (Verlag J. J. Weber, Leipzig). Kartoniert M. 14,—, Lederband M. 18,—.

Der Verfasser hebt zunächst die geradezu „liebevolle Fürsorge" hervor, mit der die chinesischen Mandarinen für seine persönliche Sicherheit während seiner Reise durch Shantung Maßregeln trafen, und weist dann in scharfen Worten auf den Unterschied hin, der in dieser Beziehung zwischen den weltlichen Reisenden und den Missionaren gemacht wird. von Hesse-Wartegg fährt dann wörtlich fort:

„Am meisten Schuld an diesen Versäumnissen trägt von allen europäischen Mächten gerade Frankreich, jene Macht, welche in Europa die Kirche mit allen möglichen Mitteln bedrückt, sich im Auslande, besonders in China, als die Schutzmacht der Katholiken aufbläht und an diesem Vorrechte eifersüchtig festhält. Frankreich besteht sogar darauf, daß Kiautschou auch fernerhin der französischen Mission von Ost-Shantung, deren Sitz sich in Tsingtschou-fu befindet, verbleiben soll. Ich habe dies gelegentlich meines Besuches von Tsingtschou-fu von dem Bistumverweser selbst vernommen, und derselbe hat es auch schon durch seinen Besuch von Tsintau bestätigt .... Von deutscher Seite erfuhr der sehr liebenswürdige und freundliche Herr den ehrendsten Empfang, jedoch wurde seinem Ansinnen in diplomatischer Weise ausgewichen. Bei meinem Besuche in Tsingtschou-fu brachte er die Angelegenheit abermals zur Sprache und meinte, es könnten ja elsässische Missionare für Tsintau bestimmt werden.

Frankreichs Ansprüche auf den Schutz der Katholiken in China sind bestreitbar; aber selbst wenn sie begründet wären, so können sie sich doch nur auf das chinesische Gebiet erstrecken. Dadurch, daß China in seinem Vertrage mit dem Deutschen Reiche seine Hoheitsrechte über Tsintau auf das letztere übertragen hat, gehört auch fürderhin das Gebiet von Tsintau zum Deutschen Reiche. Diesen Ansichten haben sich auch die beteiligten Faktoren angeschlossen, denn bald nach meiner Rückkehr aus China wurde das Gebiet von Kiautschou in der That der deutschen Mission von Süd-Shantung übertragen.

Ich habe auf meinen Fahrten durch Shantung mit Missionaren verschiedener Nationen und Religionen, mit Engländern, Amerikanern, Schweden, Holländern, Franzosen, Italienern gesprochen, mit Baptisten, Methodisten, Presbyterianern, Anglikanern, Katholiken. Alle ohne Ausnahme sind der deutschen Regierung von ganzem Herzen dankbar für ihr kräftiges Einschreiten, das allen Missionaren in ganz China von weitgehendem Nutzen ist, ja, ich wurde sogar gebeten, diesen Dank an angemessener Stelle zum Ausdruck zu bringen, was hiermit geschehen soll. Ebenso allgemein wie in Deutschland tadelt man auch hier die Nachlässigkeit und Saumseligkeit Frankreichs in religiösen Dingen.

Aber das Kennzeichnendste ist die Lage in Tientsin. Vor nahezu vier Jahrzehnten wurden dort der französische Konsul, eine Anzahl Priester und Nonnen, sowie verschiedene Kaufleute ermordet, die große Kirche verbrannt und die ganze Mission zerstört. Erst kürzlich ist es der französischen Diplomatie gelungen, durchzusetzen, daß auf der Stelle der zerstörten Kirche eine neue erbaut wurde, aber wohlgemerkt, nicht von den Chinesen, sondern mit französischem Gelde! Die einzige Sühne, welche die französische Regierung, diese katholische Vormacht in China, erhalten konnte, war eine kaiserliche Schutztafel vor dieser Kirche!"

Im Weiteren stellt dann von Hesse-Wartegg fest, daß nicht Räubergesindel die Ermordung der beiden katholischen Missionare Nieß und Henle in Kü-ye auf dem Gewissen hat, sondern daß auch hier wieder die Litteraten die Anstifter gewesen sind, die es durchaus verhindern wollten, daß ein Christ den Mandarinsposten in Kü-ye erhalten sollte. Als dennoch ein Christ, und zwar ein Protestant, mit der Stelle betraut wurde, gelang es ihnen, die Menge zu dem Morde zu fanatisieren.

Besondere Beachtung verdienen aber die Stellen, an denen sich von Hesse-Wartegg über den Wert und die Bedeutung der Mission ausspricht. Wir lassen sie wieder wörtlich folgen:

„Es ist wahrhaft beschämend für den Deutschen, der die Missionen im fernen China besucht, daß für dieselben so wenig geschieht, und daß das Interesse an denselben wenigstens einigermaßen erst durch die grausame Ermordung zweier Missionare und durch die Erwerbung einer deutschen Handelskolonie geweckt werden mußte. Ich empfand es tief, als ich diese Missionare besuchte, die, von spärlichen Almosen lebend, ihr Leben freud- und friedlos dem Christentum, der Verbreitung des Glaubens, aber gleichzeitig auch der Verbreitung deutscher Gesittung und Kultur in China widmen und so die wahren, ersten Pioniere des deutschen Kaufmanns sind. Der Handel zieht aus ihren gefahrvollen, stillen Vorarbeiten seinen Nutzen, sie bearbeiten den Boden, auf welchem der Handel später erntet und viele bereichert, und doch denkt keiner der reich gewordenen Kaufherren daran, den Beutel zu öffnen, um denen, die gewissermaßen den Grundstein gelegt haben für ihre Erwerbungen in China, wenigstens einen kleinen Beitrag für Missionszwecke zu geben. Sie selbst begehren und nehmen nichts. Sie klagen auch nicht, und gerade dieses Stummbleiben empfand ich tiefer als etwaiges Klagen. Ich wünschte, ich wäre der glückliche Besitzer eines Checkbüchleins gewesen, um unter einen recht gewichtigen Beitrag meinen Namen setzen zu können.

Welche wertvollen Pionierdienste die Missionare thun, wissen andere Nationen sehr gut, zunächst die Engländer und Amerikaner, und ich habe es eben auf meiner Reise wieder gesehen, wie gerade in Shantung die englischen und amerikanischen Missionare durch ihre reichen Bezüge, ihre schönen Missionen, ihre behaglichen, europäisch eingerichteten Wohnhäuser, ihre vortrefflichen Volksschulen die Chinesen in den Stand gesetzt haben, die englische und amerikanische Kultur kennen zu lernen, in ihnen durch die Anschauung neue Bedürfnisse zu erwecken, deren Befriedigung dann dem Handel zu gute kommt. So stehen auch durch diese Vorarbeiten ihrer Missionare die Engländer und Amerikaner im Handel von Shantung obenan. Von den Missionaren der Deutschen, wie ich sie an verschiedenen Orten gesehen habe, werden die Chinesen wohl den christlichen Glauben lernen, aber da es den Missionaren aus Mangel an Mitteln selbst an den notwendigsten Dingen gebricht, können die Chinesen dieselben auch nicht kennen lernen."

Sehr interessant sind auch die Ausführungen von Hesse-Wartegg's über die Errichtung von Museen auf den Hauptstationen der Missionen in China. Er entwickelt hier einen Plan, den auch D. Faber des öfteren angeregt hat:

„Ich habe auch gezeigt, daß die Missionare mit den höchsten Manda-

rinen, den wohlhabendsten und einflußreichsten Männern der Provinz in Berührung kommen. Das müßte ausgenutzt werden, indem man den Missionaren die Mittel zu christlich-chinesischen Schulen giebt und diese Schulen auch mit Dingen für den Anschauungsunterricht ausstattet. Seit Jahren bin ich in deutschen Städten durch öffentliche Vorträge, in deutschen Blättern durch Aufsätze dafür eingetreten, in China Handelsmuseen einzurichten, wie sie die Engländer und Amerikaner besitzen, und die sie im Begriffe sind, auch den einzelnen Missionen beizugeben .... Christentum und christliche Kultur gehen überall Hand in Hand; eines ist vom andern nicht zu trennen, und mit der wohlfeilen Errichtung eines solchen Missionsmuseums wäre allen Zwecken gedient .... Der Mission würde das Museum gleichzeitig viel größere Sicherheit gewähren, als die Bajonette der chinesischen Soldaten; denn auf die Zerstörung einer christlichen Kirche wird es chinesischem Pöbel häufig nicht ankommen, und die besseren Klassen werden gleichgültig zusehen. Sie werden aber an dem Fortbestand der Mission weit größeres Interesse haben, wenn in dieser Mission eine Art Museum zur Aufklärung und Erweiterung ihrer Handelsbeziehungen vorhanden ist."

Am Schlusse des recht lesenswerten Kapitels, das allerdings beinahe ausschließlich von der deutschen katholischen Mission handelt, weist von Hesse-Wartegg eindringlich auf die Einrichtung einer regelmäßigen Postverbindung zwischen Tsintau und den Hauptorten im Innern Shantungs hin, die um so notwendiger ist, als ein Brief von den Städten im Innern der Provinz bis zum nächsten Briefkasten in Tschifu, Tientsin oder Shanghai trotz der Wohlfeilheit der Botenlöhne noch immerhin 30 bis 40 Mark kostet. H. Lehmpfuhl.

Aus der Mission der Gegenwart.

Die Hallesche Missionskonferenz,

diese größte aller kontinentalen Missionskonferenzen, die unter dem Vorsitze des Prof. D. Warneck seit 20 Jahren alljährlich am Montag und Dienstag nach Sexagesimä zahlreiche Vertreter der größeren Missionsgesellschaften und viele Freunde der Mission aus der Nähe und Ferne vereinigt, tagte in diesem Jahre unter überaus großer Beteiligung am 6. und 7. Februar in den Kaisersälen zu Halle und nahm einen großartigen Verlauf. Im Eröffnungsgottesdienste in der schönen Marktkirche (abends 6 Uhr) predigte Pastor Dr. Lepsius (Berlin) über Gal. 3,8, lang und langweilig. In der Vorversammlung abends 8 Uhr sprach nach gemeinsamem Gesang, dem Eingangsgebet und der Eingangsansprache Warnecks, in der er auf die Missionsausrüstung der Apostel (Auswahl durch Christus, persönlichen Verkehr mit ihm, Vorleben seiner Lehre) und die Aufgabe der Missionskonferenz hinwies, sowie die Grüße und Segenswünsche des zu seinem Bedauern verhinderten Generalsuperintendenten D. Vieregge überbrachte, Pastor Zeller (Biesenrode) über die inneren Missionstriebkräfte und zeigte in freiem, begeisterten Vortrag an der Hand der Geschichte, daß der Glaube allein die rechte Missionstriebkraft ist, während Kolonialbegeisterung (vergl. die beginnende deutsche Kolonialära und die deutschostafrikanische Missionsgesellschaft), Humanitätsgedanken (vergl. die armenischen Massacres) und Kulturrücksichten nichts Dauerndes leisten,

wozu in der Debatte der junge Inspektor von Berlin III (deutsch-ostafrikan. Miss.-Ges.) Trittelvitz (hoffentlich hat der beständige Wechsel im Vorstand von Berlin III nun endlich einmal sein Ende erreicht) in der Debatte seine Freude darüber aussprach, daß seine Gesellschaft jetzt nur noch Miss.-Ges. sei und mit Kolonialpolitik und -Begeisterung nichts mehr zu thun habe. Mit seiner Darstellung und Schmackhaftmachung der besonderen Missionstriebkräfte namentlich in englisch-amerikanischen Kreisen unserer Tage, die sich unter die Namen: „Evangelisation der Welt noch in dieser Generation, Wiederkunft Christi, die Mission eine nationale Pflicht" zusammenfassen lassen, fand Zeller nicht allgemeinen Beifall. Doch vermied man es in der Debatte, an der sich die Pfarrer D. Grundemann, Paul und Julius Richter, (letzterer der Herausgeber des illustrierten Familienblattes: Die evangelischen Missionen), Wedepohl, Zeller und Missionsinspektor Latrope von der Brüdergemeine (England) beteiligten, auf diese drei Punkte näher einzugehen. Grundemann führte u. a. noch aus, daß es heute, wie in den Tagen der Reformation, gute, fromme Christen giebt, die nicht Mission treiben wollen, Latrope lud zum 100 jährigen Jubiläum der größten Missionsgesellschaft (der Ch. M. S.) für April 1899 nach England und zur Säkular-Missionskonferenz nach New York für 1900 ein, Paul Richter empfahl die von ihm und seinem Bruder herausgegebenen „Illustrierten Blätter für die erwachsene Jugend: Saat und Ernte auf dem Missionsfelde" (1. Jahrgang 1899, Bertelsmann in Gütersloh, monatlich ein Heft von 8 Seiten, Preis jährlich 1 M.), Julius Richter behauptete unter Hinweis auf das Vorgehen Rußlands und Frankreichs, daß die Thüröffnung voraussichtlich nicht lange bauern würde, und daß der Gedanke an den Segen und die Erfolge der Mission auch einer der Missionstriebkräfte seien.

Die Hauptversammlung am Morgen des 7. Februar wurde eingeleitet durch eine zu lange, biblische Ansprache des Prof. D. Kähler (Halle) über 1. Joh. 2,1 ff. Darnach gab Warneck einen Überblick über die Missionsfortschritte seit Beginn des „Missions-Jahrhunderts" und über die Thätigkeit der Missionskonferenz im letzten Jahre, die diesmal nur das „Jahrbuch" für die Mitglieder (1,50 M.), ein neues, sogenanntes gelbes Heft aber noch nicht herausgegeben hat, da ein Mitarbeiter den Vorstand im Stiche gelassen, und die 1898 zwei Missions-Predigtreisen arrangiert und für 1899 vier solche vorbereitet hat, der Kassierer erstattete den Kassenbericht, nach dem die Konferenz eine Einnahme von 4056 M. und eine Ausgabe von 3853 M. gehabt hat. Beschlossen wurde, daß aus den Überschüssen je die Hälfte Berlin II und III zufließen soll, während mit der künftigen Abendkollekte des Tages je zur Hälfte Berlin I und die Brüdergemeine unterstützt werden sollen. Generalsuperintendent D. Textor, der zum letztenmal als solcher der Missionskonferenz beiwohnte, überbrachte die Grüße und Segenswünsche der sächsischen Provinzial-Kirchenbehörden. Den von großer Sachkenntnis und Beherrschung des Stoffes zeugenden, vorzüglichen Hauptvortrag hielt Prof. D. Mirbt (Marburg), der Vorsitzende der hessischen Missionskonferenz, über: „Die Bedeutung des Pietismus für die evangelische Heidenmission." Er führte etwa Folgendes aus: Vom Pietismus ist die deutsche, evangelische Mission ausgegangen, seine Missionsarbeiten sind rein religiöser Art, Christus, nicht die Kirchenlehre steht im Mittelpunkte seiner Verkündigung. Einseitig ist seine Methode, einzelne Seelen zu gewinnen und kleine Gemeinden von Auserwählten zu sammeln, anstatt die Gründung von Volkskirchen ins Auge zu fassen, bedenklich der Mangel an Nüchternheit in der Missionsarbeit und in den Berichten. Der Pietismus hat sich in dieser Hinsicht selbst korrigiert. In die Debatte griff zuerst Prof. D. Loofs (Halle) ein, der in meisterhafter Weise Ergänzungen zum Vortrage brachte, dann sprachen noch Missionsdirektor Gensichen von Berlin I, Missionsdirektor Buchner von der Brüdergemeine, Kähler und Warneck.

In der großen Abend-Volksversammlung berichtete Gensichen über

„Die Aufgaben der Missionsgesellschaft Berlin I in der Gegenwart und die von der Missionsgemeinde geleistete Hilfe", Buchner gab „Bilder aus dem Missionsleben in Westindien", das Schlußwort sprach Warneck. In der allgemeinen studentischen Missionsversammlung am Abend des 8. Februar sprachen Buchner über „Missionarische Probleme in Westindien" und Lepsius über „Den Missionsbefehl und die akademische Jugend".

Daneben fanden noch eine Anzahl Spezialkonferenzen statt: In der von Berlin I wurden verhandelt „Die persönlichen Beziehungen zwischen unserer Provinz und unseren Berliner Missionsgebieten" (Pastor Bode), von Berlin II „Die Deckung der Missionsschuld", von Berlin III das Defizit und der jetzige Stand der deutsch-ostafrikanischen Missionsgesellschaft (Trittelvitz), von der Brüdergemeine die Missionsschuld, das Morton'sche Legat u. s. w. (Buchner), vom deutschen Hilfsbund für Armenien die neuen Aufgaben (Lepsius und Rohrbach). Eine Spezialkonferenz der Agenten der Missionskonferenz behandelte das Thema: „Die praktischste Veranstaltung von Missionsfesten".

Möchten die Vertreter der Missionsgesellschaften nun auch mit dem auf der Konferenz wiederholt betonten und unwidersprochen gebliebenen Wort von der Notwendigkeit der gemeinsamen Arbeit und dem Fallenlassen der Exklusivität, „wenn nur Christus getrieben", und das Evangelium Christi gepredigt wird, Ernst machen und dem Allgem. ev.-prot. Miss.-Verein, der — er hat das oft genug betont — ihnen durchaus keine Konkurrenz machen und sich durchaus nicht in Gegensatz zu ihnen stellen will — die Bruderhand bieten!

Buttstädt i. Th. A. Schillbach.

Litteratur.

Robert Falke, Buddha, Mohammed, Christus, ein Vergleich der drei Persönlichkeiten und ihrer Religionen. Erster darstellender Teil: Vergleich der drei Persönlichkeiten, 1896 (S. 211). Zweiter systematischer Teil: Vergleich der drei Religionen, 1897 (S. 252). Gütersloh, C. Bertelsmann. Jeder Teil 3 Mark.

Dieses D. Witte in Pforta gewidmete Werk empfiehlt sich, wie schon durch sein interessantes Thema, so durch die ansprechende Darstellung und die den Vorzug des Christentums vor den zwei andern Weltreligionen vielfach ins Licht setzende Zusammenstellung, von der würdigen äußern Ausstattung zu schweigen. Es war ein glücklicher Griff, die Stifter dieser Religionen und eben diese selbst miteinander zu vergleichen, eine Aufgabe, die den Höhepunkt der vergleichenden Religionswissenschaft bildet, der aber in den betreffenden Werken meist gar nicht erreicht wird, weil sie auch die übrigen Religionen in Betracht ziehen und dann schon aus Mangel an Raum die Darstellung der christlichen Religion der Theologie überlassen, welche aber doch in ihrer Disziplin der Apologetik auch an die vergleichende Religionswissenschaft anzuknüpfen hat und es nur mit Freuden begrüßen kann, wenn diese ihr die Hand reicht. Sodann hat auch die praktische Theologie einen Nutzen von vorliegendem Buche zu hoffen in ihrer Erweiterung zur Durchführung der Missionsaufgabe, welche dem Christentum gerade aus seinem Vorzug vor den anderen Weltreligionen auch an diesen erwächst. Und gerade an diesen ist die Missionsarbeit noch weit mehr im Rückstand als an dem Heidentum der Naturvölker. Diesen ist es ja weit leichter das Christentum zu bringen, weil ihnen zugleich damit erst überhaupt Kultur gebracht wird; so

schweren äußern Widerstand auch oft die Barbarei entgegensetzt, so ist doch die sachliche Überwindung des heidnischen Aberglaubens nicht so schwierig, wie wenn das Christentum sich mit den andern höchsten Kulturreligionen in praktischer Missionsarbeit messen soll. Dazu bedarf es einer genaueren Kenntnis dieser Religionen, von denen die buddhistische erst seit wenigen Jahrzehnten näher bekannt geworden ist, und auch die theoretische Vergleichung mit dem Christentum ist eine die Mission erleichternde dringliche Vorarbeit. Dazu kommen äußere Schwierigkeiten, welche die christliche Mission an den mohammedanischen und den ganz oder teilweise buddhistischen Völkern erschweren; bei den ersteren besteht noch die Todesstrafe zu Recht auf Übertritte zum Christentum; bei den letzteren macht sich nach ihrer langen Abgeschlossenheit vielfach ein elementarer Fremdenhaß geltend. Jedoch die größte Schwierigkeit erwächst aus der Konkurrenz der Missionen, nicht bloß derjenigen der verschiedenen christlichen Konfessionen und Denominationen, sondern auch der Missionen, die sowohl der Islam wie auch der Buddhismus als noch lebendige Weltreligionen bis heute unterhalten. Ja, diese Missionen beschränken sich nicht bloß auf Aussendung von Mönchen zu niederen Nachbarstämmen, sondern finden selbst freiwillige begeisterte Apostel mitten im civilisierten christlichen Europa, der Islam zwar nur vereinzelt, obschon ihm manche für die Kultivierung wenigstens der Neger das Wort reden, der Buddhismus dagegen gerade in der Gegenwart in fast epidemischer Weise, nachdem ihm durch den Pessimismus in der abendländischen Entwicklung der Philosophie der Boden bereitet worden ist. Darum ist die Arbeit Falkes auch höchst zeitgemäß und in ihrer allgemeinverständlichen Fassung für weite Kreise heilsam. Aber freilich, wenn sie auch einem ersten Bedürfnis aushilft, kann ich sie doch nicht für ausreichend erachten. Sie ist eben populär gehalten und kann denen nicht genügen, welchen es um genaueste quellenmäßige Kenntnis der Religionen und tieferes philosophisches Verständnis derselben zu thun ist; zu solchen gehören zwar nicht die Massen, aber die Führer der geistigen Bewegungen, die auch durch ihre Schriften auf weite Kreise wirken und nicht immer bloß zu gunsten des reinen, gereinigten, rein zu erhaltenden Christentums und zunächst bei einer größeren Zahl höher Gebildeter, die selbst historisch-kritischen und philosophischen Forschungstrieb haben, darum aber auch dem empirischen Christentum teilweis kritischer gegenüberstehen, Verständnis und Anklang finden. Damit werden weit höhere Anforderungen gestellt an eine Religionsvergleichung, welche auf eine Apologie des Christentums hinausläuft. Solchen Anforderungen der historischen Kritik und der Religionsphilosophie gegenüber hat sich Falke seine Aufgabe doch etwas zu leicht gemacht. Und man sage nicht, daß durch eine strenger wissenschaftliche Behandlung leicht ein fremder verstandesmäßiger Maßstab in die geschichtlichen Religionen hineingetragen werde. Die Weltreligionen sind zwar nicht das Produkt der Wissenschaft ihrer Zeit, hängen aber doch mit derselben zusammen und haben selbst aus sich neue, weitverzweigte Wissenschaften entwickelt; bei dem Buddhismus steht sogar in Frage, ob er überhaupt noch als Religion und nicht vielmehr als eine religionslose kritisch-praktische Philosophie zu werten ist, die sich aber spekulativ ausgestaltet und begründet, und hat sie in ihrem höchsten Prinzip und Ziel einen mystischen Rest, der sie mit der Religion verbindet, so ist eben ein mystischer Zug auch den andern Religionen wesentlich und gemeinsam und kann gerade bei solchen, denen es um das innerste Heiligtum oder die tiefste Begründung der Religion zu thun ist, also aus rein religiösem Interesse zu dem Verlangen führen, auch in den andern Religionen wichtige Wahrheitsmomente anerkannt zu sehen, wenn man dieselben auch im Christentum am reinsten, in klarster Entfaltung und edelster ethischer Ausgestaltung zu haben sich bewußt ist. Ja, wie sich der Buddhis-

mus später wieder mit der brahmanischen Spekulation auf mannigfache Weise verschmolzen hat und selbst von dem in Indien eingedrungenen Islam und Christentum nicht unberührt geblieben ist, so hat er in seiner Berührung mit der europäischen Forschung die sog. theosophische Bewegung hervorgerufen, welche jetzt durch die alte und neue Welt geht und auf einen Zusammenschluß der Religionen in ihrer mystischen Basis tendiert, darum aber gerade alle diejenigen berührt, die eine Neigung zur Mystik und ihrer spekulativen Entfaltung haben, zumal wenn sie in ihrer eigenen Kirche keine Gelegenheit finden, dieselbe zu genügender innerer Befriedigung auszubilden. Nun liegt ja freilich in der eklektisch-synkretistischen Religionsmengerei eine große Gefahr, und Falkes Vorführung der Religionsstifter und ihrer ursprünglichen Lehren kann gewiß vielen ein Damm werden, daß sie von der genannten Strömung nicht fortgerissen werden. Aber man halte dagegen das so weit verbreitete theosophische Hauptwerk, Blavatskys Geheimlehre, was für eine Fülle der orientalischen Mystik und Spekulation, auch mit Übersetzungen aus der noch fast unbekannten Litteratur des Mahayana wird hier geboten ohne den schwerfälligen gelehrten litterar-historischen Apparat, der mehr als eine gründliche Sachlichkeit Laien oft von der Lektüre wissenschaftlicher Bücher zurückschreckt. Freilich läßt sich die Religionsvergleichung nur genügend fortführen im Zusammenhang mit religionsgeschichtlicher Quellenforschung, und diese ist wieder bedingt durch Sprachforschung; aber wie man dies alles vereinigen und doch die Resultate auch „in volkstümlicher Darstellung für die Denkenden unter den Christen" darstellen kann, zeigen Max Müller, V. v. Strauß, und eben die Gewährsmänner, denen Falke laut Vorwort für den Buddhismus und Islam folgt; leider kann er deren Ausführungen nur wiederholen, und man ist nicht sicher, ob er sie überall bei mangelnder Sprachkenntnis richtig verstanden; man wird daher nach wie vor zu diesen selbst greifen müssen und bei ihnen auch reichliche und bedeutende Winke für die Vergleiche und Apologetik finden, so daß Falkes Verdienst wirklich nur in einer populären Zusammenfassung besteht. Er nimmt auch im Vorwort kein größeres in Anspruch; doch berechtigte der Titel zu etwas höheren Erwartungen, und hätte der Verfasser, was bei den heutigen Hilfsmitteln doch nicht gar zu schwer ist, auch die erforderlichen Sprachstudien gemacht und damit sich zu selbständigem Urteil und neuen Mitteilungen über die fremden Religionen befähigt, so hätte er sein sehr geschickt gewähltes Thema zwar vielleicht etwas später, aber noch weit großartiger und wirksamer durchführen können. Gerade die Religionsvergleichung, wenn sie allseitig gerecht sein soll, führt zu vielen Punkten und Fragen, die der weiteren Aufhellung aus selbständigem Quellen- und Sprachstudium dringend bedürfen.

Gehen wir an der Hand der sachgemäßen Gliederung des Werks auf einiges Einzelne kurz ein! Teil I Kap. 1 „Die Religionsurkunden". Der buddhistische Kanon ist mindestens fünfmal so groß als die Bibel. Was für Schriften mag er enthalten? Was F. uns sagt von seiner Dreiteilung, (S. 4) genügt so wenig als von unserer Bibel die bloße Kenntnis ihrer Zweiteilung. Sprengers Versuch, die Koransuren chronologisch zu ordnen, wird erwähnt (S. 15), nicht die fortgesetzten Versuche anderer und ihr Resultat, das am besten in den Inhalt des Koran einführt. Die Frage nach der historischen Zuverlässigkeit der Urkunden kommt zu kurz gegenüber der nach ihrer Inspiration; obgleich F. (S. 19) mit Recht die Verbalinspiration unserer Bibel ablehnt, berührt er sich doch mit der formalen Auffassung noch nahe genug, wenn er bloß ästhetische Kriterien der Inspiration an die äußere Darstellung der Religionsurkunden legt, statt auf den Inhalt, die Art des Gottesbewußtseins und die Stärke des sittlichen Bewußtseins, die sich darin ausspricht, hinzuweisen. Die Wiederholungen in buddhistischen

Schriften (S. 6) hätte F. so wenig bemängeln sollen, als sie in den homerischen Gedichten zu tadeln sind, da sie auf Rechnung der Überlieferung kommen und treue Einprägung mancher alten Werte bezeugen, deren ursprüngliche Stelle weniger wichtig ist. Haben die Buddhisten einen heiligen Kanon ohne Inspiration (S. 5), so wäre doch zu untersuchen gewesen, wie sich die darin gelehrte Intuition wenigstens mit der Inspiration berührt. Kap. 2 „Geschichtlicher Hintergrund". Hier hätte auch manches für unseren Geschmack Abstoßende in den fremden Religionen aus Völkerpsychologie, Sprach- und Kulturentwicklung gewürdigt werden können, und das Verhältnis der drei Religionsstifter zu den Religionsstufen, an die sie anknüpften, ließe sich präziser dahin bestimmen, daß sie der pantheistischen, der deistischen und der theistischen Richtung das Ideal ihrer Vollendung darbieten, denn auch Mohammed war Ideal im Sinne des semitischen Deismus als religiös-politischer Messias. Kap. 3 „Geburt und Entwickelung". Hier werden die Geburtsmythen aus späterer Litteratur trotz kritischen Eingangs vor und mit den ältesten historischen Nachrichten zusammen behandelt, nicht zum Vorteil der evangelischen Vorgeschichte, deren Quellen doch zeitlich nicht soweit auseinanderliegen. Kap. 4 „Lehren und Ringen". Es ist doch nur die eine Seite des Buddhismus, die F. S. 69 als „ausgeprägten Atheismus mit nihilistischem Ziel" charakterisiert; einen mystischen Pantheismus, zu dem der Buddhismus sich wenigstens mehrfach entwickelt hat, läßt der kritische Standpunkt des Stifters doch offen. Auch Mohammeds Berufung zum Propheten braucht man nicht mit F. S. 77 von vorn herein für eine „eingebildete" zu nehmen. Kap. 5 „Gegenseitige Abhängigkeit". S. 124 wird zuweitgehend dem Islam alle Originalität abgesprochen. Kap. 6 „Tod". Hier hätte noch das Parusie-Bewußtsein Jesu betont werden können. Kap. 7 „Die 3 Charaktere". Wird hier von der äußeren Erscheinung ausgegangen und selbst nach der Jesu gefragt, so wäre noch vielmehr zu fragen nach der Begabung, die den religiösen Genius zu seinem Berufe führt. Kap. 8 „Überblick über die Geschichte der 3 Kirchen". Die geistige Macht des nördlichen Buddhismus und der Einfluß der griechischen Philosophie auf den Islam und teilweis sogar durch ihn auf das Christentum wird unterschätzt.

Teil II Kap. 1 „Lehre von Gott". Der Buddhismus in seinem ganzen System ist nicht so lückenhaft und inkonsequent wie F. S. 5 meint, das Karma ist nicht ein zweifaches, ein physisches und ein moralisches (S. 8), sondern primitiv die sittliche Weltordnung. Wunderleugnung liegt nicht in den S. 11 angeführten Worten Buddhas; das Wunder ist ihm nur Durchbruch des erleuchteten Willens durch die Scheinwelt des unvernünftigen. Die Fülle der Götter im alten Buddhismus widerspricht auch nach F. S. 12 seinem Atheismus, aber sie stehen nur an der Spitze der Scheinwelten als diese wie sich selbst wollend objektivierende höchste Wunschwesen. S. 16. schreibt F. gar: „Der Name Allah stammt aus dem Hebräischen". Laut S. 20 hat Mohammed die Willensfreiheit hier und da anerkannt. Die Stellen durften nicht fehlen. S. 22 waren kabbalistische Einflüsse auf Mohammeds Gotteslehre zu erwähnen. S. 26 wird der christliche Gottesbeweis allein in der Offenbarung Jesu gefunden, obgleich Jesus doch auch an einen innern Sinn (Matth. 6, 23 Lc. 11, 35, Joh. 18, 37) und das A. T., dies und Paulus auch an die Offenbarung Gottes in Natur und Gewissen, F. selbst S. 1 an das religiöse Gefühl anknüpft. F. S. 47 läßt den Buddhisten die Künste der Architektur und Poesie verachten, während doch auch er darin Großes geleistet, und berücksichtigt bei der Sinnlichkeit des Islam nicht dessen Weinverbot u. a., was Goldziher von einer pietistischen Richtung im ursprünglichen Islam reden läßt. F. S. 53 faßt den christlichen Optimismus doch etwas zu optimistisch, d. h. nicht tief genug als Überwindung des Pessimismus, der in

Anerkennung der furchtbaren Macht der Sünde und ihrer Folgen seine Voraussetzung bildet. Kap. 3 „Lehre vom Menschen". S. 65: „Wie der Buddhismus die Wesenheit des Körpers leugnet, so auch die Wesenheit des Ich." Das erstere ist richtiger als S. 50, daß er die Materie voraussetze und der materialistischen Weltanschauung verwandt sei. Aber vom Ich kann doch in sehr verschiedenem Sinn die Rede sein; es kann damit der bloße Ichgedanke gemeint sein im Unterschied von dem unmittelbaren Selbstbewußtsein oder das empirische Ich im Unterschied von dem idealen oder dem absoluten. Buddhas Reserve auf die Frage, ob das Ich sei oder nicht, sowie seine anderweitige Unterscheidung des Ich und des Selbst, endlich die von ihm vorausgesetzte transcendentale Freiheit lassen die Sache nicht so einfach erscheinen. Viel mehr Ähnlichkeit als mit dem Materialismus hat der Buddhismus mit dem Kantianismus, der theoretisch auch die Anwendbarkeit der Kategorien Einheit, Substanz auf die Seele und ihre Erkennbarkeit in Frage stellt, praktisch aber die Freiheit als ihr wahres Wesen postuliert. Schopenhauer hat nur die pessimistischen Konsequenzen des Kantianismus gezogen und damit das tiefere Verständnis des Buddhismus dem Abendland erschlossen. S. 77 sollte F. nicht von der Prädestinationslehre schlechthin sagen, sie habe an den Moslimen ihre Wirkung gethan, sie hochmütig und selbstgerecht gemacht, sondern die christliche von der islamischen unterscheiden. Kap. 4 „Lehre von der Sünde" behandelt zugleich die Gebote, die vorher ein eigenes Kapitel verdient hätten. Kap. 5 „Lehre von der Erlösung". Das lebendige Gefühl der Erlösungsbedürftigkeit hätte doch S. 104 im Buddhismus anerkannt werden können, wenngleich derselbe schließlich auf Selbsterlösung hinausläuft; es wäre auch noch zu untersuchen, wieweit schon im älteren Buddhismus der Barmherzigkeit eine erlösende Kraft zugeschrieben wird; im späteren wird die freie Barmherzigkeit geradezu zur welterlösenden Gottheit und zum Motiv neuer Individualisierungen aus dem Nirvana für erlösende Menschwerdungen und Höllenfahrten, eine gar nicht hoch genug zu veranschlagende Annäherung an die Centralidee des Christentums. Kap. 6 „Lehre vom Jenseits" spricht S. 127 die Jenseitsvorstellungen des Buddhismus völlig frei von irdisch-sinnlichen Phantasien trotz der Seelenwanderung oder -Wandlung; er hat aber vielmehr für diejenigen, die ein edleres Streben zeigten, ohne sich zu dem höchsten erheben zu können, die alten Götterhimmel mit ihrer aus den irdischen Wünschen projizierten, darum freilich vergänglichen Glückseligkeit aufbewahrt. Die im Karma begründete Konsequenz des Begehrens führt die abgeschiedene Seele in die ihr gebührende Welt zur Wiedergeburt und wahrt die Kontinuität, ermöglicht auch die Wiedererinnerung, so daß Falkes Substitution der Seelenwandlung für -Wanderung (S. 128) abzuweisen ist. Über das Nirvana führt F. S. 134 den wichtigen Ausspruch Buddhas an: „Es giebt ein Ungeborenes, Unentstandenes, nicht Gewordenes, nicht Gestaltetes; sonst gäbe es auch keinen Ausweg aus der Welt des Gewordenen, Entstandenen, Gestalteten." Hier ist doch nicht nur „zweideutig", wie F. meint, ein ewiges Sein vorausgesetzt, in das der Vollendete eingeht — freilich nur nach Abstreifung aller sonstigen Daseinsformen; und aus diesem Grunde ist nach Buddhas weiter angeführten Erklärung nicht möglich, weiteren Fragen über seine Beschaffenheit zu genügen, d. h. es liegt über die sprachlichen und logischen Kategorien hinaus, die sich auf die abzuschneidenden Daseinsformen beziehen und kann daher nur als Negation derselben bezeichnet werden. Danach kann ich nicht mit F. S. 136 Buddhas wahre Auffassung über das Nirvana eine radikal nihilistische nennen, zumal da dieser doch wenigstens noch eine positive Bestimmung oftmals angiebt, nämlich einen Zustand reiner Glückseligkeit, wie er sogar hier schon von dem Vollendeten empfunden werden könne. Dies ist doch nicht nur Befreiung vom Leiden, die mit dem Auf-

hören der Existenz dauernd wäre, sondern ein Gefühl, das sich nur noch als Freiheitsgefühl beschreiben läßt. Es ist nur, wie längst Schleiermacher in klassischer Weise dargelegt, der verhängnisvolle Fehler alles Pantheismus, das relative Freiheitsgefühl, welches immer zugleich ein relatives Abhängigkeitsgefühl einschließt und darum ausmündet in das Gefühl schlechthiniger Abhängigkeit von Gott, in ein absolutes Freiheitsgefühl auflösen zu wollen, welches es für uns gar nicht geben kann und daher vom Buddhismus in ein Jenseits nach Abstreifung aller individuellen Daseins- und Bewußtseinsformen verlegt wird, womit er aber allerdings die Fortdauer des Individuums als solchen aufhebt. Dennoch kann er diese Aufhebung faktisch nicht vollziehen, und dies ist das stärkste Zeugnis für das dem Geiste eingeborene Unsterblichkeitsbewußtsein; der Geist kann nicht von seiner individuellen Existenz abstrahieren, wenn er sie im Zustand der Vollendung denkt; diese ist keine Abstraktion, sondern in der Entschränkung Erweiterung, Ergänzung des eigenen Daseins durch liebevolle Teilnahme am andern, Eingründung in das ewige allumfassende göttliche Sein und Einigung des Willens mit der sittlichen Weltordnung; darin besteht die Vollendung der Freiheit und Glückseligkeit. Dies Ideal drängt sich doch auch dem Buddhismus auf unter seinen nur negativen Formeln, freilich noch sehr gefährdet durch das einseitig abstrahierende Denken, aber erstarkend in der späteren nördlichen Entwicklung der Mystik. S. 144 wäre bei der Gerichtsbrücke des Islam auf Einfluß des Parsismus hinzuweisen. Kap. 7 „Kultus und Gemeinde". S. 158 hätte auch der Zusammenhang und Zusammenschluß buddhistischer Dämonologie und Magie mit den niederen Religionen der asiatischen Naturvölker im sog. Schamanismus erörtert werden können. Bei den Parallelen zum Katholizismus S. 160 kommt auch in Frage, wieweit etwa gemeinsame volkstümliche Anschauungen und Bräuche aus urarischer Zeit nachwirken. S. 178 fehlt ein Hinweis auf das reiche Sektenwesen des Islam, welches dieser gerade mit zu seiner Vollkommenheit rechnet. Kap. 8 „Sittenlehre". Das Wort Buddhas S. 193 entspricht ganz dem „Du sollst deinen Nächsten lieben als dich selbst". Die Ethik des Islam S. 211 ff. ist dahin zu ergänzen, daß sie sich gegen die eigenen Volks- und Glaubensgenossen ungleich humaner gestaltet als gegen Andersgläubige. F. S. 234 hält den Islam nicht einmal für eine Vorstufe des Christentums. Ungleich milder rechnet ihn die Augsburgische Konfession zu den Häresien.

Falke hat also die fremden Religionen vielfach zu sehr herabgedrückt. Je mehr man die Wahrheitsmomente anerkennt, die sie mit dem Christentum gemeinsam haben und seiner Mission als Anknüpfungspunkte dienen, um so höher kommt dies zu stehen als die wahrhaft universalste Religion, die in Entwaffnung ihrer stärksten Rivalen mit überlegener Wahrheit, Gerechtigkeit und Liebe ihre herrlichsten Triumphe feiern wird.

Lic. D. Gloatz.

Aus Zeitschriften.

Die Allg. evang.-luth. Kirchenzeitung

hat in No. 2 und 3 (Jahrg. 1899) unseren letzten (14.) Jahresbericht einer eingehenden Kritik unterworfen. Nur auf den dringenden Wunsch einiger Freunde und Mitglieder unseres Vereins berichtigen wir die Irrtümer und Entstellungen jener Kritik, lehnen es aber ab, in eine ausführliche Polemik gegen die „Luthardtsche Kirchenzeitung" einzutreten, zu der wir weder Zeit noch Lust haben, nachdem wir erst vor einigen Jahren in notgedrungener Abwehr Stellung und Aufgabe unseres Missionsvereins vor der Oeffentlichkeit dargelegt haben.

Für eine Kritik unserer Missionsmethode sind wir jeder Zeit dankbar, sobald sie nicht voreingenommen ist und brauchbare Vorschläge zu einer ersprießlicheren Arbeit des Missionars enthält. Aber solche positiven Ratschläge suchen wir in den Artikeln der Luthardt'schen K. Z. vergeblich, denn die Bemerkung, es seien „Roms Wege", durch Hospital, Schule und Schriftenverbreitung in China missionarisch wirken zu wollen, wird schon durch die einfache Thatsache ad absurdum geführt, daß sämtliche evangelischen Missionare Chinas mehr oder weniger diese Wege einschlagen, und daß selbstverständlich auch unser Missionsverein nicht, wie es ihm die Luthardt'sche K. Z. unterschiebt, auf „das eigentliche Missionsmittel", die Predigt, in China verzichtet. Das Verfahren aber unserer Missionare in Japan, auf den verschiedensten Wegen, durch Unterricht, Vorträge, Schriften, persönliche Anknüpfungen aller Art u. s. w. das Evangelium auszubreiten, das der Kritiker der Luthardt'schen K. Z. mit kurzen, meist karikierenden Strichen darstellt und von dem nach seiner Meinung nur ein „unbegreiflicher Optimismus" Erfolge erwarten kann, hat gerade in der jüngsten Zeit durch den angesehensten Missionsmethodiker der Gegenwart D. Warneck eine erfreuliche Anerkennung gefunden. In seiner Rezension des Buches unseres früheren Missionars Munzinger: „Die Japaner", worin auch die Missionspraxis unserer Sendboten in Japan beschrieben wird, bemerkt D. Warneck (Allg. Miss. Z. 1899, S. 96): „Ich stehe nicht an, zu bekennen, daß ich die missions-theoretischen Ausführungen des Verfassers mit viel Zustimmung gelesen habe, überrascht über die weit größere Übereinstimmung in wichtigen Grundfragen des Missionsbetriebs, als ich erwartet."

Wenn die Luthardt'sche K. Z. unsere Mission „ursprünglich eine Schöpfung des Protestantenvereins" nennt und von einem „liberalen Parteicharakter" unseres Vereins spricht, so verzichten wir darauf, zu wiederholen, was wir oft genug über die Entstehung, die weitherzige und zugleich friedlich-tolerante Tendenz unseres Missionsvereins gesagt haben, der in der Heimat die Anhänger der verschiedensten Parteien zum gemeinsamen Wirken vereinigt und seine Missionare lediglich nach ihrer Tüchtigkeit, niemals nach ihrer theologischen oder kirchen-politischen Richtung auswählt, — es dürfte vergeblich sein, das Organ der konfessionell-lutherischen Partei eines Besseren belehren zu wollen, findet doch selbst der ehrliche und von der aufrichtigsten Friedensliebe diktierte Versuch unseres Missionars Pf. Paul Kranz, eine Einigung unter den evangelischen Missionaren Chinas herbeizuführen (vergl. Z. M. R. 1898, S. 247), vor ihm keine Gnade.

Eine vor Jahren erfolgte Bemerkung unseres Vorsitzenden: „Was wir an der älteren Mission aussetzen, ist gerade das, worauf sie stolz ist, nämlich ihre konfessionelle und dogmatische Befangenheit", wird von der Luthardt'schen K. Z. zum Ausdruck eines fundamentalen Unterschiedes zwischen unserem Missionsverein und den anderen Missionsgesellschaften aufgebauscht. Eine solche Insinuation zurückzuweisen, fällt uns um so leichter, als die konfessionelle und dogmatische Befangenheit in engherzigster Form, wie sie von unserem Vorsitzenden gemeint war, immer mehr aus den Reihen der Missionsvertreter schwindet, wie denn auch D. Warneck (Missionslehre 2. Abt. S. 56) die Verbindung „konfessioneller Treue mit christlicher Weitherzigkeit und kirchlicher Friedensliebe" fordert und „den persönlichen Glauben höher als die formale Übereinstimmung in allen strittigen Glaubenslehren" stellt.

Dieser jüngste Angriff wird uns nur anspornen, fortzufahren in der alten Liebe und in dem alten Eifer, das Reich unseres Heilandes zu bauen und zu fördern an der Stelle in der Heidenwelt, wo uns eine offene Thür gegeben ist und wohin der Herr der Ernte gerade uns mit unseren Gaben und Kräften berufen hat.

Vereinsnachrichten.

Von unseren Arbeitsfeldern.

Aus Japan.

Neueste Nachrichten.

Am Sonntag, den 29. Oktober, dem 11. Stiftungstage unserer Hongo-Gemeinde in Tokyo, fand in der festlich geschmückten Kirche derselben die Ordination unserer 3 neuen japanischen Gehilfen Komai Kanowo, Hiroi Tatsutarō nnd Aoki Ritsuhikō unter lebhafter Beteiligung unserer japanischen Heidenchristengemeinde statt. Die Predigt hielt auf besonderen Wunsch der Ordinanden Dr. Christlieb, der ihre theologisch-wissenschaftliche Ausbildung von Anfang bis zum Abschluß ihres Studiums geleitet hat. Derselben lagen die Schriftworte 1. Tim. 3,1 und Phil. 2,1—11 zu Grunde. Die Ordination wurde nach dem Formular der Weimarischen Landeskirche, natürlich in japanischer Sprache, von Pfarrer Schiller unter Assistenz von Pf. Dr. Christlieb und Pf. Wendt vollzogen. Pf. Minami begrüßte dann seine neuen japanischen Amtsgenossen unter Hinweis auf die Bedeutung des Tages für die Hongo-Gemeinde. Der Schlußredner war Pastor Ebina, einer der namhaftesten und zugleich auch der ältesten unter den japanischen Pastoren. Ein Höhepunkt seiner Rede war, als er ausführte, wie es ihm heute erst zum Bewußtsein gekommen sei, daß das Ziel, welches unser Missionsunternehmen verfolge, mit seinen Bestrebungen ganz übereinstimme. — Am Spätnachmittage vereinigte im Saale der Theologischen Schule eine gesellige Nachfeier die Festteilnehmer. Möge unser Gott die Arbeit der neuen Gehilfen segnen, damit sie reiche Früchte schaffen für Gottes Reich. (Vgl. Pf. Schillers ausführliche Beschreibung der Feier in der gleichzeitig erscheinenden Nr. 3 des Miss.-Bl. 1899).

Am Dienstag, den 22. November, trafen Pfarrer Haas und Frau und Frl. Heydenreich in Yokohama ein, wo sie von den drei Missionsehepaaren in Empfang genommen wurden. Am Sonnabend, den 26. November, fand ihre Einführung in der Hongokirche in feierlicher Weise statt. Pastor Minami, Schiller, Hiroi und Christlieb begrüßten die neuen Mitarbeiter. Nachdem dann Pf. Wendt, Frau Wendt und Frl. Inasawa das schöne Lied: „Harre, meine Seele" zweistimmig vorgetragen, bestieg Pfarrer Haas die Kanzel, deren Pult zum ersten Male (ebenso wie der Abendmahlstisch) mit der vom Berliner Frauenverein gestifteten Bekleidung geschmückt war. Pfarrer Haas erinnerte in seiner Ansprache daran, daß am Tage nach seiner Ankunft in Japan das japanische Erntedankfest (Niinameshai) gefeiert worden sei, und sprach die Hoffnung aus, daß auch für uns in der Missionsarbeit bald die Zeit einer reichen Ernte und eines Erntedankfestes kommen möge. Mit Gebet, Gesang und Segen, den Pfarrer Haas in japanischer Sprache verlas, schloß die kirchliche Feier, auf welche eine gesellige Feier in Pastor Minami's Hause folgte. Die Hauptarbeit der neuen Mitarbeiter besteht zunächst in der Aneignung der japanischen Sprache. In der Dezember-Frauenversammlung hielt Frl. Heydenreich eine Ansprache, nachdem am 27. November schon Pfarrer Haas seine erste Predigt vor Japanern in der Hongokirche gehalten hatte.

Am 29. und 30. November fand im Hause von Pf. Schiller ein Verkauf der Reste des vorjährigen Bazars statt. Außer Frau Pf. Schiller und Wendt beteiligte sich zum ersten Male Frl. Heydenreich an dem Verkaufe. Der Reingewinn, welcher erzielt wurde, beträgt 95,19 Yen, also 196 Mk. Da so ziemlich alles ausverkauft ist, so hoffen wir, daß die nächsten Bazararbeiten wieder recht

viele zum Verkauf sich eignende Sachen bringen werden. Schon zum voraus allen Helfern freundlichen Dank!

Am 22. Dezember abends 6 Uhr vereinigten sich alle Arbeiter unserer Mission im Hause von Pfarrer Wendt zu gemeinsamer Weihnachtsfeier.

Die Hongogemeinde feierte ihr Weihnachtsfest in gewohnter Weise am 24. Dezember. In Shitaya fand die Feier am 25., in Bancho und Yotsuya am 26. statt.

Am Sonnabend, den 14. Januar 1899, abends 6½ Uhr fand in unserer Hongokirche die feierliche Eheschließung unseres Pastors Komai statt. Pf. Minami vollzog die Trauung, worauf die anwesenden Deutschen von Paul Gerhards herrlichem Choral: „Befiehl du deine Wege" 3 Strophen sangen. Dr. Christlieb brachte sodann dem jungen Ehepaar die Glückwünsche des Missionarkollegiums dar. Pastor Aoki erfreute sie mit einigen selbstverfaßten Gedichten. Pastor Komai arbeitet bekanntlich in Shitaya, einem der östlichen Stadtbezirke Tokyos. Seine junge Frau, die lange Zeit mit einer englischen Missionarin zusammengearbeitet hat, wird ihn dadurch unterstützen, daß sie für Frauen gesonderte Bibelstunden abhält und außerdem Handarbeitsunterricht erteilt. Wir wünschen dem jungen Paare von Herzen Glück und Segen zur Ehe und zur gemeinschaftlichen Arbeit für das Reich Gottes!

Aus China.

Jahresbericht für 1898 von Missionar D. Ernst Faber in Tsintau, China.

„Die ersten Monate des Jahres waren noch durch den Druck des zweiten Teiles meines Werkes über die Chinesischen Klassiker in Anspruch genommen. In den sechs Bänden, welche nun veröffentlicht sind, ist alles niedergelegt, was ich über die dreizehn kanonischen Werke des Konfuzianismus zu sagen habe. Der Text wurde historisch kritisch untersucht nach den Ergebnissen der hervorragendsten Gelehrten Chinas. Der Inhalt ist erschöpfend dargelegt und beleuchtet durch die christlichen Grundwahrheiten und die Kulturentwicklung der Westländer. Diese Art, ihre verehrten Klassiker zu behandeln, ist natürlich vielen stolzen Konfuzianern zunächst unsympathisch, aber die gute Wirkung wird nicht ausbleiben. Es wird von mir freudig anerkannt alles, was irgendwie von Wert fürs Altertum war und teilweise noch ist, aber ebenso auch hervorgehoben, daß es besseres giebt, mit der Darlegung, inwiefern und wo es zu finden ist. Von Anfang April bis Ende November war ich in Shantung, resp. dem deutschen Kiautschou-Gebiet. Da ich ausgezeichnet empfohlen war, fand sich ein notdürftiges Unterkommen, mieten aber konnte ich kein Häuschen, umgesehen und angefragt habe ich öfters. Die kleine Wohnung, welche mir zur Verfügung steht, konnte nicht so ausgebaut werden, daß sie für den Winter erträglich geworden wäre. Nach den Versprechungen der deutschen Regierung hatte ich gehofft, die Mission würde im Juni, spätestens im Juli, ein Stück Land angewiesen erhalten, dann hätte doch wenigstens noch ein Küchenhäuschen mit einigen Quadratmetern heizbaren Raumes für mein Unterkommen fertig gestellt werden können. Gepredigt habe ich zweimal im Freien vor großer Versammlung, auch einen Seesoldaten beerdigt, seither versieht diese pastorale Amtsthätigkeit Missionar Kunze (Berlin I), der außerdem einer Anzahl chinesischer Jungens das deutsche A B C beibringt. Die Amerikaner, Missionar Berger und Frau, sorgen für die geistlichen Bedürfnisse der Chinesen. Um Weihnachten trafen auch noch der ältere Berliner Missionar Voßkamp und Familie, sowie ein junger Missionar derselben Gesellschaft in Tsintau ein. Das Wetter wurde kalt, in den Beinen regte sich Rheumatismus, in der Brust die Vorboten meines alten asthma-

tischen Leidens. Da sah ich keinen anderen Ausweg, als auf einige Zeit den Süden aufzusuchen. Im nächsten Frühjahr ist hoffentlich die Kolonialentwicklung soweit vorgeschritten, daß sich unsere Mission wohl ausgerüstet eingliedern kann. Man wird aber auch dann noch mit werdenden Verhältnissen rechnen müssen. Die Preise für Arbeiter ꝛc. werden wohl im Laufe der Zeit vernünftiger werden. Wohl zu berücksichtigen gilt es, daß wir mit dem Versuch von christlicher Gemeindebildung unter den Chinesen in Konkurrenz treten mit den amerikanischen und englischen Missionsgesellschaften. Da hängt sehr viel ab von den Mitteln und Kräften, welche zur Verfügung stehen. Die amerikanischen Presbyterianer haben alle Vorteile auf ihrer Seite. Diese haben in der Provinz vier große Centralstationen mit mehreren hundert Außenstationen. Auf den Centralstationen Tschifu, Tangtschau, Wei Hien und Tsinan befinden sich großartige Schulanstalten, Hospitäler und stattliche Wohnungen der Missionare. Diese Anlagen kosten mindestens eine halbe Million Mark. Die Zahl der Missionare ist ebenfalls eine große, wenn auch nicht übermäßig im Verhältnis zur Ausdehnung des Werkes im Innern der Provinz. Da ich der Konferenz der Missionare von Shantung beigewohnt habe, so gedenke ich, d. v. ausführlicher über die Missionsarbeit in der Provinz zu berichten, sobald der Bericht der Konferenz, welcher das statistische Material enthält, veröffentlicht sein wird. In Tsintau haben die amerikanischen Presbyterianer bereits eine Station eröffnet mit etwa sechzig Gemeindemitgliedern, alles Christen von Stationen im Lande, welche sich durch weiteren Zuzug beständig mehren. Die englischen Baptisten werden sich aus demselben Grunde veranlaßt sehen, ebenfalls einen Missionar in Tsintau zu stationieren.

Meine Reisen nach Peking, durchs Innere der Shantung-Provinz und nach Hongkong waren nicht nur lehrreich für mich, sondern gaben mir auch mancherlei Gelegenheit, privatim und in Versammlungen über wichtige Missionsfragen zu reden. Solcher Gedankenaustausch und brüderliche Gemeinschaft mit Mitarbeitern aus verschiedenen Missionen ist mir von hoher Wichtigkeit, besonders auch für erfolgreiche Wirksamkeit meiner litterarischen Thätigkeit. Durch meine chinesischen Werke bin ich in Missionskreisen bereits in ganz China bekannt. Ich fand überall bei Engländern und Amerikanern, wie auch unter den Deutschen die herzlichste Aufnahme. Dieses ist mir eine weitere Aufmunterung, meiner litterarischen Thätigkeit treu zu bleiben.

An der chinesischen Geschichte arbeite ich, soweit es meine ungeordneten Verhältnisse erlauben, voran. Zur Bearbeitung in chinesischer Sprache bedarf ich dann aber meiner Bibliothek. Zunächst mache ich meine Vorarbeiten in englischer Sprache und habe noch viel zu thun, das Material zu bewältigen. Die Litteratur gedenke ich gesondert zu behandeln, aber doch als einen Teil der Geschichte. In der Litteratur zeigt sich die Eigenart des menschlichen Geistes nach seinem ganzen Umfang und seiner Entwicklung in und mit der Sprache. Derselbe Geist erscheint in der Kulturgeschichte und in der politischen Geschichte im Verhältnis zu den natürlichen Bedingungen des menschlichen Lebens, in seinen gesellschaftlichen Organisationen und in den Verhältnissen verschiedener Organisationen zu einander. Jedenfalls möchte ich die Geschichte nicht nur als Gewordenes oder Geschehenes behandeln, sondern als Bethätigung des menschlichen Geistes, die chinesische Geschichte also als Bethätigung des chinesischen Geistes. Dabei darf ich jedoch nicht stehen bleiben. Als Missionar sehe ich es als meine Aufgabe an, den chinesischen Nationalgeist in Berührung und Beleuchtung, womöglich unter den Einfluß, des göttlichen Geistes zu bringen. Der göttliche Geist wird aber auch nicht etwa als Abstraktion oder als Dogma gedacht, sondern in seiner Wirksamkeit verstanden, nach den biblischen Berichten, in der Geschichte der Kirche und im Einfluß auf die Kultur des Westens. Dieses wären in wenigen Worten die Grundlinien der mir vorschwebenden Aufgabe. Man nehme nicht an, dergleichen sei zu hoch für Chinesen. Auch in der Mission ist das Beste eben gut

genug. Für minderwertige Litteratur wird reichlich gesorgt. Der gebildete Chinese weiß aber auch gediegene Arbeit zu schätzen. Was aber als hervorvorragende Leistung tiefere Wirkung auf die künftige Entwicklung Chinas haben wird, kann erst später erkannt werden. Meine Arbeit wird als spezifisch deutsche Missionsarbeit angesehen und doch gerne benutzt von den Angehörigen der verschiedensten Missionen. Gerade auf diesem Gebiete kann der Allg. ev.-prot. Miss.-Verein segensreich wirken, weil nicht gebunden an eine kirchliche Konfession, noch an eine einseitige theologische Richtung.

Wann ich mit der chinesischen Bearbeitung meiner chinesischen Geschichte werde zu stande kommen können, darüber kann ich jetzt kaum eine Ahnung haben. Im Geiste bin ich damit beschäftigt und bringe auch zu Papier, was ich so unterwegs besorgen kann. Zur völligen Ausreifung ist mir der Gegenstand noch nicht gelangt. Jetzt habe ich hier auf Hongkong ein gutes Zimmer zur Verfügung. Als ich am 14. Dezember ankam, fand ich das Basler Missionshaus ganz voll und im Berliner Findelhaus die Anstreicher beschäftigt, erhielt aber doch eine Stube mit einem Rheinischen Missionar zusammen. Ich kam recht krank an, mit Fieber und Asthma, und mußte mich sogleich zu Bette legen, trotzdem fand ich von Seiten des Herrn und Frau Pastor Kriele recht herzliche Aufnahme. Missionar Voßkamp mit Familie und einem jungen Missionar, alle für Tsintau bestimmt, traf ich ebenfalls hier. Glücklicherweise erholte ich mich bald. Es war aber die höchste Zeit gewesen, daß ich in mildere Luft kam. Zu Neujahr konnte ich die Predigt in der deutschen Kirche übernehmen. Beim Besuch der Königlichen Hoheiten, Prinz und Prinzessin Heinrich, wurde ich ebenfalls vorgestellt und zum Mittagessen eingeladen. Sowohl der Prinz als seine hohe Gemahlin sind im Umgang sehr leutselig und herzlich, ohne jegliche vornehme Steifheit.

Ueber die Lage in China berichten jetzt die Zeitungen alles Wissenswerte. Die Reaktion hat in Peking die Herrschaft wieder erlangt, wird sich aber voraussichtlich nicht sehr lange halten können. Immerhin wird es ohne Blutvergießen, vielleicht in größerem Maßstabe nicht abgehen. Es gährt in mehreren Provinzen. In Shantung hat der Gelbfluß wieder durch Ueberschwemmung große Verheerung angerichtet. Es wird im Interesse der deutschen Kolonie Kiautschou sein, wenn der Strom nicht nur eingedämmt, sondern für Dampferverkehr brauchbar gemacht wird. Jetzt wird durch jede Ueberschwemmung nicht nur materielles Gut im Werte von vielen Millionen zerstört, sondern auch immer Tausende arbeitskräftiger Leute durch Hunger und Not zu allerlei Exzessen getrieben. Die deutsche Regierung wird vor manche schwere Aufgabe in China gestellt werden.

Aus den Missionsgebieten wird überall guter Fortschritt berichtet. Die Zahl der Taufbewerber ist groß und fast allerorten im Steigen begriffen. Aber an Verfolgungen fehlt es auch nicht. Mindestens durch einen Blutzeugen wurde das Evangelium in der größten und schönsten Provinz Chinas, in Szechuen, besiegelt. Die Rebellion in jener Provinz scheint noch immer im Wachsen zu sein. Die Zeit der göttlichen Heimsuchung ist für China hereingebrochen. Möge sie den Millionen zum Segen werden".

Aus den Zweigvereinen.

Der Schleswig-Holsteinsche Landesverein

veranstaltete in den Tagen vom 15.—24. Januar in Neumünster, Kiel, Flensburg, Tönning, Friedrichstadt, Husum, Wesselburen, Meldorf, Glückstadt und Marne Versammlungen, in denen unser Vereinssekretär Prediger Lehmpfuhl aus Berlin Vorträge über die Arbeiten unseres Vereins, das neue Unternehmen in Kiautschou u. s. w. hielt. Am 25. Januar fand eine Konferenz des Vorstands des Schleswig-Holsteinschen Landesvereins in Neumünster statt,

in der auf Grundlage eines Reiseberichtes des Pred. Lehmpfuhl Beschlüsse über die Fortsetzung der Arbeit für unseren Missionsverein in dieser Provinz gefaßt wurden. Eine erfreuliche Folge jener Vortrags-Versammlungen war die Gründung einer Frauengruppe in Flensburg durch Frau Landgerichtsrat Mahlstedt und die Sammlung einer Ortsgruppe in Glückstadt durch Pf. Jakobsen.

Der Wiesbadener Zweigverein

veranstaltete am 29. Januar sein Jahresfest, bei dem Pf. Habermehl aus Rüdesheim die Festpredigt über Gal. 6, 9 hielt und die Aufgabe, die unser Verein sich gestellt, die Treue, die er verlange, und die Verheißung, deren er sich getröste, darthat. Den Bericht erstattete Pred. Lehmpfuhl. Am 30. Januar versammelte sich eine Anzahl von Pfarrern des Kons.-Bez. Wiesbaden unter Vorsitz von Dekan Bickel zu einer Missionskonferenz, auf der nach einem Vortrage unseres Vereinssekretärs über Arbeit, Methode und Ziele unseres Vereins und seine geschichtliche Entwicklung einstimmig die Gründung eines Verbandes für den Konsistorial-Bezirk Wiesbaden beschlossen wurde. Die Leitung wurde Dekan Bickel übertragen. Am 9. Februar hielt ferner Pred. Lehmpfuhl einen Vortrag über „Kiautschou, Land und Leute" im Wiesbadener Kolonialverein.

In der Rheinprovinz

wächst neuerdings das Interesse für unser Werk. Im Februar hielt unser Vereinssekretär Pred. Lehmpfuhl in einer Reihe von Städten Vorträge und Missionspredigten, u. a. in Ehrenbreitstein, Bonn, Düren, Siegburg, Seelscheid, Ründeroth. In der Versammlung der Freunde des „Gemeindeblatts für Rheinland und Westfalen" am 2. Februar wurde nach einem Vortrage Pred. Lehmpfuhl's über die Aufgaben und Ziele unseres Vereins in der Heimat und in Ostasien einstimmig die Gründung eines Provinzialverbandes für das Rheinland beschlossen, dessen Vorsitz Pf. Starck in Krefeld übernommen hat.

Der Breslauer Lokalverein

feierte sein Jahresfest am 27. November v. J. in der Bernhardinkirche. Pastor Schultze predigte über: „Dein Reich komme". Der Vorsitzende Pastor Just erstattete darauf den Jahresbericht und ermahnte zur kräftigen Unterstützung der Unternehmungen in Kiautschou. Am 4. Dezember predigte Pastor Dr. Menzel in der Lutherkirche über: „Dein ist das Reich, an dem wir bauen; Dein ist die Kraft, auf die wir trauen; kommt laßt uns seine Herrlichkeit schauen!" Am 15. Januar predigte Pastor Schwartz in der Maria Magdalenakirche über den Kämmerer aus dem Mohrenlande. Eine Anzahl neuer Mitglieder und ansehnliche Kollekten wurden durch diese Gottesdienste gewonnen. Sehr erfreulich ist aber die Thatsache, daß nach einem Vortrage des Pastors Just über die Frauen-Mission am 3. Februar d. J. ein Frauenveren hier ins Leben getreten ist. Derselbe zählt bereits über 40 Mitglieder. Auch sind ihm schon mancherlei Geschenke für den Bazar in Tokyo zugegangen. Unter der Leitung der Frau Pastor Matz versammelt er sich jeden ersten Donnerstag im Monat zu Vortrag und Arbeit.

Der Potsdamer Zweigverein

feierte sein Jahresfest am 22. Januar. Prediger Falk hielt die Festpredigt über 1. Korinther 1, 21—25 und führte aus, daß unsere Zuversicht bei der Missionsarbeit darauf beruht, daß wir „Christum, göttliche Kraft und göttliche Weisheit"

den Heiden predigen. Den Bericht erstattete der Vereinspräsident Prediger Dr. Arndt im Anschluß an das Schriftwort Pred. Sal. 11, 1. In einer sehr angeregten Nachversammlung, die namentlich auch vom Potsdamer Frauenvereine besucht war, wurden noch weitere Mitteilungen über den Stand des Vereinswerkes gegeben. Die Kollekte betrug 71 Mark.

Der Berliner Hauptverein.

hielt sein Jahresfest am 12. Februar in der St. Georgen-Kirche. Vor der zahlreich erschienenen Festgemeinde hielt Pf. Lic. Neveling die Predigt. Den Bericht erstattete Pred. Lic. Dr. Kind in Anknüpfung an Ap.-Gesch. 4, 12. Die Kollekte betrug 50 Mark.

Neue Zweigvereine.

In den letzten Wochen sind neue Frauenvereine gegründet und als Zweigvereine unserem Missionsvereine angeschlossen worden:

1. in Breslau, Vorsitzende Frau Senior Matz;
2. in Ehrenbreitstein, Vorsitzende Frau Geheimrat Cuno;
3. in Heidelberg, Vorsitzende Frau Professor Hartfelder;
4. die schon oben erwähnte Frauengruppe in Flensburg unter Leitung der Frau Landgerichtsrat Mahlstedt.

Wir hoffen, daß noch an vielen anderen Orten die Freundinnen unserer Sache sich zusammenschließen, sowie daß unsere sämtlichen Frauenvereine unter dem Ehrenvorsitz Ihrer Königlichen Hoheit der Frau Erbgroßherzogin Witwe Pauline von Sachsen blühen und gedeihen. Am 10. Februar hat der Centralvorstand ein Cirkular an die Frauenvereine mit der Bitte um eingehende Berichterstattung und um reiche Beschickung des im November d. J. geplanten Bazars in Tokyo (Sammelstelle: Pfarrer Burggraf in Bremen, Ellhornstr. 19A bis zum 1. Juli d. J.) gerichtet.

In Aschaffenburg, wo unser Missionar Pf. Haas als Stadtvikar thätig war, hat sich der „Evangelische Leseverein" als Gesamtmitglied unserem Missionsvereine angeschlossen.

Aus dem Centralvorstande.

Das 15. Centraljahresfest

wird, wie wir schon im 2. Heft meldeten, in Meiningen stattfinden und zwar, wie nunmehr bestimmt ist, am 19.—21. September d. J.

Verpflichtungsscheine für Kiautschou.

Eingegangen sind bis jetzt: 9 Scheine über 50 Mk., 2 Scheine über 100 Mk., 1 Schein über 500 Mk., 1 Schein über 1000 Mk. Erforderlich sind noch 91 Scheine über 50 M., 48 Scheine über 100 Mk., 19 Scheine über 500 Mk., 9 Scheine über 1000 Mk. Wer zeichnet noch?

Der Holtzmann'sche Vortrag

über: „Christliche Geschichtsbetrachtung im Lichte der Mission", der auf der Frankfurter Generalversammlung am 21. September 1898 so reichen Beifall und in unserer kirchlichen Presse einmütige Anerkennung (Prof. D. Mirbt schreibt in der „Christl. Welt" 1898, Nr. 46: Den Mittelpunkt der geistvollen und anregenden Skizze bildet die Rechtfertigung unseres Anspruchs, daß das Christentum die Weltreligion der Zukunft ist.") gefunden hat, ist soeben in 2. Auflage bei A. Haack (Berlin NW. Dorotheenstr. 55) erschienen. Er wird allen unseren Freunden und Mitgliedern zur Massenverbreitung angelegentlich empfohlen (Partiepreis 50 Exemplare für 5 Mk.).

Entwicklungsgang der Methode der christlichen Mission in China[1]).

Von Prediger H. Lehmpfuhl in Berlin.

Die christliche Mission in China reicht bis ins Jahr 636 zurück, in dem der Nestorianer Olopuen, wie man berichtet, dort anlangte. Sie hat also eine mehr als 1200 jährige Geschichte. Die letzten Nachrichten über dies Unternehmen der Nestorianer haben wir von dem berühmten Reisenden Marco Polo, der in der 2. Hälfte des 13. Jahrhunderts nach China kam, und von dem ersten Gründer der römisch-katholischen Mission, dem Franziskaner Johannes von Monte Corvino, der 1295 in China landete. Die Mission der Nestorianer ist zu Grunde gegangen und hat keine Spur ihrer Wirksamkeit hinterlassen als eine Marmortafel mit einer chinesischen und syrischen Inschrift, die 1625 von den Jesuiten wieder aufgefunden wurde und von der sich eine Nachbildung in Paris befindet. Aber wenn auch die eigentliche Kirchengeschichte Chinas erst mit dem Jahre 1498, der Entdeckung des Seewegs nach Ostindien, oder gar erst mit dem Jahre 1582, der Landung Ricci's in China, beginnt, so umfaßt sie doch immerhin einen Zeitraum von 300 Jahren und hat eine so wechselvolle und in vieler Beziehung lehrreiche Entwicklung genommen, daß man sich wundern muß, daß sich bisher noch niemand angeregt gefühlt hat, eine quellenmäßige Darstellung dieser Geschichte zu geben, die so reich ist an großen Thaten und so viele wirklich bedeutende und interessante Männer aufzuweisen hat. Ja, wir besitzen nicht einmal eine nach wissenschaftlichen Grundsätzen gearbeitete Geschichte der protestantischen Mission Chinas, die doch nunmehr auch schon auf einen Zeitraum von 90 Jahren mit ganz scharf sich abhebenden Epochen zurückblickt. Hier ist noch ein großes Feld zu bebauen und eine Arbeit zu leisten, die des Schweißes der Edlen wert ist.

Im Folgenden soll versucht werden, eine Seite der chinesischen Missionsgeschichte zu schildern, die Entwicklung, die die Methode der christlichen Mission genommen hat. Es ist das Kapitel aus der chinesischen Missionsgeschichte, welches für den praktischen Missionsbetrieb am wertvollsten ist, da ohne einen Einblick in den geschichtlichen Werdegang alles Theoretisieren in der Luft schwebt und ein gesunder Weiterbau nur auf Grund der Lehren der Geschichte geschehen kann, — ganz abgesehen davon, daß das Studium der verschiedenen auf einem Missionsfelde angewandten Methoden den praktischen Missionsarbeiter vor vielen Fehlern bewahrt, in die er leicht gerät. Die Geschichte ist eben die beste Lehrmeisterin auch für den Systematiker. Es wäre dringend zu wünschen, daß ähnliche Untersuchungen, wie die folgende, auch für andere Missionsfelder angestellt würden. Es würde sich dann in den Resultaten gewiß ein großer Konsensus ergeben, aber ebenso groß und jedenfalls höchst lehrreich würden die Abweichungen im einzelnen sein, und,

[1]) Auf Grund eines in der Theologischen Gesellschaft zu Berlin gehaltenen Vortrags.

was die Hauptsache ist, die wissenschaftliche Missionslehre erhielte den Unterbau, der ihr jetzt noch gänzlich fehlt.

Bei der Lückenhaftigkeit des für meine Arbeit vorliegenden Materials brauche ich nicht zu sagen, wie sehr ich mir der Mangelhaftigkeit dieses Versuches bewußt bin. Aber er bedeutet doch einen Schritt vorwärts auf einem bisher noch unbebauten Felde und bahnt späteren Arbeiten die Wege.

I.

Die ersten Missionare in China, die Dauerndes geschaffen haben, waren die Jesuiten, die durch ihre im 16. Jahrhundert begonnene Mission ihren Namen für alle Zeiten unauslöschlich der Geschichte Chinas eingedrückt haben. Sie sind auch die ersten gewesen, die nach einer bestimmten, klar durchdachten Methode vorgegangen sind. Auf sie müssen wir daher zunächst näher eingehen.

Über die von den Jesuiten eingeschlagene Methode ist viel geschrieben worden. Sie hat bekanntlich einen mehr als 100 jährigen Streit zwischen ihnen und den Dominikanern und Franziskanern hervorgerufen, in dem auch die Päpste des öfteren das Wort ergriffen haben. Der Streit endete schließlich damit, daß Benedikt XIV. durch die berühmte Bulle ex quo singulari 1742 feierlich die jesuitische Methode verdammte. Das gerechteste und sachgemäßeste Urteil in dieser Angelegenheit auf protestantischer Seite hat D. Faber in seiner Abhandlung über: „Sitten und Gebräuche der Christen unter den Heiden" gefällt, die in der Warneck'schen A. M. Z. 1884 abgedruckt und jetzt auch in englischer Übersetzung in Separatausgabe erschienen ist. Man hat den von den Jesuiten eingeschlagenen Weg die Methode der Akkomodation genannt, aber sich bei ihrer Beschreibung meist nur an das Äußerliche gehalten und folgendes als die charakteristischen Eigentümlichkeiten hervorgehoben:

1. Daß sich die katholischen Missionare, Ricci voran, schon in ihrer Kleidung und dem ganzen Äußeren vollständig den Chinesen anpaßten und ganz Chinesen wurden, daß sie nicht direkt als Missionare und Boten Jesu Christi auftraten, sondern sich für Mathematiker, Ingenieure, Astronomen ausgaben und sich durch allerlei Künste und Erfindungen wie Gießen von Kanonen, Anfertigung von Uhrwerken u. s. w. bei den Mandarinen und den chinesischen Kaisern einzuführen suchten.

2. Man hat vor allem getadelt, daß sie den chinesischen Religionen und namentlich den mit ihnen verbundenen gottesdienstlichen Gebräuchen eine allzu große Schonung angedeihen ließen, daß sie selbst den Ahnendienst duldeten, ja, daß ihr Entgegenkommen sogar so weit ging, daß Ricci in seinen Schriften den Unterschied zwischen dem Heidentum und Christentum auszugleichen versuchte.

3. Daß es ihnen bei ihren Bestrebungen vor allen Dingen auf große Zahlen ankam und sie nur darauf bedacht waren, möglichst viele Chinesen auf einmal durch die Taufe in den Schoß der alleinseligmachenden Kirche zu bringen, ohne daß sie besonderes Gewicht auf die religiöse Qualität der Bekehrten legten, daß sie in diesem Streben bei Kindertaufen sogar zum frommen Betrug griffen und diese gegen den Willen der Eltern und selbst mit Täuschung derselben tauften.

4. Daß sie es in erster Linie auf Bekehrung der oberen Zehntausend Chinas, der Litteraten und Mandarinen, abgesehen hatten, und ihr Werk bei zu mangelhafter Fundamentierung wesentlich von der Gunst derselben abhängig wurde, darum auch trotz aller äußeren glänzenden Erfolge zusammenbrach, als ihnen diese Gunst entzogen wurde.

5. Daß sie nach dem ganzen Geist ihrer Methode das spezifisch Christliche nicht in der Weise hervorhoben, wie es Jüngern Jesu Christi bei der Arbeit für sein Reich und seinen Namen ziemt, sondern es verdunkelten und in den Hintergrund stellten.

Dies sind die Einwendungen, die man gewöhnlich gegen die Missionsmethode der Jesuiten in China erhebt, und wer wollte bestreiten, daß sie zu Recht bestehen? Die treibenden Motive dieser ganzen Methode hat uns aber D. Faber in der genannten Abhandlung verstehen gelehrt. 1. Als richtig an dem Vorgehen der Jesuiten ist anzuerkennen, daß sie sich von Anfang an als das Ziel ihrer Mission die Christianisierung des ganzen chinesischen Volkes steckten. Sie zeigten hierin einen weiteren Blick für die letzten Aufgaben jeder christlichen Mission als die ältere sogen. pietistische Mission, der es lediglich um Einzelbekehrung zu thun war. 2. Es ist ferner wohl zu beachten, daß die Jesuiten bei ihrer Akkomodation an die chinesischen Sitten und Gebräuche von dem richtigen Gedanken ausgingen, daß es in der Mission auf Pflanzung des Glaubens, nicht der kirchlichen Gebräuche der Heimat ankommt. D. Faber nennt darum ihre Methode die historische, da sie das unter den Chinesen geschichtlich Gewordene respektierte und soweit als möglich sanktionierte. Die Jesuiten wollten eine chinesische Volkskirche gründen. Auch hierin waren sie weitblickender und erwiesen sich als weitherziger als ihre Gegner, die Dominikaner und Franziskaner, die ebenso wie die älteren protestantischen Missionare die Heiden zu sich herüber zu ziehen versuchten und alles, was mit dem „zum Teufel verdammten Chinesentum" zusammenhing, zu verdrängen suchten. 3. Aber durchaus verkehrt war nun, wie die Jesuiten ihre richtigen Grundsätze verwirklichten, und das läßt sich nach unserer Meinung nur durch ein mangelhaftes Eindringen in den eigentümlichen Geist des Christentums erklären. Es kann nur eine religiöse Wurzel haben. Die Art ihres Vorgehens hätte nicht, wie D. Faber wieder treffend bemerkt, zu einer völligen Umgestaltung der chinesischen Sitten im christlichen Geiste geführt, was doch der Zweck der christlichen Mission sein muß — sie war nur eine Reform des Chinesentums. „Darum hatten sie anfänglich auch einen äußerlich glänzenden Erfolg, besonders in der vornehmen Welt Chinas . . . Wäre es den Jesuiten vergönnt gewesen, in ihrer Art ungestört weiter zu machen, so würden wir jetzt in China die raffinierteste Weltmacht haben. Der Konfuzianismus, von seinen schlimmsten Auswüchsen gereinigt, wäre nach wie vor Staatsreligion, und das Christentum in hinreichend modifizierter Form wäre geduldet neben dem Buddhismus und Taoismus".

Das ist die erste wirkliche Missionsmethode, von der man in China reden kann. Ihre Verdammung durch die Päpste zog den Zusammenbruch der ganzen katholischen Mission nach sich. Sie führte nur ein sieches Dasein, bis in den 40er Jahren unseres Jahrhunderts mit dem Wiederaufbau begonnen wurde. 1842, dem Jahre des Vertrags zu Nanking, der 5

Hafenorte Chinas den Fremden öffnete, waren auch die Jesuiten bereits wieder bei der Arbeit. Aber die Katholiken haben durch die gemachten Erfahrungen gelernt. Die schlimmsten Auswüchse scheinen beseitigt zu sein, wenn auch noch jetzt wie früher alles Gewicht auf große zahlenmäßige Erfolge gelegt wird und man nach wie vor an dem verwerflichen Verfahren beim Taufen von Kindern festhält. Über die ganze Arbeit der katholischen Mission in China dringt nur wenig an die Öffentlichkeit. Leider nehmen auch die protestantischen Missionare absolut keine Notiz von derselben. Nur ab und zu wird ein Entrüstungsschrei laut über den Einbruch der Katholiken in protestantisches Missionsgebiet und ihre unlautere Propaganda. Im großen und ganzen ist unsere Kenntnis der katholischen Missionsarbeit in China nur recht dürftig.

Nun ist kürzlich das Buch eines französischen Lazaristen-Missionars Raynauld, Apostolischer Vikar in Tschekiang, „Another China", erschienen, das uns einen Einblick in die gegenwärtige katholische Missionsmethode gewährt. Vorweg ist zu bemerken, daß das Buch alle Fehler der katholischen Missions-Litteratur hat. Es färbt in der unglaublichsten Weise schön, wo es sich um die katholische Mission handelt, und malt ebenso alles schwarz, wo es auf das Vorgehen der Protestanten zu sprechen kommt. Aber der Verfasser bemüht sich, in seiner Polemik einen vornehmen Ton anzuschlagen[1]). Uns kommt es hier allein auf die Methode an, und zwar wollen wir nicht fragen, ob sie wirklich so gehandhabt wird, wie hier beschrieben? Wir wissen sehr wohl, wie viele Verstöße dagegen geschehen[2]). Unsere Frage soll nur die sein: Welche Methode gilt dem Verfasser als die ideal-katholische Missionsmethode für China, und wie arbeiten demgemäß nach seiner Beschreibung die katholischen Missionare gegenwärtig auf unserm Arbeitsfeld? Und da muß ich im Einklang mit D. Faber bekennen, daß sie äußerst praktisch vorgehen. 3 Punkte sind es, die für uns in dieser Beziehung aus dem Raynauld'schen Buche in Betracht kommen: 1. Die katholischen Arbeitskräfte und ihre Verteilung, 2. die Mittel, deren man sich bei der Arbeit bedient, 3. der Weg der Einzelbekehrung.

Unter den Missions-Arbeitern muß an erster Stelle der europäische katholische Missionar genannt werden. Wie zur Zeit der Jesuitenherrschaft im 16. und 17. Jahrhundert nimmt er auch heute noch mit dem Augenblick, wo er den Boden Chinas betritt, chinesische Kleidung an und sucht den Chinesen in jeder Beziehung ein Chinese zu werden. Er macht sich unter Anleitung der älteren Missionare mit der chinesischen Umgangs-

---

[1]) In einem der nächsten Hefte werden wir eine eingehende Besprechung dieses in mancher Beziehung interessanten Buches bringen. Hier beschränken wir uns lediglich auf die Partien, die die kathol. Missionsmethode behandeln.

[2]) Pf. Kranz schreibt: „Die katholische Missionsmethode besonders der Franzosen in China kann gar nicht scharf genug verurteilt werden. Die Katholiken machen den Namen Jesu verhaßt und verachtet bei den Leuten, weil sie schlechte Subjekte in die Kirche aufnehmen und sie mit der Macht der französischen Politik beschützen .... Aber je toller sie es treiben, desto besser hebt sich in den Augen des Volkes die evangelische Missionsmethode davon ab. Das Raynauld'sche Buch strotzt von Unverschämtheiten. Wir können aber gewiß auch von unseren Gegnern manches lernen". Diese Ausführungen sind gewiß zutreffend. Wir bringen sie hier gern zum Abdruck, um jeglichem Argwohn zu begegnen, als billigten wir das Vorgehen der Katholiken in China als solches.

sprache und den Sitten des Landes vertraut. China ist ihm das Land, in dem er fortan leben, wirken und dermaleinst auch sterben soll. Erst wenn er sich hinreichend eingelebt hat, beginnt er missionarisch zu wirken. Nun ist aber, was sein Wirkungsgebiet betrifft, bedeutsam, daß, wie aus verschiedenen Andeutungen des Raynauld'schen Buches hervorgeht, der europäische Missionar der eigentlichen aggressiven Arbeit im großen und ganzen fern bleibt. Er führt nur die Oberaufsicht über die Arbeit der eingeborenen Hilfskräfte und legt gleichsam überall nur die letzte Hand an das Werk derselben. Daran wird auch nichts geändert, wenn wir als einen Hauptzweig der Thätigkeit der katholischen Missionare den Unterricht an den Seminaren hervorheben. Die einheimischen Hilfskräfte sind chinesische Missionare, die die Priesterweihe empfangen haben. Doch werden dazu nur solche junge Chinesen herangezogen, die aus Familien stammen, welche bereits zwei oder drei Jahrhunderte christlich sind. Weitere chinesische Helfer sind die sog. Katechisten, die durch Unterweisung der Katechumenen, Predigtwirksamkeit bei den Heiden, Vollziehung von Taufen an solchen, die in Todesgefahr sind, und Abhaltung von Gottesdiensten auf Außenstationen den Missionaren die Wege bahnen, — ferner die sog. „Brüder", die die in den katholischen Findelhäusern aufgenommenen Waisenkinder in verschiedenen Handwerken unterrichten und sie zu guten Christen erziehen, — und endlich eine große Zahl barmherziger Schwestern aus Europa und auch aus chinesischen Familien, die an den Schulen, Waisenhäusern und Handfertigkeits-Anstalten für chinesische Frauen thätig sind. An Kräften fehlt es der katholischen Mission in China nicht, und sie sind alle sorgfältig verteilt.

Unter den Mitteln, mit denen die Mission getrieben wird, sind in erster Linie die sog. „Kleinen" und „Großen" Seminare zu nennen. In ersteren werden junge begabte Chinesen in sämtlichen Wissenszweigen ausgebildet, in letzteren nur in der „Theologie". „Es ist wirklich wichtig", schreibt Raynauld, „daß die eingeborene Geistlichkeit möglichst hoch gebildet sein sollte in einem Lande, wo das Lernen, obgleich nur auf konfuzianische Lehren basiert und dazu nach einer ganz veralteten Methode betrieben, in so hoher Achtung bei allen Bevölkerungsschichten, bei den obersten wie bei den niedrigsten, steht". Sodann sind die verschiedenen Schulen, die Volks-, Handfertigkeits- und Handwerksschulen zu nennen, die Asyle für alte Männer, Heimstätten für Witwen und endlich die weitverzweigte ärztliche Thätigkeit. Nur über die Preßthätigkeit schweigt Raynauld, vielleicht deshalb, weil er in diesem Punkte die protestantischen Missionare angreift, und doch ist gewiß, wie wir schon aus der alten jesuitischen Mission wissen, daß auch diese weit ausgedehnt sein wird. Schon die vielen Schulen machen eine umfangreiche Preßthätigkeit nötig.

Mit diesen Arbeitskräften und Mitteln sucht die katholische Mission das Material für christliche Beeinflussung zu gewinnen. Aber wie wird nun die Einzelbekehrung gehandhabt? Wir geben in wörtlicher Übersetzung die hierher gehörigen Ausführungen Raynauld's selbst wieder, um in diesem von protestantischer Seite so vielfach angefochtenen Punkte einmal einen Katholiken selbst zu Worte kommen zu lassen; denn wenn auch die Praxis dem hier Ausgeführten nicht entspricht und die Klagen der protestantischen Missionare nur zu sehr zu Recht bestehen, — es ist immer interessant,

den katholischen Anwalt zu hören. Nachdem Raynauld S. 65 gezeigt hat, wie vorsichtig man in China bei der Aufnahme von Katechumenen sein muß, da die Chinesen oft aus ganz äußerlichen Gründen, namentlich um Schutz in Rechtshändeln zu suchen, sich als Katechumenen melden, fährt er fort: „Bevor die Heiden als Katechumenen aufgenommen werden können, müssen sie allen Aberglauben abschwören, ihre Götzenbilder vernichten, den Katechismus und die Gebete zu lernen beginnen, und ein solches Leben führen, als wenn sie schon Christen wären. Wenn möglich, müssen sie eine Prüfungsperiode in unseren Niederlassungen durchmachen, wo sie mit christlichem Geist erfüllt und durch gute Beispiele in den Grundsätzen des Evangeliums unterwiesen werden. Die Missionare katechisieren sie beständig und erklären alle Schwierigkeiten. Auch in ihren eigenen Häusern widmen sie sich dem Studium der christlichen Lehre, und oft singen sie ihre Gebete während ihrer Arbeit, oder wiederholen sie die Lektionen bei ihrer Beschäftigung, und einige bezahlen sogar die Heiden, damit diese sie schneller lesen lehren. . . . . Durchschnittlich dauert die Unterweisung und Prüfungszeit der Katechumenen ein Jahr. Aber nach der Taufe müssen sie sich einer Regel unterwerfen, die verhindern soll, daß sie das Gelernte wieder vergessen. Jeden Sonntag müssen die in der Kirche versammelten Christen laut den Katechismus hersagen und das zu verschiedenen Zeiten im Jahr. Bei der jährlichen Beichte fragen die Missionare jeden einzelnen nach den Fragestücken des Katechismus, was die Leute zur Wiederholung des Gelernten zwingt. Die Erfahrung hat den Wert dieses Vorgehens erwiesen, und es wird streng danach in dieser Provinz und in vielen andern Vikariaten verfahren".

Diese Ausführungen werden die Behauptung als genügend begründet erscheinen lassen, daß die Art des Missionsbetriebs der Katholiken eine recht praktische genannt werden muß. Aber so wenig wir das in Abrede stellen wollen, so wenig darf doch auch der große Fehler verschwiegen werden, an dem diese Missionsmethode leidet, es ist ein Fehler fundamentaler Art, der von den schwerwiegendsten Folgen begleitet ist: Er liegt nach unserem Dafürhalten an dem hierarchischen Geist, der sich auch hier nicht verleugnet. 300 Jahre sind die Katholiken in China thätig — und noch keiner ihrer eingeborenen Gehilfen hat es zu einem höheren Grade in der Hierarchie gebracht! Raynauld hebt diesen Umstand S. 75 ganz besonders durch ein Citat des Baron von Hübner, das er anführt, hervor! Die Chinesen werden von den europäischen katholischen Priestern gegängelt, und man wacht ängstlich darüber, daß man das Gängelband nicht aus der Hand verliert. Die Frage ist nur, ob sich ein so hoch kultiviertes Volk wie die Chinesen, die so viel Nationalstolz besitzen, dies auf die Dauer gefallen lassen wird. Nein, diese Mission ist nicht darauf angelegt, selbständige heidenchristliche Gemeinden heranzubilden, die sich selbst regieren, selbst erhalten und ihre eigene Geistlichkeit haben, — das letzte Ziel, das jede rechte Mission sich stecken muß, — und darum wird sie bei allen Erfolgen im einzelnen und trotz der 625 000 Bekenner doch niemals wahrhaft populär und wirklich lebenskräftig werden. Die katholische Hierarchie läßt es nicht dazu kommen: Es fehlt ihr eben, was Luther uns geschenkt, das Prinzip der Freiheit, nach dem jeder Christ auf seine eigenen Füße gestellt und selbst seinem Gott verantwortlich gemacht wird.

II.

Ehe wir uns nun aber zu dem 2. Teil unserer Aufgabe wenden, der Darstellung der Entwicklung, die die Methode der protest. Mission in China genommen hat, sind erst einige allgemeinere Bemerkungen zu ihrer Charakteristik vorauszuschicken. 1. Das letzte Ziel, welches die prot. Mission wie überall so auch in China vor Augen hat, ist die Bekehrung des ganzen Volks. Die Etappen zur Erreichung dieses Ziels sind die Einzelbekehrung, vor allem die Gewinnung von Familien, die Sammlung der einzelnen zu Gemeinden, die allmählich immer selbständiger gemacht werden, die Gewinnung ganzer Landstriche und schließlich die Errichtung einer sich selbständig erhaltenden Volkskirche. Man kann heute sagen, daß die ältere sog. pietistische Missions-Methode, der es nur auf die Bekehrung der einzelnen Individuen ankam und die wie in der Heimat, so auch in der Heidenwelt nur darauf aus war, kleine ecclesiolae von auserwählten Kindern Gottes zu sammeln, die aber bei ihrer Arbeit nicht an die Stiftung von Volkskirchen dachte, durch die Arbeiten von Buß, Warneck und Grundemann wissenschaftlich und durch den Gang der Ereignisse auf den Missionsfeldern auch thatsächlich widerlegt ist. Und wenn man auch beim praktischen Missionsbetrieb noch vielfach die alte Methode durchscheinen sieht und ein Zug ins Große nur allzusehr zu vermissen ist, vielmehr oft ein fast zu ängstliches Streben nach Aufweisung möglichst vieler Einzelbekehrungen sich zeigt, — das letzte Ziel ist doch heute überall die Volkschristianisierung! Und zwar nicht die Errichtung einer ausschließlich durch fremde Priester regierten und mit fremdem Gelde erhaltenen, sondern einer durchaus auf eigenen Füßen stehenden und selbst ihre Angelegenheiten versehenden Volkskirche, wie es nach protestantischen Grundsätzen auch gar nicht anders möglich ist! 3. Dieses richtig gesteckte Ziel sucht die protest. Mission auf eine durchaus ehrliche Weise zu erreichen, und das erhebt sie wieder hoch über die katholische. Es ist ihr nie eingefallen, sich in der Weise wie die Jesuiten dem Chinesentum zu akkomodieren und auf so krummen Wegen ihr Ziel zu erreichen, sondern von Anfang an sind die protestantischen Missionare als das aufgetreten, was sie waren, und haben jedermann offen und ehrlich gesagt, daß sie religiöse und nur solche Zwecke verfolgten. 3. Die protest. Mission ist demgemäß auch ohne alle Nebenabsichten betrieben worden. Sie hat niemals die Geschäfte einer politischen Macht besorgt, wie dies bei den Katholiken stets geschehen ist, und wo einmal englische Missionare solche falsche Bahnen zu beschreiten versuchten, da ist dies sofort desavouiert worden. 4. Was den protestantischen Missionar hinaustreibt, ist einzig und allein die erbarmende Liebe, während es bei den Jesuiten nicht dieses edle und wahrhaft christliche Motiv war, sondern das Streben, der kathol. Kirche, und in letzter Hinsicht dem Papste, in der Heidenwelt an Macht wieder zu gewinnen, was sie in der abendländischen Christenheit durch die Reformation verloren hatten.

Betrachten wir nun den Entwicklungsgang der protest. Missionsmethode in China im einzelnen.

Da ist es zunächst bemerkenswert, daß sich schon in der ersten Periode der Geschichte der protest. Mission in China von 1807—1842 alle die einzelnen Zweige des Missionsbetriebs herausgebildet haben, mit denen heute

unſere Miſſionare dort den Kampf gegen das Heidentum führen und die in ihrer Geſamtheit das ausmachen, was man unter der proteſt. Miſſionsmethode in China zu verſtehen hat. Und nicht weniger bedeutſam ſcheint uns auch die Reihenfolge zu ſein, in der ſie ſich herausbildeten. Als 1807 der Engländer Morriſon in Macao als der erſte proteſt. Miſſionar Chinas im Auftrage der Londoner Miſſions-Geſellſchaft landete, war China ein verſchloſſenes Land, eine direkte praktiſche Miſſionsthätigkeit war nicht möglich. Und iſt es nun nicht bewundernswert, wie dieſer Mann 27 Jahre auf chineſiſchem Boden faſt vorwiegend damit ſich beſchäftigte, die chineſiſche Sprache zu lernen, eine chineſiſche Grammatik, ein chineſiſches Wörterbuch zu verfaſſen und dann mit den erworbenen Kenntniſſen an die Herausgabe einer chriſtlichen Litteratur zu gehen, deren erſte Erzeugniſſe die Überſetzung des Neuen Teſtaments 1814 und die des Alten Teſtaments 1823 waren? Dr. Morriſon hat dann auch eine Reihe anderer chriſtlicher Schriften verfaßt und ſo durch eine litterariſche Miſſion eine gar nicht hoch genug auzuſchlagende Pionierarbeit geleiſtet. Er hat den Späteren für ihre Kämpfe die Waffen geſchmiedet. Seit dieſer Zeit iſt die litterariſche Miſſion immer ein Gegenſtand beſonderer Sorgfalt der proteſt. Miſſionare geblieben, und ſie haben heute in Shanghai ein großes Inſtitut, die Society for Diffusion of Christian and General Knowledge, das die proteſt. Miſſionare für ihre Zwecke mit der nötigen chineſiſchen Litteratur verſieht und deſſen Bedeutung von Jahr zu Jahr mehr anerkannt wird. 1813 bekam Morriſon einen Gehilfen in der Perſon des ebenſo hervorragenden Schotten Dr. Williams Milne, der, da es ihm auf chineſiſchem Boden verwehrt war, miſſionariſch zu wirken, nach Malakka ging und eine Miſſion unter den dort anſäſſigen Chineſen begann. Das Ergebnis war die Gründung einer Bildungsanſtalt für chineſiſche Gehilfen. Die Wichtigkeit der Gewinnung tüchtiger eingeborener Hilfskräfte auf dem Miſſionsfelde iſt allgemein anerkannt, und auch für die chineſiſche Miſſion gilt der Grundſatz: China wird nur durch Chineſen bekehrt werden. Über die Verwenduug eingeborener Hilfskräfte in China wird noch ſpäter eingehend gehandelt werden. Aber noch ein anderer wichtiger Zweig der chineſiſchen Miſſion reicht bis in dieſe erſte Zeit. Es iſt die ärztliche Miſſion, die jetzt eine ſo große Ausdehnung gewonnen hat, aber auch damals in Kanton wenigſtens der einzige Weg war, um den Chineſen perſönlich näher zu kommen. Der erſte eigentliche Miſſionsarzt für China war Dr. Peter Parker, der 1834 Kanton erreichte. Aber ſchon ſeit 1827 war Morriſon mit ſeinem Freunde Dr. Livingſton in dieſer Beziehung thätig geweſen und hatte ein Spital gegründet. Es ſei nur erwähnt, daß die proteſt. Miſſion in China von Anfang auch die Seelſorge an den in China anſäſſigen Europäern als ihre Aufgabe betrachtet hat. Morriſon ſchrieb kurz vor ſeinem Tode in ſein Tagebuch: „Wie haben ſich in Kanton ſeit meiner Ankunft im Jahre 1807 die Verhältniſſe geändert! Chineſiſche Zöglinge, ſtudierende Miſſionare, engliſche Druckerpreſſen, Bibeln in chineſiſcher Sprache, ein öffentlicher Gottesdienſt, — er hatte eine kleine Gemeinde geſammelt, — und fügen wir hinzu: In Macao ein Hoſpital: Das alles ſteht jetzt vor unſeren Augen.“

Es würde zu weit führen, wollten wir nun ſchildern, wie ſich durch die übrigen Perioden der chineſiſchen Miſſionsgeſchichte die proteſtantiſche

Missionsmethode auf den angedeuteten Grundlagen im einzelnen ausgebildet hat. Wir beschränken uns auf folgende summarische Bemerkungen:

1. Im Unterschied von der katholischen Mission, die eine wissenschaftliche Darstellung ihrer Methode nicht besitzt trotz mehr als 300jähriger Arbeit[1]), ist die Methode der protest. Mission auf den beiden großen Konferenzen in Shanghai 1877 und 1890, zu denen sämtliche in China arbeitende Gesellschaften ihre Vertreter geschickt hatten, von den bedeutendsten Fachmännern in ihren einzelnen Zweigen zur Darstellung gebracht und eingehend verhandelt worden. Die Protokolle der Konferenzen von 1890 allein umfassen nicht weniger als ca. 800 Druckseiten.

2. Das Studium dieser Protokolle zeigt, daß die protest. Mission in China mit einem geradezu erstaunlichen Apparat arbeitet und in der zielbewußtesten Weise vorgeht. Es giebt kaum ein Mittel und einen Weg, um an die Herzen der Chinesen heranzukommen, den sie nicht beschritten und erprobt hätte, und was das Erfreulichste ist, es bildet sich unter den einzelnen Denominationen immer mehr eine Einigkeit im Geist durch das Band des Friedens heraus, je mehr die Größe der Arbeit zum Bewußtsein kommt, und je mehr man erkennt, wie geringfügig die theologischen Differenzen sind gegenüber dem, was man gemeinsam hat, und daß sie für die Missionsarbeit nicht in Betracht kommen. Dadurch bekommt das Vorgehen des Protestantismus eine größere Geschlossenheit als bisher.

3. Was nun die Methode im Speziellen angeht, so kann man zwei Hauptwege unterscheiden: Auf der einen Seite stehen die deutschen Gesellschaften, die das Hauptgewicht auf Verkündigung des Evangeliums durch Predigtwirksamkeit und den Schulunterricht legen, auf der anderen Seite die englischen und amerikanischen Gesellschaften, die mehr die praktischen Werke der christlichen Liebe pflegen und durch Errichtung von Hospitälern, Asylen für Blinde, Taube und Stumme bei den Chinesen Eingang zu finden suchen. Wir wissen sehr wohl, daß die Grenzen auch hier fließend sind. Wird doch vom Berliner Frauen-Verein für China das Findelhaus in Hongkong erhalten, und hat doch die Rheinische und Baseler Mission in der Provinz Kuantung ein Hospital. Aber es ist doch bezeichnend für die Stimmung in deutschen Missionskreisen gegenüber dieser sog. praktischen Missionsmethode, daß ein so hervorragender Forscher wie D. Warneck in seiner Missionslehre im III. Bd. S. 173/74 sich über die Bedeutung der ärztlichen Mission folgendermaßen äußert: „Auf Grund der bestimmten Anweisung Jesu kann man Krankenheilung und Krankenpflege als eine Nebenaufgabe auch der gegenwärtigen Mission bezeichnen, . . . wir betonen aber: als Nebenaufgabe. Die eigentlichen Berufs- und Hauptaufgaben der Sendung: Die Predigt des Evangeliums darf selbst durch den Krankendienst ebenso wenig in den Hintergrund gedrängt werden, wie z. B. durch die Armenpflege. In dem einen wie in dem andern Falle muß die apostolische Erklärung gesunde missionarische Richtschnur bleiben: „Es taugt nicht, daß wir das Wort Gottes unterlassen und zu Tische dienen". Act. 6, 2." Wir meinen bei aller Hochschätzung der Predigt des Wortes Gottes und trotzdem wir ihr als Protestanten die Krone zuerkennen müssen, die christliche Liebes-

[1]) Auch das S. 100 citierte Raynauld'sche Buch enthält keine wissenschaftliche Darlegung der katholischen Missionsmethode.

thätigkeit ist keine Nebenaufgabe der Mission, diese Wertung ist ein Überbleibsel der altprotestantischen Anschauung von der Missionsaufgabe: Und wenn der christliche Arzt oder die Diakonissin kein Wort zu dem kranken Chinesen sagen würden, ihre bloße Thätigkeit ist eine Verkündigung der christlichen Liebe lauter und eindringlicher oft als manche Predigt eines Missionars, der der gemeine Mann in der überaus großen Mehrzahl der Fälle doch nicht zu folgen vermag. Jedoch abgesehen von dieser Verlegung des Schwerpunkts der Wirksamkeit mehr auf die intellektuelle oder mehr auf die praktische Seite besteht im großen und ganzen bei den protestantischen Missions-Gesellschaften eine große Einmütigkeit in der Methode. Man geht bei der Sammlung der Gemeinden langsam und mit großer Umsicht vor. Es ist eine solide Arbeit, die gethan wird. Durch Predigt- und Schulthätigkeit, durch Verteilung christlicher Schriften und ärztliche Praxis sucht man die Anknüpfungspunkte bei den einzelnen zu gewinnen, sucht man vor allen Dingen sich Vertrauen bei den Chinesen zu verschaffen. Aus den so Gewonnenen werden die geeignetsten zu Helfern bei der Arbeit erzogen. Von Anfang an aber wird Gewicht darauf gelegt, daß die Heidenchristen-Gemeinde zum Unterhalt der Station einen Beitrag liefert, und die Missionare sehen ihr Werk nicht eher als vollendet an, bis sich die Gemeinde selbst erhalten kann. So wird von einem oder zwei besonders geeigneten Punkten aus allmählich ein ganzer Landstrich mit selbständigen Gemeinden überzogen. Das letzte Ziel ist die Christianisierung des ganzen chinesischen Volkes, ein Ziel, das freilich noch in unabsehbarer Ferne liegt, und dessen Erreichung von Gottes Ratschlüssen abhängt, das sich aber nicht mit Gewalt erzwingen läßt, noch durch menschliche Rechenkünste, wie man es seit 2 Jahrzehnten auch versucht hat.

Sollen wir nun noch ein kurzes Wort über den größeren und geringeren Wert der einzelnen aufgeführten Zweige für die Mission sagen, so sei zunächst auf ein recht schwerwiegendes Votum eines unserer hervorragendsten Methodiker auf dem chinesischen Missionsfelde, des verstorbenen presbyt. Missionars D. Nevius, hingewiesen: D. Nevius sagt in seinem bedeutsamen Werke: »Methods of Mission Work«: „Wenn ich gefragt würde, welches nach meiner Meinung der wichtigste aller der verschiedenen Teile, aus denen sich die Missionsarbeit in China zusammensetzt, ist, so würde ich keine kategorische Antwort geben können. Alle sind wichtig. Das wichtigste Werk für jeden ist unzweifelhaft das, für das er am besten geeignet ist . . . Das Schreiben von Büchern ist die reifste und reichste Frucht von allen. Ihr Einfluß erstreckt sich über Völker und Erdteile und geht weiter auch auf spätere Generationen." Wichtig ist auch die ärztliche Thätigkeit, die von Jahr zu Jahr an Umfang gewinnt, und nicht minder die Schularbeit, für die sich auf Anregung der großen Shanghai-Konferenz eine besondere Educational Association of China gebildet hat, die alle 3 Jahre ihre Angelegenheiten in besonderen Konferenzen berät. Sehr geteilt sind dagegen die Meinungen über die Straßen- und Reisepredigt. Man wird kaum widerlegen können, was D. Nevius auf der Shanghai-Konferenz 1896 darüber ausführte: „Die Chinesen, selbst die Gebildetsten sind vollständig ungewohnt und unerzogen, einem logisch aufgebauten Vortrage zu folgen. Es giebt im ganzen Reiche keine Vortragshalle. . . . Die Schwierigkeit, welche die Chinesen haben, unsere Predigt zu verstehen, wird vermehrt durch ihre voll-

ständige Unbekanntschaft mit christlichen Ideen und unserer Terminologie. Ihre eigene Methode, ihre Leute zu beeinflussen, ist die der Frage und Antwort, der Katechese und der Konversation." Die Beweise, die D. Nevius für seine Ausführungen aus der Erfahrung beibringt, sind durchschlagend.

Das ist die protest. Missions-Methode, wie sie sich in China herausgebildet hat. D. Nevius ist es nun gewesen, der sie an einem Punkte weitergebildet hat, der, darin werden mit ihm alle Missionsmänner einig sein, der allerwichtigste in der ganzen Arbeit und dabei eine Quelle schmerzlichster Erfahrungen und schwerer Sorgen ist, — wir meinen das System der eingeborenen Gehilfen. Es gilt für China wie für Japan und Indien — über andere Missionsfelder fällen wir kein Urteil — daß von 10 jungen Eingeborenen, die man in der Theologen-Missionsschule zu Gehilfen heranzieht, etwa 7 den Kursus nicht durchmachen, und von diesen gehen leider die meisten dem Christentum überhaupt verloren, von den dreien, die den Kursus durchmachen, 2 sich später oft als nicht brauchbar erweisen, und der eine, der übrig bleibt, in vielen Fällen den Erwartungen auch nicht entspricht, die man von ihm hegte. Wir übertreiben nicht. Beinahe jede Missionsgesellschaft kann für diese Behauptung Belege liefern. Und doch sind die eingeborenen Gehilfen für die Arbeit unentbehrlich! Wie kann man diesem geradezu unerträglichen Übelstande abhelfen? D. Nevius ist es gewesen, der nach unserer festen Überzeugung hier den rechten Weg gefunden hat. Und man beachte wohl, was hier vorgetragen wird, ist heute nicht bloße Theorie, sondern hat sich in 30jähriger Erfahrung glänzend bewährt. Die Neviussche Methode der unbezahlten Helfer findet heute selbst schon in Japan Anwendung, und sie wird sich durchsetzen, so gewiß sich alles Wahre und Gute in der Welt durchsetzt[1]). Der Unterschied der Neviusschen von der bisherigen Methode läßt sich kurz auf die Formel bringen: „Die alte Methode stützt sich im weitesten Maße auf bezahlte Thätigkeit eingeborener Gehilfen, während die Neviussche dies verwirft und unbezahlte Helfer fordert." D. Nevius geht von der christlichen Kirche der ersten Jahrhunderte aus und macht darauf aufmerksam, daß damals die Leiter der von den Aposteln angelegten Stationen nicht bezahlt wurden. Sie blieben in ihrem Berufe und waren doch treue Seelsorger; erst ganz allmählich, als die Gemeinden wuchsen und erstarkten und einen Pfarrer selbst bezahlen konnten, erhielten sie Pfarrer in unserem Sinne des Wortes. Sollte dieser biblische Weg nicht auch auf dem Missionsfelde anwendbar sein? Das „alte" System hat allerdings seine unbestreitbaren Vorteile: Die Bezahlung für geleistete Dienste zieht schnell und in großer Zahl Leute herbei, die in einem so armen Lande wie China gern etwas verdienen wollen, es ermöglicht, bald feste Gemeinden zu organisieren, und giebt diesen Widerstandskraft gegenüber den Angriffen des Heidentums, es macht auch eine Kontrolle über die gewonnenen Heidenchristen leicht. Aber wie groß sind die Nachteile! Es nimmt oft kaum gegründeten Stationen die besten und intelligentesten Mitglieder, um sie als Evangelisten anderwärts zu gebrauchen, es zieht Leute an, die allein um des lieben Geldes willen kommen, und untergräbt dadurch die Lebenskraft der Gemeinde, es bringt einen Geist der Unzufrieden-

[1]) Vgl. den eingehenden Artikel über D. Nevius' Hauptwerk in Z. M. R. 1898, S. 65ff.

heit in dieſelbe, und wenn es auch zunächſt ein ſchnelles Wachstum verurſacht, allzubald führt es zu einem ebenſo ſchnellen Zerfall. Darum, fort mit den bezahlten Helfern! Die Erfahrung zeigt, daß auch heute noch das Chriſtentum ſich ſchnell und weit ausbreitet durch freiwillige Kräfte und den ſtillen Einfluß einzelner Chriſten, wobei Nevius an das Vorbild chriſtlichen Lebens denkt. Durch Bücher, die den Bedürfniſſen eben Bekehrter angepaßt ſind, durch ihre Sammlung an den Hauptſtationen zur Unterweiſuug in der Bibel in der Zeit des Jahres, wo ſie am wenigſten zu Hauſe vermißt werden, und durch regelmäßige Beſuche von ſeiten des Miſſionars und ſeiner Helfer werden die intelligenteren Mitglieder der Gemeinde zur Leitung ihrer Stationen herangezogen. Sie bleiben aber dabei immer in ihrem alltäglichen Beruf und verdienen ſich ihren Unterhalt ſelbſt. Je mehr die Gemeinden erſtarken, deſto ſeltener werden die Beſuche, deſto mehr müſſen ſie ſelbſt ihre Angelegenheiten beſorgen, müſſen ihre Gemeindemitglieder ſelbſt unterweiſen und erziehen. Wachſen ſie dann ſo, daß ein Mann nötig iſt, der ſeine ganze Kraft ihrer Seelſorge widmen muß, ſo wird derſelbe gewiß vorhanden ſein. — Wir meinen, das iſt eine gut bibliſche und auch gut proteſtantiſche Methode, die die gezeigte Schwierigkeit wirklich zu beſeitigen imſtande iſt. Zum Schluſſe ſeien hier noch die Beſtimmungen wiedergegeben, die Nevius für ſeine Miſſion mit Bezug auf die Wahl und den Gebrauch bezahlter Helfer aufgeſtellt hat:

1. Niemand wird in der Miſſion als Kolporteur oder Helfer gebraucht, der nicht wenigſtens 3 Jahre ſchon erklärter Chriſt war; Ausnahmen finden nur auf Beſchluß von drei Viertel der Mitglieder der Miſſion ſtatt.

2. Ebenſo wird niemand für die genannten Ämter verwendet, der nicht Eifer für freiwillige chriſtliche Arbeit für das geiſtliche Wohl ſeiner Familie und Nachbarſchaft bereits gezeigt hat.

3. Niemand ſoll gedingt werden, um gelegentlich Bekehrungsarbeit in ſeiner Nachbarſchaft zu thun.

Wir würden unſer Thema aber nicht erſchöpfen, wenn wir nicht noch drei Männer nennen würden, deren Miſſionsunternehmungen in China auch ein methodologiſches Intereſſe beanſpruchen. Wir meinen Gützlaff, den Engländer Hudſon Taylor und den Amerikaner Rev. Gilbert Reid. Die Methode des Erſtgenannten hat nur noch hiſtoriſches, das Vorgehen der beiden anderen dagegen aktuelles Intereſſe. Uns kommt es hier auf die in China angewandten Methoden an, und erſt in zweiter Linie fragen wir nach den Perſönlichkeiten, die ſie vertraten. Und darum müſſen wir, ſo berechtigt die abfälligen Urteile über Gützlaff ſein mögen, doch geſtehen, daß die Gedanken, die ihn bei ſeinem Vorgehen leiteten, ganz richtig und gut waren: Gützlaff ging von der richtigen Vorausſetzung aus, daß die Evangeliſierung Chinas nur durch Chineſen gelingen werde. Zwar werde das Miſſionswerk nicht ohne die Hilfe europäiſcher, theologiſch durchgebildeter Miſſionare zuſtande kommen, allein dieſe müßten einmal ſo viel Selbſtverleugnung haben, ganz Chineſen zu werden, auch in Kleidung und Sitten, ſodann müßten ſie von vornherein mehr die Stellung von Superintendenten für das Miſſionsfeld einnehmen, ihre Arbeit müßte vorzüglich in Heranbildung eingeborener Gehilfen und Pfarrer und deren Überwachung beſtehen. Die aggreſſive Arbeit dem Volke gegen-

über müßte dagegen dieſen zufallen. Die Kritik dieſer Methode iſt in dem von Nevius gegen das Syſtem der bezahlten Helfer Geſagten enthalten. Das Gute und Richtige, was ſie hat, wurde durch die Fehler Gützlaffs bei der Leitung ſeines chineſiſchen Vereins in Hongkong verdorben. Die traurigen Erfahrungen, die in dieſem Verein mit den bezahlten Helfern gemacht wurden, ſind uns nur ein erneuter Beleg für die Richtigkeit der Nevius'ſchen Methode.

Sehen wir in Gützlaff einen Mann, der richtige und gute Gedanken durch mangelndes perſönliches Geſchick verdarb, ſo haben wir in Hudſon Taylor eine Perſönlichkeit, die nach unſeren deutſchen Begriffen von recht ſonderbaren Ideen ausging, aber durch ihre praktiſche Veranlagung vieles methodologiſch Verkehrte gut gemacht hat. „Evangeliſation der Welt in dieſer Generation", das iſt der Ruf, der in England und namentlich in Nord-Amerika immer lauter und lauter in den Miſſionskreiſen ertönt. Man verſteht die neueren Erſcheinungen des dortigen Miſſionslebens ohne dieſen Ruf überhaupt nicht, der eine Triebkraft für ganz impoſante Unternehmungen geworden iſt. Für China hat ihn Hudſon Taylor in die That umgeſetzt. Nun iſt es ganz unzweifelhaft, daß die Rechenexempel, auf denen dieſe ganze Theorie beruht, nicht nur falſch, ſondern geradezu verwerflich ſind. Und in deutſchen Miſſionskreiſen giebt es wohl niemand, der nicht den Ausführungen D. Warnecks auf der letzten Bremer Konferenz und in Bd. III. ſeiner Miſſionslehre zuſtimmte. Auch wird niemand die Kritik, die P. Hartmann im Jahrg. 1894 der A. M.-Z. ſpeziell an der China-Inland-Miſſion geübt hat, widerlegen können. In den angeführten Arbeiten ſind aber folgende Punkte noch nicht hervorgehoben worden, die doch für die Würdigung der China-Inland-Miſſion wichtig ſind: 1. Es iſt ein unleugbares Verdienſt der China-Inland-Miſſion, die Innen-Provinzen Chinas mit einem Netz von Stationen überzogen zu haben. Sie hat damit in die prot. Miſſion Chinas einen Zug ins Große gebracht. Ihre Sendboten haben auch dadurch wichtige Pionierdienſte gethan, daß ſie das Innere Chinas überhaupt erſt erforſcht haben. 2. Es iſt ferner ein unleugbares Verdienſt der China-Inland-Miſſion, in größerem Maßſtabe weibliche Miſſionskräfte in China verwandt zu haben, während die ganze Art der Verwendung uns die größten Bedenken einflößen muß und mit Recht Anſtoß erregt hat. 3. Man muß es mit Freuden begrüßen, daß die China-Inland-Miſſion beginnt, ſolide zu arbeiten. Es zeigt ſich dies daran, daß a) die Sendboten jetzt ſorgfältiger vorgebildet werden. Sie werden nicht nur in England, ſondern auch in China ſelbſt nach längerer Zeit in ſog. Training Homes, die man errichtet hat, für ihren Beruf vorbereitet und treten nicht eher in die Arbeit, ehe ſie nicht hinreichend mit Sprache und Sitten Chinas vertraut ſind. b) Zeigt es ſich daran, daß die großen Wanderungen nunmehr einer ſoliden Durcharbeitung der einzelnen Diſtrikte Platz machen, für die man beſondere Superintendenturen und Konferenzen zum Austauſch der Erfahrungen eingerichtet hat; c) daß man ſich nicht mehr bloß auf die Wortverkündigung beſchränkt, ſondern auch durch die Werke der chriſtlichen Liebe, namentlich durch die ärztliche Miſſion Eingang bei den Chineſen ſucht. — Die China-Inland-Miſſion befindet ſich immer noch in den erſten Stadien, und es iſt daher noch nicht möglich, ein definitives Urteil über ſie abzugeben.

Wie die China-Inland-Mission insofern die bisherige Arbeit ergänzt hat, als sie mit anerkennenswerter Energie ins Innere Chinas gedrungen ist und die Provinzen des Binnenlandes besetzt hat, so hat der frühere Presbyterianer-Missionar Rev. Gilbert Reid insofern eine Lücke ausgefüllt, als er einen scheinbar erfolgreichen Versuch gemacht hat, eine Mission unter den höheren Klassen in China in die Wege zu leiten. Sein Unternehmen ist erst drei Jahre alt. Es gilt daher vorerst abzuwarten, ob es ihm gelingen wird, wie er plant, in Pecking ein Institut zu errichten, das mit einer Vortragshalle, einem Leseraume und den nötigen Empfangszimmern verbunden sein und zunächst einmal dazu dienen soll, die hohen chinesischen Beamten über die europäische Kultur aufzuklären und einen Verkehr zwischen ihnen und den Europäern anzubahnen. Es kann gar keinem Zweifel unterliegen, daß der Gedanke gut und gesund ist. Gelänge es, die Vorurteile der höheren Klassen in China gegenüber unserer Kultur überhaupt erst einmal zu zerstreuen, so wäre damit für die Mission ein garnicht hoch genug anzuschlagender Gewinn verknüpft. Denn die Feindschaft gegen unsere Kultur ist das größte Hemmnis für die Mission.

Von Methoden haben wir gehandelt und hoffen den Beweis geliefert zu haben, daß eine gute Methode auf dem Missionsfelde auch etwas wert ist. Aber wir wissen sehr wohl, daß das beste in der Mission doch nicht die Methoden, sondern die rechten Persönlichkeiten sind! Sie erfechten die Siege! Und darum sei hier dem doppelten Wunsche Ausdruck gegeben: Möge es uns für die großen Aufgaben der Mission niemals an den rechten Männern fehlen! Möge uns aber auch das 20. Jahrhundert, nachdem das 19. Jahrhundert für die prot. Mission ein Missionsjahrhundert ohne gleichen geworden ist, eine in jeder Beziehung auf der Höhe der wissenschaftlichen Forschung stehende Durcharbeitung der bisher in der praktischen Missionsarbeit gesammelten Erfahrungen bringen! Der Männer sind wenige, die jetzt diese Arbeit verrichten, und was sie bisher geleistet haben, nennen sie selbst in edler Bescheidenheit nur Versuche, nur Bausteine. Es handelt sich wahrhaftig um große Dinge, und da wollen und müssen wir deutschen Theologen noch vielmehr als bisher mit unseren Gedanken und Herzen dabei sein.

Koloniales.

I. Deutsche Kolonialschule.

Die unter dem Protektorate des Fürsten zu Wied stehende Deutsche Kolonialschule zu Witzenhausen a. d. Werra (vergl. unsere Zeitschrift 1898 S. 22 ff. 176 f.) ist nunmehr ins Leben getreten. Wir begrüßen das mit herzlicher Freude und bringen gern den Plan dieser hochwichtigen Anstalt zum Abdruck:

Angesichts der täglich wachsenden Aufgaben des steigenden Wettbewerbs Deutschlands mit anderen Weltwirtschaft und Weltpolitik treibenden Völkern wird es in nationalen Kreisen immer mehr als dringendes Bedürfnis

empfunden, für diese Aufgaben einen Teil unserer landwirtschaftlichen, kaufmännischen und gewerblichen Jugend besonders auszubilden. Dieser Ausbildung will die Deutsche Kolonialschule dienen.

1. Zweck und Ziele. Die deutsche Kolonialschule will in erster Linie praktische Wirtschafts- und Plantagenbeamte, Pflanzer, Landwirte, Viehzüchter und Kaufleute für die Deutschen Kolonien und überseeischen Ansiedlungsgebiete tüchtig und vielseitig vorbereiten, damit sie möglichst in allen Sätteln gerecht werden.

Die Deutsche Kolonialschule will somit den jungen Söhnen unseres Volkes den Übertritt und den Weg zur praktischen Kolonialarbeit bahnen und erleichtern und ihnen zugleich nach dem Vorbild des englischen „Kolonial-Kollege" und der holländischen „Ackerbauschule für die Tropen" einen Teil der überseeischen Lehrzeit ersparen, insonderheit sie körperlich, geistig und sittlich für die zukünftigen Aufgaben schulen.

Gerade aber in unserer gegenwärtigen volkswirtschaftlichen Entwicklung ist eine solche Anstalt zeitgemäß und berufen, den Zustrom der nachgeborenen Söhne unserer Landwirte und Bauern nach den Großstädten hin und in die büreaukratischen oder gelehrten Berufe teilweis abzulenken und wenigstens etliche dieser jungen Leute der kolonialen, überseeischen Landwirtschaft zuzuführen, um dadurch deutsche Siedelungsgebiete zu stärken, sowie deren Bestand und Zusammenhalt mit dem Mutterland zu sichern.

Die Deutsche Kolonialschule will mit dieser praktischen Vorbereitung für überseeische Arbeit neben den Landwirten, Gärtnern und Kaufleuten (ohne Unterschied der Konfession) auch evangelischen Missionsanwärtern und Missionaren dienen, die hierfür das Bedürfnis empfinden und vor oder während ihrer früheren Ausbildung nicht genügend Zeit und Gelegenheit dazu gehabt haben.

Auch Regierungsbeamten, Offizieren u. a. will die Kolonialschule in gleicher Weise eine erwünschte Einführung in die praktischen Bedürfnisse und Aufgaben des Kolonialdienstes bieten.

Deutsch-nationale Eigenart und christlich-sittlicher Geist sollen der Anstalt unter deutsch-evangelischer Leitung das charakteristische Gepräge verleihen, damit die Deutsche Kolonialschule bei ihren kolonialen und weltwirtschaftlichen Aufgaben zugleich ein Mittelpunkt deutsch-nationaler und deutsch-christlicher überseeischer Interessen werde.

2. Einrichtung der Anstalt. Die deutsche Kolonialschule umfaßt die eigens zu diesem Zweck hergerichtete Domäne Witzenhausen a. d. Werra. Ihre ausgedehnten Gebäude (zum Teil Reste eines alten Klosters) mit neu dazu erworbenen Gärten (Geschenk der Stadt Witzenhausen) grenzen unmittelbar an den Fluß. Das in Hufeisenform gebaute Klostergebäude wird in seinem ältesten Teil völlig neu hergerichtet als Lehr- und Verpflegungsanstalt für zunächst 40 Schüler. Die Domänen- und hinzugekommenen Pachtländereien ermöglichen den Betrieb vielseitiger Land- und Viehwirtschaft. Handwerkstätten mit Wasserkraftsbetrieb, Gärtnerei, Obstplantagen, Weinberge und die umliegenden Staatsforsten bieten weitere Bildungsmittel, und durch Einrichtung eines eigenen naturwissenschaftlichen Instituts innerhalb der Anstalt wird auch weitgehenden Ansprüchen an den theoretischen landwirtschaftlichen Unterricht Genüge geleistet. Tabak- und Conservenfabriken in Witzenhausen, die Forstakademie Münden, die Bildungsstätten Kassels

(Gewächshäuser und Park von Wilhelmshöhe!) und das landwirtschaftliche Institut in Göttingen, sowie die Universität ermöglichen in leicht erreichbarer Weise jede wünschenswerte Ergänzung der Bildungsmittel unserer Anstalt.

3. Lehrplan. Es wird besonderes Gewicht auf die praktische Ausbildung gelegt; der theoretische Unterricht fällt vornehmlich in die beiden Winterhalbjahre.

a) Allgemeine Pflanzenbaulehre einschließlich Bodenlehre, Klimalehre und Düngerlehre; Betriebslehre; Buchhaltung; Maschinenlehre; Kulturtechnik (Brückenbau, Wegebau, Wasserbau); spezieller Pflanzenbau; Viehzucht und Molkerei.

b) Anbau, Verarbeitung, Verwertung und Preise der tropischen Kulturpflanzen; Anlage von Pflanzungen; Gärtnerei, Obst- und Gemüsezucht; Weinbau; Waldwirtschaft.

c) Geologie mit besonderer Berücksichtigung des tropischen Bergbaues; Botanik (Physiologie, Anatomie, Systematik und Pflanzengeographie); Chemie mit praktischen Übungen; Feldmeßkunde und Planzeichnen, Tropenhygiene; Tierarzneikunde.

d) Geschichte und Geographie mit Bezug auf Kolonisation; Völkerkunde; Kultur- und Religionsgeschichte, Missionsgeschichte; Kolonialpolitik und Kolonialverfassung; Völker- und Handelsrecht.

e) Sprachen; durch Privatunterricht, wozu Gelegenheit gegeben wird.

f) Handwerke: Stellmacherei, Tischlerei, Bootsbau, Zimmerei und Maurerei, Schlosserei und Schmiede, Sattlerei, Bäckerei, Schlächterei u. s. w.

g) Praktische Arbeit und Übungen in Feld-, Garten- und Weinbau, in Waldkultur, in Viehzucht und Molkerei, im Maschinen-, Mühlen- und Wasserkraftsbetrieb.

h) Leibesübungen (Sport) aller Art.

Der Lehrgang ist der Regel nach zweijährig.

Das wachsend empfundene Bedürfnis seitens der Plantagen-Gesellschaften, sowie sonstiger privater Unternehmungen in den Kolonien, der Kolonialverwaltung und der deutsch-evangelischen Missionen, nicht zum wenigsten aber die Wünsche vieler junger, zu kolonialer Arbeit freudiger Männer haben die Deutsche Kolonialschule ins Leben gerufen. Sie bietet mithin für Angebot und Nachfrage deutschen Kulturpionieren eine vorzügliche Stellenvermittlung, sowie den Unternehmern die Möglichkeit sorgsamster Auswahl zuverlässiger und tüchtiger Beamter. Unsere ausgedehnten Beziehungen sowohl zu den kolonialen Kreisen, zu Privaten und Behörden, sowie auch zu den Kolonien, und nicht minder zu den deutschen Siedelungsgebieten in Südafrika und Südamerika (Südbrasilien, Argentinien u. s. w.) ermöglichen uns, unseren Schülern mit That, Rat und Empfehlung zu weiterem Fortkommen bestens zu verhelfen. Selbstverständlich aber übernehmen wir gleich anderen Bildungsanstalten keine bindende Verpflichtung für künftige Anstellung oder Ansiedlung; vielmehr ist und bleibt der Hauptzweck der Deutschen Kolonialschule, die jungen Söhne unseres Volkes anzuleiten, draußen selbst mit innerer und äußerer Tüchtigkeit ihren Mann zu stehen und sich zu halten nach dem Wort Livingstones, des großen Menschenfreundes und „Afrikaners“: „Fürchtet Gott und arbeitet tüchtig!“

Missionsrundschau.

China.

Von Prediger H. Lehmpfuhl in Berlin.

V. Das chinesische Missionsschulwesen.

Das protestantische Missionsschulwesen unter den Chinesen reicht bis ins Jahr 1818 zurück, wo Dr. Morrison, der Pionier der evangelischen Mission, in Malacca das Anglo-chinesische Kollege gründete mit der Absicht, den Europäern die Mittel zur Erlernung des Chinesischen darzubieten und den Chinesen es zu ermöglichen, sich mit der Religion und den Wissenschaften des Westens bekannt zu machen. Diese erste Missionsschule hat bis 1844 in Malacca bestanden, in welchem Jahre sie nach Hongkong verlegt wurde. Gegen 50 Studenten absolvierten den ganzen Unterrichtskursus, von denen ein Teil aufrichtige Christen und alle respektable Glieder der Gesellschaft wurden. In Malacca aber baute man die Schule, weil im eigentlichen China der Aufenthalt den Fremden damals noch verboten war und beinahe die ganze praktische Missionsarbeit sich auf die emigrierten Chinesen in Malacca, Penang, Singapore, Rhio, Borneo und Batavia beschränkte. In Singapore, wo 1819 von Milton eine Mission unternommen worden war, wurde 1834 durch Tracy vom Amerik. Board eine Schule ins Leben gerufen, die allmählich von einer gewöhnlichen Tagesschule zu einem Seminar erweitert werden sollte. Auch diese Anstalt wurde 1844 ins eigentliche China verlegt. Die Londoner Miss.-Ges. unternahm 1819 in Georgetown, auf der Insel Penang, eine Mission unter den Chinesen und im gleichen Jahre auch auf Java durch Slater, der 1822 in Medhurst einen Gehilfen erhielt. 1843 siedelte sie von dort nach Shanghai über. Nicht unerwähnt bleiben darf auch Gützlaffs Schule in Makao. So wurden an den verschiedensten Punkten des Malayen-Archipels Missionen unter den Chinesen begonnen, und wenn Medhurst 1837 schreiben konnte, daß bis dahin gegen 10 000 chinesische Kinder durch die Missionsschulen gegangen seien, so sehen wir daraus, mit welcher Energie sich die protestantische Mission von Anfang an auf das Schulwesen geworfen hat. Wir nennen aus dieser ersten Periode der evangelischen Mission in China endlich noch die Gründung der Morrison Education Society 1835 nach Morrisons Tod durch eine Anzahl seiner Verehrer ins Leben gerufen „als ein Zeichen für den Wert und die Arbeiten dieses ausgezeichneten Mannes, dauernder als Marmor und Erz, und ein Mittel, seine Arbeiten zum Wohle Chinas fortzusetzen", wie D. Williams, dessen Ausführungen wir in diesen Partien folgen, in seinem großen Werke[1]) die Absichten der Stifter charakterisiert. Der Hauptzweck der Gesellschaft war „die Gründung und Anlage von Schulen, in denen die chinesische Jugend die englische Sprache in Verbindung mit ihrer eigenen lesen und schreiben lernen soll, wodurch sie alle Unterweisung erlangen kann, die für sie erforderlich ist, um weise, fleißige, nüchterne und tugendhafte Glieder der Gesellschaft zu werden, in ihren besonderen Lebensberufen geschickt, sich all der Pflichten zu entledigen, die sie sich selbst, ihren Verwandten, ihrem Lande und Gott schuldig sind." 1839 wurde durch Rev. Brown mit 6 Schülern in Makao eine Schule eröffnet. 1843 wurde sie nach Hongkong verlegt. 1845 hatte Brown 30 Schüler. 1849 aber mußte die Anstalt aus Mangel an Mitteln, da die Freunde Morrisons inzwischen China verlassen hatten, geschlossen werden. Sie hat

[1]) The Middle Kingdom. Vol. II, S. 341.

viel Gutes gestiftet. Einige ihrer Schüler haben es sogar zu hohen Ämtern in ihrer chinesischen Heimat gebracht.

Aber mittlerweile brach eine neue Zeit für China an. Durch den Vertrag von Nanking 1842, der dem sog. Opiumkriege ein Ende machte, wurde es gezwungen, die 5 Häfen: Kanton, Amoy, Futschau, Ningpo und Shanghai dem Verkehr und damit auch der Mission zu öffnen und Hongkong an England abzutreten. Die Mission machte sich diesen Umschwung der Verhältnisse sofort nutzbar. Nach 35jährigem Warten war es endlich möglich, festen Fuß auf chinesischem Boden zu fassen! Die Gesellschaften, die bisher schon unter den Chinesen thätig waren, die Londoner Miss.-Gesellschaft, der Amerik. Board, die Amerik. Baptisten-Union, die Amerik. protestant.-episcopalistische Mission und die Amerik. Presbyterianer, brachen ihre Arbeiten im Malayen-Archipel, soweit sie dort engagiert waren, ab und wandten sich den Vertragshäfen zu. Sie hatten unter jenen emigrierten Chinesen, die meist ihre Familien in China gelassen hatten und nicht recht seßhaft wurden, nur geringe Erfolge gehabt. Eine ganze Anzahl anderer Gesellschaften trat neu in die chinesische Missionsarbeit ein, wir nennen nur die Church Missionary Society und die englische Baptisten-Mission. Namentlich das Jahr 1847 führte einen großen Zuwachs von Missionsarbeitern nach China. In diesem Jahre allein begannen 6 neue Gesellschaften das Missionswerk in China, unter ihnen auch die Baseler- und Rheinische-Mission; daß mit dieser Zunahme der missionarischen Kräfte auch das Missionsschulwesen in China auf eine ganz neue Basis gestellt wurde, versteht sich von selbst.

Namentlich Hongkong wurde ein Hauptzentrum der Missionsthätigkeit, und zeichnete sich bald auch durch ein äußerst blühendes Missionsschulwesen aus. Schon 1843, gleich beim Beginn der neuen Zeit, eröffnete Dr. Legge hier seine theologische Akademie mit drei eingeborenen Gehilfen vom Anglo-chinesischen Kollege in Malacca. Heute hat die Londoner Missions-Gesellschaft, zu der Dr. Legge gehörte, auf dem englischen Territorium, das zu Hongkong gehört, nicht weniger als 35 Elementar-Schulen. Die Church Missionary Society ist mit 14 Schulen hier vertreten. Bekanntlich wurde 1850 hier auch vom Berliner Frauen-Verein für China eine Mission für die ausgesetzten Chinesen-Mädchen begonnen, die sich nach langem Ringen und manchem Mißgeschick in den beiden letzten Jahrzehnten recht erfreulich entwickelt hat[1]) und je eine Schule für die jüngeren und älteren Mädchen unterhält. In Foochow wurden 1847, in Kanton 1850, in Amoy, Ningpo und Shanghai gleichfalls bald nach Beginn der neuen Ära Missionsschulen eingerichtet. Alle diese Städte haben jetzt eine ganz bedeutende Anzahl von Schulanstalten verschiedensten Ranges von der Elementarschule aufwärts bis zur Universität. Wir nennen von den Hochschulen nur das Banyan City College (allgemein-wissenschaftlich), die ärztliche Schule für Frauen und das Frauen-Seminar des Amerik. Board in Foochow, das St. Johns Kollege, gleichfalls allgemein wissenschaftlich, und die ärztliche Schule der amerikanischen Episkopalisten in Shanghai, die 12 verschiedenen Schulen der amerikanischen Presbyterianer zu Kanton, die Unternehmungen der englischen Presbyterianer in Amoy und der Church Missionary Society in Ningpo. Wir könnten noch viele auf gleicher Höhe mit den genannten stehende Schulen auf-

---

[1]) Außer den 8 in Hongkong arbeitenden Missionsgesellschaften unterhält auch die englische Regierung eine große Anzahl von Schulen. Nach dem britischen Regierungsbericht für 1893 gab es damals nicht weniger als 24 Regierungsschulen, von denen die größte das Queens College mit 1012 Schülern ist. Die Central School ist die größte Mädchenschule. Außer diesen 24 Regierungsschulen waren in jenem Jahre auf Hongkong noch 102 andere Schulen unter Aufsicht der Regierung, von denen die meisten wohl von der Mission ins Leben gerufen sind. (John Fryer, An Account of the Various Schools and Colleges Connected with Protestant Missions. American Presbyterian Mission Press. Shanghai 1895. S. 83).

führen. Von diesen Centren aus verbreitete sich dann das Missionsschulwesen weiter ins Innere und hielt gleichen Schritt mit dem Fortgang der Mission überhaupt. Als Sitze größerer Unternehmungen auf dem Missionsschulgebiete sind heute namentlich noch zu nennen Peking, wo die Methodist Episcopal Church Mission eine Universität mit Unterrichtsfächern in sämtlichen Wissenschaften errichtet hat, ferner Nanking, wo die gleiche Gesellschaft eine Universität unterhält, dann Chefoo und Tengschow in Shantung, wo die amerikanischen Presbyterianer sehr energisch vorgegangen sind, endlich auch Tientsin, Tungschow, Swatow, Hangchow. Der Amerik. Board, die amerikanischen Presbyterianer und die gleichfalls amerikanische methodistische Episkopalkirchen-Mission, ferner die Londoner Gesellschaft und die Church Missionary Society sind die Gesellschaften, welche die größte Sorgfalt auf das Erziehungswesen verwenden; die Krone gebührt aber hier unstreitig den amerikanischen Missionen, die auch in den letzten Jahren in der Herstellung geeigneter Lehrbücher ganz Hervorragendes geleistet haben. Zu den wenigen Gesellschaften, die keine höheren Lehranstalten haben und sich mit bloßem Elementarunterricht begnügen, gehört auch die China-Inland-Mission, die bisher noch kein Seminar zur Heranbildung eingeborener Gehilfen besitzt.

Von größter Bedeutung für das ganze Missionsschulwesen in China wurde nun die Gründung des Educational Association of China im Mai 1890 infolge der Verhandlungen der großen Shanghai-Konferenz. Wie schon auf der ersten General-Konferenz 1877 die Fragen des Erziehungswesens Gegenstand eingehender Erörterungen gewesen waren und sich damals ein Komitee zur Herausgabe von Schul- und Text-Büchern gebildet hatte, so nahm auch bei den Beratungen der Konferenz 1890 das Schulwesen einen breiten Raum ein. Der Eindruck der dort gehaltenen Referate auf einige Fachmänner war ein so tiefer, daß sie beschlossen, eine besondere Gesellschaft zur Förderung dieses wichtigen Zweiges des praktischen Missionsbetriebs zu bilden. Ihr Vorschlag wurde gut geheißen. Das Schul- und Text-Buch-Komitee löste sich auf. Die Educational Association, die sich konstituierte, übernahm sämtliche Arbeiten auch für dies Gebiet, und wenn man heute das in den 10 Jahren Geleistete überschaut, kann man nur seiner Freude und Anerkennung über den gewaltigen Fortschritt, den das Missionsschulwesen in China dieser Gesellschaft verdankt, Ausdruck geben. 1893 und 1896 wurden in Shanghai von der Educational Association Konferenzen veranstaltet, die glänzend verlaufen sind. Uns liegen nur die Berichte der Konferenz von 1896 vor, 291 Druckseiten umfassend, die manchen recht bedeutsamen Beitrag methodischer Art enthalten[1]). Eine ganze Reihe trefflicher Lehrbücher über die verschiedensten Wissenszweige ist herausgegeben worden, die, wie der Generalsekretär Ferguson im China-Mission-Handbook S. 312 schreibt, jeden Chinesen befähigen, in seiner eigenen Sprache sich eine allgemeine Bildung anzueignen, die auf gleicher Höhe mit der Hochschulbildung der Westländer steht. Er fügt hinzu: „Wir sind gewiß, daß keine Missionskörperschaft in irgend einem Teile der Welt eine größere und vollständigere Liste von Büchern aufweisen kann, die sie für die Völker, unter denen sie arbeitet, hergestellt hat. Dieser große Erfolg war nur

[1]) In deutschen Missionskreisen ist verschiedentlich behauptet worden, die Engländer und Amerikaner besäßen überhaupt keine Methode. Soweit diese Behauptung das ostasiatische Missionsfeld betrifft, — hierfür maßen wir uns allein ein Urteil an — ist sie so nackt ausgesprochen jedenfalls nicht stichhaltig. Jeder, der einmal die Protokolle der Shanghai-Konferenzen studiert hat, wird uns Recht geben. Sie sind eine Fundgrube für Missionsmethodik, und es finden sich in ihnen manche äußerst wertvolle Referate auch von englischen und amerikanischen Missionaren. Doch geben wir gern zu, daß im heimischen Missionsbetrieb die dort protokollierten Erfahrungen bei der Vorbildung der Missionare nicht so verwertet werden, wie man wünschen müßte. So engherzig uns auch vieles bei den Engländern und Amerikanern erscheinen mag, — viele besitzen doch eine Weltaufgeschlossenheit, die wir bei manchen deutschen Missionsmännern vergeblich suchen.

möglich und wurde nur erreicht, weil die Gesellschaft und ihre Vorgängerin, das Schulbuch-Komitee, durch alle die verschiedenen Missionsgesellschaften in China unterstützt, unterhalten und hilfreich gefördert wurde. Das ist ein praktischer Beweis für die Wahrheit, daß Einigkeit stark macht und dazu eine eindringliche Illustration von dem Wert der Zusammenarbeit und Harmonie". Man ist jetzt dabei, für die Abschlußprüfungen auf den verschiedenen Schulen einheitliche Regulative auszuarbeiten, um dadurch eine größere Einheitlichkeit in die Schulen zu bringen. Auch hat man beschlossen, der chinesischen Regierung einen Bericht über die Aufgaben, die sich die Gesellschaft gestellt hat, zu unterbreiten und ihr eingehende Vorschläge betreffend eine allgemeine Reform des Erziehungswesens in China zu machen. Über das Resultat ist bisher nichts verlautet. Doch darüber kann kein Zweifel sein, daß die Reformen auf dem Gebiete des Erziehungswesens die Basis für alle anderen Reformen in China sein müssen. Das scheint man auch in den dortigen Regierungskreisen einzusehen[1]). Und aus diesem Grunde hat die Educational Association noch eine große Aufgabe, und wir begrüßen es mit dankbarer Freude, daß unsere Missionare D. Faber und Pf. Kranz einen so energischen Anteil an ihren Arbeiten nehmen. Die Educational Association hat die Führung in allen Angelegenheiten des Erziehungswesens in China übernommen. Von Tag zu Tag wird die Nachfrage nach geeigneten Lehrkräften in China größer. Auch die chinesische Regierung wird bald an die Gesellschaft mit Gesuchen um Lehrkräfte, die in den abendländischen Wissenschaften geschult sind, herantreten. Man diskutiert bereits über Systeme für Einrichtung öffentlicher Schulen. Wir sind gewiß, daß sich die Gesellschaft den wichtigen Aufgaben, die an sie herantreten werden, gewachsen zeigen wird; aber möchten den Finger darauf gelegt wissen, daß es die Mission und sie in erster Linie ist, die China diesen Dienst erweist. Und sollten später andere kommen und auch Hand ans Werk legen, so wird man immer sagen müssen: Die Missionsleute sind es gewesen, die zuerst die Nöte Chinas erkannt und zuerst erfolgreiche Wege zu ihrer Abstellung aufgewiesen haben.

Das ist eine kurze geschichtliche Skizze des chinesischen Missionsschulwesens. Die Behandlung der methodischen und theoretischen Fragen auf diesem Gebiet behalten wir einer späteren Arbeit vor. Für unsere Rundschau sei aber noch auf folgende Punkte hingewiesen:

1. Die Arten der Missionsschulen in China sind sehr verschieden. Man hat sog. Primary Day-Schools etwa unseren einfachsten Elementarschulen entsprechend. Sie bilden die große Mehrzahl und sind auf jeder Missionsstation und

---

[1]) Ferguson giebt in den Records of the Second Triennial Meeting of the Educ. Assoc. S. 34 u. 35 eine sehr interessante Darstellung der Bemühungen, die von Seiten der chinesischen Regierung bisher um Einführung westlicher Wissenschaften gemacht wurden. Der erste ernstliche Versuch geschah 1860 nach dem Friedensschluß zu Peking. Damals wurde das Tsungli Yamen, das chinesische Auswärtige Amt, gegründet und dadurch wurden Dolmetscher notwendig. Es wurde dazu das Tung Wen College mit der französischen, englischen und russischen Abteilung gegründet. 1865 wurde diese Schule zur Hochschule erhoben. 1872 gelang es Yung Wing, einen weiter blickenden Chinesen, Li Hungchang zu überreden, 120 junge Chinesen zu Studienzwecken nach den Vereinigten Staaten zu schicken. Aber 1881 wurden sie alle nach China zurückgerufen. Viele von ihnen hatten sich in den 9 Jahren jedoch eine gründliche moderne Bildung angeeignet und machten in ihrer Heimat auch Karriere. 1880 wurden in Kanton, Foochow und Nanking neue Tung Wen Colleges eingerichtet. 1883 wurde der Regierung eine Denkschrift unterbreitet, Mathematik in die Staatsexamina aufzunehmen. Ein weiterer Fortschritt war, daß der Kaiser selbst vor wenig Jahren das Englische lernte. Dann ist zu erwähnen die Errichtung der Universität in Tientsin nach ganz modernen Prinzipien; endlich eine wachsende Bewegung gegen das „Wen-chang". Diese Notizen vervollständigen weiter unsere Ausführungen S. 50 ff., wo auch das Nötige über die jüngsten Reformen nachzulesen ist.

den meisten Nebenstationen anzutreffen. Knaben und Mädchen werden durchschnittlich gesondert unterrichtet. Eine andere Art sind die Boarding Schools, in denen die Schüler- resp. Schülerinnen auch Wohnung und Kost haben. In den meisten wird hierfür eine Entschädigung verlangt; doch beträgt diese nur einen Teil der Unterhaltungskosten. Auf der gleichen Stufe stehen die Waisenasyle, ferner die Blindenschulen des Rev. Murray in Peking, des Bahnbrechers auf diesem Gebiet in China, und des Frl. Dr. Mary Niles in Kanton, zu der sich jetzt noch eine deutsche Pfarrerstochter Frl. Postler gesellt hat, die gleichfalls in Kanton im Auftrage einer Gruppe von deutschen Damen eine Blindenmission unternommen hat. Eine höhere Stufe bilden die sog. Colleges an den verschiedenen Hauptzentren und die Hochschulen, dann kommen die Seminare für Lehrer und Pfarrer und die ärztlichen Schulen, endlich vollständig ausgestattete Universitäten, wie wir sie bei der Methodist Episcopal Church Mission jedoch allein finden. Einen besonderen Zweig bilden die Industrie-Schulen; ebenso sind für sich zu nennen die Stationsschulen für die eingeborenen Erwachsenen zur Vertiefung ihrer christlichen Erkenntnis und Erlernung der Schrift. Grundsatz ist durchweg, die Schüler den Aufwand für die Schule oder wenigstens einen Teil desselben bezahlen zu lassen. Namentlich wird darauf gehalten, daß die Schulen, die mehr gemeinnützigen Zwecken dienen, der Mission möglichst wenig kosten.

2. Die Unterrichtsfächer sind je nach dem Grade der Schule verschieden. In den Elementarschulen begnügt man sich mit Schreiben, Rechnen und Geographie neben dem Religionsunterricht. An den höheren Anstalten sind die Anforderungen größer. Der Lehrplan der Normal-Schule der Presbyterianer in Chefoo z. B. ist: 1. Jahr, Beweise für das Christentum, Altes Testament, Geographie, Arithmetik, Physik. 2. Jahr, Geologie, Physiologie, Neues Testament, Arithmetik, Physik, Chemie. 3. Jahr, Astronomie, Arithmetik, Geistes-Philosophie, Moral-Philosophie, politische Ökonomie. Dazu kommen Lektionen im Gesang, Leibesübungen und Lesen besonderer Bibelabschnitte. In den Theologischen Schulen sind die Anforderungen sehr verschieden, je nach dem Wert, den die betreffenden Missionen auf die theoretische Schulung ihrer einheimischen Gehilfen legen. Die amerikanischen Baptisten begnügen sich z. B. damit, daß ihre jungen Pfarrer die Geographie Palästinas, allgemeine Kirchengeschichte, Geschichte der baptistischen Kirche, Leben der altteſtamtl. Patriarchen, Leben des Paulus, christliche Glaubenslehre, Homiletik und Hygiene studieren; die exegetischen Studien bestehen im Neuen Testament aus der Lektüre des Matthäus und Johannes-Evangeliums, des Römer-, Epheser- und Hebräerbriefs, der Pastoralbriefe, der 3 ersten Kapitel des Lukas-Evangeliums und der ersten 7 der Apostelgeschichte. Im Alten Testament werden nur 17 Kapitel der Genesis und die Kenntnis der messianischen Stellen bei Jesaia verlangt. Andere Missionen stellen weit höhere Anforderungen. Beinahe in allen höheren Lehranstalten wird viel Zeit auf die chinesischen Klassiker verwandt, da die Schüler ohne deren Kenntnis das Verständnis für das innerste Fühlen und Denken ihrer Landsleute verlieren und in deren Augen auch jedes Ansehen einbüßen würden. An den Mädchenschulen, aber auch in vielen anderen Elementarschulen, wird meist nur die sog. romanisierte Schrift gelehrt, d. h. die Schreibung der chinesischen Wörter in lateinischen Buchstaben. Vielfach wird an den höheren Schulen in englischer Sprache unterrichtet. Doch haben sich dagegen sehr gewichtige Stimmen erhoben, wie man überhaupt in allen Chinesenschulen als Unterrichtssprache das Chinesische fordert.

3. Die Lehrer sind jetzt zum größeren Teile Christen, ein Drittel sind vielleicht Heiden. In früheren Jahren war der Prozentsatz der heidnischen Lehrkräfte bedeutend größer. Einen recht interessanten Versuch, auch heidnische Lehrer für Missionszwecke dienstbar zu machen, erzählt Missionar Lechler in den Berichten der Shanghai-Konferenz 1877, S. 165 von dem Missionar Hanspach (Berlin I): Er besuchte viele Dörfer der Provinz Kanton und ging auch in die

Schulen. Waren die Lehrer zugänglich, so bat er sie, christliche Bücher in den Schulen lesen zu lassen, die er ihnen sandte. Wo es keine Schulen gab, gründete er welche, aber mit christlichen Lehrkräften. Auf diese Weise brachte er es auf 138 Schulen mit ca. 1500 Schülern. Hanspach inspizierte von Zeit zu Zeit alle seine Schulen, um sich zu vergewissern, was die Lehrer die Schüler lehrten. Bei diesen Gelegenheiten erklärte er ihnen seine christlichen Bücher und zeigte ihnen biblische Bilder. Sein Plan war, die begabtesten Schüler in einer Art Centralschule zur weiteren Ausbildung zu sammeln. Bei den Angehörigen der Schüler fand er viel Dank, es gelang ihm auch einige christliche Gemeinden zu gründen. Mangel an Geld, einer genügenden Zahl christlicher Lehrer und Aufseher ließen das Unternehmen verfallen und nach Hanspachs Abgang wurde es nicht fortgesetzt. Aber es bleibt doch ein recht lehrreicher Versuch.

4. Für die Mission in China sind die Schulen unentbehrlich. Schon dadurch leisten sie ihr unschätzbare Dienste, daß sie die vielen falschen und abstrusen Ideen der Chinesen zerstören und die Wege ebenen, um für etwas Besseres bei ihnen Eingang zu finden. Sie versehen ferner ihre Schüler mit einem ganzen Grundstock von Kenntnissen, der für einen erfolgreichen Unterricht im Christentum durchaus notwendig ist. Sie lehren sie nach einer neuen logischen Methode denken und mit neuen Augen die Welt und alles, was sie in sich trägt, betrachten, indem sie ihnen vernünftige Gedanken darüber beibringen und die Märchen der chinesischen Klassiker als solche erkennen lehren. Und endlich, in den Schulen erhalten die jungen Chinesen edlere Vorstellungen vom Menschen, der Natur und von Gott. „Das Erziehungswesen in China, so weit es in den Händen von Christen liegt", sagt Rev. D. Graves[1]), „ist von so ungeheurem Nutzen für die Sache des Christentums, daß nichts als die größte Kurzsichtigkeit und der Wunsch nach mehr unmittelbaren Erfolgen uns gegen die Wohlthaten verblenden kann, die es uns augenscheinlich bringt." Und so hören wir demgemäß auch durchschnittlich von recht erfreulichen Resultaten in dem Account of the Various Schools des D. Fryer. Nur die irischen Presbyterianer in Newchwang klagen, daß sie absolut keine Erfolge zu verzeichnen hätten, trotzdem mehr als 200 Kinder ihre Schulen durchgemacht hätten und ihre Mission seit 1869 dort bestünde. Dagegen können die amerikanischen Presbyterianer von recht erfreulichen Resultaten auch für die direkte Missionsarbeit verschiedentlich berichten, und dies nicht nur von ihren höheren Lehranstalten, die ihnen viele tüchtige Gehilfen geliefert haben sondern auch aus den Tagesschulen. Ein gleiches läßt sich von der Church Missionary Society, der Methodist Episcopal Church Mission und vielen anderen sagen.

5. Endlich geben wir zur Vergleichung des zahlenmäßigen Fortschritts in den letzten beiden Jahrzehnten die Statistik der Shanghai-Konferenz 1877 und des China Mission Handbook 1896: Im Jahre 1877 zählte man 177 Tagesschulen für Knaben mit 2991 Schülern und 82 Tagesschulen für Mädchen mit 1307 Schülerinnen; ferner 30 Kostschulen für Knaben mit 611 Schülern und 38 Kostschulen für Mädchen mit 777 Schülerinnen. Dazu kamen 20 theologische Schulen mit 231 Studenten. 290 Lehrer besorgten die Arbeit. 1896 lauten die Zahlen folgendermaßen: 747 Tagesschulen für Knaben mit 11 817 Schülern, 225 Tagesschulen für Mädchen mit 4262 Schülerinnen. 45 Kostschulen für Knaben mit 1539 Schüler, 69 Kostschulen für Mädchen mit 2096 Schülerinnen, 32 Hochschulen für Studenten mit 1224 Besuchern, 14 Hochschulen für das weibliche Geschlecht mit 1640 Besucherinnen. Die Gesamtzahl der Schüler auf allen Anstalten war 14 555, der Schülerinnen 6798. Männliche Lehrkräfte standen 1038, weibliche 492 in der Arbeit; darunter 901 Chinesen und 357 Chinesinnen. Diese Zahlen reden eine Sprache, die jeder Kommentar nur abschwächen würde.

(Fortsetzung folgt.)

[1]) Records of the Second Triennial Meeting S. 180.

Aus der Mission der Gegenwart.

Missionsarbeit in Korea.

Lehrer Bolljahn, der in Tokyo viele Jahre das Werk unserer Missionare in freundlichster Weise unterstützt hat, erhielt im vergangenen Jahre einen ehrenvollen Ruf der koreanischen Regierung nach Söul als Leiter einer neu errichteten Schule. In einem Briefe vom 5. Januar d. J. giebt er eine interessante Schilderung über die Zustände in Korea und den Fortgang seiner Arbeit. Er schreibt u. a.: „Gern werde ich die chinesischen Schriften D. Fabers und Pf. Kranz an meine Schüler verteilen, und ich habe bereits an D. Faber zu diesem Zwecke geschrieben. Auch benutze ich beim Unterricht — wie ich stets gethan habe — jede Gelegenheit, um auf die Vorzüge des Christentums hinzuweisen.

Vom Buddhismus merkt man hier nichts; Tempel sind im ganzen Lande nur wenige, dagegen stehen Ahnenkultus, Verehrung böser Geister und Gespenster ꝛc. in voller Blüte. Übrigens war vor kurzem ein höherer buddhistischer Priester aus Japan hier, der vom Könige im Beisein des japanischen Chargé d'Affaires empfangen wurde. Man fürchtet nun in hiesigen Missionskreisen, daß die japanischen Buddhisten hier energisch vorgehen wollen.

Meine Schule hat sich trotz der hiesigen Unruhen ganz gut entwickelt, worüber auch der hiesige deutsche Reichsvertreter Konsul Krien, der vor seiner Heimreise die Schüler prüfte, seine volle Anerkennung mir und auch dem Könige gegenüber ausgesprochen hat. Alle anderen Fremdsprachschulen waren während der Unruhen wochenlang geschlossen, die meinige nicht. Ich bin jetzt im Begriffe, eine zweite Klasse zu bilden. An Arbeit fehlt es mir nicht, da ich außer den Schülern auch noch meine beiden Hülfslehrer, die nur englisch sprechen, unterrichten muß".

Eine internationale Missionskonferenz,

zu der sämtliche protestantische Missionsgesellschaften der Erde eingeladen werden, wird im April 1900 in New-York gehalten werden. Missionare von aller Ländern werden erwartet und werden an den Beratungen teilnehmen. Zur letzten internationalen Missionskonferenz in London 1888 hatten 141 Missionsgesellschaften ihre Vertreter gesandt. Die Referate derselben umfaßten 2 Bände. Der Miss. Herald 1899, S. 92, dem wir diese Notizen entnehmen, giebt der Hoffnung Ausdruck, daß die Teilnehmerschar an der New-Yorker Konferenz noch größer sein und noch mehr Missionsgesellschaften ihre Deputierten dorthin entsenden werden. Die Missionsgesellschaften der Vereinigten Staaten und von Kanada haben sich zusammengethan, um die Einladungen und Vorbereitungen für die New-Yorker Konferenz zu besorgen.

Die Kaiserin-Witwe von China

ist in letzter Zeit viel genannt worden; aber manches falsche Urteil über sie ist im Umlauf. So wird vielfach kolportiert, daß sie als kleines Mädchen von ihrem Vater als Sklavin an den Gouverneur einer Provinz verkauft wurde, von dem sie später wegen ihrer vielen Talente als Tochter angenommen und dann auch dem Kaiser bekannt wurde. So wurde sie eine Nebenfrau des Kaisers, an Rang nur der damaligen Kaiserin nachstehend. Wie Rev. D. Blodget, einer der Veteranen der chinesischen Missionare, in einem sehr lesenswerten Aufsatz im Miss. Herald 1899, S. 103 ff. darlegt, beruhen alle diese Gerüchte auf Erfindung. Die Kaiserin Witwe stammt vielmehr aus einer vornehmen Mandschu-Familie in Peking. Ihr Familienbesitztum liegt nicht weit von den Gebäuden des Amerikanischen Board. Um die alte Mutter der Kaiserin aufzumuntern, wurde ein junger Student Namens

Yen bei der Familie eingeführt, der ihr unter anderem mit der Laterna magica das Leben in den Westländern vorführte. Treu seiner christlichen Überzeugung zeigte Yen am Schluß auch ein Bild der Kreuzigung Jesu. Yen ist jetzt christlicher Pastor. Die Kaiserin-Witwe empfing im Hause ihrer Eltern eine ausgezeichnete Erziehung, besser als es bei Mädchen in China sonst üblich ist. In jungen Jahren kam sie als Nebenfrau des Kaisers Hienfung in den Palast. Als sie Mutter eines Sohnes wurde, erhielt sie den Beinamen Tszhi, „Mutter der Freude". Nach dem Tode des Kaisers Hienfung 1861 erhielt ihr Sohn diese Würde. Nach chinesischem Gesetz wurde ihr Sohn als der wirklichen Kaiserin gehörig betrachtet. Doch da Tszhi einem Thronerben das Leben geschenkt hatte, wurde sie zu demselben Range erhoben, und während die Hauptfrau „Kaiserin des Ostens" hieß, wurde sie „Kaiserin des Westens" genannt. Sie hat, da ihr Sohn Tungtschi beim Tode seines Vaters erst 6 Jahre alt war, und während der Minderjährigkeit des jetzigen Kaisers Kwangsü beinahe ohne Unterbrechung die Zügel der Regierung in der Hand gehabt und hat dabei Geschick, Takt und Entschiedenheit gezeigt, wie ihr D. Blodget nachrühmt.

Wichtig ist aber, daß D. Blodget die Kaiserin-Witwe auch wegen der letzten Vorgänge in Peking in Schutz nehmen zu müssen glaubt. Ihr strenges Vorgehen gegen die Reformpartei schreibt er der Furcht vor einem Komplott zu. Dann meint er, der junge Kaiser sei in großen Sprüngen und Sätzen mit den Reformen vorgegangen, wo äußerste Sorgfalt und Vorsicht am Platze gewesen wäre. In der kurzen Spanne Zeit von 3 Monaten und 4 Tagen hat er nicht weniger als 25 Reformdekrete herausgegeben! Die Ratgeber des jungen Kaisers hatten nur eine oberflächliche Kenntnis westlicher Bildung und diese nur aus Büchern, die ins Chinesische übersetzt waren, nicht aus erster Hand. Auch Missionar Genähr spricht sich im Rheinischen Missions-Bl. 99, S. 14 f. sehr scharf gegen Kang Yu Wei aus, den man, was seinen Lebenswandel betrifft, harter Dinge nicht mit Unrecht beschuldigt, und von dem jedenfalls das Christentum nichts Gutes zu erwarten gehabt hätte, trotzdem er alle seine Reformgedanken christlichen Büchern verdankte. Der Mangel an Methode und Geschick, Reformen einzuführen, war zu offenkundig und hätte das Land binnen Kurzem in Verwirrung, wenn nicht in Bürgerkrieg gestürzt. Die Kaiserin-Witwe handelte also weise, als sie sich der Regierung wieder bemächtigte, und der Kaiser nicht minder, als er sich seiner Tante fügte.

D. Blodget behauptet endlich, man dürfte nicht meinen, die Kaiserin sei gegen jeglichen Fortschritt. Der Konservativismus der Chinesen sei es, der die Mandschu von Reformen zurückhalte. Was an neuen Methoden eingeführt werden könnte, ohne daß Gefahr für den Thron damit verbunden sei, würde bei den Mandschus keinen Widerstand finden; das hat der Kaiser gezeigt, das beweist auch die Kaiserin, mit mehr Zurückhaltung jedoch. Auf ihr Schutzedikt für die Missionare haben wir schon S. 54 d. Jahrg. aufmerksam gemacht. Neuere Telegramme melden, daß die Kaiserin in ihrem Palaste die Damen der fremden Gesandten empfangen hat, — etwas am Pekinger Hofe bisher „Unerhörtes".

China ist in einer kritischen Lage. Überschwemmungen und Hungersnot, Aufstände im Westen und im Süden und ebenso in den Central-Provinzen, der Druck der fremden Mächte, das Drängen nach radikalem Wechsel in der Regierung, im Schulwesen, in der Industrie, in den Dingen der Religion — das alles läßt es beinahe so erscheinen, als ob das Ende nahe wäre. Wer hätte kein Mitleid mit dieser Not der vielen Millionen? Wen treibt es nicht, ihnen an seinem Teil zu helfen? H. L.

Litteratur.

Aus Zeitschriften.

I. Allgemeines.

a) Missionswissenschaftliches: P. Richter, Was haben die Bibelgesellschaften für die Mission geleistet? (A. M. Z. 99, 1 u. 2). Dr. Schott, Die christliche Mission und der soziale Fortschritt. III. (ebenda, 1). Warneck, Zur katholischen Missionsstatistik (ebenda). J. Richter, Die Arbeit der evang. Mission an den Aussätzigen (ebenda, 2 und 3). M. Gensichen, Die Bedeutung der Missionslehrkurse für Volksschullehrer (ebenda). Strümpfel, Die Gesellschaft zur Verbreitung christlicher Erkenntnis und ihre Bedeutung für die Mission (ebenda, 3). Oehler, Unsere heidenchristlichen Gemeinden (B. M. M. 99, 1). J. Betzler, Wie erwerben und erhalten wir uns die nötige Missionskenntnis? (ebenda, 2). Israel (Monatsbl. f. öfftl. Miss.-Stb. 99, 3). Die Mitarbeit der eingeborenen Gehilfen in der Rheinischen Mission (Rhein. Miss. 99, 2 u. 3). Die Luthardtsche Kirchenzeitung und der Allgem. evgl.-prot. Miss.-Verein (Protestant Nr. 10). R. E. Speer, A. Study of the Motive and Methods of Missions (Miss. Rev. 99, 1). A. Gurney, Some Features of the History of the Church Missionary Society (ebenda, 3). Native Churches, a Question and its Answer (Ch. Miss. Int. 99, 1). Dr. Weitbrecht, Christian Literature in the Mission-Field (ebenda). Missionary Work and Church Controversies (ebenda, 3). The History of the Church Missionary Society (ebenda). The Selection, Education and Probation of Native Workers (ebenda). L. Barton, Colleges and Collegiate Institutions of the American Board (Miss. Her. 99, 1).

b) Religionswissenschaftliches: L. Frobenius, Ideen über die Entwicklung der primitiven Weltanschauung. (Arch. f. Rel.-Wiss. 99, 1 u. 2). M. Höfler, Krankheits-Dämonen (ebenda). H. Zimmern, Lebensbrot und Lebenswasser im Babylonischen und in der Bibel (ebenda). E. Hardy, Glaube und Brauch oder Brauch und Glaube? (ebenda). Raynaud, Le dieu aztec de la guerre (Rev. de l'hist. des. relig. 38, 3). W. Thomas, La survivance du culte totémique des animaux et les rites agraires dans le pays de Galles (ebenda).

II. Die Arbeitsfelder der Mission.

A. Amerika.

Die Ramona-Mission und John Morongo (Calw. Miss.-Bl. 99, 3). Kalifornien, Ramona-Mission. Nikaragua. Suriname. Labrador. Grönland (Miss.-Bl. d. Brüderg. 99, 1—3). Mc Lean, Cuba, her present Condition and Needs (Miss. Rev. 99, 3).

B. Afrika.

Deutsch-Ostafrika (B. M. M. 91, 1). Britisch-Ostafrika (ebenda, 2). Fr. Autenrieth, Von Mangamba zum Dibia-See. Ins Innere von Kamerun (Evgl. Miss. 99, 2 u. 3). O. Käferle, Fortschritte im Kondelande, Nyassa-See (Monatsbl. f. öfftl. Miss.-Stb. 99, 2). Deutsch-Ostafrika. Südafrika-West. Südafrika-Ost (Miss.-Bl. d. Brüderg. 99, 1—3). Merensky, Die Kalihari-Wüste und die Mission (Miss.-Frd. 99, 1). Derselbe, Die Gründung von Stationen im Hehelande, Deutsch-Ostafrika (ebenda, 3). Nachrichten aus dem

Ephoralkreis Kapkolonie, Nachrichten aus Kondeland, Nachrichten aus der Synode Kafferland, Besetzung des Landes der Wahehe in Deutsch-Ostafrika durch unsere Missionen (Berl. M. B. 99, 1 u. 3). D. Zahn, Aus Egypten (Nordd. Miss.-Bl. 99, 2). Die Süd-Sulustationen. Die Betschuanen-Mission. Unsere Stationen in Alfredia (Hermbg. M. Bl. 99, 1 u. 2). C. T. Wilson, The Egyptian Soudan (Ch. Miss. Int. 99, 1). Tucker, The Spiritual Expansion of Buganda (ebenda, 1 u. 3). Derselbe, Slavery in British East Afrika (ebenda, 3).

C. Asien.

a) China. E. Postler, Die deutsche Blindenmission in China (B. M. M. 99, 1 u. 2). O. Schultze, Ein Besuch in der chinesischen Provinz Fukien (ebenda, 3). Rumland, Eine Wanderung durch deutsches Missionsgebiet in China (Evgl. Miss. 99, 2 u. 3). Genähr, Die Krisis in China (Rhein-Miss. 99, 1). A. T. Pierson, Chang the blind Apostle of Manchuria (Miss. Rev. 99, 2). P. Beach, China as a Mission Field (ebenda). H. Smith, Democracy in China (ebenda). E. Sell, Islam in China (Ch. Miss. Int. 99, 2). W. Knipe, A New Outpost on the Frontier of Tibet (ebenda).

b) Japan. von Siebold, Der Eintritt Japans in das europäische Völkerrecht (Ost-Asien, 9—12). D. Dalton, Die Entchristlichung der christlichen Hochschule in Japan.

c) Indien. D. Grundemann, Britisch-Indien (A. M. Z. 2 u. 3). L. Oehler, Frauen und Frauenmission in Indien (B. M. M. 99, 3). A. Flex, Noch einmal unter den Hindus (Evgl. Miss. 99, 1). Der äußere Stand der Mission Goßners Anfang 1899 (Biene a. d. Miss.-Feld 99, 1). Gurdur (Hermbg. M. Bl. 99, 2). Missionary Work among the Low Classes in the Punjab (Ch. Miss. Int. 99, 1). Haythronthwaite, The Strategical Importance of Work amongst the Higher Classes of India (ebenda, 3). Dowbiggin, A Mission District in Ceylon (ebenda).

d) Andere Missionsgebiete. O. Käferle, Kampf mit dem Islam auf Sumatra (Monatsbl. f. öffentl. Miss.-Std. 99, 1). West-Himalaya (Miss.-Bl. d. Brüderg. 99, 1 u. 3). D. Zahn, Vorderasien I (Nordd. Miss.-Bl. 99, 3). De voortgang der Evangelisatie in de Minahassa over 1897 (Maandber. van het nerdenl. Zendelingg. 1899, 3).

D. Südsee.

Die Neu-Hebriden einst und jetzt (B. M. M. 99, 1). Australien, Nord-Queensland (Miss.-Bl. d. Brüderg. 99, 1). Th. Crosby, The Caroline Islands and the People (Miss. Red. 99, 1). J. Leadingham, The Present Religions Condition in the Hawaiian Islands (Miss. Her. 99, 2).

Vereinsnachrichten.

Von unseren Arbeitsfeldern.

Aus China.

Jahresbericht unseres Missionars Pf. Paul Kranz in Tsintau pro 1898.

„Von meinem chinesischen Buche: „Wichtige Züge aus dem Leben Jesu" erschienen zuerst 3000 Exemplare und dann, als ich die Bilder aus Deutschland

endlich erhalten hatte, eine neue Ausgabe in 2100 Exemplaren mit je 20 bunten Bildern pro Band. Diese Ausgabe findet bei vielen Missionen großen Beifall. In Englisch verfaßte ich einen Aufsatz: Some of Professor J. Legge's Criticisms on Confucianism, der zuerst im Chinese Recorder und dann als Broschüre erschien. Viele Missionare haben mir ihren Dank für diese kurze Zusammenfassung der Legge'schen Beurteilung des Konfuzianismus ausgesprochen. Die Schwächen und Fehler des Konfuzianismus aufzudecken, wird für lange Zeit eine der wichtigsten Aufgaben der christlichen Mission in China bleiben, da sowohl Chinesen als oberflächlich beobachtende Ausländer den Konfuzianismus als fast ebenso gut wie das Christentum hinzustellen sich bemühen, um so die Mission als unnötig und überflüssig erscheinen zu lassen. Professor Legge's Urteil aber ist in dieser Frage von größter Wichtigkeit und bleibender Bedeutung. Mein chinesischer Traktat: „Das Christentum ist die Vollendung des Konfuzianismus", ist nun in 64 000 Exemplaren verbreitet, und es erschien eine englische, deutsche und zu meiner Freude (ohne meine Veranlassung) nun auch eine japanische Übersetzung davon (auf japanische Verhältnisse angewandt[1]). — Am 27. Juli 1898 erhielt ich durch Vermittlung der Deutsch-Asiatischen Bank in Shanghai vom Verein 577,25 Mk. zur Verbreitung Faber'scher Schriften; davon sind 140 Mk. an Rev. Dr. Griffith John in Hankau zur Verbreitung von 257 Exemplaren von D. Faber's Civilisation in Hunan geschickt. Es bleiben also noch 437,25 Mk. zur Verbreitung Faberscher Schriften in meiner Kasse, die ich zur Verbreitung von D. Faber's Markuskommentar in Shantung zu verwerten gedenke. Die neuen Stereotypen dieses großen Werkes, die ich im Sommer 1897 in Hankow bestellte, werden nun auch endlich bald fertig sein. Zu ihrer Bezahlung habe ich nach 413,50 Mk. vom Verein in den Händen. — Die Arbeit der Diffusion Society hat ihren stetigen Fortgang genommen trotz des hemmenden Einflusses der in Peking durch die Emperess Dowager ins Werk gesetzten Reaktion. Wir haben im letzten Jahre 37 Millionen Seiten gedruckt und über 18 000 Dollars Bücher verkauft. Leider konnte ich, durch die Reisen nach Tsintau und Kuling verhindert, der Gesellschaft im letzten Jahre nicht viel Zeit widmen; dies war auch nicht so nötig, da Rev. Timothy Richard, der unermüdliche Förderer aller Reformbestrebungen in China, zurückgekehrt war und die Hauptleitung der Geschäfte der Gesellschaft wieder übernommen hat. Die Thätigkeit der Diffusion Society ist entschieden die aussichtsreichste aller Missionsbestrebungen in China, und es ist mir sehr schmerzlich, daß man in Deutschland nur so wenig Verständnis für diese Arbeit zeigt. Deutschland steht doch überhaupt in allem, was Mission anlangt, noch jammervoll weit hinter England und Amerika zurück. Anstatt sich stolz über die Engländer und Amerikaner zu erheben, sollten die deutschen Professoren, Pastoren und jungen Theologen erst einmal tiefer das Geheimnis der Kraft in dem englischen und amerikanischen Kirchenleben und Missionsbetrieb studieren. Es hat mich sehr gefreut, daß die „Christliche Welt" öfters einen England und Amerika freundlichen Standpunkt hat durchblicken lassen.

---

[1]) Die Übersetzung ist durch Rev. Albrecht vom Amerik. Board geschehen, der s. Zt. auch die Ritter'sche Missionsgeschichte ins Englische übertragen hat. Er schreibt bei dieser Veranlassung an Pf. Kranz: „Einige meiner Kollegen hier, die den Traktat gelesen haben, haben sich sehr anerkennend über denselben ausgesprochen, und wir dürfen wohl hoffen, daß mit des Herrn Segen derselbe auch hier in Japan dazu beitragen möge, die Wahrheit unserer Religion zu verbreiten. Mir gereicht es zur großen Freude, auf diese Weise nun wieder einmal mit Ihrem Missionsverein in so enge, freundschaftliche Berührung gekommen zu sein; denn mögen wir ja vielleicht über gar manches verschieden denken, in unserem Hauptzweck sind wir eins." Wir verweisen wiederholt auf Flugschrift Nr. 8 unseres Vereins, die den Traktat in deutscher Übersetzung mit dem chinesischen Original als Beilage bringt und von unserer Verlagsbuchhandlung A. Haack, Berlin, Dorotheenstr. 55, zum Preise von 50 Pfg. bezogen werden kann.

Ende April ging ich auf 2 Wochen nach Tsintau und sandte am 12 Mai einen Bericht über meine Eindrücke dort. Schon Anfang Juni mußte ich nach Kuling, da der Kontraktor meines neuen, kleineren Sommerhauses daselbst davon gelaufen war. Ich mußte nun den Bau selbst so schnell als möglich zu Ende führen. Meine Familie kam am 2. Juli von Shanghai nach, und wir blieben bis Anfang September dort. Es gelang mir während der August-Missionskonferenz daselbst eine Einheitserklärung fast aller anwesenden Missionare der verschiedensten Denominationen zu Stande zu bringen, die dann in vielen Zeitschriften Englands und Amerikas ein Echo gefunden hat. Nach einem zweiwöchentlichen Aufenthalt in Shanghai reiste ich Ende September wieder nach Tsintau zum ersten Termin der Landversteigerung von Seiten der Regierung. Ich kaufte, ebenso wie Berlin I und die Americ. Presbyterian Mission für ihre Missionen, in der zukünftigen Chinesenstadt ein kleines Grundstück für unseren Missionsverein als einen Stützpunkt künftiger Arbeit mitten unter den Chinesen und außerdem in der Fremdenstadt ein Privat-Grundstück zum Bau einer Wohnung für meine Familie. Über sonstige Eindrücke und Erlebnisse dort habe ich von Tsintau und Shanghai aus eingehend berichtet. Es ist nun dringend wünschenswert, daß unser Verein den neuen Pastor für die Deutschen bald sendet und, da derselbe bei der Eigentümlichkeit der Verhältnisse dort mit der Pastoration der Deutschen voraussichtlich vollauf und genug zu thun haben wird (besonders wenn er auch die vorhandenen deutschen Kinder zunächst unterrichten soll), so sollte sofort auch noch ein zweiter Missionar ausgesendet werden, der sich energisch und ausschließlich dem Erlernen der chinesischen Umgangssprache und der Einrichtung einer Chinesen-Schule widmen muß. Es ist noch immer meine Überzeugung, daß eine gute deutsche Schule für Chinesen sich am schnellsten die allgemeine Anerkennung sowohl der Deutschen als auch der Chinesen erwerben wird. Eine Hauptsache ist nun, daß uns bis zum Frühjahr zum Bauen einer Wohnung für Faber, Pastor und Missionar (oder Lehrer) und zum Bebauen des Chinesenstadt-Grundstücks (Kostenanschlag 52 000 Mk.) Geld gesandt werde. Aus einer englischen Zeitung ersehe ich, daß der diesjährige Etat des deutschen Reiches für Tsintau 8 Millionen Mark beträgt. Das ist für weltliche Zwecke, und deutsche Patrioten bezahlen's gern. Darf der Herr Christus von seinen Jüngern in Deutschland wohl den hundertsten Teil dieser Summe für die Pflanzung seines Reiches in Tsintau erwarten?

Seit Anfang November bin ich eifrig beschäftigt mit der Herstellung und dem Druck meiner deutsch-chinesischen Lektionen für Anfänger unter den Chinesen. Das erste Heft (Inhalt: Vielgebrauchte Worte) konnte ich gerade zu Weihnachten nach Tsintau schicken; es hat gute Aufnahme dort gefunden. Das zweite Heft (500 kurze Sätze in Deutsch nnd Chinesisch enthaltend) wird augenblicklich gedruckt. Das dritte Heft (die Beispiele der ersten 100 Lektionen von Rev. Dr. Mateer's Mandarin Lessons mit des Verfassers Erlaubnis von mir ins Deutsche übersetzt) habe ich in diesem Monat in Bearbeitung. (Es enthält etwa 2500 Sätze.) Hierdurch hoffe ich einen nicht unwichtigen Beitrag zur Herbeiführung einer besseren Verständigung zwischen Deutschen und Chinesen in unserer neuen Kolonie zu leisten. Nach D. Faber's, Mr. Richard's und nach meiner eigenen Ansicht besteht bei der großen Gedächtnisbegabung der Chinesen die beste Methode, ihnen eine fremde Sprache beizubringen, darin, sie viele kurze Sätze auswendig lernen zu lassen. Die Grammatik folgt erst später. Da ich dem deutschen Text stets die chinesische Übersetzung hinzufüge, so wird es für neu ankommende Lehrkräfte sofort möglich sein, eine Chinesen-Klasse einigermaßen in Deutsch zu unterrichten und gleichzeitig von den Schülern selbst chinesisch zu lernen. Docendo discimus. Außerdem ist natürlich auch noch tägliches Privatstudium mit einem Lehrer erforderlich."

Bericht des Pfarrers Lic. Hackmann über die deutsch-evangelische Gemeinde zu Shanghai von August bis Dezember 1898.

„Das Gemeindeleben in der deutschen evangelischen Gemeinde zu Shanghai nahm in den letzten Monaten (von August bis Dezember 1898) seinen ruhigen und gedeihlichen Fortgang. Die Sammlungen für den Kirchenbau werden noch fortgesetzt. Insbesondere fragen wir auch bei den Kapitänen und Offizieren der hier verkehrenden Schiffe an, ob sie eine offene Hand für den Kirchenbau haben; und zwar oft nicht mit schlechtem Erfolg. Das Erfreulichere bei solchen Spenden ist neben der Geldsumme selbst die innere Beteiligung, welche der Sache entgegengebracht wird. Daß die Gemeinde das Grundstück, auf welchem die Kirche stehen soll, seit Frühling 1898 käuflich erworben und bar bezahlt hat, berichtete ich schon das vorige Mal. Jetzt haben wir an Mitteln für den Bau selbst in der Hand etwa 9000 Tls., d. h. etwa 24000 Mk. Das ist freilich noch nicht die Hälfte von dem, was notwendig sein wird, aber doch weit mehr, als irgend jemand früher erwartet hat.

Die Gottesdienste fanden regelmäßig, wie früher am 1. und 3. Sonntage jedes Monates statt. Im August fielen sie der großen Hitze wegen aus. Ich besuchte damals die Insel Pu-to im Tschu-ssan-Archipel, einem der berühmtesten buddhistischen Wallfahrtsplätze, und hatte während meines 14tägigen Aufenthaltes wieder einmal gute Gelegenheit, das Leben des chinesischen Buddhismus zu beobachten.

Der wichtigste Umschwung für unser kirchliches Leben liegt in diesem Herbste in dem Fortgange unseres Generalkonsuls Dr. Stuebel von Shanghai. Diesen Fortgang empfinden wir äußerst schmerzlich. Was die Entwicklung des Gemeindelebens hier der eifrigen Förderung Dr. Stuebels verdankt, das läßt sich nicht in wenig Worte fassen. Er diente der Sache nicht nur aus allgemeineren, etwa patriotischen Gesichtspunkten, sondern weil er auch innerlich ein wahres Gemeindemitglied war. An seine Stelle wird im Kirchenvorstand Vizekonsul Schnitzler treten.

Es fanden in den verflossenen Monaten 2 Taufen, 3 Beerdigungen, sowie eine Privatkommunion im Hospital statt. Die Sonntagsschule, welche an jedem Sonntag-Morgen von 11—12 Uhr abgehalten wurde, wies einen guten Besuch, 15—20 Kinder regelmäßig, auf.

Der Gottesdienst am letzten Sonntage des Kirchenjahres, 20. November, welcher unmittelbar vor der Enthüllung des Iltis-Denkmals stattfand, wurde auch von Seiner Königlichen Hoheit dem Prinzen Heinrich besucht. Es war absichtlich nichts Außerordentliches für diese Gelegenheit veranstaltet, damit der hohe Besucher durchaus den normalen Eindruck unserer Gottesdienste empfange. An dem folgenden Tage, dem Einweihungstage des Iltis-Denkmals, hatte ich die Weihrede vor der Enthüllung zu halten. Alles Nähere über die Feier ist zu finden in den Nummern 8 und 9 des Ostasiatischen Lloyd.

Es war mir bei der Anwesenheit der Kriegsschiffe zur Enthüllung des Iltis-Denkmals wiederum einmal vergönnt, einen Schiffsgottesdienst auf S. M. S. Cormoran abzuhalten. Auch einen unserer gemütlichen Abende mit der Mannschaft dieses Schiffes konnten wir wieder verleben, der sehr fröhlich und befriedigend verlief. Bald darauf verließen die Schiffe alle unseren Hafen.

Die Entwicklung der Schule verläuft andauernd günstig. Die Lehrkräfte arbeiten mit Eifer und Freude, und die Resultate sind auch dementsprechend erfreulich. Einige Kinder verließen uns, sie gingen mit Bedauern, und wir sahen sie

mit Bedauern scheiden; andere traten wieder ein, und die Zahl ist noch ein wenig gestiegen. Die Gesamtsumme beträgt augenblicklich 53 unter 7 Lehrkräften.

S. K. Hoheit Prinz Heinrich, welcher sich bei seiner ersten Anwesenheit hierselbst durch persönlichen Besuch von der erfreulichen Entwicklung der Schule überzeugt hatte, erwies uns die besondere Gunst, daß er uns sein Bild, einen prachtvollen Kupferstich in großem Format, schenkte. Dasselbe Geschenk machte er auch dem Lesezimmer für Seeleute, um sein freundliches Interesse an dieser Einrichtung zu bekunden. Beide Bilder werden in schöner Umrahmung ein dauernder Schmuck der Stätten sein, welchen sie die Teilnahme der hochgestellten Persönlichkeit verbürgen.

Am Dienstag, den 18. Oktober, machte die Schule mit der Bahn einen höchstgelungenen Ausflug nach Wusung, dem Hafenorte von Shanghai.

Das Lesezimmer für Seeleute wurde regelmäßig besucht, durchschnittlich von 3 Menschen am Tage, stärker, als für kurze Zeit die Kriegsschiffe hier lagen. Unsere Bitte, uns durch regelmäßige Zusendung von Zeitungen zu unterstützen, hat schon Erfüllung gefunden. Wir haben den Herren Geheimrat Franzius in Kiel (für Zusendung des Werft- und Hafenboten), Otto Mittelbach in Apolda (für das Apoldaer Tageblatt), ferner dem Verlage der Täglichen Rundschau (für Zusendung dieses Blattes) zu danken. Es ist eine große Freude für uns hier draußen, an der schnellen Erfüllung solcher Wünsche zu merken, wie treu die Heimat zu uns steht. Die Teilnahme der Gemeinde hier steht dem Unternehmen dauernd zur Seite. Von befreundeter Hand empfingen wir ein Geschenk, um die Behaglichkeit des Raumes durch Erneuerung der den Fußboden bedeckenden Matte zu erhöhen. Auch der Betrag für die Feuerung des Winters wurde uns geschenkt.

So haben wir nach allen Seiten hin Ursache, mit Dank gegen Gott und Menschen und voll frohen Vertrauens in die Zukunft zu sehen."

Aus den Zweigvereinen.

Der Potsdamer Zweig- und Frauen-Verein

veranstalteten am 28. Februar ein geistliches Konzert in der dortigen Garnison-Kirche zum Besten unserer Kiautschou-Mission, das bei allen Zuhörern durch die Vortrefflichkeit des Dargebotenen einen tiefen Eindruck hinterlassen hat. Für freundliche Mitwirkung sind wir Herrn Prof. Dr. Reimann-Berlin, dem Kgl. Kammermusiker Herrn M. Salzwedel-Berlin, Frl. Marie Radewaldt-Potsdam und dem Kirchenchor der Pfingstkapelle unter Leitung des Herrn Rektor Giese zu größtem Danke verpflichtet. Der Reingewinn betrug 450 M. Außer dieser Summe haben die Potsdamer Freunde bereits einen etwa eben so hohen Beitrag aus einer besonderen Sammlung für unsere Kiautschou-Mission im vorigen Sommer abgeliefert.

Der Görlitzer Zweigverein

hatte am 10. Februar seine Generalversammlung. An Stelle des bisherigen Vorsitzenden Superintendenten Schönwälder, der wegen Überbürdung mit Amtsgeschäften sein Amt niederlegte, wurde Pastor Francke zum Vorsitzenden gewählt. Das Kassenamt verwaltet nach wie vor Oberlehrer Ballhorn, das Schriftführeramt übernahm Frau Anna Ballhorn. In den Vorstand trat ferner Reallehrer Tschentscher, der die Berichterstattung für die Presse besorgen wird.

Der Hamburger Hauptverein und der Hamburger Frauenverein

veranstalteten am 10. Februar einen Familienabend in der Bauhütte. Der geräumige Saal war ganz gefüllt. Es waren insbesondere diejenigen Kreise unserer Stadt zugegen, die Beziehungen zu Japan oder China unterhalten. Pastor D. Manchot begrüßte die Versammlung, indem er die Bedeutung der deutschen evangelischen Mission in Ostasien nachdrücklich betonte. Alsdann hielt Herr Philipp Lieder einen Vortrag über das Religionswesen der Chinesen und über Missionswerke. Der Redner, der längere Zeit als Kaufmann in China zugebracht hat, gab zunächst einen Überblick über die drei hauptsächlichen Religionen, die noch heute in China verbreitet sind. Er schilderte dann eingehend die Art und Weise des Vorgehens der katholischen und der protestantischen Missionare. Ein besonderes Hindernis für die Ausbreitung des Christentums liegt in dem Umstande, daß es noch heute große Schwierigkeiten sprachlicher Art bereitet, die Heilige Schrift in ein klassisches Chinesisch zu übertragen. „Um nun endlich noch ein Wort über unsere deutschen Missionare zu sagen", so schloß der Redner seinen wirkungsvollen Vortrag, „so ist es mir eine Freude, bekennen zu können, daß ich selbst von gegnerischer Seite nur Gutes über sie gehört habe. Sie zeichnen sich aus durch Friedfertigkeit, durch hingebende Aufopferung für ihren schweren Beruf. Persönlich bekannt sind mir von den Deutschen nur zwei evangelische Missionare, die Herren D. Faber und Kranz, denen ich an dieser Stelle die größte Anerkennung aussprechen möchte. Während D. Faber sich viel mit gelehrten Studien beschäftigt, hat sich Pastor Kranz ganz dem thätigen Missionswerke gewidmet. Ich möchte noch des Seelsorgers unserer deutschen Gemeinde in Shanghai, des Herrn Pastors Hackmann, gedenken, den zu meinen Freunden zu zählen, ich mir zur besonderen Ehre rechne. Er hat es verstanden, sich allgemein beliebt zu machen und seine Gemeinde an sich zu fesseln. Mögen unsere evangelischen Missionare in China mehr und mehr Fuß fassen, ihren hohen Zwecken zum Segen, dem deutschen Namen zur Ehre!" — Lebhaftes Interesse fand auch die Vorführung von Lichtbildern nach Photographien aus Tokyo und Kiautschou, die Herr Dr. Hugo Krüß vorbereitet hatte, und Herr Ph. Lieder erläuterte. Der St. Gertrud-Kirchenchor unter Leitung des Herrn Kantor Stueben erfreute die Missionsversammlung durch den Vortrag religiöser Lieder. Mit herzlichen Worten des Dankes für alle Mitwirkenden schloß Pastor Meincke den schön verlaufenen Missionsabend.

Neue Zweigvereine.

Ein Missions-Frauen-Verein

hat sich in Düren im Rheinland als besondere Abteilung des bereits dort bestehenden Frauenvereins unter Vorsitz von Frau Heinrich Schoeller und Beirat des Pfarrers Laue gebildet.

Aus dem Centralvorstande.

Eine oft gehörte Klage

ist es, daß die jungen Japaner, die im Ausland geweilt haben, für das Christentum verloren sind, da sich niemand um sie kümmert, und sie nur selten etwas vom Christentum sehen und vernehmen. Wir bitten alle unsere Freunde herzlich und dringlich, sich der jungen Japaner, die sich an ihren Wohnorten aufhalten,

anzunehmen, sie zu sich einzuladen und ihnen näher zu treten zu versuchen. Besonders an unsere Vertreter in den Universitätsstädten richten wir diese Bitte. In Berlin findet seit Jahren eine regelmäßige monatliche Zusammenkunft junger Japaner im Hause unseres Centralvorstands-Mitgliedes Pred. Lic. Dr. Kind statt, und wenn der Kreis, der sich dort trifft, auch nur ein kleiner ist, ohne Segen ist diese Einrichtung nicht. Wir sind gern bereit, auf etwaige Anfragen unsere Erfahrungen mitzuteilen und die nötigen Ratschläge zu geben.

Verpflichtungsscheine für Kiautschou.

Bisher sind seit der Bekanntmachung in Heft 3 keine weiteren Verpflichtungsscheine mit Beitragszeichnungen eingegangen. Wir bitten unsere Freunde dringend und herzlich um Gewinnung weiterer Beitragszeichner.

Ansichtspostkarten von Kiautschou.

Fünf verschiedene Ansichtspostkarten nach Original-Aufnahmen von Kiautschou, darunter eine Doppelkarte mit dem ganzen Panorama der Gegend, haben wir einem vielfach geäußerten Wunsche entsprechend anfertigen lassen. Jede Karte kostet 10 Pf., die Doppelkarte 20 Pf., das Dutzend, auch gemischt, 1 Mk. Wiederholt machen wir auch auf unsere japanischen Ansichtskarten, unsere Missionare, unsere theologischen Schüler, die deutsche evangelische Kirche in Tokyo, ein Stadtbild von Tokyo, einen Shinto- und Buddhatempel, den Daibutsu in Kamakura und den Fujinojama, den heiligen Berg Japans, darstellend, aufmerksam. Auch diese kosten je 10 Pf., das Dutzend 1 Mk. Sie können auch mit den Kiautschou-Karten gemischt bezogen werden. Alle Bestellungen sind an das Centralbüreau, Berlin C., 19, Friedrichsgracht 53, zu richten.

Aussendung eines zweiten Missionars für Kiautschou.

Für unser neues Missionsfeld in Kiautschou suchen wir noch einen Theologen von gründlicher wissenschaftlicher Bildung, tiefer religiöser Wärme und aufrichtiger Begeisterung für die Heidenmission, der dort mit unseren anderen Missionaren Pf. D. Faber, Pf. Kranz und Pf. Wilhelm, dessen Abordnung am 26. März in der St. Petri-Kirche zu Berlin erfolgt ist, und der am 4. April seine Reise dorthin antreten wird, zusammen unser Missionswerk fördern soll. Wo nicht dringende Verhältnisse es anders erfordern, soll das Amt des Missionars gemäß unserer Dienstordnung auf Lebenszeit geführt werden. Wahlfähigkeit für das geistliche Amt in der Heimat ist Voraussetzung. Meldungen mit Zeugnissen und Lebenslauf sind an den unterzeichneten Vorsitzenden, Berlin C. 19, Friedrichtsgracht 53, zu richten, der auf Anfragen gern jede nähere Auskunft erteilt.

Es stehen so viele junge Theologen hier in der Heimat müßig am Markte. In unserer neuen Kolonie in China eröffnet sich ihnen ein großes und zukunftsreiches Arbeitsfeld. Möchte unser erneuter Appell bei unserer theologischen Jugend einen lebhaften Widerhall finden und recht viele zu Meldungen veranlassen, die es wagen wollen, in Gottes Namen hinauszuziehen und den Bewohnern unseres neuen Schutzgebietes das Beste zu bringen, was wir besitzen, unser deutsches evangelisches Christentum!

Berlin, den 6. März 1899.

Der Centralvorstand des Allgem. evang.-protest. Missionsvereins.
Prediger Dr. Arndt.

Die ethischen und politischen Probleme Neu-Japans.

Von Professor Dr. Gerland in Straßburg i. E.

Auf S. 65—79 dieses Jahrgangs unserer Zeitschrift ist von Tokimo Yokoi's Artikel: „Ethisches Leben und ethische Anschauungen der Japaner" Bericht und Übersetzung gegeben. In engem Anschluß soll hier eine zweite Arbeit desselben Verfassers: „Die ethischen und politischen Probleme Neu-Japans", die ebenfalls im International journal of Ethics, und zwar im Band VII (1897) S. 169—180 erschienen ist, besprochen und unseren Lesern vorgelegt werden. Denn auch sie ist durchaus beachtenswert, wenn gleich nicht von so hervorragendem Interesse, wie jener erste Artikel.

Namentlich die historisch-ethnischen Darlegungen über Japan genügen nicht: Yokoi betont zwar, um die geringe und einseitige Entwicklung Japans zu erklären, ganz richtig die geringen Anregungen, welche die übrigen Völker Ostasiens den Japanern boten; er läßt aber zwei sehr wichtige Punkte unberücksichtigt, die freilich noch genug zusammen fallen: Die ethnische Eigenart, den Charakter der Japaner selbst, und sodann die Geringfügigkeit der Schicksale, die sie bis zur Einwanderung in ihre Heimat durchgemacht haben und einzig durchmachen konnten. Sie sind von mongolischer Abstammung; das große Völkercentrum, dem sie angehören und von dessen Ursitz aus sie sich in ihre neue Heimat vorschoben, lag etwa in der (süd-) östlichen Peripherie Centralasiens, ihrer jetzigen Heimat zu nahe, als daß sie bei ihrem Vorrücken an und über den Ozean, der allerdings seinen stets mächtigen Einfluß ausübte, großen wechselvollen Einflüssen einer wirklich neuen, fremden Welt ausgesetzt waren. Und so blieb auch ihr Charakter, ihre mongolische Erbanlage, ziemlich unentwickelt, denn der Charakter der Völker entwickelt sich nur durch wechselvolle Schicksale an dem verschiedenen Milieu, welches Anpassung erzwingt, an dem Einfluß anderer Völker, welcher desto größer ist, je selbständiger, reicher und verschiedener diese Völker selbst entwickelt sind, je übermächtiger sie auftreten. Die erste Charakteranlage, die erste Charakterentwicklung ist von größter Bedeutung und wohl nie ganz aufhörendem Einfluß auf die spätere Entwicklung der Völker.

Und so macht alles, was Yokoi in so warmer Liebe von der politischen und ethnischen Entwicklung der Japaner erzählt, einen unfertigen Eindruck, aber unfertig nicht im Sinne des Westens, wo ja auch alles in stetem Werden ist und sein wird, sondern einen unreifen, einen kindlichen Eindruck, trotz aller neuen Kultur. Die ganze westliche Entwicklung, auf unendlich viel längeren, mannigfaltigeren, schwereren, reicheren Schicksalen beruhend, ist männlicher, tiefer wurzelnd, dem innersten Volkswesen entsprossen und angehörend: Edikte, wie das Moralreskript des Mikado, welches Yokoi so sehr hervorhebt, haben für uns keinen Wert noch Sinn, weil uns das alles längst zur Natur geworden ist, weil bei uns eine väterlich häusliche Erziehung des Volks seitens der Herrscher längst überlebt ist.

Aber welche Seite wir vom japaniſchen Leben kennen lernen, ſie intereſſiert uns als Entwicklungsphaſe, und ſo auch der Einblick in die heutigen Auffaſſungen der durch Bildung hervorragenden Japaner, wenn ſie uns auch fremdartig anmuten, wenn ſie uns auch zeigen, daß unſere Kultur den Japanern wie ein zu weiter Rock noch nicht recht paßt. Wir haben uns unſere Kultur durch die harte Arbeit langer Jahrtauſende errungen, und ſo iſt z. B. auch jeder wiſſenſchaftliche Satz, jede mechaniſche Erfindung zugleich eine ethiſche Errungenſchaft, denn beides war ohne unſere geſamte Kulturarbeit, die Religion mit eingeſchloſſen, nicht möglich. Die Japaner haben unſere Kultur einfach herübergenommen, weſentlich aus praktiſchen Geſichtspunkten, als eine fertige Erbſchaft, als fremdes Gut; ſie ſind ihr ethiſch noch nicht gewachſen und können es noch nicht ſein. Sie nahmen fertig herüber, was uns durch die Arbeit des ſchaffenden Erringens Fleiſch von unſerem Fleiſch und Geiſt von unſerem Geiſte, alſo wirklich feſtes Beſitztum geworden iſt. Unſere Kultur iſt nicht größer, als wir ſelbſt ſind; ſie iſt wie unſer Blut uns eingewachſen; wir ſind unſere Kultur und decken uns mit ihr. Nicht ſo die Japaner, die nur nahmen, nicht ſchufen, Teile einer als Ganzes erwachſenen Kultur, nicht dieſe Kultur ſelbſt. Und daß hier eine große Gefahr für die Japaner liegt, wer wollte das verkennen? Die Gefahr zeigt ſich noch nicht, da man noch im Herübernehmen, im Anpaſſen, in der Freude am neuen Kleid iſt. Aber eine volle Kultur läßt ſich nicht herübernehmen, ohne zugleich erarbeitet, geiſtig errungen zu werden. Und dazu gehört eben harte Arbeit und ein mächtiges geiſtiges Wachstum in das Herübergenommene hinein. Die Gefahr, dieſe Anforderungen einer ſo allſeitigen Kultur an die Herübernehmenden zu überſehen, das ganze Herübernehmen zu leicht, zu äußerlich aufzufaſſen, dieſe Gefahr iſt ſehr groß für die ohnehin leichtlebigen und mehr liebenswürdigen als tiefgründigen Japaner. Beiſpiele von Völkern, welche ihr ganz unterlagen oder ihrer nur teilweiſe Herr geworden ſind, zeigt die Geſchichte zahlreich genug.

Da iſt es ohne Zweifel eine ſehr gewichtige Erſcheinung, daß ein geiſtig bedeutender Japaner gerade jetzt, trotz des Schimmers der neuen Zeit, Kultur und Siege, es klar anerkennt, daß jetzt das wahre Bedürfnis ſeines Volkes eine ethiſch ſtreng begründete, vertiefte Lebensauffaſſung ſei. Er fühlt das Kritiſche der Lage, indem er die ethiſchen Probleme in ihrer ganzen Wichtigkeit betont, und er hat recht: Wächſt dieſe neue Lebensauffaſſung nicht in die neue Kultur hinein, ſie geiſtig lebenskräftig erfüllend, findet in ihr die neue Kultur nicht ihren wahren, unerſchöpflichen Nährboden, ſo wird die neue Kultur immer mehr einſchrumpfen und bleibt nur Halbkultur, mehr ſtörend und zurückhaltend, als fördernd und entwickelnd. Denn es giebt keine wahre Kultur ohne wahre, tiefbegründete Ethik.

Doch hören wir zunächſt, wieder in kaum abgekürzter Überſetzung, den japaniſchen Denker ſelbſt, hören wir, was Tokimo Yokoi über die ethiſchen und politiſchen Probleme Neu-Japans auszuſagen hat.

„Ehe wir zur Beſprechung unſeres Themas übergehn, iſt es vielleicht wünſchenswert, einen weit verbreiteten Irrtum in Betreff der Natur japaniſcher Civiliſation zu widerlegen. Es wird allgemein angenommen, daß die Japaner ein altes Volk ſind, „beinahe das älteſte der Völker," wie ſich der London Spectator einſt ausdrückte. Die Chronologie Japans, welche zuerſt im Jahr 1872 amtsmäßig proklamiert wurde, giebt ſeiner Geſchichte

ein sehr hohes Alter. Sie verlegt das erste Regierungsjahr des Jimmu Tenno, des Gründers des kaiserlichen Hauses, in das Jahr 660 v. Chr. und macht ihn so ungefähr ausgerechnet zum Zeitgenossen des Drako und und Solon, des Sennacherib und Nebukadnezar. Doch diese Zeitrechnung, welche nach den ältesten vorhandenen Urkunden des Landes verfaßt ist (die beiden historischen Bücher, — Kojiki und Nihongi, von denen gewisse Teile reichlich mythisch und märchenhaft sind, wurden verfaßt das eine 712 und das andere 720 A. D.), ungefähr wie Bischof Usher's biblische Zeitrechnung verfaßt wurde, scheint insgesamt zu lang zu sein. Die Gelehrten, welche den Gegenstand sorgfältig studiert haben, scheinen alle zu denken, daß fünfhundert bis tausend Jahre abgestrichen werden müssen, wenn wir den zuverlässigen Boden der Geschichte betreten wollen. Wenn man nun den Ansichten dieser Gelehrten Glauben schenken kann, so ist Japan in Wirklichkeit eine der modernen Nationen der Welt anstatt beinahe das „älteste der Völker". Es ergiebt sich, wenn man bestimmte gleichzeitige Ereignisse im Osten und im Westen vergleicht, daß zur selben Zeit, als die modernen Nationen des Westens im sechsten Jahrhundert unter die Macht der römischen Civilisation gerieten, Japan im fernen Osten unter die Macht des chinesischen Buddhismus und der chinesischen Civilisation kam. Deshalb sollte man Japan nicht zu den alten Nationen, wie China, Indien, Persien oder Egypten rechnen, sondern es zu modernen Nationen stellen wie Deutschland, Frankreich oder England.

Doch hier drängt sich uns sehr natürlicher Weise eine Frage auf. Wenn Japan zur selben Zeit wie die westlichen Nationen den Weg der Civilisation betrat, warum blieb es so weit hinter ihnen zurück? Ich denke, die Frage kann beantwortet werden, indem man an die Thatsache erinnert, daß Japan im Vergleich zu den westlichen Nationen mit einigen großen Nachteilen zu kämpfen hatte. In erster Linie war es die einzige moderne Nation in Asien. Es war keine andere Macht in der Nähe, (die geographischen Verhältnisse gestatteten nicht das Aufkommen solcher Völker irgendwo im fernen Osten) mit der zugleich sich Japan in edlem Weiteifer um die Künste der Civilisation hätte bewerben können, wie es der Fall war bei den modernen Nationen Europas. Zweitens hatte Japan im Anfang nichts als die intellektuelle Hinterlassenschaft Chinas und Indiens, während das moderne Europa mit der bei weitem reicheren Hinterlassenschaft Roms, Griechenlands und Judäas begann. Gewisse intellektuelle Elemente, wie die Idee der Persönlichkeit und der Geist wissenschaftlicher Forschung, welche solche wichtige Faktoren in der Civilisation des modernen Europas ausmachen, fehlten in der japanischen Civilisation. Es ist daher kein Wunder, daß nach mehr als tausend Jahren des Versuchens Japan weit hinter den europäischen Nationen zurückgeblieben war. Doch um genau zu sein, muß man sagen, daß sich Japan niemals an dem Wettlauf beteiligt hat. Es war eine abgelegene Nation, die versteckt unter dem Nebel und den Wolken des fernen Ostens keinen Verkehr mit dem Westen hatte. Erst in den letzten dreißig oder vierzig Jahren ist sie in nähere Berührung mit dem Leben und dem Geist der modernen Zeiten gekommen. Doch kaum hatten sich ihre Thüren dem westlichen Verkehr geöffnet, als sie auch sofort in den Wirbel widerstreitender Ideen gezogen wurde. Die neue Geschichte Japans ist die Geschichte des Kampfes der neuen westlichen Ideen mit den alten

herrschenden Ideen des Ostens. Die Probleme der Civilisation im modernen Japan sind die Probleme, die durch diesen Streit hervorgerufen wurden. Die Aufgabe ist, irgend welche Mittel zu finden, um das alte Leben und die alten Einrichtungen mit den Bedingungen seiner neuen Umgebung in Einklang zu bringen.

Die Franzosen zur Zeit der Revolution etwa ausgenommen gab es wohl niemals ein Volk, das eine so angespannte Thätigkeit im geistigen Leben zeigte und das raschere Reformen oder gewagtere Experimente zur Reorganisation mit größerem Selbstvertrauen machte als die Japaner während des letzten Viertels eines Jahrhunderts. Oft genug schien sich das Urteil ausländischer Kritiker zu bestätigen, die den Mißerfolg dieser übereilten Versuche vorhersagten und in ruhiger Behaglichkeit die Zeit abwarteten, wo das bankerotte Japan kniefällig den Schutz Europas anflehen würde. Doch die Nation ging aus allen diesen Gefahren beinahe unverletzt hervor und erreichte einen ehrenvollen Erfolg in ihrer Reformation. Was die Einführung der grundlegenden Institutionen der modernen Civilisation betrifft, so kann man sie für vollkommen geglückt halten. Die moderne Frage von Heer und Flotte, das öffentliche Schulsystem, die repräsentative Regierung, die Bank und die Gerichtsbarkeit sind in aller Kraft und Vollständigkeit eingerichtet. Und ferner der wissenschaftliche Geist und die Idee der Persönlichkeit — die zwei hervorragenden Kräfte der modernen Gesellschaft — gelten überall und werden immer mächtigere Faktoren in der Bewegung der neuen sozialen Ordnung. Gleichzeitig jedoch sind auch die alten Ideen noch herrschend. Daher entstehen diese heftigen Konflikte der Ideen über Politik, Erziehung und Religion, die Japans neue Geschichte so interessant machen.

Indem wir unsere Aufmerksamkeit zunächst der politischen Sphäre zuwenden, müssen wir bedenken, daß trotz der Einführung repräsentativer Institutionen das alte Prinzip der Loyalität und des unbedingten Gehorsams gegenüber dem Willen des Mikado noch immer herrschen. Es ist gewiß, daß der Mikado feierlich versprochen hat, die Prinzipien der Konstitution zu beobachten und die Rechte des Volkes zu achten, wie dieselben verbürgt sind durch die Gesetze des Reiches. Als Zeichen seiner Weisheit und seines Patriotismus muß man anerkennen, daß er bis jetzt alle seine dem Volke gemachten Versprechungen aufs Gewissenhafteste gehalten hat; so liegt gar kein Grund vor zu befürchten, daß die Nation eines schönen Tages durch irgend einen coup d'état in den alten Zustand der Autokratie zurückversetzt werden könnte. Auch ist das Land schon zu vertraut mit den modernen Ideen und die Macht des Volkes zunächst zu groß, als daß irgend ein Minister der Krone, so reaktionär er auch sei, es wagen dürfte, die Aufhebung der Konstitution vorzuschlagen. Wie diese beiden Prinzipien vom göttlichen Recht des Herrschers und vom göttlichen Recht des Volkes, welche in Europa so oft heftige Streitigkeiten hervorgerufen haben, in Einklang zu bringen sind, ist das Problem, welches gegenwärtig die angestrengte Aufmerksamkeit der bedeutendsten Staatsmänner des Landes beansprucht. Alle diese Staatsmänner sehen ein, daß es die große Loyalität des Volkes war, welche das Schiff des Staates durch die Wirren der letzten Zeiten hindurchgeführt hat, und daß es das kaiserliche Haus ist, welches heutzutage die Einheit der Nation erhält, ob-

wohl es Hunderte von auseinander treibenden Kräften giebt. Zugleich sehen diese Staatsmänner auch ein, daß die Rechte und Freiheiten des Volkes nicht nur bewahrt und unverletzt erhalten werden müssen, so weit sie bis jetzt schon bestehen, sondern daß dieselben noch immer vermehrt werden müssen, so wie sich das Volk einer größeren Ausübung seiner Macht fähig erweist.

In konkrete Form gefaßt lautet das Problem folgendermaßen: Sollen wir eine Regierung haben, unter welcher die Kabinet-Minister einer parlamentarischen Majorität verantwortlich sind? Auf diese Frage antwortet ein Teil nein, der andere Teil antwortet ja. Während der letzten zehn Jahre standen sich zwei verschiedene Ansichten gegenüber, die eine begünstigte die deutsche Einrichtung, die andere zog die englische vor, — ähnlich den beiden Parteien, welche in den ersten Tagen der amerikanischen Republik auftraten, deren eine mit französischen, deren andere mit englischen Ideen sympathisierte. Beide Parteien behaupten, für die Integrität des Thrones und die Rechte des Volkes zu arbeiten. Doch besteht der Unterschied zwischen ihnen, daß die, welche das britische System vorziehen, es für das einzige ansehen, welches den Thron von der Verantwortlichkeit für die Fehler und Mißgriffe der Regierung befreit, während andererseits diejenigen, welche die deutsche Einrichtung bevorzugen, auf den in den westlichen Ländern immer zunehmenden Sceptizismus gegenüber den Vorzügen repräsentativer Institutionen und noch mehr auf die stetig wachsende Gefahr des europäischen Eindringens in Asien hinweisen, welches beides zweifellos eine starke und feste Regierung erfordert.

Da der Einfluß der industriellen Klassen rasch anwächst, so wird der Wunsch nach einer mehr populären Form der Regierung immer dringender; während andererseits die ganze Militär- und Marine-Partei, deren Stärke immer zunimmt, gegen jede Veränderung sein wird, welche die Autorität und den Ruhm der Krone zu vermindern und die Regierung zu schwächen scheint. Es würde wahrscheinlich zu einem heftigen Zusammenstoß der Interessen und vielleicht zum Bürgerkrieg kommen, wenn das Volk weniger patriotisch und der Angriff Europas nicht stets zu befürchten wäre. Aber dank der angreifenden Politik einiger Großmächte Europas und ihrer teuer erkauften Sektionen wird Japan vor dem Unglück eines Bürgerkrieges bewahrt bleiben und der große Wettstreit sich auf friedliche Weise beilegen lassen.

Ähnliche Konflikte zeigen sich in betreff der Erziehung. Als vor etwa einem Vierteljahrhundert das moderne Erziehungssystem zuerst eingeführt wurde, begann eines der Lesebücher mit ungefähr folgendem Satz: „Gott ist der Schöpfer der Welt, und der Mensch ist der Herr der Schöpfung; Wein und Taback sind der Gesundheit schädlich". Es war dies eine seltsame Mischung christlichen Dogmas und der Mäßigkeitslehren. Zuerst riefen diese neuen und fremden Ideen keinerlei Opposition hervor, da die Konservativen durch die kühne Herrschaft der Reformbewegung eingeschüchtert waren. Eine ganze Reihe übersetzter Lehrbücher hatte für ungefähr zehn Jahre unbezweifelte Autorität. Aber kaum war die Idee der Nationalität in den Köpfen der Leute aufgetaucht, als die Reaktionäre die günstige Gelegenheit ergriffen und gegen das auftraten, was sie „Republikanismus"

und „Verchriſtlichung“ oder „zu ſklaviſche Nachahmung“ der weſtlichen Sitten nannten.

Zu dieſer Zeit wurde die öffentliche Aufmerkſamkeit auf den Schulunterricht in der Moral gelenkt, und die Erziehungsbehörden kamen zu dem Beſchluß, daß der Konfuzianismus hierfür das zweckdienſtlichſte Mittel ſei. Die grauhaarigen, altmodiſchen Konfuzianiſten, die vielleicht zu ungebildet oder zu eigenſinnig, um ſich den Bedingungen des neuen Régime's anzupaſſen, in der Zurückgezogenheit gelebt hatten, mußten jetzt ganz unerwarteter Weiſe in den Vordergruud treten und die Lehrſtühle für den Unterricht in der Moral einnehmen. Kein Gegenſatz zwiſchen dem Alten und Neuen konnte ſchärfer ſein als der Gegenſatz zwiſchen den Konfuzianiſten in den akademiſchen Lehrſtühlen und den klugen, lebhaften Geſichtern der Studenten, die mit Aufmerkſamkeit dem Unterricht zu folgen verſuchten in den Sälen, die nach europäiſchem Muſter gebaut und eingerichtet und mit phyſikaliſchem Apparatus und amerikaniſchen Lehrbüchern angefüllt waren. Obgleich dieſe alten Herren ausgezeichnet in der Aufführung und ſehr bewandert in den alten klaſſiſchen Lehren waren, konnten ſie natürlicher Weiſe nicht viel Eindruck als Moralitätslehrer machen. Der Anblick war viel zu komiſch, als daß man ihn hätte länger ernſtlich dulden können. So ſcheiterte der Verſuch vollſtändig, den Konfuzianismus wieder einzuführen. Unterricht in der Moral aber muß der aufwachſenden Generation eines Volkes in irgend einer Weiſe gegeben werden, und wie dies zu bewerkſtelligen ſei, war das Problem, für das niemand eine Löſung oder nur den Vorſchlag einer Löſung finden zu können ſchien. Die ganze Sache war in Verwirrung. Unter dieſen Umſtänden erſchien im Jahr 1890 des Kaiſers berühmtes Moralreſkript. Das Dokument[1]) war mit großer Sorgfalt entworfen. Es war edel im Stil, knapp im Ausdruck und verſtändlich in ſeiner Darlegung der moraliſchen Pflichten. Dieſes Reſkript wurde von allen Seiten begrüßt wie ein friſcher Windhauch in der ſchwülen moraliſchen Atmoſphäre der Zeit. Es half, den Gemütern die Wichtigkeit der Moral einzuprägen und die moraliſchen Pflichten und das Leben von den Feſſeln

---

[1]) Das Reſkript, welches an des Kaiſers Geburtstag, dem dritten November 1890, bekannt gemacht wurde, lautet folgendermaßen:

„Der Kaiſer erkennt, daß ſeine Vorfahren die Grundlagen dieſes Landes hoch und breit gelegt, und daß ſie die Tugend tief und weit eingeführt haben. Meine Diener durch ihre Loyalität und kindliche Pietät, mein Volk durch ſeine große Einherzigkeit haben den Wert dieſer Tugenden bewieſen. Wahrlich hierauf beruht meines Landes Ruhm und die Baſis aller Erziehung. Ihr, meine Diener, ſeid gehorſam euren Eltern und freundlich gegen eure Brüder; Gatte und Gattin ſollen ſich gegenſeitig fördern; übt Selbſtbeherrſchung mit Demut; beweiſt herzliche Freundlichkeit allen Leuten; lernt fleißig; treibt Handel; erweitert die Macht eures Wiſſens; vervollkommt die Moralität; und noch mehr, verbreitet überall Segen; veredelt den Gehorſam, indem ihr die Macht des Staates verehrt und den Geſetzen des Landes Folge leiſtet; ſollte einſt ein großes Unglück drohen, ſo widmet der nie endenden Beſtimmung des Reiches offen und mutig eure Hülfe. Wenn ihr das thut, werdet ihr nicht nur gehorſame Diener des Kaiſers ſein, ſondern zugleich im Sinne eurer Vorfahren handeln. Wahrlich dieſer Weg der Moral iſt der Wille meiner Vorfahren. Und ihr, die Nachkommen, ſollt denſelben halten. Dieſe nie irre führenden Grundſätze gehen durch alle vergangenen und alle gegenwärtigen Zeiten und gehören gleichermaßen allen Völkern: Daß der Kaiſer und ihr, ſeine Diener, gemeinſchaftlich dieſe moraliſchen Grundſätze in höchſtem Anſehen erhalten möget, iſt der königliche Wunſch.“ (Vergl. Jahrg. 1891, S. 201.)

Dies iſt eine in keiner Weiſe genügende Überſetzung des edeln Originales.

eines jeden Systemes, sei es religiös oder philosophisch, zu befreien. Obgleich damals durch gewisse reaktionäre Pädagogen ein verzweifelter Versuch gemacht wurde, dieses Reskript nach ihren eigenen engen Ansichten auszulegen, so bewiesen sich doch die Aufrichtigkeit seines Tones und die klare Allgemeingültigkeit seines Geistes zu stark, als daß ein solcher Angriff gelingen konnte. Doch man muß gestehen, es war noch etwas Größeres nötig, um die Moral praktisch in das Leben einzuführen, als ein bloßes Reskript, wenn dasselbe auch von dem angebeteten Mikado herrührte.

Die japanischen Professoren der Moral können nicht an die Autorität eines religiösen Systems appellieren. Da es nicht gelang, den Konfuzianismus wieder zu beleben, kann kein ähnlicher Versuch auf Erfolg rechnen. Die Erziehung hat wenigstens in den letzten drei Jahrhunderten niemals in den Händen buddhistischer Priester gelegen. Ihre ethischen Interessen sind heutzutage zu schwach, als daß sie es versuchen könnten, die vom Staate eingeführte moralische Erziehung zu beeinflussen. An das Christentum darf man dabei nicht denken. Es ist noch neu und unerprobt, und obgleich seine Stellung in hohem Maße achtungswert ist, so ist sie doch nicht mächtig genug, um die Führung in dieser Angelegenheit zu übernehmen. Der einzig zweckmäßige Weg, den die japanischen Pädagogen einschlagen müssen, ist, an die Gefühle der Loyalität und des Patriotismus zu appellieren, die in der Brust eines jeden Japaners schlummern. Diese Appellationen machen der Jugend den größten Eindruck und werden zweifellos viel dazu beitragen, das Problem zu lösen. Aber diese Methode, welche jetzt fast allein angewandt wird, muß sorgfältig bewacht werden, daß sie nicht in engherzigen Fanatismus oder äußerste Einseitigkeit ausartet. Es muß daran erinnert werden, daß die einseitige Betonung des Gehorsams gegen Vorgesetzte ein Merkmal des alten ethischen Systemes war. Das Reden von Loyalität und Patriotismus ist gerade jetzt besonders populär, und für die meisten Lehrer ist es nicht leicht, der Versuchung, nach dieser Richtung hin zu übertreiben, zu widerstehen. Die gegenwärtige Unzufriedenheit mit dieser reaktionären Richtung ist groß und weit verbreitet. Die Gegner dieser Richtung meinen, daß die Pädagogen, indem sie das Gefühl der Loyalität und des Patriotismus nicht weniger sorgfältig pflegen, doch nicht vergessen dürfen, was leider häufig geschieht, der Jugend zu lehren, daß, um dem öffentlichen Dienst gut nachkommen zu können, sie in erster Linie gute Charaktere sein müssen. Um noch einen Schritt weiter zu gehen, sie müssen nicht nur lehren, daß Wahrhaftigkeit, Mäßigkeit, Großmut, Sparsamkeit Tugenden sind unerläßlich für alle, die loyale und patriotische Unterthanen des Mikado sein wollen, sondern daß diese Tugenden für sich selbst wichtig genug sind, um unabhängig von der Oberherrschaft irgend einer anderen Pflicht eine selbständige Stellung einzunehmen.

Höchst wahrscheinlich ist die einseitige Betonung der Wichtigkeit der öffentlichen Tugenden auf Kosten der privaten eine augenblickliche Phase in der Entwicklung der Erziehung, die allmählich vorübergehen wird. Mit der zunehmenden Einsicht im Volk und dem Wachsen der auf privatem Weg ausgestatteten Schulen, die in freisinnigerer Weise geleitet werden als die vom Staate eingerichteten, wird es immer schwerer werden für irgend eine Partei, die Erziehung der Jugend zu monopolisieren. Aber diese praktische Methode, die Moral einzuprägen, ist bei der Erziehung der jungen

Leute nur bis zu einer gewissen Altersstufe anwendbar. Von dem Augenblicke an, wo sie anfangen, selbständig zu denken und sich die Begründung der Moralgesetze selbst überlegen, versagt diese praktisch-dogmatische Methode, ja, sie wird direkt schädlich. Die Vernunft und nur sie wird die letzte mögliche Instanz sein. Die Erzieher werden zu einer ethischen Philosophie hingedrängt. Aber welche Philosophie soll das sein? Hier ist ein neuer Tummelplatz für den Konflikt zwischen den alten und neuen Ideen. Soll es die Philosophie sein, die von dem mechanischen Begriff der Welt ausgeht und seine ethischen Gesetze auf die Theorie der Notwendigkeit des Utilitarismus stützt? Die alte östliche Philosophie des pantheistischen Idealismus mit seiner Lehre vom Karma, der ganz unvermeidlichen Kette von Ursache und Wirkung in der Welt der Erscheinungen wird ein großer Halt für diese Ansicht sein. Soll es die Philosophie sein, die von der Idee der menschlichen Persönlichkeit ausgeht und die ihre Ethik auf die Theorie der persönlichen Freiheit aufbaut? Soll sie individualistisch sein und den eigenen Wert eines jeden menschlichen Wesens als ein Glied des Ganzen erkennen? Oder soll sie sozialistisch sein, so daß sie die höhere Wichtigkeit und die größeren Ansprüche des Ganzen, sagen wir beispielsweise der Nation, anerkennt und den Wert und die Ansprüche der Individuen praktisch unbeachtet läßt? Welches ist der Endzweck der menschlichen Existenz, die Wohlfahrt eines jeden Individuums oder die Wohlfahrt des Ganzen in seinem kollektiven Zustande? Oder ist jede dieser Ansichten in dieser Art ausgedrückt falsch und ist das einzig Richtige, beide in die geeignete Synthesis einer größeren und umfassenderen Konzeption zu bringen? Schließlich, man kann die Frage anders stellen und fragen, wieviel Wichtigkeit ist der noch neuen Idee von der menschlichen Persönlichkeit beizulegen in der zukünftigen ethischen Philosophie Japans? Die bessere Erziehung und das wissenschaftliche Denken des Landes haben noch nicht die Stufe erreicht, diese Fragen mit tiefem Interesse und großer Überlegung und Gründlichkeit zu behandeln. Doch es scheint mir, daß die Zeit rasch herankommt, wo die Behandlung dieser hohen Themata die angespannteste Aufmerksamkeit der führenden Pädagogen des Landes erfordern wird.

Zum Schluß wollen wir unsere Aufmerksamkeit einem anderen Ideenkreis des Lebens zuwenden, in dem der Konflikt zwischen dem Alten und dem Neuen nicht minder heftig auftritt. Der Buddhismus und das Christentum sind in Japan zu einem tötlichen Konflikt gekommen. Diese beiden Religionssysteme vertreten zwei verschiedene Weltansichten. Der Buddhismus legt den Hauptnachdruck auf die Idee des Ganzen, ganz getrennt von der Idee der einzelnen Teile. Das Christentum andererseits legt den Hauptwert auf die Idee der menschlichen Persönlichkeit als den Ausdruck des Ganzen. Das eine hält ethische Attribute als ganz unanwendbar auf die Natur der letzten Realität, welche hinter dieser vergänglichen, endlichen Existenz liegt. Das andere System betrachtet die ethischen Attribute als das Innerste und Eigentlichste der Weltsubstanz, und der volle Besitz dieser Attribute ist die alleinige Berechtigung der Individuen für eine unsterbliche Existenz. Der Konflikt ist nicht zwischen einem einheimischen und einem ausländischen System, sondern zwischen zwei getrennten Weltanschauungen, welche, so zu sagen, beide um die geistige Herrschaft über die Nation kämpfen. Denn die christlichen Kirchen in Japan sind jetzt nicht länger eine

Art ausländischer Ansiedelungen inmitten eines denselben nicht freundlich gesinnten Staates. Sie sind jetzt naturalisiert, und die Ideen, welche sie vertreten, haben mächtige Gönner in der neuen Litteratur des Landes gefunden. So tobt der Konflikt zwischen buddhistischem Pantheismus einerseits und christlichem Theismus andererseits; ersterer stark durch seine Gewalt über die Massen, unterstützt durch die natürliche Richtung der einheimischen Denkungsart, welche selbst das Resultat jener Lehren ist, und ermutigt durch die unerwartete Hülfe, die er von einer gewissen Klasse wissenschaftlicher Denker des Westens empfängt; der andere stark durch seinen Einfluß auf den ethischen Sinn des Volkes, der durch den Konfuzianismus so gut erzogen wurde, und ermutigt durch die Begeisterung vieler neuerdings von den Fesseln eines pessimistischen Fatalismus befreiter Seelen. Auf welche Seite wird sich der Sieg neigen? Ein sehr bemerkenswerter Zug in der ganzen Bewegung ist, daß beide Seiten die alte Richtung des scholastischen Dogmatismus abthun und einander entgegengehen, angethan mit der eigenen einfachen einheimischen Tracht. Um ein anderes Bild[1]) zu brauchen, beiden wird das dogmatische Gebäude durch einige ihrer eigenen Anhänger zertrümmert. Denn eine höhere Kritik ist in Japan eingedrungen und ist sowohl in den christlichen wie in den buddhistischen Gemeinden thätig. Daraus folgt, daß die wesentlichen Wahrheiten der einen Religion mit den wesentlichen Wahrheiten der anderen verglichen werden. Noch bemerkenswerter ist es, daß der religiöse Haß und Fanatismus allmählich aussterben und freundschaftliche Erörterungen und aufrichtiger Meinungsaustausch an Stelle gegenseitigen Mißtrauens und zorniger Disputationen treten werden. Das gute Resultat dieser unparteiischen Kritik wird das klarere Erkennen des Gleichartigen sowohl als des Ungleichartigen in den beiden entgegengestellten Systemen sein. Kann es möglich sein, daß als endgültiger Abschluß dieser Bestrebungen ein großer Geist aufsteht, der in einer weiteren und tieferen Weltanschauung als diese beiden Systeme eine vollendete Synthesis der wesentlichen Wahrheiten beider darbringt und so ein Mittel zur Vereinigung zwischen dem theistischen Westen und dem pantheistischen Osten bildet? Ist ein solcher Abschluß nur der Traum eines Thoren, der nie verwirklicht werden kann? Oder sind diese beiden Anschauungen im Gegenteil ganz unversöhnlich und werden sie endgültig sich das Feld teilen und für immer getrennt nnd verschieden bleiben? Wird es wieder so sein, wie einige Leute zuversichtlich meinen, daß der pantheistische Magen des riesigen Ostens die theistischen Anschauungen mit Leichtigkeit verdauen und sie in eine gestaltlose Masse verwandeln wird? Oder wird der ethische Theismus siegen und eine lebendige Kraft bleiben, deren Einfluß mit dem Wachstum der neuen sozialen Ordnung immer zunimmt, bis er den ganzen Osten in ein freies, aufgeklärtes und zivilisiertes Land verwandelt?

Der Zweck dieser kurzen und sehr unzulänglichen Skizze der ethischen und politischen Probleme Japans ist, das wahre Herz des fernen Ostens klarzulegen und zu zeigen, daß dieselben Pulse der Menschheit hier schlagen wie im fernen Westen. Ich hoffe, daß dieser Versuch mir einigermaßen ge-

[1]) Eine sehr interessante Bewegung zeigt sich seit einigen Jahren unter den jüngeren Buddhisten: Sie versuchen eine kritische Exposition des Buddhismus. Eine höhere Kritik im Buddhismus ist allerdings ein dringendes Bedürfniß, und diese jungen Männer leiten die Bewegung kühn ein. Ihr officielles Organ ist: The Budkio.

glückt ist. Ich hoffe, daß es mir glückte, den Dämon eines rein imaginären fernen Ostens zu bannen und den Osten in passender Kleidung und in richtiger Gemütsart so wie die Nationen des Westens darzustellen.

Ich behaupte, daß die Probleme Neu-Japans nicht dem Lande eigentümlich, sondern daß sie auch die Probleme des Westens sind. Ihre richtige und erfolgreiche Lösung bedingt ebenso die rechte Wohlfahrt des Westens wie die des fernen Ostens. Denn sollte es möglich sein, daß die siebenhundert Millionen Menschen, welche die andere Hälfte des Erdballes bewohnen, bestimmt sind, für immer das Objekt und die Sklaven westlicher Habsucht zu bleiben? Was bedeutet alle die soziale Unruhe und Bewegung in den westlichen Ländern, als daß die großen Probleme der Menschheit nicht allein vom Westen gelöst werden können, sondern daß der Osten zur Hülfe und Mitarbeit hinzugezogen werden muß? Hoffen wir also, daß das zwanzigste Jahrhundert den Völkern des Ostens bessere Aussichten erschließt und daß, ehe das Jahrhundert zu Ende geht, verschiedene zivilisierte Mächte an Stelle der jetzigen abgelebten Länder aufstehen. Sicherlich bedarf und beansprucht Japan die Sympathie und Hülfe der zivilisierten Mächte des Westens auf der neuen und unerprobten Bahn, die es eingeschlagen hat!"

So weit Tokimo Yokoi. Zunächst ist es von großem Interesse, was er über die Naturalisierung der christlichen Kirchen in Japan sagt, über den Einfluß der christlichen Ideen auf die japanische Litteratur, über den Ernst und die gute Haltung des Kampfes zwischen Christentum und Buddhismus. Aber in der Gleichstellung dieser beiden Religionen, welche Yokoi — für einen Japaner begreiflich — vorzunehmen scheint, würde ein großer Irrtum liegen.

Denn das Christentum — ich komme auf Schlußworte meines ersten Artikels (Seite 79) zurück — das Christentum ist die Religion, an welcher, durch welche sich unsere Kultur entwickelt hat, auf dessen Boden sie steht, wie auch umgekehrt durch unsere Kultur das Christentum seinerseits geläutert, zu stets Höherem entwickelt ist und wird. Und dies trotz des scharfen Gegensatzes, in welchem Christentum und moderne Kultur nicht selten zu stehen scheinen. Beide durchdringen sich in inniger, unlöslicher Verwachsung. Eine solche Stellung hat aber weder das japanische Volkstum zum Buddhismus, noch dieser zu jenem: Beide sind, trotz mancher Einflüsse namentlich der Buddhismus, einander keineswegs so zu gegenseitiger Förderung geworden. Und ferner, gerade deshalb, weil der Buddhismus sich so unmittelbar an die ostasiatische ethnische Art anschließt, weil er für diesen Charakter gleichsam zugeschnitten ist und denselben in seinen Eigenheiten befestigt, ohne ihn zu vertiefen, ohne selbst einer unendlichen Entwicklung fähig zu sein, gerade deshalb kommt er dem Christentum nicht gleich: Er ist, wie das Kumon so schlagend nachgewiesen eine Volksreligion, in welcher sich nicht sowohl ein tiefes schöpferisches Entwicklungsbedürfnis des Ostens, sondern vielmehr sein geistiges Phlegma spiegelt, welches nur das schon Vorhandene zusammenfaßt und festlegt — sich mit ihm festlegend und festelnd. In dieser Religion des Ostens gelten die Individuen alle gleich, sie werden deshalb auch nicht im einzelnen berücksichtgt. Wie ganz anders das Christentum, welches das Individuum als solches in seiner Eigenart hervorhebt und fördert, indem es ihm in seinem Gottes-

begriff ein Ideal hinstellt zu welchem es sich heranbilden soll, nicht um dermaleinst mit aller Aufhebung der Individualität in demselben auf- oder unterzugehen, sondern um als selbständiges Wesen sich der Gottheit gegenüber zu erhalten. Hierdurch ist das Christentum die Religion der Liebe in der Freiheit, denn sie unterdrückt kein, sie fördert jedes selbständig fühlende Einzelwesen, hierdurch die Religion der menschlichen Entwicklung, die keinen menschlichen Dauerzustand kennt, sondern infolge der Entwicklung stets neue und höhere Ideale für alle Individuen schafft. Dadurch wird sie Weltreligion, Religion der menschlichen Gesellschaft, die sich ja aus den verschiedenen einzelnen, vom Christentum erst in ihrer Verschiedenheit gewerteten Individuen zusammensetzt. Da aber das Christentum das Individuum höher entwickeln will, so läßt es ihm gern alles, was dieser Entwicklung nicht in dem Weg steht; es läßt die verschiedenen Volkseigenheiten, die ethnischen Unterschiede ruhig bestehen, verlangt aber von diesen aus die Höherentwicklung: Wie wichtig dies für die Entwicklung der ganzen Menschheit ist, leuchtet ein. Und wie sich ohne Individuen eine Sozietät nicht bilden kann, ebensowenig können ohne den festen Halt der Sozietät sich die Individuen, die Schichten der Individuen (Generationen) zu stets höheren Leistungen entwickeln; und stets hat das Christentum die äußere Form der Sozietät als etwas Notwendiges, von Gott Gegebenes, wenn auch in ihrer jeweiligen Erscheinung nicht Ausschlag Gebendes anerkannt. So verlangt das Christentum Wertschätzung und geistige Höherentwicklung des Individuums und zugleich auch der Sozietät; und hierin liegt seine ungeheure Bedeutung, seine Unentbehrlichkeit für die Menschheit. Hierdurch ist das Christentum wie die einzig mögliche, so auch die einzig notwendige Religion für die gesamte Welt und alle ihre Völker, wie alle ihre Individuen; denn Völker sind der Menschheit gegenüber auch nur Individuen. So haben die christlichen Ideen in unserer Kultur die Oberherrschaft und durchdringen sie ganz, wenn auch als solche keineswegs überall anerkannt; so würde es für den Osten der Welt und auch für Japan Minderwertigkeit, Entwicklungsunfähigkeit und Entwicklungslosigkeit bedeuten und zur Folge haben, wenn, um mit Yokoi zu reden, der pantheistische Magen des riesigen Ostens die theistischen (christlichen) Ideen verdauen und in eine gehaltlose Masse umwandeln würde. Aber das wird nicht geschehen; denn ihre großen, mühsam errungenen Güter verliert die Menschheit nimmermehr.

So ist es auch nur scheinbar richtig, wenn Yokoi behauptet, daß die Probleme des Ostens und des Westens die gleichen seien. Gewiß soll der Osten nicht zur Sklaverei erzogen, nicht das Opfer westlicher Beutelust werden. Aber ebenso wenig kann derselbe schon jetzt zur Hilfe und Mitarbeit für die Probleme des Westens herbeigezogen werden, dafür ist er im ganzen, ist auch sein regstes Volk noch viel zu wenig reif und entwickelt. Bis jetzt hat der Westen keine Förderung von ihm zu erwarten, es sei denn in ganz äußerlichen Dingen, die nicht zur Höhe führen; aber keine, die irgend zur Lösung der neuen bedeutenden Probleme beiträgt, welche die westliche Menschheit zu ihrer geistigen Höherentwicklung überwinden muß. Und wenn man in Japan der entgegengesetzten Ansicht ist, so beruht dies auf völligem Mißkennen der Bedürfnisse der westlichen Kulturvölker, auf völlig unkritischer Überschätzung der Leistungen Japans. Trotzdem aber sind

manche Stimmen des Ostens der Ansicht, Japan habe schon genug geleistet und dürfe und müsse im berechtigten Nationalstolz jetzt sich auf sich selbst stellen, sich abschließen. Dies ist ein sehr gefährlicher und folgenschwerer Irrtum, und jeder, der es mit Japan gut meint, sollte anders urteilen. Will dies so merkwürdige Volk der Inseln der Gefahr des Zurückfallens entgehen, will es wirklich mit Hand anlegen an der großen Entwicklung des Westens, will es eine selbständige Stellung in der Entwicklung der Menschheit erringen, so muß es jetzt erst die Hauptarbeit beginnen, die sich freilich nicht so rasch leisten läßt, als die Übernahme der lernbaren Außenseite einer fertigen Kultur — man denke an die Jahrtausende dauernde Entwicklung der Westvölker — die Hauptarbeit der geistigen Umwandlung, der geistigen Vertiefung, die allein Selbständiges und eigenartig Höheres zu leisten im stande ist. Was aber die westlichen Kulturvölker, die Kultur der Menschheit bisher vom Osten erhalten hat, bedeutet für die Kultur, für einen wahren Fortschritt der Kultur nichts, keine Vertiefung oder Weiterentwicklung, höchstens eine äußere Ausdehnung. Neue, fruchtbare Ideen sind dem Westen, sind der Menschheit von Japan, vom fernen Osten, noch nicht zugegangen: Man vergleiche auch hier die Kulturleistungen der Germanen, der Romanen. Will Japan ein Kulturvolk im wahren Sinne des Wortes werden, so ist die Annahme der äußeren Kultur des Westens nur der erste, äußerliche Schritt, dessen Raschheit, so sehr sie Anerkennung verdient, doch keineswegs eine besonders mutvolle Leistung ist. Jetzt muß die eigentlich schwere Arbeit, die Erringung einer gereiften inneren Kultur hinzukommen, die möglichst frei von Nationaleitelkeit, das Individuum immer allseitiger entwickelt und frei und wertvoll macht. Hierzu ist das einzige Mittel die Annahme der wirklich den Menschen frei und wertvoll machenden Weltauffassung des modernen Christentums, welches den Menschen als solchen wertet und Individuum wie Sozietät, indem es beide durchdringt, zu immer höheren, allseitigeren, fruchtbaren Bahnen kräftigt und emporhebt. Wie die Weltkultur, so muß Japan auch die Weltreligion annehmen, wenn es unter den Weltvölkern eine selbständige Stellung erringen und erfolgreich behaupten will. Denn nur in der Weltauffassung dieser Religion findet die Kultur der Menschheit ihren wahren, unerschöpflichen Nährboden.

Dabei aber braucht Japan, ebenso wie die verschiedenen Kulturvölker des Westens, seine ethnische Eigenart nur zu läutern, keineswegs aufzugeben. Im Gegenteil! In meines Vaters Haus sind viele Wohnungen, sagt Christus selbst, und je mannigfacher die ethnische Eigenart der verschiedenen gleichwertigen Teile der Menschheit, der Kulturvölker ist, je reicher ist die Menschheit selbst, je mehr kommt sie ihrer großen Aufgabe nach, alle die Kultur- und Entwicklungselemente, welche in der Wechselwirkung der Menschheit und der so verschiedenen Eigenschaften und Einwirkungen der Erde liegen, auszuschöpfen und zu vollster, fruchtbarster Geltung zu bringen.

Kolonialles.

II. Die deutschen Schutzgebiete im Jahre 1898.

Nach Mitteilungen der Deutschen Kolonialzeitung von Lic. D. Gloatz, Pfarrer in Dabrun bei Wittenberg.

1. Südwestafrika.

Die Kaiserliche Schutztruppe unter Major Müller hatte am 26. Febr. am Grootberg über die aufständischen Zwartbooi-Hottentotten im Norden des Schutzgebiets einen entscheidenden Erfolg. Sie flohen; ihr Führer und 90 Krieger wurden gefangen nach Windhuk gebracht; ihr Missionar Rießmann sieht die Ursache des Aufstandes nur im Wankelmut des Nama-Volkscharakters (S. 133). Auch der Aufstand im Süden hat ein schnelles Ende gefunden; dem Häuptling in Warmbad und seinen Helfern hat Major Leutwein andre, von einander getrennte Gebiete als Wohnsitz angewiesen (S. 466). Ingenieur Burkhardt ist im Auftrag der Rheinischen Missionsgesellschaft nach Lüderitzbucht gereist, um den hottentottischen Missionsgemeinden Rieselwerke einzurichten mittels Dammbauten und Schöpfpumpen. Da er alles Material mitbringt, würde dessen Transport bis ans Ziel hoch zu stehen kommen, wenn die Kolonialgesellschaft in Lüderitzbucht ihren Dampfkondensator noch nicht aufgestellt hätte. Sonst überstieg die Fracht die Kosten einer Ware oft ums dreifache. Dazu soll 1903 die Bahn von Lüderitzbucht ins Innere fertig sein (S. 133. Vgl. über diese Bahn S. 35, 74, 169, 234, 473). Regierungsbaumeister Rehbock berichtet in seinem Buch „Deutsch-Südwestafrika; seine wirtschaftliche Erschließung unter besonderer Berücksichtigung der Nutzbarmachung des Wassers“ über seine Reise durch Herero- und Groß-Namaland im Auftrage des Syndikats für Bewässerungsanlagen im Schutzgebiet mit sachgemäßer Behandlung der wirtschaftlichen Verhältnisse und Fragen und einem Album von 96 Lichtdrucken (S. 460). Das Bastardland hat reiche Weidegründe; in seinen Sandebenen verlaufen sich die Gebirgswasser zum Teil, nicht ohne die Vegetation stark zu fördern. Aus dem vergleichsweis öden dürren Hügelland entwickelt sich, nicht gemildert durch Verdunstungskälte, die enorme Hitze, die im Verein mit dem Wasserreichtum der Thäler das Namaland zu einem der ersten Obst- und Weinländer prädestiniert (S. 337). Von der Erschließung der mineralischen Schätze des Landes sind wir noch weit entfernt. Es gilt, die harten Hottentotten und Herero in den weiten Gefilden ihrer Weideplätze an Ordnung zu gewöhnen; die deutschen Mannschaften mußten auf schnellem Roß zu überraschenden Schlägen herbeieilen; die größten Schwierigkeiten boten die sterilen Küstenstriche und die Entfernungen, deren einziges Gegenmittel die Eisenbahn ist (S. 66). Die Kaiserliche Verordnung vom 10. April betr. Schaffung der Eingeborenen-Reservate in Südwestafrika ist der erste wichtige Schritt zur endgiltigen Regelung der Landverhältnisse der Eingeborenen. Die Maßregel, die in der Kapkolonie und Transvaal von besten Folgen war, wird auch bei uns wohlthätig wirken und vor allem einen Teil der unruhigen Eingeborenen seßhaft machen. Bisher gab es nur einige Bergdamara-Reservate, und einige Versuche sind gemacht worden, Nama-

stämme anzusiedeln; aber diese unruhigen Geister haben diesen Bestrebungen stets ein Schnippchen geschlagen, wie der Aufstand der Khaushottentotten bewies. Für die evangelische Mission ist diese Verordnung von großer Bedeutung, da es sich vorläufig im Namaland um Gibeon, Gochas und Hoachanas, im Hereroland um Otjimbingwe und Gaub handeln dürfte (S. 171). Die Hererostadt Okahandja am umwaldeten Bett des Swakop, eine der ältesten Rheinischen Missionsstationen dieses Landes, Sitz des Oberhäuptlings der Herero (Damara), Samuel Maharero, ist bewohnt von Herero und ihren Dienern, den Bergdamara, mit nur wenigen Hottentotten verschiedener Stämme; die Bevölkerungszahl schwankt beständig, ist am stärksten, wenn nach reichem Regen die Weiden der Umgegend den Herero gestatten, in nächster Nähe ihr Vieh zu halten; dann strömen sie von den ferneren Weideplätzen hier zusammen, und der Ort gleicht einem Ameisenhaufen, um wenige Monate später wieder verödet dazuliegen, wenn die Gegend abgeweidet ist und die Eingeborenen mit ihren Herden weiter hinausziehen müssen in ihre Grasländer im Norden und Osten. Viele wohlhabende Herero haben sich in Okahandja feste Häuser aus Lehmziegeln gebaut, aber auch die Zahl der Pontoks ist groß, die weiße Bevölkerung gering. Okahandja ist Sitz eines Distriktskommandos und des Seniors der Damara-Missionare, Viehe, sowie mehrerer deutscher Firmen; die deutsche Feste ist ein mächtiger sturmfreier Bau mit starken und hohen Türmen (S. 111). Die bedeutendste Ansiedlung des südlichen Damaralands ist das Dorf Otjimbingwe oder Atsab an der Mündung des Omusema in den Swakop, mit prachtvollen Baumbeständen, c. 184 km von der Küste. Das Vorhandensein guten Wassers, ausgezeichneter Gartenländereien und vielen Brennholzes mag die Gründung des Orts trotz ungesunder Lage veranlaßt haben; Soldaten der Besatzung mußten zur Herstellung vom Fieber nach Windhuk mit reiner, frischer Bergluft abgelöst, die Schutztruppe 1893 von 50 auf 200 Mann verstärkt und bis 1896 noch weiter vermehrt werden, wodurch der Verkehr und Handel rapid wuchs und der Ort, an der größten und wichtigsten Frachtstraße des Landes auf der Mitte zwischen Windhuk und der Küste gelegen, stark aufblühte, die Zahl der Ansiedler, meist Kaufleute und Handwerker, rasch zunahm. Die Gärten liefern reichen Ertrag an Datteln, Feigen, Obst, Gemüse. Die Eingeborenen, Herero, Bergdamara, einige Bastards und Nama, bauen außer Weizen und Mais nur Melonen, Kürbis und Tabak in geringem Maß. Ihre Lehmhäuser, Pontoks und Viehhürden liegen etwas abseits vom Europäerviertel. Der Häuptling Zacharias Zerana, ein alter, stets betrunkener, schwachsinniger Herero, hat keine Macht über seine Leute, die zu zügeln und von Erpressungen und Vergewaltigungen zurückzuhalten es oft scharfer Maßregeln seitens der deutschen Polizei bedurft hat (S. 74). L. Koch fand in Otjimbingwe beim Kaufhaus Dannerts einen großen Haufen Herero im Alter von 20 bis 25 Jahren, große, prächtige, muskulöse Gestalten; auf seine Frage, ob sie nicht in Swakopmund gegen einen Tagelohn von $3^1/_2$ M. arbeiten wollten, antworteten sie mit geringschätzigem Lächeln: „Wir arbeiten nicht, wir sind Herero.“ Warum werden sie nicht gezwungen? (S. 274). Fabelhafte Wassermengen wälzen die Flüsse des Landes, die den größten Teil des Jahres nur trockene Rinnen sind, fort, wenn einmal starke Regen kommen. So wurde 1890 durch einen solchen „abkommenden“ Fluß ein Teil der Missionsgebäude in

Keetmanshop einfach wegrasiert, und Missionar Viehe geriet im Dezember auf einer Reise nach Otjosazu in Lebensgefahr durch einen plötzlich abkommenden Fluß; sein Wagen wurde in Stücke zerschlagen (S. 179 f.). Im Norden des Schutzgebiets streckt sich von der Mündung des Kunene nach Süden bis über den Lauf des Omaruru hinaus ein weites, noch wenig erforschtes Gebirgsland längs der Küste des Atlantischen Meeres hin, das Kaokofeld. Wild zerklüftet und durchrissen von tief eingeschnittenen Flußbetten, öde und dünn bevölkert, scheidet dies sterile Bergland, in seinem Westteil durchsetzt von gewaltigen Sanddünen, das fruchtbare Hinterland vom Meer. Wochenlang kann man hier reisen ohne auf einen andern Menschen zu stoßen als scheue jagende Buschmänner. Doch so arm wie an Bevölkerung, ebenso reich ist das Land an Wild, und begeistert schildern die Jäger das Tierleben in den wilden Einöden und dichtbewaldeten Flußbetten. Ruhelose Nomaden ohne Heimat und Herd durchschweifen den Norden des Kaokofeldes, die Owatjimba, wohl verarmte und versprengte Herero. Die ersten festen Ansiedlungen finden sich am Hoanibfluß, an dessen Ufer sich Toopnaarshottentotten niedergelassen, die meist nach ihrem größten Dorf Zesfontein benannten Nama sind als freche, kühne Räuber bis über den Kunene hinaus in Angola gefürchtet (S. 183).

Aus der Mission der Gegenwart.

Das 100jährige Bestehen der Church Missionary Society in England.

1. Geschichte.

Hundert Jahre waren es am 12. April d. J., daß diese größte Missionsgesellschaft der Erde, die im letzten Jahre 777 Missionare in ihrem Dienste, 240 000 Christen in ihrer Pflege und eine Einnahme von 6½ Million Mark hatte, gegründet wurde. Zwar gehen die Anfänge der Missionsbewegung in England bis 1698, der Stiftung der Society for Promoting Christian Knowledge, und 1701, der Gründung der Society for the Propagation of the Gospel in Foreign Parts zurück, ganz abgesehen von den noch weiter zurückliegenden Versuchen Cromwells, — aber größere Kreise hat diese Bewegung doch erst seit Beginn dieses Jahrhunderts erfaßt, und ein Hauptverdienst daran hat sich unsere Jubilarin erworben. Es war nur eine kleine Zahl von Männern, — 16 Pastoren und 9 Laien —, die sich am 12. April 1799 in London in der Aldersgate-Straße im Hotel „Castle and Falcon", dem Ort der Gründung auch der Londoner Miss.-Ges., vereinigten, um eine neue Missionsgesellschaft auf einer weitherzigen, echt evangelischen, nicht ritualistischen Grundlage (wie die bisherigen staatskirchlichen) ins Leben zu rufen, deren 5 Grundsätze sein sollten: „Folge Gottes Leitung. Beginne nach einem kleinen Maßstabe. Gieb dem Geld den zweiten, nicht den ersten Platz. Nächst Gott wird alles von den Männern abhängen, die du ausschickst. Erwarte Erfolg nur vom heiligen Geist." Sonderbarer Weise hatte man vergessen, der Stiftung einen Namen zu geben, und erst 6 Wochen später wurde diese Versäumnis nachgeholt. Der Titel lautete damals: „Society for Missions to Africa and the East", erst nach 13 Jahren erhielt

sie ihren heutigen Namen: „The Church Missionary Society for Africa and the East.“

Es hat lange gedauert, bis man in Thätigkeit treten konnte. Mehr als ein Jahr ließ der Erzbischof von Canterbury, dem man das neue Unternehmen anzeigte, auf eine Antwort warten, und auch dann gab er nur einen mündlichen und sehr vorsichtig gehaltenen Bescheid, — überhaupt hat die C. M. S. nur sehr allmählich sich die Gunst der Bischöfe der englischen Hochkirche errungen, — und als man nun endlich sich einig war, zunächst nach der Sklavenküste in Westafrika zu gehen, da fehlte es an Missionaren. Erst nach 5jährigem Suchen stellten sich der Gesellschaft die beiden ersten Missionare zur Verfügung, und zwar waren es nicht Engländer, sondern die deutschen Lutheraner aus Jänikes Seminar in Berlin Renner und Hartwig. Ihnen folgte eine ganze Anzahl anderer deutscher Missionare, namentlich aus dem Baseler Missionshause, das bis 1855 nicht weniger als 88 Zöglinge an die C. M. S. abgegeben hat. Heute sind die Deutschen nur noch vereinzelt. Die überwiegend große Mehrzahl der Missionare sind Engländer und zwar unter ihnen recht viele Männer aus den besten englischen Familien und von akademischer Bildung. Schon im ersten Jahrzehnt richteten sich aber die Blicke der Leiter der Mission auch nach Neu-Seeland infolge der Berichte und Bitten Samuel Marsdens, des Kaplans der australischen Kolonie Neu-Süd-Wales und eifrigen Vertreters einer Mission unter den Neu-Seeländern, und ebenso nach Indien, das schließlich das größte Missionsfeld der C. M. S. geworden ist.

Zur Hundertjahrfeier sind auf Veranlassung der C. M. S. ein größeres, 3 Bände umfassendes Werk[1]) über die Entwicklung, die sie genommen hat, und ein kleiner, recht interessant geschriebener Abriß[2]) daraus erschienen. Wir empfehlen beide Bücher aufs wärmste dem Studium unserer Leser. Das größere giebt zugleich auch eine Geschichte des religiösen Lebens Englands im letzten Jahrhundert und gehört mit zu den hervorragendsten Leistungen der englischen Geschichtsschreibung. An dem kleineren haben wir nur die Einteilung nach Dekaden auszusetzen und hätten gewünscht, daß man in diesem Punkte entweder dem größeren gefolgt wäre, das seine Partition mehr nach den springenden Ereignissen der Geschichte trifft, oder daß man einfach wie P. Richter in seinem Aufsatz in der A. M. Z. 1898, 11 u. 12 nur 3 Perioden, die Periode der Entwicklung 1799 bis 1841, das Sekretariat Henry Verms, des großen Organisators, 1841—1872, und den Fortgang der letzten Jahrzehnte 1892—1899, unterschieden hätte. Wir verweisen für die Geschichte der C. M. S. auf die genannten Werke und bemerken nur, daß auch sie wie jede Mission Zeiten des Niedergangs, ja, des Verfalls zu verzeichnen hatte, und daß auch sie durch manche schwere Erfahrungen hat hindurchgehen müssen. Die Mission an der Westküste Afrikas hat manches blühende Menschenleben gefordert; von dem Kriege der Engländer mit den Maoris auf Neu-Seeland in den 60er Jahren, der der dortigen Arbeit ein jähes Ende bereitete, hat sich die Mission auch heute kaum erholt; welche schweren Enttäuschungen hat das erste Jahrzehnt der Futschow-Mission in China gebracht, und noch kürzlich forderte der Fanatismus der Chinesen in Kutscheng mehrere Opfer; welche Sorgen hat nicht die Mission unter den Indianern im äußersten Norden von Nord-Amerika verursacht, wo Differenzen der Missionare die Trennung der Gemeinden von der Mission mit sich führten! — Aber auf der anderen Seite: Welche Reihe trefflicher Männer hat sich in den Dienst der C. M. S. gestellt! Unter den Sekretären, nennen wir vor allem Bickersteth, dem es zuerst gelang, durch seine Vortrags-

---

[1]) Eugene Stock, History of the Church Missionary Society, its Environments, its Men, and its Work. London 1899. 18 M.

[2]) One Hundred Years, being the Short Hittory of the Ch. M. S. London 1899. Church Missionary Society. 1,60 M.

reisen die weitesten Kreise der englischen Bevölkerung für das Werk zu interessieren, und Henry Venn, der erfolgreich die Organisation der Volkskirchen auf den älteren Missionsfeldern in die Hand nahm und durchführte, wobei er die Theorie aufstellte, daß die Heidenchristengemeinden zunächst sich selbst zu erhalten, sodann sich selbst zu verwalten und schließlich selbst Mission zu treiben lernen müßten. Glänzend ist vor allem aber die Reihe hervorragender Missionare, die die C. M. S. aufweisen kann, unter denen die Deutschen Rhenius, Krapf, Gobat, Kölle, Rebmann, nicht den letzten Platz einnehmen. Von den eingeborenen Mitarbeitern nennen wir nur den bekannten Bischof Crowther. Ihr Arbeitsfeld ist die ganze Welt. Außer West-Afrika, Neu-Seeland und Indien hat sie auch in China, Japan, Palästina, Persien, Nord-Amerika, Ostafrika bedeutende Missionsgebiete. Auch in Südafrika, Westindien, Madagaskar ist sie vorübergehend thätig gewesen. Besonders erwähnen wir noch ihre in letzter Zeit vielgenannte Uganda-Mission, Bischof Crowthers Vordringen um Niger und die an Wechselfällen reiche Yoruba-Mission im Hinterlande der Sklavenküste. Das neueste Unternehmen ist, im östlichen Sudan in Khartum oder Faschoda zu Ehren des edlen Gordon mit einer ärztlichen Mission zu beginnen. Ihr Grundsatz, jede Arbeit aufzunehmen, die aussichtsvoll erscheint, und vor allen Dingen keinen Missionsarbeiter abzulehnen, der sich zum Werke tüchtig erweist, hat ihr zwar manche finanzielle Sorgen bereitet, doch hat er sich vom missionarischen Standpunkt aus als der einzig richtige ergeben. „Das Werk ist ein laufendes Werk, und wird erst ein Ende haben, wenn der Herr kommt", heißt es am Schluß der Short History. Wir sind gewiß, daß die C. M. S. auch im kommenden Jahrhundert nicht nur ihre bisherigen Arbeiten mit gewohnter Energie weiter betreiben, sondern auch noch manche große und wichtige neue Aufgabe in die Hand nehmen wird; denn die Arbeit ist groß, aber der Arbeiter wenige.

H. Lehmpfuhl.

2. Das Jubiläum.[1])

Eine großartige Centenarfeier hat die C. M. S. in der Woche vom 10. bis zum 15. April begangen, mit einer Begeisterung und einer Teilnahme, die bei uns in Deutschland unerhört sind. Von den 5000 Missionsversammlungen, die in ganz England im Laufe einer einzigen Woche aus Anlaß unseres Jubiläums stattgefunden haben, soll gar nicht die Rede sein, sondern nur von der Feier im Lande selbst. Täglich fanden hier mehrere Festversammlungen und Gottesdienste statt, die trotz Regen und Schnee glänzend besucht waren und einen Verlauf nahmen, der die Erwartungen auch der größten Optimisten übertroffen hat. Alles war vorzüglich vorbereitet, die weiten Räume, in denen man zusammenkam, festlich geschmückt mit Bannern und Sprüchen, die z. B. in Lapidarschrift von Wand zu Wand reichten, und unter denen sich wiederholt der eine befand: „Der Herr hat Großes an uns gethan, des sind wir fröhlich". Der Besuch war ein außerordentlicher. Das große Mittags-Meeting am eigentlichen Geburtstage der Gesellschaft, dem 12. April, Vorm. 11 Uhr in Exeter-Hall, war nur für Männer bestimmt, während gleichzeitig in Queens-Hall eine Frauenversammlung abgehalten wurde; der öffentliche Dankgottesdienst dieses Tages aber in Albert-Hall vereinte gegen 10 000 Freunde der C. M. S., obschon gleichzeitig ein ganz analog verlaufender Dankgottesdienst in Exeter-Hall stattfand.

Unter den Erschienenen befanden sich außer zahlreichen evangelischen Bischöfen, Archidiakonen, Dekanen, Kanoniken aus England und den Missionsgebieten der Earl von Northbrook, Kanzler Smith, Lord Kinnaird und zahlreiche andere Lords, Generäle und sonstige Würdenträger, während vom Kronprinz Oskar von Schweden,

[1]) Nach den Berichten im „The Record" vom 14. und 21. April 1899.

vom Lord-Kanzler, vom Generalfeldmarschall Viscount Wolsley, vom Premierminister Salisbury, von zahlreichen Bischöfen, Lords, der Kirche von Irland, Gemeinden, besonders aus den Missionsgebieten, von Missionsgesellschaften u. s. w. herzliche Glückwunsch- und Begrüßungstelegramme und -Briefe einliefen. Unter ihnen fanden wir folgende deutsche Namen: Graf Bernstorff in Berlin, der eine Ansprache zugesagt hatte, aber am Kommen verhindert war, die Berliner Missionskonferenz (wohl der Vorstand der Deutschen bezw. kontinentalen Missionskonferenz), Berlin I. (da ist wohl die „Berliner evang. Miss.-Ges." mit gemeint) und II., Basel, Barmen, die Kollegen der ev. Luth. Miss. (Leipzig?) und des Berliner Frauenvereins.

Schon am Sonntag zuvor hatten die Prediger in einer großen Anzahl von Kirchen auf die Bedeutung der kommenden Festwoche hingewiesen, in einigen waren besondere Missionspredigten gehalten worden, so in der Pauls-Kathedrale durch den Bischof von Derry, in der Heilands-Kirche durch den Bischof von Sierra Leone, in der Westminster-Abtei durch drei Geistliche. Die Presse aber hat mit einziger Ausnahme der „Morning-Post", der Freundin der neu-anglikanischen Bewegung, die einen völlig unwahren Bericht über den Festgottesdienst in der Pauls-Kathedrale gebracht hat, ohne einer Berichtigung Raum zu geben, mit einer Ausführlichkeit und Herzlichkeit über den ganzen Verlauf der Centenarfeier berichtet, die in Deutschland kaum vorkommen dürfte. — Ganze Straßen und Plätze Londons trugen das Gepräge der großen Mai-Meetingswoche. Das ganze öffentliche Leben war vom Jubiläumsgedanken beherrscht.

In den Versammlungen, in denen viel gebetet, gelesen, gepredigt und gesungen wurde — letzteres meist unter Benutzung des neuen Gesangbuches der C. M. S., — und in denen auch nicht die leiseste Spur irgend welcher Polemik gegen andere Denominationen, Richtungen oder Gesellschaften in Erscheinung trat, herrschte eine große Begeisterung, die durch die Redner in die rechten Bahnen gelenkt wurde. Von Schlagwörtern, wie: Evangelisation der Welt in dieser Generation hörte man nichts. Dreierlei war es besonders, was fast durch alle Reden hindurchklang: Herzlicher Dank gegen Gott, der so Großes gethan, tiefe Demut in Anschauung des Wenigen, was wir gethan, und die Notwendigkeit neuer treuer Missionsarbeit.

Auszusetzen haben wir nur weniges: Die Darbietung einer Ueberfülle von Stoff, die Veranstaltung der großen Prozession beim Hauptgottesdienst in der Pauls-Kathedrale und die allzugroße Ehrerweisung gegenüber „Ihren Gnaden", den englischen Bischöfen. Das wollte uns doch etwas katholisch vorkommen, obgleich wir recht gut wissen, daß gerade die C. M. S. innerhalb der englischen Kirche im Gegensatz gegen den Ritualismus weiter Kreise, z. B. der S. P. G., die evangelische Richtung vertritt.

Doch berichten wir über den Verlauf der Festlichkeiten! Eröffnet wurde die Centenarfeier am Montag, als „dem Tag des Gebets und Dankes" früh 11 Uhr durch einen Abendmahlsgottesdienst in der Brautkirche, an dem 400 Kommunikanten teilnahmen. Am Mittag desselben Tages, ebenso wie aller Tage dieser Woche, hielten in der Braut- und in der Martiuskirche afrikanische und indische Geistliche, die mit der C. M. S. in Zusammenhang stehen, Ansprachen. Wir nennen unter ihnen P. Ihsan Ullach aus dem Pandschab (früher ein Mohammedaner), P. James Johnson aus Sierra Leone, P. Seetal aus Agra, P. Nihal Singh aus Allahabad (früher ein Hindu), P. Clarke aus Madras (Schwiegersohn des P. Satthianadhan). — Nachdem am Montag Nachmittag ein Bekenntnis- und Dankmeeting in Exeter-Hall abgehalten worden war, in dem Gesänge, Gebete und Ansprachen wechselten — wie auch sonst regelmäßig, unter dem Vorsitze eines Bischofs, der auch den Segen sprach, — fand am Abend desselben Tages 1/2 7 Uhr der große Dankgottesdienst in der Pauls-Kathedrale statt, der wohl den Höhepunkt des Festes bezeichnete. Ein besonderer Chor, zu dem 19 Gemeinden ihre Sänger gestellt, führte den Gesang. Nachdem sich eine lange und imposante Prozession, in

der besonders die fremden Geistlichen (s. o.) Aufsehen erregten, um den Chor bewegt hatten, und nachdem die Jubiläums- u. a. Hymnen gesungen worden waren, wobei der Gesang der Versammlung den des starken Chors völlig übertönte, nach Schriftverlesungen und Kollekten hielt der Erzbischof von Canterbury eine begeisterte und gewaltige Predigt über Apostelgesch. 13, 2, in der er das Werk C. M. S. mit dem Pauli verglich und bei aller Anerkennung des Großen, was Gott durch die C. M. S. bisher gethan, sehr energisch darauf hinwies, daß im Hinblick auf die Größe des britischen Reiches und auf die Macht, die in der englischen Kirche ruht, die gethane Arbeit doch nur ein kläglicher Teil dessen sei, was die englische Kirche hätte thun müssen. Wir könnten so unendlich viel thun, und thun so herzlich wenig! . . . „Meine Brüder", so schloß er seine einfache, aber eindrucksvolle Predigt, „ich rufe euch auf, daß ihr euch solches zu Herzen nehmt; ich rufe euch auf, daß ihr euch fragt, ob ihr in der That etwas dem Entsprechendes thut, was der Herr für euch gethan hat; ich rufe euch auf, daß ihr euch zu dem großen Werke anregt und von unserer Kirche eilig die Schande abschüttelt, daß wir so viel empfangen und so wenig gethan haben!" Mit Gesang, Schlußliturgie und Segen, vom Erzbischof selbst gesprochen, schloß der Gottesdienst, der gewiß allen Teilnehmern unvergeßlich sein wird.

Der Dienstag war der Übersicht über die C. M. S.-Unternehmungen gewidmet. Die Meetings fanden in Exeter-Hall statt. In der 1. Versammlung, früh 11 Uhr, in der Lord Kinnaird an Stelle des erkrankten Bischofs von Durham präsidierte, (welch letzterer übrigens vier Söhne in den Missionsdienst Indiens gegeben hat), sprachen außer diesem bald humoristisch, bald mit heiligem Ernst Archidiakon Long, der noch mit Henry Venn zusammengearbeitet hat und zur Zeit der Konsekration des Negerbischofs Crowther schon im Missionshaus thätig war, über die allmählichen Fortschritte der C. M. S., besonders an der Westküste Afrikas und in Indien, Kanonikus Bruce von Durham über die Mission in Persien, wo er selbst lange gewirkt hat, P. Ensor, der einst angeregt durch ein Sonnabend-Abendmeeting in Cambridge sich der C. M. S. zur Verfügung gestellt hatte, über Japan, wohin er entsendet worden war, und P. Wilson, der einzige noch lebende Zeuge aus der ersten Zeit der reich gesegneten Uganda-Mission, über diese. — Am Nachmittag behandelte nach einer Eröffnungsansprache des Bischofs von Wakefield der Missionsveteran Batemann aus dem Pandschab die Missionspredigt und ihre Schwierigkeit, P. Clarke aus Masulipatam die Missionsschule und ihren Einfluß auch auf die höheren Klassen, P. Banister von der Fukien-Mission die Frauen-Mission (von den 270 Missionsarbeiterinnen der C. M. S. sind jetzt 248 auf 21 verschiedenen Feldern thätig, während es vor 25 Jahren nur 12 waren), Dr. Duncan aus Hangtschau die ärztliche, P. Dr. Weitbrecht die litterarische Missionsthätigkeit, P. James Johnson, der schwarze Pastor aus dem Yorubaland, die Heranbildung von eingeborenen Predigern und Gehülfen und die Organisation der eingeborenen Kirchen. — Der Abend war der Darstellung der Entwicklung der C. M. S. in der Heimat geweiht. Es sprachen unter dem Vorsitz des Bischofs von Winchester Kanonikus Sutton und P. Head.

Am Mittwoch fand nach einem privaten Frühstück in demselben Hause, in dem einst vor 100 Jahre jene 25 Männer sich zur Gründung der C. M. S. versammelt hatten, das große Jubiläums-Männer-Meeting in Exeter-Hall statt, in dem zunächst eine schier endlose Reihe von Telegrammen und Briefen verlesen und die Losung für das nächste Jahrhundert (1. Kön. 8, 56, 57, 60) mitgeteilt wurde, dann wurden drei große Resolutionen gefaßt, deren jede zwei Befürworter hatte, und in denen, 1. dem Dank gegen Gott, der durch große Männer und Überwindung der Schwierigkeiten so Großes gethan, 2. dem Gefühle der Demut, weil so weite Gebiete von Christus noch nichts gehört, und die Christenheit so arg gespalten ist, 3. der guten Hoffnung Ausdruck gegeben wurde, daß besonders das englische Volk seinen göttlichen Beruf, vor anderen Heidenmission zu treiben, in

Zukunft mehr erkennen und befolgen werde. In dem gleichzeitig stattfindenden Frauen-Meeting in Queens-Hall wurden die gleichen Resolutionen befürwortet und angenommen. Hier teilte u. a. auch Colonel Williams mit, daß der Jubiläumsfonds schon die Höhe von 55 000 $ (1 100 000 M.) erreicht hätte, und daß man noch 10 000 $ (200 000 M.) erwartete. — Am Mittwoch Abend 6 Uhr fanden zwei große Dankgottesdienste (anders kann man diese Versammlungen nicht nennen) in Albert und Exeter-Hall in je 5 Abteilungen statt, in denen in kurzen Ansprachen, Gebeten, Lektionen, Gesängen dem Dank gegen Gott, 1. für Gründung der C. M. S. (der Redner konstatierte hier u. a.: „Das Reich hat der Gesellschaft und die Gesellschaft hat dem Reiche geholfen", beider Wachstum steht in enger Wechselbeziehung), 2. für ihre Ausbreitung in der Heimat und draußen, 3. für die Missionsarbeiter, 4. für die persönlichen und sachlichen Opfer, 5. im allgemeinen Ausdruck gegeben wurde. Es fehlte auch hier nicht an interessanten Zwischenfällen. So konnte in der Versammlung in Albert-Hall ein Redner, Mr. Sydney Gedge, der schon vor über 60 Jahren Sammler der Gesellschaft gewesen war, aus eigener Erfahrung von ihrem ersten Jubiläum erzählen, aber die Krone seines Lebens, meinte er, sei doch diese Centenarfeier. Afrikanische und indische Geistliche vom Missionsfelde verlasen Schriftstellen. Mr. Thornton aus Nottingham berichtete von seinem Besuche der alten Carey-Kapelle, derselben, in der dieser einst seine denkwürdige Predigt über die Worte gehalten hat: „Erwarte große Dinge von Gott, thue große Dinge für Gott".

In den Donnerstags-Meetings in Exeter-Hall kamen die anderen englischen Missionsgesellschaften zu ihrem Rechte. In der Vormittag-Versammlung wurde über die Missionen in Asien, in Afrika, in der Süd-See und Amerika berichtet, am Nachmittag über die schottischen und deutschen Missionen, — die letzteren vertrat Pf. Würz, der Sekretär der Baseler Mission — am Abend sprachen Deputierte der nonkonformistischen Gesellschaften.

In der Freitag-Versammlung führte Rev. Macartney den Hörern zunächst die Größe der noch zu leistenden Missionsarbeit vor Augen, die schon daraus erhelle, daß von den 2000 Sprachen und Dialekten in der Welt die Bibel doch erst in 400 übersetzt sei, — worauf dann der Bischof von Coventry über die Nöte der noch nicht evangelisierten Welt sprach, die nicht die Wahrheit kennt, unter den Folgen ihrer Vergangenheit leidet, keinen Glauben und keinen persönlichen Gott hat. Licht, Hoffnung, Glauben und Liebe bedarf sie.

Einen tiefen Eindruck soll endlich auch die Kinder-Versammlung am Sonnabend gemacht haben.

Es war, wie der „Record" sagt, eine glorreiche Woche, und sie kann darum auch nur von glorreichen Resultaten begleitet sein. Was aber noch mehr als die ungewöhnliche Beteiligung hervorzuheben ist, das ist der Geist, der in den Versammlungen lebendig war. Möchte doch die Zeit kommen, da auch in Deutschland der Missionsgedanke die Herzen so mächtig bewegt wie in England, da die Jubiläen unserer Missionsgesellschaften eine ähnliche Theilnahme und Würdigung finden wie in unserer evangelischen Bruderkirche! A. Schillbach.

Litteratur.

Ost-Asien. Monatsschrift für Handel, Industrie, Wissenschaft, Kunst etc. Chefredakteur: Kisak Tamai aus Dai-Nippon (Japan). Red. u. Exp. Berlin S. W. 12, Zimmerstr. 11. Monatlich erscheint eine Nummer von mindestens 48 S. groß 8°. Preis für die Nummer 1 M., für den Jahrgang 10 M.

Diese „erste Monatsschrift eines Japaners in Europa", die in einer Auflage von mindestens 5000 Exemplaren gedruckt wird, tritt mit der Aprilnummer in den

2. Jahrgang ein. Der erste Jahrgang liegt nunmehr vollendet vor und gewährt einen Einblick in den Inhalt und Geist der Zeischrift. Auf ihrem Titelblatt, welches zu einem Drittel von einem feuerroten Kreise mit großer japanischer Schrift bedeckt ist, verheißt sie viel, und in der That bietet sie allerlei. Den Hauptinhalt bilden freilich die Annoncen, die z. T. mitten in den redaktionellen Teil hineinverlegt und bisweilen teils in japanischer, teils in deutscher Schrift gedruckt sind. Naturgemäß enthält die Zeitschrift meist Artikel über Japan und sein Verhältnis zu Deutschland, besonders seinen Handel und seine Industrie, seine Gewerbe, Handelsbeziehungen und -Verträge mit Deutschland, China u. s. w., seinen Wettbewerb auf dem Weltmarkt, seine Ministerien und Gesetze, seinen Eintritt in das europäische Völkerrecht, seine Schulden, Museen, Bahnen, Postverbindungen mit Europa, Kriegsmarine und Erfolge, Banken, Bäder u. s. w. Die Namen von japanischen Firmen werden angegeben, ebenso die Adressen von Japanern in Deutschland, Österreich, Rußland u. s. w. Aber auch China, Korea, Sibirien und Russisch-Asien nehmen einen breiten Raum ein. Die Verdienste der Freiherren von Siebold, des Vaters und des Sohnes, werden in besonderen Artikeln gewürdigt. Der Preis für die Anzeigen ist bedeutend: Ein Feld für eine „Kästchen-Anzeige" kostet „pro Jahr netto 50 Mark, ½ Jahr 30 Mark bei Vorausbezahlung", obgleich dies nur einem Raum von 4 einmal gespaltenen Zeilen entspricht. Eine Seite kostet für eine Nummer 50 Mark, ¼ Seite 15 Mark. Als Abonnenten sind offenbar Geschäftsleute und in Deutschland lebende Japaner gedacht. Der Mission wird nur an einer Stelle gedacht. Wir erwähnen die Zeitschrift nur der Originalität und Vollständigkeit halber. Für den Missionsmann bietet sie wenig Interessantes.

Buttstädt, i. Th. A. Schillbach.

Vereinsnachrichten.

Von unseren Arbeitsfeldern.

Aus Japan.

Bericht des Pfarrers und Missionars Dr. M. Christlieb über die Zeit vom 15. Oktober 1898 bis 15. Februar 1899.

Da meine Abreise von Japan auf den 17. März festgesetzt ist, habe ich meine Arbeit so eingeteilt, daß ich das Pfarramt und Shinri Ende Januar an Pf. Haas, die Kassenverwaltung mit 1. Februar an Pf. Wendt abgebe, den theologischen Unterricht in der Schule bis Ende Februar und meine religiösen Vorträge, sowie die Erklärung Faust's in der deutschen Schule, wenn nötig, bis zur letzten Woche meines Aufenthaltes fortsetze.

I. Theologische Schule.

Ich habe die im Oktoberbericht erwähnten Fächer gelesen, mit Ausnahme der Geschichte und Kritik der Entwicklungstheorie, zu welcher ich keine Zeit mehr fand. Die Fächer waren: 1. Altes Testament V: Die nachexilische Zeit, 4 Stunden. 2. Geschichte der Philosophie IV: Die Philosophie seit Schelling, 4 Stunden. 3. Religionsgeschichte II: Allgemeine Fragen. Buddhismus und Christentum. Übrige Religionen (nach Menzies), 3 Stunden. 4. Geschichte der neueren Theologie, 3 Stunden.

Mit einem unserer Pastoren (Hiroi) las ich Aufsätze aus Euckens „Grundbegriffe der Gegenwart“ (2 Stunden).

Ende Januar machte unser Schüler Nakamura sein fünftes Semesterexamen mit folgenden Fragen:

1. Altes Testament: Äußere Geschichte und Litteratur des ersten Jahrhunderts nach dem Exil.
2. Geschichte der Philosophie: a) Allgemeine Charakteristik der irrationalistischen Systeme.
   b) Das Hegelsche System.
3. Geschichte der Theologie: a) Lessing, Herder, Kant und Schleiermacher. Ihre Stellung in der Geschichte der Theologie.
   b) Biedermanns Dogmatik.
4. Religionsgeschichte: a) Mohammed und der Islam.
   b) Die drei hauptsächlichsten einseitigen Anschauungen vom Wesen der Religion.
5. Synoptiker: Übersetzung und Erklärung von Matth. 5, 21—26.

Im September hatte sich ein neuer Schüler, Yamamoto, angemeldet; derselbe kann aber erst im Herbst dieses Jahres nach erfolgter Vorbereitung eintreten; jetzt haben sich zwei neue angemeldet, mit denen wir in Unterhandlung stehen.

Vom 1. März an beginnt Pf. Haas seine Stunden. Im neuen Semester wird gelesen: Von Haas über Dogmatik, Ethik und neutestamentliche Einleitung und Theologie, zusammen mit der Geschichte des apostolischen Zeitalters, von Pf. Schiller über Synoptiker (III) und Homiletik, von Pf. Wendt Deutsch.

Die Leitung der Schule geht in der von mir geübten Weise mit 1. März auf Pf. Haas über.

II. Deutsche Schule.

Hier lese ich, wohl bis zu meiner Abreise, auf Wunsch der Zuhörer Goethes Faust. Die Zahlen der Zuhörer waren 42, 40, 24, 26, 24, 24, 17, 17, 10, 7, 11, 17, 18, 20.

III. Shinri.

Folgende Aufsätze sind von mir erschienen:

Nr. 105 Oktober: Die Lehre Buddhas I.
Grundzüge des Christentums: Wie können wir etwas von Gott wissen?

Nr. 106/7 November/Dezember: Die göttliche Offenbarung.
Gr. d. Chr.: Welche Vorstellung müssen wir uns von Gott machen?

Nr. 108 Januar: Gr. d. Chr.: Das Wesen Gottes.

In dem von uns herausgegebenen Jahrbuch ist ein Aufsatz von mir über die Verschiedenheit des ältesten Buddhismus vom Christentum.

IV. Vorträge.

Die Vorträge über die Grundzüge des Christentums werden regelmäßig gehalten und von 21, 8, 9, 12, 13, 7, 12, 9, 13, 14, 10, 13, 20 Hörern besucht. Ich bin bis IV 16 meines Entwurfes gekommen und werde die ganze Reihe noch zu Ende führen.

Die Bibelerklärung im Jünglingsverein der Universität wurde wie bisher gehalten.

In Hongo hielt ich eine zusammenhängende Reihe von Vorträgen über die Frage: Hat das Christentum vom Buddhismus entlehnt? und zwar am 30. Oktober vor 35 Hörern: Religiöse Parallelen im allgemeinen. Kirchliche Gebräuche im Christentum und Buddhismus. Am 6. Nov. vor 38 Hörern: Biblische Parallelen außerhalb der Evangelien. Frage der Priorität der buddhistischen Schriften vor den Evangelien. Am 4. Dec. vor 32 Hörern: Äußere Möglichkeit einer etwaigen

Entlehnung der Evangelien aus buddhistischer Litteratur. Am 17. Februar vor 26 Hörern: Die Parallelen in den Evangelien.

Ich habe nach erneuter Durcharbeitung der auf dieses Problem bezüglichen Litteratur (Seydel, Archibald Scott und Max Müller), soweit sie mir zugänglich war, meine Überzeugung dahin ausgesprochen, daß eine Beeinflussung Jesu selber durch buddhistische Gedanken ausgeschlossen ist, und daß bei den kirchlichen Gebräuchen (Heiligenschrein, Weihrauch u. s. w.) überall die Entlehnung aus dem griechisch-römischen Heidentum oder dem Alten Testament eine vollständig genügende Erklärung bietet, und die Frage, ob christlicher Einfluß auf den Buddhismus anzunehmen sei, trotz der Nestorianer verneint werden muß. Bei den Evangelien finde ich die Übereinstimmung, besonders in zusammenhängenden Reihen von Einzelheiten, in der That so auffallend, daß der Gedanke einer Beeinflussung schwer abzuweisen ist, zumal zeitlich und räumlich einer Bekanntschaft des Westens mit buddhistischer Litteratur in den Jahren 60—100 n. Chr. nichts im Wege steht. Daß aber ein Christ diese Geschichten auf Jesus übertragen habe, scheint mir ebenfalls außerordentlich schwierig anzunehmen, und ich habe deshalb die Möglichkeit der Entlehnung zugegeben, aber im ganzen mit einem non liquet geschlossen.

In Chiba hielt ich im November einen Vortrag über das Thema: Was können wir thun, um unsern Charakter zu bessern? Und am 30. Januar einen vor 24 Zuhörern über die Frage: Was ist auf die Angriffe von naturwissenschaftlicher Seite gegen das Christentum zu antworten?

V. Deutsche Gemeinde.

Die Arbeit geschah in der früheren Weise. Am Weihnachtsfest war wieder ein liturgischer Abendgottesdienst außer dem Hauptgottesdienst; beide Male vertrat mich in Tokyo Kollege Schiller, da ich wegen Heiserkeit nicht sprechen konnte. — Am 20. Februar legte ich in der Sitzung des Kirchenvorstandes mein Pfarramt nieder; seit 19. Februar habe ich aufgehört zu predigen und werde nur noch 3 Abschiedspredigten (Tokyo, Yokohama, Hongo) halten.

VI. Armenschule.

Der Besuch ist gleich gut geblieben, und es müssen immer noch Kinder abgewiesen werden. Die Handarbeitsschule wird auch von 10 Mädchen besucht, die nicht zur anderen Schule kommen. — Frl. Murota hat ihr Lehrerinnenexamen bestanden.

Der Abschied von Pfarrer Dr. Christlieb.

Durch niedergießenden Regen mußte die lange Kolonne von Kurumas sich den Weg nach Shirnbaschi, einem der Bahnhöfe von Tokyo, suchen, wohin Freunde und Mitarbeiter der scheidenden Familie Christlieb am 16. März das Geleite gaben. Den umgekehrten Weg waren wir jüngsten Ankömmlinge vor einem Vierteljahr gefahren, in eben so langer Kolonne, damals mit eingeholt, auch von denen, die wir jetzt mit weggeleiten durften. Uns damals hatten die Kinder in Tokyos langen Straßen zugesungen, — Spottlieder auf die Seyojin (Europäer), wie mir Pastor Schiller gleich erklärte, um kein Mißverständnis aufkommen zu lassen. Solche Aufmerksamkeiten blieben den Scheidenden in ihren des Regens wegen geschlossenen Vehikeln erspart. Ihnen zeigten sich Japan und die Japaner noch einmal recht liebenswürdig. Im Bahnhofsgebäude entstand ein wirkliches Gedränge, so viele hatten sich eingefunden, der heimziehenden Familie ein letztes Sayonara zuzurufen. Und daß es gerade so ungewöhnlich regnete am Scheidetage, das ließ sich ja auch, mit Luther zu reden, zum Besten kehren.

Die Geneigtheit alles zum Besten zu kehren, war bei dem Paare Christlieb sichtlich gewachsen, je näher der Tag der Abreise von Tokyo und von Japan rückte. Sie erwarben sich als Erinnerung Bilder von Land und Leuten und ließen

sie — schön kolorieren. In so leuchtenden Farben präsentiert sich weder Japans Land noch Volk in Wirklichkeit. Aber schließlich sieht man doch nicht mit den Augen allein, sondern auch mit dem Herzen, dem schönfärbenden, idealisierenden Herzen. Und Gott sei Dank, daß man das thut! Gott sei Dank vor allem, daß es Freund Christlieb kann! So blickt er wenigstens dankbar zufrieden zurück auf die 6½ Jahre seines Aufenthalts in Japan, vergessend aller trübseligen oder weniger angenehmen Erfahrungen, die diese Jahre ihm gebracht haben. Sein Aufenthalt fiel ja leider gerade in die Zeit, in der von einem Missionar nur wenig auszurichten war. Wie verschieden ist doch diese Zeit von jener, in der unser erster Sendbote D. Spinner hier arbeitete und die christliche Religion noch im Vordergrunde des Interesses stehen sehen durfte, während sie heute im besten Fall ein „Glück im Winkel“ ist. Das zeigt schon ein Vergleich der Abschiedsfeiern beider Missionsarbeiter. Als D. Spinner schied, wollte, wie Minami erzählte, der Saal, in welchem die Feier begangen wurde, die 100 oder mehr Staatsbeamten, Gelehrten, Künstler ꝛc. nicht fassen, die die Gelegenheit wahrnahmen, dem abgehenden Missionar durch Teilnahme an seiner Abschiedsfeier zu zeigen, daß sie seine Arbeit zur Christianisierung ihres Volkes zu würdigen verständen. Wie kürzlich in demselben Saal Dr. Christliebs Abschiedsfeier stattfand, waren es der Teilnehmer, befreundete englische Missionare und Kollegen, persönliche Freunde und Schüler eingerechnet, im ganzen nicht mehr als 28 Personen, die ihm die letzte Ehrung erwiesen. Dr. Christlieb hat keine großen Erfolge seiner Arbeit sehen dürfen, ob er gleich eine ganze Manneskraft, ein Wissen und Können und eine robuste Gesundheit einzusetzen hatte, wie sie nicht allzu vielen verliehen ist, und ob er gleich mit großer Treue und unermüdlichem Eifer gearbeitet hat.

Das allerdings wurde auch gerade gelegentlich der verschiedenen Abschiedsfeiern im weiteren und engeren Kreis gebührend anerkannt, von seiten der Kollegen, in deren Namen Pastor Schiller ihm anerkennende und dankende Scheideworte sprach, und der japanischen Mitarbeiter, deren Wortführer Pastor Minami machte; von seiten seiner Schüler, der bereits im Amte stehenden und der noch studierenden, von befreundeten Missionaren verschiedener Denominationen und von uns sonst ferner stehenden Japanern, von seiten der protestantischen Gemeindeglieder, die ihm als Erinnerung eine Anzahl Photographien der von ihm gebauten Kirche schenkten, und der deutschen Kolonie, die der Familie Christlieb zusammen mit einer anderen scheidenden Familie eine Feier in den Räumen der Ostasiatischen Gesellschaft veranstaltete.

Und nun ist er wirklich weggefeiert. Derweilen ich diese Zeilen schreibe, schreibe an dem Schreibtisch, an dem er Jahrelang gesessen, derweilen schwimmt er mit seiner „Frau Käthe“ und mitsamt dem Kinde, das ihnen im fremden Land geboren wurde und das sie sich nun freuen, den Großeltern heimbringen zu können, auf den Wassern. Und soeben kündet mirs eine Karte von ihm aus Nara, wohin er vom Hafen Kobe aus einen Ausflug unternommen, da auf den Wassern läßt sich von dem wenig seefesten Freund Christlieb nicht sagen: Da ist der rechte Mann am rechten Platze. Aber — hier ist er's gewesen. Das zu sehen habe ich selbst doch Gelegenheit gehabt in den Wochen, die ich noch mit ihm zusammen sein durfte und die uns nur zu schnell vergangen sind. Wäre es nach mir gegangen, er hätte sein eigener Nachfolger werden müssen. Die 6½ Jahre seines hiesigen Wirkens haben ihn vertraut gemacht mit des Landes Brauch und Art, dem japanischen Volkscharakter und auch der Umgangssprache. Er ist, soweit man das in 6 Jahren werden kann, ein Kenner der japanischen Verhältnisse geworden. Einer der ältesten und bedeutendsten amerikanischen Missionare Dr. Green sprachs kürzlich aus, trotz seiner eigenen langjährigen Erfahrungen in Japan habe er, besonders auf dem japanischen Missionsfeld die Dinge immer gern mit Christliebs Augen angesehen und immer dabei gewonnen, und Pastor Minami meinte in einer Rede: „Ein Chauvinist könnte sagen: Er weiß zu viel von uns, er darf

nicht wieder in seine Heimat kommen, man muß ihn auf dem Wege ermorden." Nun, wir versehen uns eines besseren für ihn. Wir wünschen ihm und den Seinen eine glückliche Ankunft in der Heimat und ein frohes Wiedersehen mit den Ihren. Und dann, bin ich sicher, wird er seine Kenntnis der japanischen Verhältnisse nicht zum Schaden Japans gebrauchen in unserem Vaterlande, sondern im Gegenteil zu seinem Besten, indem er das Interesse für unsere Arbeit hierdraußen weckt und belebt, wo sich ihm Gelegenheit dazu bietet.

Wir beide haben oft gewünscht, daß wir doch hier in Tokyo hätten zusammen arbeiten dürfen. Das war nicht möglich. Aber Mitarbeiter sind wir so doch, wenn er daheim und ich hier außen derselben heiligen Sache mit Mannestreue dienen. Und das wollen wir ja beide, das haben wir uns noch im letzten Augenblick auf der Landungsbrücke der „Hohenzollern" im Hafen von Yokohama mit dem letzten stummen Händedruck gelobt.

Nein, diese Zeilen sind kein Nekrolog, und auch das wäre nicht ganz richtig, wenn ich mich bezeichnen wollte als tieftrauernd Hinterbliebenen. Zum Trauern hat man hier gar keine Zeit, und dazu zieht man auch nicht so weit hinaus in die Welt. Beim Bier habe ich als Student öfter und lieber mitgesungen im Kreise meiner Uttenreuther Brüder als die alte Landsknechtweise:

Das Käuzlein laß ich trauern
Im Aasloch Tag und Nacht;
Ich renn aus Schanz und Mauern
Ins offne Feld zur Schlacht.

Tokyo, den 21. März 1899. Hans Haas.

Aus den Zweigvereinen.

In Guben

fand am 16. April d. J. ein Missionsdienst statt, bei dem unser Vereinssekretär Pred. Lehmpfuhl auf Grund des Sonntagsevangeliums Joh. 10, 12—16 über Recht und Pflicht der Heidenmission predigte. Die Nachmittagsversammlung wurde durch eine Ansprache des Oberpf. D. Werner eröffnet, worauf Pred. Lehmpfuhl einen Vortrag über Kiautschou hielt. Das Schlußwort sprach Pf. Hilbenhagen.

Auf Veranlassung des Schlesischen Provinzialverbandes

machte in den Tagen vom 8.—15. Februar Pastor Müller aus Gottesberg, jetzt in Breslau, eine Vortragsreise durch den oberschlesischen Industrie-Bezirk und hielt in Tost, Gleiwitz und Königshütte sehr gut besuchte Versammlungen ab. Wir danken ihm auch an dieser Stelle für die unserem Werke geleisteten Dienste. Pred. Lehmpfuhl besuchte dann in den Tagen vom 17.—20. April die Vereine in Friedeberg a. Qu., Hirschberg, Liegnitz und Breslau, in denen er über unser Missionswerk in Ostasien Vorträge hielt, und nahm auch an einer Konferenz des Schlesischen Provinzialverbandes in Breslau teil.

Der Berliner Missions-Frauen-Verein

veranstaltete für unsere Kiautschou-Mission in den Sälen des neuen Abgeordnetenhauses am 10. April einen Festabend, der einen überaus glänzenden Verlauf nahm und den schönen Reinertrag von 2050 Mk. brachte. Unter der großen Zahl der Teilnehmer war auch Excellenz Tirpitz, der Staatssekretär des Reichs-Marine-Amts, Korvettenkapitän von Semmern, Dezernent für Kiautschou, der hanseatische

Gesandte Dr. Klügmann u. a. erschienen. Se. Majestät der Kaiser hatte, „da er durch anderweitige Festsetzungen an der persönlichen Teilnahme zu seinem Bedauern verhindert sei," durch ein Schreiben des Oberhofmarschallamts seinen Dank für die Einladung mit dem Wunsche des besten Erfolges der patriotischen Veranstaltung aussprechen lassen. Um 8 Uhr eröffnete Pred. Dr. Arndt im großen Festsaale die Versammlung und brachte nach Verlesung des Schreibens des Oberhofmarschallamts ein Hoch auf den Kaiser aus. Sodann ergriff Excellenz von Brandt, der frühere deutsche Gesandte in Peking, das Wort zu einem Vortrage über: „Deutsche Aufgaben und deutsche Interessen in China, besonders in Kiautschou." Er überbrachte die Grüße unseres hohen Protektors Sr. Kgl. Hoheit des Großherzogs Carl Alexander von Sachsen und der Ehrenvorsitzenden der Frauenvereine Ihrer Kgl. Hoheit der Frau Erbgroßherzogin Pauline von Sachsen, und schilderte sodann die Kultur der Chinesen, hinweisend auf ihr hohes Alter und ihre weite Verzweigung. Denn nicht nur in der Technik, auch auf dem Gebiete der Geisteskultur haben die Chinesen Großes geleistet. Was ihre „Heiligen Bücher" aber besonders auszeichnet, das ist der tiefe sittliche Ernst, der sie durchweht, wie denn überhaupt die Chinesen ein tiefes Sittlichkeits- und Pietätsgefühl besitzen. Viel Anklang fanden namentlich auch die Proben aus der Poesie des chinesischen Volkes, die Redner vorführte. Den tiefsten Eindruck machte jedoch sein warmes Eintreten für die evangelische Mission. Redner ermunterte die deutschen Frauenvereine namentlich zur Pflege der christlichen Liebeswerke, die, wenn sie die Verkündigung des Evangeliums begleiten, von den besten Erfolgen auch für die Mission sein würden.

In der Pause fand wie in den Vorjahren wieder ein Verkauf von Japan- und China-Artikeln, Konfitüren und Blumen statt. Sehr großen Absatz fanden namentlich auch die Ansichtspostkarten. Die Ausstattung des Büffets hatten wieder die Vorstandsdamen übernommen. Den Verkauf besorgten junge Damen. Nach der Pause trug ein Damenquartett im Festsaale einige Gesänge vor, die vielen Beifall fanden. Die Kapelle des 3. Garderegiments z. F. konzertierte in den Pausen und nach den Vorträgen in den Wandelgängen des Abgeordnetenhauses. Erst um 11 Uhr fand das Fest ein Ende.

Der Frauenverein in Frankfurt a. M. hat mit vielem Glück einen ähnlichen Festabend veranstaltet, der gleichfalls einen schönen Reinertrag brachte. Wir möchten auch die übrigen Frauenvereine zu einem gleichen Vorgehen, wo es nur angängig ist, ermutigen. Die Mühe, die eine solche Veranstaltung verursacht, wird durch den Erfolg wahrlich reich gelohnt.

Aus dem Centralvorstande.

Die Abordnung unseres Missionars Pfarrers Richard Wilhelm

für das neue Arbeitsfeld in Kiautschou fand am Sonntag, den 26. März, in der St. Petri-Kirche in Berlin unter zahlreicher Beteiligung statt. Vom Evangelischen Oberkirchenrat waren der Präsident D. Barckhausen und der Vizepräsident Propst D. Freiherr von der Goltz, vom Brandenburger Konsistorium der Präsident D. Schmidt, im Auftrage des evangelischen Feldpropstes Divisionspfarrer Schaumann, als Vertreter des Reichsmarine-Amts Korvetten-Kapitän von Semmern, von der Missionsgesellschaft Berlin I. Missionsinspektor Wendland zu der erhebenden Feier erschienen. Die Liturgie las Pred. Lic. Dr. Kirmß, die Predigt hielt Pf. Wilhelm über den Text 1. Tim. 2, 4—6. In den Mittelpunkt seiner warmen, überzeugenden und oft tief ergreifenden Ausführungen stellte er die prinzipielle Frage aller Missionsarbeit: „Sind die höchsten Erlebnisse, die wir machen, um die sich unser Lebenskampf und unsere Seligkeit bewegt, die Erfahrungen des lebendigen Gottes, so tief im menschlichen Herzen be-

gründet, daß alle menschlichen Unterschiede ihnen gegenüber verschwinden und sie in jedem Menschenherzen einen Widerhall finden können?" Im Anschluß an seinen Text gab er darauf die Antwort: „Ja es ist so; denn es ist Ein Gott und Ein Mittler zwischen Gott und den Menschen, nämlich der Mensch Jesus Christus." Auf Grund dieser Antwort beschrieb Pf. Wilhelm in seiner Predigt, von der wir wegen knappen Raumes nur eine kurze Skizze bringen können, den Weg für unsere Botschaft und ihre Hoffnung.

„Fürs erste finden wir im ganzen Neuen Testament jenen hohen Standpunkt vertreten, von dem aus wir hinwegsehen können über alle die verwirrenden Unterschiede, die wir unter den Menschen finden, und der uns den Mut giebt, das Evangelium wirklich als das Weltevangelium anzusehen, weil die Menschen ihrem tiefsten Wesen nach wirklich trotz aller Unterschiede eins sind . . . . . Auch wir erleben in unseren Tagen wieder etwas von erfüllten Zeiten, da die Umstände mitwirken, um göttliche Wahrheiten durchzusetzen, und so sehen wir mit Freude und Zuversicht der gegenwärtigen Weltentwicklung zu, da alle Schranken zwischen Mensch und Mensch immer mehr niederfallen, und die Menschenwelt wirklich zum erstenmal, seit es eine Menschengeschichte giebt, als ein Ganzes sich darstellt, das selbst in seinen räumlich entferntesten Teilen unmittelbar in einander greift.

Aber gerade diese Ereignisse, wenn wir sie recht verstehen, nötigen uns dazu, als einen Sauerteig in diese Massen Gottes Botschaft hineinzubringen; denn nur so kann sich diese Entwicklung wirklich vollenden. Auf Eisenbahnen und Handelsbeziehungen läßt sich noch keine volle Einheit begründen. Wirkliche Einheit ist nur da möglich, wo die Menschen im Bewußtsein des Einen Gottes, der ihrer aller Vater ist, sich eins wissen. Und wir sind froh, daß wir in der That von diesem Einen Gott etwas wissen, der dem Einen Menschengeschlecht der Vater ist.

Mit dieser Botschaft können wir frohen Mutes hinaus in die Welt gehen. Wenn Gott nur der Vater der Gläubigen wäre, wenn es sich darum handeln würde, daß wir durch Bekehrung einzelner Menschen diesem Gott erst Kinder gewinnen müßten, dann wäre die Aufgabe zu schwer für menschliche Schultern. Aber Gott ist ein Gott aller Menschen, er läßt des zum Zeichen seine Sonne scheinen über die Guten und über die Bösen und läßt regnen über Gerechte und Ungerechte. So können wir allen Menschen diesen Gott als ihren Vater bringen, nicht bloß als ihren Adoptivvater. Aber wenn wir das ganz im Herzen haben, schreibt sich uns für die Art der Verkündigung dieses Gottes ein ganz bestimmtes Verhalten vor. Es nötigt uns zu einer gewissen Bescheidenheit. Wenn Gott der Vater jener Völker ist, so können wir ihnen nicht stolz und von oben herab die Botschaft von jenem Gott bringen, befriedigt, wenn unsere Listen möglichst viele Getaufte aufzuweisen haben. Wir müssen vielmehr mit jener Achtung unter ihnen auftreten, die wir ihnen als Kindern Gottes naturgemäß schuldig sind. Und ich wenigstens gestehe, daß ich darin gewissermaßen als ein Lernender hinausgehe: Wenn jene Völker auch Gottes Kinder sind, so müssen auch sie ein väterliches Erbteil in sich haben. Es mag verkümmert und verkrüppelt sein, das ist möglich, aber es ist doch da. Und so wird es mein Bestreben sein, im Geist zu horchen auf diese Spuren göttlicher Erbschaft. Denn nur wenn diese gefunden sind und es gelingt, von ihnen aus weiter zu bauen, bringen wir wirklich den Menschen ihren Vater und nicht einen aufgezwungenen Götzen.

Wie bringt man aber die Menschen zu diesem ihrem Gott? . . . . .

Auch das ist in unsrem Text angedeutet. Es ist ein Mittler zwischen Gott und den Menschen, nämlich der Mensch Christus Jesus. Ich glaube wirklich, daß dies der einzige Weg ist, der sich findet: Jesus Christus — und zwar nicht der Jesus, den man aus der Ferne anbetet, sondern der unmittelbar nahe Jesus, der Mensch Christus Jesus. Alles, was Menschen wirklich zu eigen werden soll, muß menschlich sein. Soll Gott den Menschen wirklich zu eigen werden, so muß sich ein

klarer, einfacher, menſchlicher Weg zu ihm finden, den jeder gehen kann, ſonſt bleibt alles Sinnen und Denken über ihn ewig vergeblich. . . . . Deswegen ſind wir ſo unendlich dankbar, daß uns in Jeſus in der That dieſer einfache menſchliche Weg zu Gott eröffnet iſt, daß er der menſchlichſte unter allen Menſchen mit Recht ſagen kann: „Wer mich ſieht, ſieht den Vater“, und daß dieſer göttlich menſchliche Eindruck der Perſon Jeſu ſich bis auf den heutigen Tag mit ſieghafter Klarheit durchbehauptet. So ſehen wir in den Evangelien dieſe ſiegende Kraft des Menſchenſohnes herausleuchten. Wir ſehen, wie alle möglichen Menſchen, mögen ſie ſein, was ſie wollen, aufatmen, wenn ſie mit ihm in Berührung kommen. Selbſt in hoffnungsloſen Sündern zeigt ſich neue Hoffnung und neues Leben und noch am Kreuz wird einem der Verbrecher über alle Schrecken des Todes hinübergeholfen einzig dadurch, daß er einen Eindruck von dieſer Perſönlichkeit bekommen hat. Die Selbſtaufopferung Jeſu im Dienſt Gottes zur Rettung der Menſchheit war in der That nicht vergebens, wenn es noch ſo ſehr zeitweiſe ſo ſcheinen mochte, ſondern ſie bekam vom lebendigen Gott das Siegel der Beglaubigung, indem durch ſie es möglich ward, daß erlöſte Menſchen zum Vater kommen aus allen Höllen und Nöten des Lebens heraus. Ja, ſo ſtark ſind dieſe göttlichen Auferſtehungskräfte, daß dieſe Geſchichte Jeſu mit ſeinem Tod nicht ihr Ende erreicht hat. Jeſus iſt der einzige Menſch, deſſen Geſchichte nicht mit ſeinem Tod zum Stillſtand kam. Die Welt erlebt bis auf den heutigen Tag dieſe Geſchichte des lebendigen Jeſus darin, daß ſich immer wieder durch alle Nacht und Verwirrung durchſetzt, was der klare einfache Weg zum Vater iſt, und daß bis auf den heutigen Tag der Menſch durch alle Geſetze und Schranken, in die er ſich hineingeſtellt ſieht, durchbrechen und es erleben kann, daß er größer iſt als alles das, größer ſelbſt als Tod und Sünde, weil er zu Gott gehört. Wir wiſſen es, daß das bis auf den heutigen Tag der lebendige Weg zum Vater iſt, und dieſen Weg müſſen wir bezeugen unter den Völkern, wenn ihnen geholfen werden ſoll aus der Laſt der Jahrtauſende heraus.

Doch wie können wir ihnen nun Jeſus ſo nahe bringen, daß ſie wirklich von ſeinem Geiſt berührt werden, daß ſie in ihrem Herzen den unmittelbar überwältigenden Eindruck bekommen: Das iſt der Mittler zwiſchen Gott und den Menſchen? . . . . . Unſere Aufgabe beſteht nicht darin, daß wir die Menſchen für die Nachfolge Jeſu gewinnen, — das muß Gottes Kraft bewirken — ſondern nur darin, daß wir Gottes Liebesthaten, die wir ſelbſt in der Nachfolge Jeſu Chriſti erlebt haben, zur gegebenen Zeit und am gegebenen Ort bezeugen. Wenn wir daher hoffen wollen, über die erwähnten Schwierigkeiten hinwegzukommen, ſo kann es nur dadurch geſchehen, daß wir uns ganz pünktlich an dieſe unſre Aufgabe halten. Zu dieſem lebendigen Zeugnis von der Liebe Gottes und ihrer menſchenbefreienden Kraft gehört allerdings mancherlei. Mit dem bloßen Predigen iſt es noch nicht gethan. Zum Zeugnis gehört das ganze Leben. Es gilt, die Völker in einfach ſchlichter Weiſe in Berührung zu bringen mit dem Geiſt Jeſu Chriſti, wie er in's ganze Leben hereinwirkt: Erſt auf dieſem Grunde wird unſre Verkündigung von ihm den Wert eines Zeugniſſes bekommen . . . . . Dieſe Art des Zeugniſſes von dem lebendigen Gott und dem Herrn Jeſus Chriſtus möchte ich in aller Beſcheidenheit als das Ziel betrachten, auf das ich meine Anſtrengungen zu richten mich bemühen will.

Ich bin mir dabei wohl bewußt, wie wenig dieſem Ziel das entſpricht, was ich bin. Und ich müßte verzagen, wenn ich nicht die Ueberzeugung hätte, daß unſer Gott mächtig genug iſt, auch unſre Fehler und Irrtümer und Unzulänglichkeiten in ſeine ſtarke Hand zu nehmen, ſo daß ſie nichts ſchaden dürfen, wenn wir uns in ehrlicher Weiſe, ſo gut wir's können, in ſeinen Dienſt ſtellen.

Eben darin, daß wir nur zeugen müſſen und weiter nichts thun können, liegt unſre Hoffnung in dieſem Stück. Das Entſcheidende muß Gott ſelbſt bewirken durch die Kraft ſeines Geiſtes, wo und wann er will. Nicht verſchweigen dürfen wir deshalb, daß es in dieſem Sinn dennoch ein Wagnis bleibt, was wir unter-

nehmen. Wir können das unsrige thun in der Bezeugung Gottes, so gut wir es verstehen. Ob dieses Zeugnis göttliche Beglaubigung bekommt, so daß es einschlägt und Wirkung thut, ob diese Beglaubigung bald oder erst nach langem Warten sich zeigt, das steht außerhalb unsrer Macht und Berechnung. Doch dürfen wir uns nicht abschrecken lassen. Denn das Eine steht ganz fest, und das ist die Hoffnung, auf der unsre Botschaft ruht: Gott will, daß allen Menschen geholfen werde und daß alle zur Erkenntnis der Wahrheit kommen. Und so wissen wir es auch, daß zu irgend einer Zeit die Reihe auch einmal an jene Völker des Ostens kommen muß. Gut, so können wir's versuchen, ob dieser Zeitpunkt nicht jetzt wieder etwas näher gerückt ist.

Gott will, daß allen Menschen geholfen werde! Das ist nicht bloß ein schönes Wort, das in der Bibel steht, sondern es ist ein Wort, dessen Wahrheit sich im Leben erproben läßt, und das schon oft im Laufe der Geschichte erprobt worden ist von allen den vielen, die als Jünger Jesu im Gehorsam gegen ihn das Wort vom lebendigen Gott verkündigt haben als Seelsorger zu Hause oder draußen in fernen Ländern als Missionare. Denn die Verkündigung des Worts Gottes hat in der That eine Verheißung in sich selbst, deren Wirkung sich immer wieder gezeigt im Aufleuchten eines Lichts von Gott aus, wo solche menschliche Zeugen standen.

Im Glauben an diese Verheißung will auch ich hinausziehen und, soweit es in meiner Kraft steht, ein persönlicher Zeuge des Liebeswillens Gottes unter Christen und Heiden werden; denn wenn Gott uns gnädig sich gezeigt hat, so ist er allen gnädig, hat er uns erlöst, so haben auch die anderen Hoffnung; denn unser Gott ist ein Gott alles Fleisches. Amen."

Auf die Predigt des Missionars Wilhelm folgte seine feierliche Abordnung durch den Vereinspräsidenten Pred. Dr. Arndt, der auf Grund des Textes Philipper 2, 5—8 folgende Ansprache hielt.

„Siehe, dein König kommt zu dir! Der Ruf des Palmsonntages tönt wieder in unseren Herzen in dieser ernsten, heiligen Stunde. Wir spüren die Nähe unseres Heilandes, wir fühlen es: „Nicht wir, nicht unsere Missionsgemeinde ist es, die diesen unseren lieben Freund und Bruder in die Arbeit des Reiches Gottes ruft, — Jesus Christus, unser Herr und König selbst ist es, er erwählt sich seine Werkzeuge, er hat auch Ihnen, mein lieber Freund und Bruder, den Entschluß ins Herz gelegt, hinauszuziehen zur Ausbreitung seines Evangeliums. Und nun ist die Stunde erschienen, da Sie diesem Herren aller Herren zum treuen Dienste sich weihen, da Sie von uns scheiden wollen, um das Werk zu beginnen, nach dem Ihre Seele so großes Verlangen getragen hat. Seit langer Zeit schon stand es Ihnen fest, daß Sie auf dem vorgeschobensten Posten mitten in der Heidenwelt kämpfen und mitarbeiten müßten am Reiche unseres himmlischen Königs. Im Freundeshause, mit dem Sie nunmehr durch das Band der Liebe verknüpft sind, ward dieser Gedanke in Ihnen genährt und befestigt, und als einen göttlichen Wink sahen Sie es an, als Sie die Bitte unseres Missionsvereins um Arbeiter für die Ernte Gottes im fernen China vernahmen. Nun senden wir Sie aus als unseren Missionar in das neue deutsche Schutzgebiet an der chinesischen Küste, als Gehilfen der älteren Missionare, die dort bereits in treuer Arbeit stehen, als Seelsorger unserer Glaubensgenossen und Landsleute, die fern von der Heimat der Ehre und dem Wohle unseres Vaterlandes dienen. Wahrlich, eine große, verantwortungsreiche Aufgabe! Eine Aufgabe, die wir Menschen Ihnen wohl nennen und beschreiben können, die aber doch nicht von uns Menschen erfunden ist, sondern von einem Größeren stammt, von dem Herrn, dessen Macht und Herrlichkeit auch Ihnen, mein lieber Bruder, der Palmsonntag verkündigt: „Siehe, dein König kommt zu dir!"

Die Mission ist Christi Befehl, sie ist die Fortsetzung seines Werkes auf Erden, darum kann wahre Mission auch nur im Sinne und Geiste Christi getrieben werden. Und darum kann auch die Missionsgemeinde nichts anderes thun, als

Gott bitten, daß er den scheidenden Missionar ausrüste mit dem Geiste unseres Heilandes. An eine Gemeinde, die durch und durch von Missionsgedanken erfüllt und beherrscht war, an die Gemeinde zu Philippi, hat der größte aller Missionare, der Apostel Paulus, sein Wort gerichtet, das uns die Epistel des heutigen Sonntages darbietet: „Ein jeglicher sei gesinnet, wie Jesus Christus auch war!" Wohlan denn, wenn schon jeder Christ den Sinn Christi in sich aufnehmen soll, wie viel mehr muß es ein Missionar thun, der im Sinne Jesu arbeiten will. Darum diesem unserem lieben Freund und Bruder kein anderes Abschiedswort, als die Mahnung des Apostels: „Ein jeglicher sei gesinnet, wie Jesus Christus auch war!" Wir bitten unseren Gott und Vater, daß er ihn mit demütigem Opfersinn erfülle und im treuen Gehorsam befestigte.

„Ein jeglicher sei gesinnt, wie Jesus Christus auch war, welcher, ob er wohl in göttlicher Gestalt war, hielt er es nicht für einen Raub, Gott gleich sein, sondern äußerte sich selbst und nahm Knechtsgestalt an und ward gleichwie ein anderer Mensch und an Geberden als ein Mensch erfunden." Der Apostel hat seinen Blick auf die Lichtgestalt seines Königs und Herrn gerichtet, und da tritt ihm zu allererst der hell leuchtende Zug in voller Klarheit entgegen, der zu allen Zeiten und auch heute noch die Herzen der Menschen fesselt und mit andächtiger Bewunderung erfüllt. Der mit himmlischem Glanze umkleidet war, ist eingegangen in irdische Niedrigkeit, der zum Herrn aller Herren berufen war, ist ein Knecht aller geworden. Ob Christus auch reich war, ward er doch arm um unsertwillen, ob er auch ein König war, ist er doch nicht gekommen, um sich dienen zu lassen, sondern um selbst zu dienen. Wer ihm nachfolgen will, muß ihm folgen auf der Bahn der Selbstverleugnung, des Verzichtens und Entbehrens und muß in sich aufnehmen seinen Trieb zur Selbsthingabe im opferwilligen Dienst. Die Knechtsgestalt des Erlösers ist ein Vorbild der Christengemeinde geworden. Wievielmehr ist die Knechtsgestalt dienender Liebe, der keine Entsagung, kein Verzicht zu schwer ist, die Signatur der Mission, das Bild, das dem Missionar, dem Mitarbeiter am Reiche Christi, stets vor Augen schweben muß! Darum „ein jeglicher sei gesinnt, wie Jesus Christus auch war!"

Wir wissen es, mein lieber Bruder, daß nicht Ehrgeiz Sie in die Ferne hinaustreibt. Wenn Sie das Ihre suchen wollten, so böte sich Ihnen wohl in der Heimat ein Weg, schneller zum Ziele zu gelangen, als dort, wo steinigt und dornigt der Ackerboden ist, wo die Ernte oft auch der treuesten Arbeit versagt bleibt. Vielmehr hat Gott die Flamme der Liebe, die da sucht, was des anderen ist, in Ihrem Herzen entzündet. Aber sind Sie auch bereit, Opfer zu bringen, zu verzichten und zu entbehren? Ich spreche nicht davon, daß Sie Ihrem Berufe die Heimat, das Mutterhaus opfern, daß Sie von nun an den trauten Verkehr mit der Mutter und Schwester, mit denen Sie nach dem frühen Tode des Vaters alle Sorgen und Mühen, Freud und Leid geteilt haben, werden entbehren müssen, — dürfen Sie doch hoffen, in kurzer Zeit das eigene Heim mit der nachfolgenden Lebensgefährtin im fernen Lande begründen zu können, und werden Sie doch gerade in Kiautschou mit vielen Landsleuten aus allen Ständen und Klassen verkehren, die Ihnen ein Stück der deutschen Heimat ersetzen können. Größere Opfer werden von Ihnen verlangt. Sie sollen verzichten auf die Teilnahme am geistigen Streben und Ringen der Heimat, wozu auch Sie der Geistesflug trieb, Sie sollen in das Wesen und die Art eines heidnischen Volkes sich vertiefen, das trotz aller äußeren Kultur in der Geisteskultur noch tief unter uns steht, und Sie sollen dies thun nicht mit dem Stolze des gebildeten Europäers, der sich dem Chinesen weit überlegen fühlt, sondern mit demütiger Selbsterniedrigung und dem ernsten Verlangen, auch im wirren Sandhaufen heidnischer Vorstellungen Goldkörner der Wahrheit aufzufinden, an die die Mission anknüpfen kann. Denn der Missionar soll nicht in Königsgestalt, sondern in Knechtsgestalt auftreten, er soll nicht ein Herr, sondern ein Diener der

Heiden werden, der ihnen hilft, aus dem Labyrinth der Sünde und des Aberglaubens sich herauszufinden zum Reiche des Lichtes und der Wahrheit. Selbstverleugnung muß ein Sendbote Christi täglich üben. Lieblingsneigungen und -Beschäftigungen finden keinen Raum in seinem Tagespensum. Wieviel Fleiß, wieviel Mühe wird es allein schon kosten, die Sprache der Chinesen zu lernen! Ohne liebevolle Selbstverleugnung ist diese Aufgabe überhaupt nicht zu lösen. Und wenn auch in Kiautschou die deutsche Flagge weht, so fehlt doch noch viel, daß die Chinesen uns Deutschen freundlich gesinnt sind. Mancher harten, schweren Arbeit wird es bedürfen, ehe sie sich davon überzeugen, daß wir Deutsche es gut mit ihnen meinen, daß nicht der Missionar, sondern auch der Soldat, der Kaufmann und der Beamte nur das Beste unserer Schutzbefohlenen wollen. Wer dort arbeitet, muß Opfer bringen können. Wievielmehr wird es der Missionar thun müssen, der als Pionier vorangehen soll mitten hinein in das noch unerschlossene Land und dessen Leben Volkshaß, blinde Leidenschaft, fanatischer Aberglaube täglich bedrohen. Fröhlicher Mut beseelt heute Ihr Herz, mein lieber Bruder, im festen Vertrauen auf Gott ziehen Sie hinaus, daran zweifeln wir nicht. Aber zum Mut geselle sich die Demut, zur Arbeitsfreudigkeit die Opferbereitschaft! Der allmächtige Gott rüste Sie aus nach seiner Gnade mit dem Geiste unseres Heilandes, mit williger Selbstverleugnung, mit demütigem Opfersinn! Das ist heute unser erstes und innigstes Gebet.

Die Opferbereitschaft hat nur eine Wurzel, sie ruht im treuen Gehorsam. „Er erniedrigte sich selbst und ward gehorsam bis zum Tode; ja zum Tode am Kreuz." Treuer, unbedingter Gehorsam bis zum Tode, bis zum schmachvollen Tode am Kreuze, das ist der andere leuchtende Zug an der Lichtgestalt unseres Erlösers, der uns gerade jetzt in der stillen, ernsten Leidenswoche vor die Seele tritt. Ihn, den Dulder am Kreuz, konnte nichts erschüttern in seinem Gehorsam gegen Gott, den himmlischen Vater, mit dem er sich aufs innigste verbunden wußte, „nicht mein, sondern dein Wille geschehe!" war sein letztes Gebet auf dem Todesgange. Treuen, unbedingten Gehorsam hat auch ein Paulus geleistet und fordert er von einem jedem, der wie Christus gesinnt sein will.

Treuen, unbedingten Gehorsam sollen auch Sie, mein lieber Bruder, leisten in dem schweren Amt, das Sie heute übernehmen. Rechenschaft werden Sie einst schuldig sein denen, die Sie aussandten, Verantwortung auch den Behörden, deren Auftrag Sie zu erfüllen haben, aber ein Größerer ist es, als wir Menschen, der heute das Gelübde eines treuen, unbedingten Gehorsams von Ihnen fordert, es ist der allmächtige Gott, es ist unser Herr und Heiland. Mission treiben heißt die Fahnen des himmlischen Königs weiter tragen. Der Missionar soll nicht sich und seiner Ehre dienen, er soll nicht für Menschen die Heidenwelt erobern, sondern die Herzen zu dem hinführen, der auch den Heiden ein Retter und Helfer sein will. Ihm, unserem Heiland, keiner anderen Autorität müssen Sie, mein lieber Bruder, unbedingt gehorchen, sonst gerät Ihr Werk nicht. Und wenn Sie nun auch unseren wackeren Soldaten, unseren Landsleuten draußen ein Seelsorger sein wollen, so haben Sie auch bei diesem Werke keine andere Pflicht zu erfüllen, als die Herzen zu dem Herrn hinzuführen, der alle Tage bis an der Welt Ende bei den Seinen ist, der ihnen Trost und Hilfe, Kraft und Frieden auch in einem gefahrvollen, aufreibenden Leben darbietet.

Fragen Sie doch Ihren älteren Mitarbeiter, den in treuer Arbeit bei der evangelischen Gemeinde zu Shanghai stehenden Seelsorger, den wir vor fünf Jahren auch in dieser Stadt abordnen konnten, fragen Sie ihn, was er unserer Marinemannschaft, was er jenen todesmutigen Helden, jenen treuen Dienern des Kaisers und des Vaterlandes, die kurz vor dem Untergange ihres Schiffes „Iltis" (23. Juli 1896) in den tobenden Fluten des Ozeans noch das heilige Abendmahl mit ihm feiern konnten (21. Mai 1896), — fragen Sie, was er ihnen gepredigt und mitgegeben hat auf ihren gefährlichen Weg! „Nichts anderes", wird er Ihnen

antworten, „als Jesum Christum selbst, nichts anderes, als den Frieden, den er gebracht, nichts anderes als die Gnade Gottes, die Er durch seinen Tod der Menschheit versiegelt hat.“ In solchem Sinne und Geiste sollen auch Sie arbeiten, ja, zeigen Sie unseren Volks- und Glaubensgenossen auch mitten im heidnischen Lande den Weg zu unserm Herrn und Heiland und durch ihn zu unserm Gott und Vater!

Gehorsam bis zum Tode! Ist's nicht zu schwer für Menschenkraft, was Sie heute geloben, mein lieber Bruder? Auch wenn Mühen und Schwierigkeiten sich häufen, auch wenn eine Enttäuschung der andern folgt, auch in der größten Gefahr sollen Sie Gehorsam leisten, Gehorsam bis zum Tode. Sie müssen es! Hier giebt es kein Zurück! Wer die Hand an den Pflug legt und sieht zurück, ist nicht geschickt zum Reiche Gottes! Immer weiter! Mutig voran! das sei Ihre Losung. Unser deutsches Vaterland erwartet, daß ein jeder seiner Söhne seine Schuldigkeit thut, — ist das die Parole des Soldaten, des Beamten, wievielmehr muß es die Parole des Missionars sein, der im Dienste des himmlischen Königs steht.

Gehorsam bis zum letzten Atemzuge! Treue bis zum Tode! Es ist Ihr Ziel, mein lieber Bruder. Gott gebe, daß Sie dies Ziel erreichen, er schenke Ihnen die Kraft, auszuharren auf Ihrem Posten in starker Geduld und in fröhlicher Zuversicht! Er rüste Sie aus mit dem Geiste unseres Heilands, er erfülle Sie mit demütigem Opfersinn, er befestige Sie im treuen, unbedingten Gehorsam! Das ist unser letztes Gebet, unser letzter Segenswunsch, mit dem wir Sie heute entlassen. Wir bleiben hinter Ihnen stehen mit unseren Gebeten, wenn Sie draußen auf dem Vorposten kämpfen und streiten, ringen und arbeiten. Der Herr segne und behüte Ihren Ausgang und Eingang von nun an bis in Ewigkeit! Amen.“

Darauf wurde Pf. Wilhelm feierlich auf die Satzungen und die Dienstordnung des Vereins durch Pred. Dr. Arndt verpflichtet, der ihm zugleich eine Bibel als den einzigen Grund der Missionspredigt und als Zeichen heiliger Erinnerung überreichte. Bei der Einsegnung assistierten Pred. Lic. Dr. Kirmß und Pred. Lic. Dr. Kind, die dem scheidenden Missionar ihre Segenswünsche mitgaben. Im Auftrage des Berliner Missions-Frauen-Vereins überreichte der Vereinspräsident dem Pf. Wilhelm für die deutsche Gemeinde in Kiautschou, deren Seelsorge er übernehmen wird, kostbare Abendmahlsgeräte. An den Gottesdienst schloß sich noch ein geselliges Beisammensein im engeren Kreise bei einem einfachen Abendessen in den Bismarksälen. Pred. Lic. Dr. Kind wünschte Pf. Wilhelm in seiner Tischrede nochmals Gottes reichen Segen zu seiner Arbeit im neuen deutschen Schutzgebiet. Um 11 Uhr trat Pf. Wilhelm seine Reise nach Weimar an, wo er am folgenden Tage in einstündiger Audienz von Sr. Königlichen Hoheit dem Großherzog Karl Alexander huldvoll empfangen wurde. Er ist darauf am 1. April über Zürich nach Genua gereist, von wo er am 4. April seine Reise mit dem Dampfer „Preußen“ nach Tsintau antrat. Seine Ankunft daselbst wird am 12. Mai erwartet.

Unsere Vereinslitteratur

bringen wir auch für die bevorstehenden Missionsfeste im Sommer unseren Zweigvereinen und Vertrauensmännern in Erinnerung. Unsere größeren Flugschriften (Nr. 1—8) sind von unserem Verleger A. Haak in Berlin NW., Dorotheenstr. 55, in Partien von 50 Exemplaren auch gemischt zum ermäßigten Preise von à 20 Pfg. zu beziehen. Die kleineren Flugschriften, Hirtenrufe (Nr. 1—3), die sich um ihres allgemein verständlichen volkstümlichen Tones willen großer Beliebtheit erfreuen, sind beim Evangelischen Verlag in Heidelberg (in Partien zu 20 Exemplaren à Exemplar 5 Pfg.) zu bestellen.

Unsere illustrierten Postkarten (Japan 10, Kiautschou 5 verschiedene Ansichten), wolle man direkt von unserem Centralbüreau, Berlin C. 19, Friedrichsgracht 53, beziehen, 12 Stück für 1 Mk.

Die Ethik des Judentums.[1]

Von Dr. Julius Goldstein in Berlin.

Mit einem Nachwort von D. Nippold in Jena.

Die Geschichte überwindet die zerstreuende Mannigfaltigkeit der Gegenwart. Während die Gegenwart häufig geistig auseinanderzustreben scheint, und der Mensch nicht weiß, wohin er sich wenden soll, kann die Geschichte die Gegenwart über das orientieren, was der Zufälligkeit der Zeit, dem vorübergehenden Augenblick angehört, und das, was in der Vergangenheit sich als die Größe, als das ureigene Geistesleben eines Volkes erwiesen hat. So kann die Geschichte zum Gewissen eines Volkes werden, indem sie ihm in den Geistesschöpfungen der Vergangenheit die Idealität seines Wesens vorhält.

Gedanken dieser Art waren es, die mich bei der Lektüre der Ethik des Judentums von Prof. Dr. Lazarus bewegten; denn nichts Geringeres als die Idealität des Judentums, wie sie sich in mehrtausendjähriger Geschichte herausgebildet hat, führt uns dieses groß angelegte Werk vor Augen. Und zwar will die Tendenz des Buches durchaus nicht eine apologetische sein. Lazarus verwahrt sich in dem Vorwort auf das Entschiedenste dagegen. Auch alle Polemik soll der Darstellung fern bleiben. Er zitiert das schöne Bibelwort: „Baueſt Du einen Altar, so darfst Du kein Schwert (Eisen) darüber schwingen; hast Du Dein Schwert geschwungen, so ist er entweiht." (Exodus 20, 22). Die rein objektive Darstellung soll für sich allein sprechen und wirken. Was man auch immer darüber für ein Urteil fällen mag, wie weit es dem Verfasser gelungen ist, diesen seinen Vorsätzen bei der Ausführung treu zu bleiben, — das Zeugnis kann ihm niemand versagen, daß er die Idealität des Judentums erfaßt und in einer wunderbar schlichten und doch packenden Sprache zum Ausdruck gebracht hat. Wie nichtig und klein erscheint dagegen die Lebensanschauung des Großstadt-Judentums der Gegenwart, das durch eine flache Aufklärung und eine wissenschaftliche Halbbildung seine große religöse Vergangenheit in sich abgetötet hat; wie unhistorisch erscheint die zionistische Bewegung, die mit mystischen, anthropologischen Begriffen und einem nationalistischem Chauvinismus als mit zusammenhaltenden Kräften eines zukünftigen, jüdischen Staates operiert, und ganz vergessen hat, daß es nur die Religion ist, welche im höheren, weltgeschichtlichen Sinne der israelitischen Sonderexistenz die geistige Berechtigung giebt.

Der Satz Nietzsches, daß der Spruch der Vergangenheit immer ein Orakelspruch sei, findet auf das Judentum keine Anwendung, denn die Geschichte des Judentums ist beherrscht von einem eindeutigen, geistesmächtigen Zug, dem religiösen. Diese merkwürdige Thatsache, daß ein kleines Volk trotz der furchtbarsten äußeren Schicksale seine ihm eigentümliche, sitt-

[1] Die Ethik des Judentums, dargestellt von Prof. Dr. M. Lazarus. In Commission bei J. Kauffmann in Frankfurt am Main, 1898, 469 S.

lich-religiöse Lebensbewegung und Lebensanschauung behauptet, und daß diese sittlich religiöse Gedankenwelt das einigende und zusammenhaltende Band bildet zwischen den über alle Länder zerstreuten Volksgenossen, schaut auf bedeutsame Folgen hinaus. Hier liegt ein weltgeschichtlicher Thatbeweis der so verachteten „Ideologie" vor. Wir haben in der Geschichte des Judentums ein einzigartiges Beispiel von geistiger Kontinuität, welches alle rein ökonomische Geschichtsauffassung zu Schanden macht. Die geistige Kontinuität besteht ja darin, daß der Typus und die Art des geistigen Lebens nicht vom wirtschaftlichen, sozialen oder politischen Milieu bestimmt wird, sondern umgekehrt die äußeren Verhältnisse gemeistert werden von der einheitlich wirkenden Geisteskraft der Vergangenheit.

Diese undurchbrochene, geistige Kontinuität macht es auch allein nur verständlich, daß man von einer Ethik des Judentums als von einer einheitlichen, in sich geschlossenen Lehre sprechen kann, daß es überhaupt möglich ist, einen gemeinsamen Typus ethischen Lebens aus den zerstreuten Äußerungen der verschiedensten Zeiten und Länder aufzuzeigen. Eine zusammenhängende, philosophische Bearbeitung der ethischen Probleme vom Standpunkt des Judentums aus giebt es nicht in der jüdischen Litteratur. Um so verdienstvoller ist es, daß ein so bedeutender Gelehrter wie Lazarus, der auf der wissenschaftlichen Höhe der Gegenwart steht, sich dieser schweren Aufgabe unterzogen hat. — Das Werk zerfällt in zwei Bände, von denen der erste Band kürzlich erschienen ist. Die Fülle des Inhalts, die Feinheiten und Feinsinnigkeiten einzelner Partien, die Weite des Blickes verbunden mit der Tiefe der Auffassung lassen sich in einem kurzen Artikel weder wiedergeben noch würdigen. Bis zum Erscheinen des zweiten Bandes muß auch eine etwaige Kritik zurückgestellt werden. Diese würde sich vor allem damit zu beschäftigen haben, ob die jüdische Ethik nicht doch ihre Schranken hat, und wo diese Schranken liegen, eine Untersuchung allerdings, die in die letzten Prinzipienfragen der Ethik, Metaphysik und Religionsphilosophie hinabführen würde. An dieser Stelle beschränke ich mich daher auf eine knappe Darlegung der Hauptzüge des ethischen Lebenstypus des Judentums, wie er mir aus dem Werke des Prof. Lazarus hervorzugehen scheint.

Die Quellen der jüdischen Ethik liegen vor allem in der Bibel, in den rabbinischen Schriften, dem Talmud, den talmudischen und späteren Midraschim; daran schließen sich die religiösen und philosophischen Werke, welche die ethische Gedankenschöpfung der früheren Zeiten erläutern und fortsetzen. Die jüdische Sittenlehre ist ursprünglich eine theologische. „Die gesamte jüdische Weltanschauung kann nicht gedacht werden ohne Gott, sowenig wie unsere physische Weltordnung gedacht werden kann ohne Sonne." Den Vorwurf, daß eine solche Ethik heteronom sei, weist Lazarus entschieden zurück: „Nicht über und nicht neben dem göttlichen Wesen ist das Moralprinzip; es ist in sich selbst, aber eben deshalb ist es zugleich in Gott .... Nicht weil das Prinzip in Gott ist, deshalb ist es Moralprinzip, sondern weil es das Moralprinzip auch an sich und ganz absolut ist, deshalb ist es auch in Gott."

So hat das ethische Leben eine Grundbeziehung zu Gott, diese ist immer die gleiche geblieben; denn weder hat eine neue, schöpferische Vertiefung der Grundbeziehung des ethischen Lebens zum Absoluten innerhalb

des Judentums stattgefunden, noch ist der ethische Subjektivismus jemals zur Theorie erhoben worden. Es ist daher als ein interessantes Faktum zu konstatieren, daß die Geistesentwicklung des Judentums nicht wie die anderer Völker in Gegensätzen verlaufen ist.

Während sonst die religiöse Ethik leicht einen transcendenten, weltflüchtigen Charakter annimmt, indem die Forderungen und Aufgaben der Zeit vor den Forderungen der Ewigkeit verblassen und zurücktreten, gesellt sich der jüdischen Ethik ein kräftiger Zug zur Immanenz bei, zum gestaltungsfreudigen Eingreifen in diese Welt. Dieser Diesseitigkeitszug ist so stark, daß nicht einmal die Unsterblichkeitsidee einen irgendwie nennenswerten Einfluß auf die ethische Theorie gewonnen hat.

Dies Eigentümliche der jüdischen Ethik — das Gleichgewicht zwischen Transcendenz und Immanenz — erhält seine konkrete Gestaltung durch die geschichtlichen Ereignisse. Nachdem Staat und Tempel aufgehört hatten zu existieren, und daher dem sozialen und individuellen Leben die äußeren Stützpunkte und die zusammenhaltenden Formen genommen waren, mußte sich eine neue Idealität des Lebens entwickeln. Die idealen Faktoren mußten kräftig genug gemacht werden, um die Loslösung von der selbständigen, nationalen und sozialen Organisation vertragen zu können. Drei Dinge stellten daher die Männer, welche zu dieser Zeit die geistige Führung des Volkes übernahmen, in den Vordergrund. Erstens Hebung des Geisteslebens überhaupt. Die Wissenschaft erhielt „als das ideale Gut der Gesamtheit" eine zentrale Stellung und Bedeutung. „Das Zweite ist dann der Nachdruck, welcher jetzt mehr als je zuvor auf das Wohlwollen und die Wohlthätigkeit, auf die Liebe der Menschen zu einander gelegt wird. Die ordnungslosen Zustände, die durch den Verlust der politischen Verfassung und die Unterdrückung der römischen Machthaber herbeigeführt sind, erheischen zu einem gedeihlichen Zusammenleben viel mehr Wohlwollen, Hingabe, Nachsicht, Liebe als innerhalb des eigenen Staates notwendig gewesen." „Das Dritte, welches in dieser Zeit der Stellung des Judentums auf neue Grundlagen angestrebt wird, ist der Ausbau und die Feststellung des Gesetzes überhaupt und der religiösen und der Cermonialgesetze im besonderen." „Zu dem einfachen Fortschritt und der naturgemäßen Fortentwicklung war die historische Notwendigkeit getreten, den überwuchernden Streit der Schulen und Parteien zu schlichten und eine harmonisch in sich geeinigte und befestigte Autorität für alle zur Anerkennung zu bringen."

Ich sprach vorher von der Grundbeziehung des ethischen Lebens zu Gott. Durch das Gesetz ist diese Grundbeziehung geregelt und geordnet, durch das Gesetz ist einem mystischen Individualismus vorgebeugt und die sittlich-religiöse Lebensbewegung des Einzelnen in einen für alle gültigen sittlich sozialen Zusammenhang hineingeleitet.

„Indem der Rabbinismus, alle Überlieferungen sammelnd, ordnend und auch befestigend, das Leben des Einzelnen und der Gesamtheit mit religionsgesetzlichen Handlungen umgiebt, indem so alle Zeiten des Tages und des Jahres, die Ereignisse der Natur und die Schicksale und Erlebnisse der Menschen gesetzlich umspannt, indem alles und jedes in der Bethätigung und dem Genuß des Daseins durch einen Segensspruch, eine symbolische Handlung oder eines Brauches Übung geweiht wird, gestaltet sich alles Thun, Wollen und Wirken zu einer gleichartigen und zusammengefaßten

Einheit; die ſtetige Beziehung auf Gott und göttliches Gebot iſt das deutlichſte Symbol der in ſich einigen und ſelbſttreuen ſittlichen Perſönlichkeit, und als ſolches wird es auch von den Rabbinen betrachtet, gelehrt und — erlebt."

Durch das Geſetz wird die immer reicher werdende und auseinanderſtrebende Fülle des Lebens gebändigt und der Einheitlichkeit der Idee untergeordnet. Auf dieſe Weiſe können ſelbſt die revolutionärſten, äußeren Ereigniſſe keinen Bruch mit der Vergangenheit herbeiführen. Vor dem Objektiven der zeitdurchwandelnden Idee muß alles verſchwinden, was an Subjektivität im Lebenswerke großer Perſönlichkeiten dem Geſamtgeiſte zugeſchafft wird. Die letzten Prinzipien des ethiſchen Lebens ſind über die Subjektivität der Perſönlichkeit hinausgehoben; der Einzelne kann ſie wohl negieren, aber er kann ſie nicht umgeſtalten. Mit ehernen Klammern ſchließt das Geſetz Vergangenheit und Gegenwart zuſammen.

Dieſer Einheitlichkeit in der Fortbildung des Geſamtgeiſtes iſt die ſogenannte allegoriſche Schrifterklärung ſehr dienlich geweſen. Vorausſetzung der allegoriſchen Schrifterklärung iſt die unbedingte und abſolute Heiligkeit und Unverletzlichkeit jedes Buchſtabens der Thora. Nach einer Methode, die 22 Regeln in ſich befaßt, findet eine freie, faſt ſchrankenloſe Anwendung des bibliſchen Wortes ſtatt, um eigene fortbildende ſittliche Ideen aus demſelben heraus oder in dasſelbe hineinzudeuten. „Durch dieſe unausgeſetzte und grenzenloſe Verwendung des bibliſchen Wortes wird eine geiſtige Thatſache ganz eigener, wunderbarer Art erzeugt, infolge dieſer Verflechtung älterer Worte und Gedanken mit jeder eigenen geiſtigen Arbeit wird eine erſtaunliche geiſtige Einheit im Gehalt des nationalen Geiſtes, eine einheitliche Ausbildung und Fortbewegung überlieferter Ideen, eine gegenſeitige Durchdringung ſittlicher Lehren, Geſinnungen und Willensrichtungen herbeigeführt."

Vermittelſt der 613 Geſetze, die das Judentum kennt — 365 Verbote und 248 Gebote — ſoll das höchſte Ziel der jüdiſchen Sittlichkeit, die Heiligung des Lebens, verwirklicht werden. Der Begriff der Heiligung des Lebens iſt ein Centralbegriff der jüdiſchen Ethik. Er beſagt nichts anderes als die vollkommene Verſittlichung der menſchlichen Geſellſchaft; und zwar iſt dieſe Verſittlichung Zweck an ſich ſelbſt; das Judentum faßt das Sittliche als ſchlechthin unbedingt.

Für dieſe Heiligung des Lebens iſt es nun charakteriſtiſch, daß ſie als eine unendliche Aufgabe nur erfaßt und gelöſt werden kann durch die Geſamtheit. „Der eigentliche Träger der ſittlichen Idee, der Berufene des Geſetzes iſt nicht der Einzelne ſondern die Geſamtheit; die Verpflichtung aber trifft jeden Einzelnen, weil er eben Glied der Geſamtheit iſt und ſein ſoll." So wird die Geſamtheit als Begründerin eines neuen, gegen die Natur ſich abhebenden Reiches der Sittlichkeit idealiſiert, ſie wird mehr als ein bloßes Nebeneinander von Perſonen, die etwa dieſelben Intereſſen verfolgen und aufeinander angewieſen ſind. Die innere Zuſammengehörigkeit im Dienſte einer Idee tritt an die Stelle des urſprünglich zufälligen, durch Schickſal und Natur geſetzten Zuſammenhanges. Die Gemeinſchaft wird zur Willensthat, zu einem mit Bewußtſein und Freiheit gewollten Zweck, zu einer Vereinigung der Seelen. Dieſe hohen, ſozialethiſchen Forderungen humaniſieren nicht nur alle Beziehungen innerhalb der eigenen Volksgemeinſchaft, ſondern ſie

sprengen auch durch ihre stete Rückbeziehung auf Gott eine sich leicht bildende Starrheit und Exklusivität gegenüber anderen Gemeinschaften. Der Universalismus und der absolute Wert der sozialethischen Aufgabe hat die jüdische Ethik mit Notwendigkeit dahingeführt, die ganze Menschheit als thätiges Subjekt beim Aufbau der sittlichen Weltordnung anzuerkennen.

Nachwort D. Nippolds:

Der vorstehende Aufsatz eines jüngeren jüdischen Philosophen, der längere Zeit an der Spitze der philosophischen Gesellschaft in Jena gestanden hat, und von dem wir bald eigene bedeutsame Leistungen erwarten dürfen, behandelt das neueste Werk eines Gelehrten, welcher sowohl durch eine ganze Reihe hervorragender Schriften, wie durch die mit Steinthal gemeinsam herausgegebene Zeitschrift lange Zeit auf die gesamte Geisteswissenschaft bahnbrechend eingewirkt hat. Aus seiner heute noch unvergessenen und zumal im Pfarrerkreise hochgeschätzten Berner Wirksamkeit giebt dort noch der Lazaruspreis fortwirkende Anregung. Der Kreis seiner Berliner Schüler ist naturgemäß ein noch um vieles größerer. Auch die Pädagogik erfreut sich einer Fülle fruchtbringender Gedanken des unermüdlich schaffenden Forschers. Nun wendet er sich im Alter zu den ältesten Jugendidealen zurück und sucht diejenige Seite aufzufinden, welche dem so viele Jahrhunderte unter die Füße getretenen Judentum eine Bedeutung gegeben hat, die ebenso unabhängig ist von der sozialen Machtstellung der Börsenkönige und der Güterschlächter, wie von den Angriffen der unter sich so mannigfach verschiedenen und nur im gemeinsamen Haß verbundenen Gruppen des Antisemitismus.

Die von Dr. Goldstein besprochene Lazarus'sche Ethik des Judentums mag im einzelnen manchen Widerspruch wecken. Aber sie ist zweifelsohne ein bahnbrechender Versuch, das Problem zu lösen, weshalb das Judentum allen den verschiedenen Ausprägungen des christlichen Kirchentums gegenüber seine sittlich-religöse Position behauptet hat, weshalb die jüdische Familiensitte noch heute ähnlich vorbildliche Züge aufweist wie in den Tagen des alten Bundes, weshalb die von keiner staatlichen Unterstützung abhängige jüdische Theologie durch ihre ernste Arbeit sich eine allerseits hochgeachtete Stellung erworben hat.

Für eine Zeitschrift, welche die Schulen des Brahmo Somadsch so gut wie die Modernisierung von Buddhismus und Islam stetig im Auge zu behalten hat, dürfte das eben umschriebene Probleme womöglich eine noch aktuellere Bedeutung beanspruchen. Aber wir werden dabei auch heute noch schwerlich hinauskommen über jene großartige Geschichtsphilosophie, welcher die wunderbaren Kapitel 9—11 des Römerbriefs einen Ausdruck gegeben haben, der ihnen eine viel höhere Bedeutung giebt, als diejenigen ahnen, welche nur die an Judenchristen oder nur die an Heidenchristen gerichteten Ausführungen auf die Frage des ersten Leserkreises hin ansehen, aber auch ebenso hoch hinaushebt über den dogmatistischen Dunstkreis, in welchem die rechte Formel für die Prädestination ausgebrütet werden sollte. Da hat doch Rothe, dessen erste Jugendschrift der tiefsinnigen Antinomie des

5. Kapitels über Adam und Christus gewidmet war, auch hier den Apostel besser verstanden, als er das scharfe Wort prägte, daß der Herr Christus Judentum und Islam in die Geschichte hineingestellt habe als Zeugnisse wider das in seiner Verkirchlichung um sein Selbstverständnis gekommene Christentum. Schärfer noch sind seine Urteile über die mancherlei Einseitigkeiten und Fehlgriffe der jüdischen Mission. Aber um so mehr erfreute auch er sich jener Morgenröte, welche den greisen Delitzsch mit neuem Jugendmut erfüllte, wenn auch ihre Strahlen in der russischen Steppe noch keine reife Frucht zu zeitigen vermochten.

Doch für ein kurzes Nachwort zu einer nicht viel längeren Rezension ist hier schon fast zu viel Raum in Anspruch genommen.[1]) Und der Zweck desselben ist erfüllt, wenn der Goldsteinsche Aufsatz dazu führt, daß die in Lazarus' Werke niedergelegten Gedanken für Konfessionsvergleichung und Religionsphilosophie allseitig verwertet worden.[2])

Koloniales.

III. Die deutschen Schutzgebiete im Jahre 1898.

Nach Mitteilungen der Deutschen Kolonialzeitung von **Lic. D. Gloatz,**

Pfarrer in Dabrun bei Wittenberg.

2. Kamerun.

D. Grundemann bittet auch in der Kolonialzeitung (S. 138 f.) für die Baseler Kamerunmission. Während die frühere englische Baptistenmission sich auf die Küstenorte beschränkte, haben die Deutschen die Keime des Christentums und deutscher Gesittung nach verschiedenen Richtungen bis tief ins Hinterland getragen. Das Werk ist in den letzten Jahren in über-

---

[1]) Während des Schreibens drängte sich mir allerdings lebhaft die Erinnerung an alte Jerusalemer Eindrücke auf, und da gerade der erste Band der „Kleinen Schriften zur inneren Geschichte des Katholizismus" die Schilderung des katholischen Jerusalem am Osterfest 1862 in sich aufgenommen hat, darf hier wohl an den folgenden Reisebrief (in Gelzers Prot. Monatsbl. 1862) über „das jüdische Jerusalem" erinnert werden. Es hat sich manche für den Verfasser in hohem Grade anziehende Einzelarbeit daran angeschlossen: von den statistischen Untersuchungen über den Konfessionswechsel im 19. Jahrhundert und die mancherlei — auch mancherlei jüdischen — „Wege nach Rom", und von der Kontroverse mit Philippson bei Anlaß von Strauß' altem und neuem Glauben bis zu dem § 30 der „Einleitung in die Kirchengeschichte des 19. Jahrhunderts", welcher die Neugestaltung der jüdischen Theologie in Parallele zu derjenigen der evangelischen und der katholischen Theologie als Ferment der Aufklärungszeit zeichnete, und dem § 35 in der „Geschichte der prot. Theol. seit dem Befreiungskriege", welcher das Verhältnis von Missionswissenschaft und Religionsphilosophie zumal in Pfleiderers Fußtapfen verfolgte.

[2]) Zur Ergänzung der Ausführungen Dr. Goldstein's fügen wir noch einen Passus aus der Besprechung des Lazarus'schen Werkes von Prof. D. Schürer in der Theolog.

raſchender Steigerung gewachſen: Von 10 Miſſionaren 1892 zu 20 Miſſionaren 1897, von 27 eingeborenen Gehilfen zu 98, von 4 Stationen zu 6, von 36 Außenſtationen zu 91, von 416 eingeborenen Chriſten zu 1473 (wozu 620 Taufbewerber), die Koſten von 91,000 M. zu 153,000, das Defizit der Geſellſchaft bis auf 300,000 M.; die Beſoldung der Miſſionare iſt gering, durchſchn. 1350 M. Hauptmann Hutter erkennt (S. 170) das ziviliſatoriſche Wirken der Baſeler Miſſion an, die das labora nicht vernachläſſige über dem ora, bei dem als dem bequemeren Teil des Chriſtentums der träge Neger gern ſtehen bleibe. Der Bedarf an Arbeitern für große Betriebe iſt ſchwer zu decken; man würde Kru und Wei, 2 Stämme tüchtiger Arbeiter, aus Liberia nach Kamerun kommen laſſen, wenn ſie nicht nur in beſchränkter Zahl und auf 1 Jahr zu haben wären (S. 162). Eine Karte über den Plantagenbau in Kamerun (S. 261) zeigt, wie ausgedehnt weit derſelbe ſchon iſt. Über den Kakaobau unterrichtet Nr. 20. Die Geſammtausfuhr von Kakao betrug nach dem Jahresbericht 1896/7 169 683 Kg. im Wert von 162 160 M. An der Südgrenze fanden Kämpfe gegen die Mfan ſtatt. Nachdem die das Hinterland bewohnenden Mfanſtämme Karawanen ausgeplündert, wagten ſie ſelbſt einen Angriff auf Sinderling's Kakaoplantage. Durch Eilboten benachrichtigt traf ſchon nach 4 Tagen (23. Juni) der Kommandeur der Schutztruppe, Hauptmann v. Kamptz, mit 130 Mann auf dem Regierungsdampfer „Nachtigal" ein. Er ging, unterſtützt von Lieut. v. Gliszczinski, ſo ſchneidig vor, daß den Gegnern keine Zeit zum Überlegen und Sammeln blieb. Der Feldzug dauerte 2 bis 3 Wochen; der Feind verlor an 30 Tote; von der Truppe wurden nur einige leicht verwundet. Ihr gebührt das höchſte Lob für ihre Gewandtheit im Buſchkrieg und Disciplin. Ruhe und Sicherheit werden im Südteil unſrer Kolonie für einige Zeit hergeſtellt ſein (S. 317). Den Mfan oder Pange verwandt ſind die noch ſehr wilden Buli-Stämme im ſüdlichen Hinterland, die mit ihnen die weniger kriegstüchtigen Batanga- und Mabealeute der Küſte ſo bedrängten, daß dieſe ſchon nach Norden auszuwandern dachten und zu ihrem Schutz S. M. S. „Habicht" nach Batanga und Kribi kam. Einige Buli-Stämme hatten ſich auch mit den Bane verbunden, die wiederholt Feindſeligkeiten gegen Nachbargebiete unternommen, Karawanen geplündert, Faktoreien beraubt und zerſtört hatten; der Stationschef von Lolodorf, Freiherr von Stein, hatte ſchon 1897 ihre Unterwerfung verſucht und nach Verſtärkung ſeiner zu ſchwachen Mannſchaft durch die Schutztruppe von Kamerun mehrere ſiegreiche Gefechte geliefert, worauf bis zum Mai die gänzliche Unterwerfung der Bane und Buli erfolgt iſt (S. 199). Eine Tierfabel der nördlich von Lolodorf wohnenden Bakoko,

---

Litt.-Ztg. 1898, S. 312 f. bei, der auf die Vorausſetzung des Prof. Dr. Lazarus, daß „in der ethiſchen Schöpfungsthätigkeit des jüdiſchen Geiſtes" eine Kontinuität herrſche, folgende Antwort giebt: „Dieſe Frage wäre vielleicht zu bejahen, wenn man unter Judentum das geſetzliche Judentum verſteht, welches durch das prieſterliche Geſetz des Alten Teſtaments begründet worden iſt und im Talmud ſeine klaſſiſche Ausprägung gefunden hat. In dieſem läßt ſich in der That durch die Jahrhunderte hindurch eine gewiſſe innere Einheit nachweiſen. Faßt man aber, wie vom Verfaſſer geſchieht, den Begriff des Judentums weiter, ſo daß darin auch die prophetiſche Religion des Alten Teſtaments und ihre Nachwirkung in allen ſpäteren Zeiten inbegriffen iſt, dann wird man von einem einheitlichen Geiſt des Judentums, welcher eine einheitliche Sittenlehre erzeugt hätte, nicht mehr ſprechen können; denn die Grundgedanken des Prophetismus und Nomismus ſchließen ſich teilweiſe aus." Anmkg. d. Red.

aufgezeichnet vom Baseler Missionar E. Schuler (unter den Yabakalaki-bakoko am Unterlauf des Sannaga) bringt Seidel in Nr. 5: „Die Schildkröte“ auch in der angolanischen Volkslitteratur Repräsentantin der Macht überwindenden List, behauptet gegen Flußpferd und Elefant, nicht aus dem Wasser gezogen werden zu können, und behält Recht, indem sie das Flußpferd im Wasser an dem einen Ende des Taus, den Elefanten auf dem Lande am andern Ende ziehn läßt, ohne daß der eine Koloß es von dem andern weiß. Es sei übrigens hierbei erwähnt, daß den Vätern vom Heil. Geist in Gabun (Fernan Vaz) es gelungen ist, den afrikanischen Elefanten nach Art des indischen zu zähmen und zu Diensten abzurichten (S. 458). Ein Palaver der Bakoko (mit Übersetzung ihrer oft von Tieren entlehnten Namen) schildert Missionar Müller: Der Bezirkshauptmann von Edea hatte gewünscht, daß einige Dörfer der Landschaft Mua-nkoe ihre elenden Wohnsitze im Busch verließen und sich am schönen Sannaga (Lom) niederließen. Demgemäß war der Oberhäuptling beauftragt, seine Leute zu fragen, ob sie das thun wollten oder nicht. Durch Trommelsignalsprache wurden alle Männer ins Palaverhaus bestellt. Der Häuptling thront bei der Beratung auf einem Fußschemel, der aus einem Stück Holz nicht ohne Kunst in tagelanger Arbeit mit einem Buschmesser ausgearbeitet worden; die andern setzen sich auf eben solchen, doch niedrigeren Schemeln um ihn herum oder kauern auf einem Stück Holz oder gar der Hälfte einer Kokosnußschale oder breiten eine Matte auf die Erde, um sich der Länge nach darauf auszustrecken. Der Häuptling Ebongolo (d. h. das halbfertige Kanu) eröffnete die Sitzung gegen Mittag, nachdem ihm Ellen (d. h. Geko, eine Eidechsenart), eine seiner Frauen, die Pfeife gestopft, und schloß sie, nachdem resultatlos hin und her gesprochen worden, endlich ab, indem er sich erhob zur Abendessenszeit. Die einzelnen Redner sprechen dem Charakter ihrer Namen gemäß, die ihnen aber auch nach charakteristischen Eigentümlichkeiten gegeben sind. So heißt einer „das Faß“; er steht auf mit Mühe unter Gelächter, will aber nicht zugeben, daß der viele Mimbo (Palmwein) ihm den dicken Bauch gemacht, sondern erklärt, den habe ihm Gott gegeben, der ihn eben mehr liebe als andre Menschen. Ein andrer heißt „das Gewehr Gottes“ d. h. der Blitz (S. 423). Am Sannaga bestand auch seit einem Dezennium ein heidnischer Geheimbund Epanga; die Mitglieder waren früher bei Todesstrafe zum tiefsten Schweigen verpflichtet. Er bezweckte, der christlichen Mission auf jede Weise entgegenzuarbeiten, auch den Einfluß europäischer Kultur zu hemmen. Damit die Mitglieder einen greifbaren Vorteil hätten, wurde an Vereins- und Spielabenden Diebstahl und Raub, besonders von Ziegen und Hühnern, angeordnet und zur Ausführung ein eigener Ausschuß eingesetzt. Um dem Bund ein noch mehr gefürchtetes Ansehen zu geben, wurde verkündet, daß jede weibliche Person, jeder Uneingeweihte überhaupt, der dem Spuk zusehe, getötet werden solle, und von Zeit zu Zeit eine Frau oder sonst jemand ermordet, der Schädel im Tanz herumgetragen. Schließlich sagten die Epangabrüder der Mission gegenüber in Pungo Sungo eine große Versammlung an, in der das weiter flußaufwärtsliegende Dorf Ndokombwan in die Geheimnisse eingeweiht werden sollte, und damit dazu ein Menschenopfer nicht fehle, erhandelte man die ältere Frau eines Sklaven und gab ihm dafür eine jüngere, schleppte jene in ein Boot, ertränkte sie auf der Fahrt, schnitt ihr auf einer Sandbank den Kopf ab und warf die

Leiche wieder ins Wasser in der sicheren Erwartung, daß diese von einem Krokodil gefressen oder den Fluß abwärts ins Meer getrieben werden würde. Sie blieb aber an einer Sandbank im Gestrüpp hängen und wurde von Christen gefunden, die Anzeige machten. Der Bezirkshauptmann in Edea verhaftete den Häuptling Nyango und andere Verdächtige. Nun entstand Schrecken in allen Dörfern, wo der Bund verbreitet war. Die Mitglieder desselben brachten die bisher geheimgehaltenen Geräte zur Mission, zeigten, wie das donnerähnliche Geräusch (dufio), das als Wirkung einer übernatürlichen Ursache galt, hervorgebracht wurde, lieferten ihre Trommeln, Schellen u. s. w. aus, versprachen nie wieder Götzendienst zu treiben, alle ihre Fetischgegenstände zu vernichten, die sonntäglichen Gottesdienste zu besuchen und ihre Kinder mehr als bisher zur Schule zu schicken, worauf freilich noch nicht viel zu geben war, da sie, um ihre Gefangenen vor Strafe zu retten, nach mehreren Verhören logen, die Frau sei gar nicht tot, und versprachen, sie dem Richter vorzuführen (S. 414 f). Die Balinga am Sannaga sind sogar als Menschenfresser entlarvt. Im Juni wurden mehrere Haussa und Leute Ngutte's, die im Mai in Yaunde große Posten Elfenbein an die Faktoreien verkauft, von dem Balinga gefangen, ihrer Habe beraubt, geschlachtet und verzehrt bei einem großen Volksfest auf Veranlassung des Hauptlings Balinga und seines Bruders Edanga, wie Balinga nach seiner Verhaftung eingestand. „Dieser Fall von Kannibalismus ist um so auffälliger, weil Balinga wie seine Angehörigen Englisch spricht und durch den langen Verkehr mit der ehemaligen Station recht kultiviert worden ist", schreibt Premierlieutnant Dominik (S. 390).

(Fortsetzung folgt.)

Chinesisches.

V. Die Überschwemmungen des Hoangho und die Mission.

Am 8. August v. J. durchbrach der Hoangho oder Gelbe Fluß an 6 Stellen unweit Tschinanfu im Innern der Provinz Shantung seine Dämme und hat 2500 englische Quadratmeilen Landes unmittelbar vor der Ernte unter Wasser gesetzt und mindestens eine Million Menschen ihrer Habe und ihres Gutes beraubt und vielen Tausenden den Hungerstod gebracht. Auf Beschluß der Konferenz der protestantischen Missionare in Weihsien vom 16.—26. Oktober v. J. haben D. Faber und Missionar Forsyth das überschwemmte Gebiet aufgesucht, um einen Einblick in die Lage der Dinge zu bekommen. Die Not, die sie dort sehen mußten, spottete jeder Beschreibung. Am 2. Tage ihrer Fahrt über einst bebautes Land und überall an zerstörten Dörfern vorbei gelangten sie an die Ufer des Hsiaotsching, eines kleinen Flusses, der 160 englische Meilen von Tschinanfu ins Meer fließt. „Hier fanden wir das Volk zu Tausenden in zum Teil aus den Ruinen ihrer Häuser eilig errichteten Hütten lebend. Hier waren sie zu beiden Seiten des Dammes von Wasser umgeben. . . . Unser Führer brachte uns zu der Hütte, wo seine alten Eltern und andere Verwandte

zusammengepfercht wohnten. Sie bestand aus einer Höhle in der Erde mit einer Matte bedeckt, offen auf der einen Seite, und hatte zwei Bettdecken, die auf der feuchten Erde lagen und die einzigen Schlafplätze bildeten. Außerdem waren einige transportable Möbelstücke in dem engen Raum aufgehäuft. Dies war alles, was von einem respektablen Haushalt übrig geblieben war, dem Heime eines jungen Mannes, der Student der höheren Schule der englischen Baptisten gewesen war. Er diente jetzt als Kuli auf unserem Boot. Seine Mutter und andere Verwandte waren an den Bettelstab gebracht und aßen, als wir sie sahen, eine Mischung von Häcksel und Weidenblättern. Dies ist nur eine Familie von Tausenden." Als sie auf die Westseite des Hoangho kamen, sahen sie, soweit das Auge reichte, nach allen Richtungen die Leute zu Zehntausenden in Schlamm- und Flechten-Hütten zusammengedrängt. „Wir segelten an dem Damm einige Meilen weiter, aber konnten kein Ende dieser unendlich vielen aufgehäuften Hütten finden." So waren D. Faber und Missionar Forsyth vier Tage und Nächte auf dem Wasser. Am schlimmsten ist es aber, daß die Ueberschwemmung vor der Ernte eintrat, und darum keine Saatfrucht für dieses Jahr vorhanden ist. Nach amtlichen Berichten sind von den 11 Präfekturen in Nord-Shantung 7 mehr oder weniger in Mitleidenschaft gezogen. 9 Kreise sind sehr ernst, 22 weniger ernst, 3 verhältnismäßig leicht betroffen. Missionar Wight schrieb am 15. November: „Keine Saat für den Frühling, keine Nahrung für den Winter, nichts bleibt übrig als zu sterben, wenn keine Hilfe gebracht wird."

Auf Grund dieser Berichte hat dann die Konferenz der protestantischen Missionen einen Aufruf zur Linderung der Not erlassen, infolge dessen 24 219 Dollars = ca. 50 000 Mark bis Ende März d. J. eingegangen waren. Da auch von seiten der chinesischen Regierung alles geschehen ist, um der Not nach Möglichkeit zu steuern, und die Sammlungen der Missionare verhältnismäßig gering ausgefallen sind, so hat man auf Ersuchen des Gouverneurs der Provinz bis Ende Mai gewartet, ehe man Unterstützungen austeilte, weil dann die Mittel der Regierung erschöpft sein und die Not am größten werden wird. Es sind in den einzelnen Orten Listen von den am schwersten Betroffenen aufgestellt worden, und es sollen immer zur Hälfte Christen und Heiden Gaben empfangen. Wie groß das Elend ist, zeigt eine Demonstration von 100 000 dieser Unglücklichen, die im März plötzlich vor Tsingkiangpu erschienen und Nahrung verlangten. Um sie loszuwerden, versprach man ihnen Reis und Geld, und da ist es vorgekommen, daß die chinesischen Unterbeamten das Geld teilweise behielten und viele dieser Unglücklichen betrogen! Viele sind in Tsingkiangpu geblieben und sind durch Pocken, Hungerfieber und den in jener Gegend nur allzu bekannten Schrecken, den Hungertod, dezimiert worden. (North China Herald, Dez. 98).

H. Lehmpfuhl.

Missionsrundschau.

China.

Von Prediger H. Lehmpfuhl in Berlin.

VI. Die ärztliche Mission in China.[1])

Kein Zweig der Mission hat in den letzten beiden Jahrzehnten solche Beachtung und Pflege gefunden als die sog. ärztliche Mission, der Versuch, durch die Kunst des Arztes den Heiden nahe zu treten, ihr Vertrauen zu erwecken und sie durch den Erweis christlicher Liebe für die Wahrheit des Christentums empfänglich zu machen. Die chinesische Mission aber kann sich rühmen, zuerst in planmäßiger Weise sich dieses wichtigen Hilfsmittels bedient zu haben. Man nennt gewöhnlich Dr. Parker, der 1834 nach Kanton kam, den ersten chinesischen Missionsarzt. Er ist es jedenfalls gewesen, der die ersten nachhaltigen Wirkungen ausgeübt und vor allem auch durch seine Berichte den Anstoß zur Gründung der ersten ärztlichen Missionsgesellschaft in Edingburgh 1841 gegeben hat, die auch heute noch als Livingstone Institute besteht und ihre Ärzte in alle Weltteile gesandt hat. In dem Hause eines Großkaufmanns war das Hospital Dr. Parkers bis 1856, wo es zerstört wurde. Heute umfaßt es in Kanton nicht weniger als 8 Gebäude. Aber schon 1805 hatte vor Dr. Parker ein Arzt der ostindischen Kompanie Dr. Pearson und nach ihm Dr. Colledge 1827 sich mit Erfolg der Chinesen in Makao angenommen. Ja, gerade Dr. Colledge war es, der immer wieder und wieder zur Sendung von Missionsärzten aufforderte und dem auch die Gründung der ersten ärztlichen Missionsgesellschaft in China 1838 zu verdanken ist. Er war 40 Jahre ihr Präsident und kann mit recht als der „Urheber der medizinischen Mission" überhaupt bezeichnet werden. Nur beiläufig sei bemerkt, daß auch schon Dr. Livingstone, ein Freund Morrisons, und unser deutscher Landsmann Gützlaff mit Erfolg die ärztliche Kunst im Dienste der Mission ausgeübt haben.

Dr. Parker gehörte dem Amerikanischen Board an, der auch in den anderen asiatischen Ländern von Anfang an eine sehr energische ärztliche Mission betrieben hat. Bis 1897 hatte er nicht weniger als 17 Hospitäler und Dispensaries[2]) gebaut, an denen 13 Missionsärzte und 4 Ärztinnen thätig waren[3]). Über 100000 Konsultationen fanden hier in diesem Jahre statt. Bald nach dem Amerikanischen Board setzte die Londoner Gesellschaft mit einer ärztlichen Mission ein, die 1838 Dr. Lockhardt aussandte, der mit dem tüchtigen Missionar Medhurst das heute noch blühende Hospital in Shanghai 1843 baute. Im Dienste derselben Gesellschaft mietete 1847 Dr. Hobson in Kanton ein Gebäude für Hospitalzwecke. Seiner Arbeit machte aber der Krieg 1856 ein Ende. Dr. Hobson hat eine ganze Anzahl medizinischer Werke in chinesischer Sprache veröffentlicht und sich auch dadurch um die Einbürgerung

---

[1]) Litteratur: Dr. Williams, The Middle Kingdom. II, S. 333—340. J. Lowe, Medical Missions, their Place and Power, Edinburgh und London. 5. Auflage 1895. Records of the Missionary Conferences in Shanghai 1877 und 1890. O. Schultze, Die ärzliche Mission in China. Bas. Miss.-Magazin 1884. Prof. D. Christlieb, Ärztliche Missionen, Gütersloh 1889. Lic. Stölten. Der Arzt als Bahnbrecher christlicher Kultur oder die Mission des Arztes in China. Jena 1890.

[2]) Dispensaries sind keine Voll-Hospitäler, sondern nur Hallen, in denen die Kranken an bestimmten Tagen mit ärztlichem Rat und Medizin bedient werden.

[3]) Es ist auffallend, daß der Amerikanische Board bei der Länge seiner Arbeit noch keinen eingeborenen Arzt ausgebildet hat. Erst in neuester Zeit ist man der Heranbildung junger Chinesen für diesen Beruf näher getreten. Hier liegt jedenfalls eine Versäumnis vor. Auch muß man nach den gemachten Erfahrungen Bedenken dagegen äußern, daß die große Mehrzahl der Heilstätten, soweit wir berechnen können 14, nur Dispensaries sind. Lieber weniger, aber mit allem Nötigen ausgerüstete Hospitäler!

einer rationellen Heilkunst in China verdient gemacht. Von 1857—1860 war dann im Kanton Dr. Wong Fa thätig, der auf Kosten der Londoner Mission in England Medizin studiert hatte und der erste europäisch gebildete chinesische Arzt war. 1862 betrat Dr. Lockhardt als der erste ärztliche Missionar den Boden Pekings, wo jetzt seine Gesellschaft auch ein Hospital hat. Die Londoner Mission ist dann auch mit die erste gewesen, die 1866 in Central-China in Wuchang, am Yang tze kiang gelegen, ein Hospital gebaut hat, wenn auch die englischen Wesleyaner sich rühmen können, mit der Gründung des ihrigen in Hankow, unweit Wuchang, die allerersten im Innern Chinas gewesen zu sein. Besonders bekannt geworden ist aus der Geschichte der Londoner Mission endlich die Heilung der Lady Li, der Gattin Li Hung Changs, 1880 durch Dr. Mackenzie, die zur Gründung des stattlichen Hospitals in Tientsin führte, zu dem auch von den Chinesen reichliche Beiträge flossen. Zum Schluß sei noch bemerkt, daß die Gesellschaft 1887 auch in der Mongolei eine ärzliche Mission begonnen hat. 1893 hatte sie nicht weniger als 9 volle Hospitäler und 16 Dispensaries, in denen von 8 englichen Ärzten und 4 Ärztinnen nebst 4 männlichen und zwei weiblichen chinesischen Gehilfen gegen 40000 Patienten behandelt wurden.

Unter den größeren Gesellschaften sind ferner an erster Stelle die amerikanischen Presbyterianer zu nennen, die nicht nur zeitlich 1842 ziemlich bald nach der Londoner Mission einsetzten, sondern überhaupt die bedeutendste ärztliche Mission in China haben. 1847 ließen sie sich in Kanton nieder und begannen sofort die Kunst des Arztes in ihre Dienste zu stellen. 1854 wurde das große Hospital in Kanton gebaut, an dem seit 1854 Dr. Kerr wirkt, der sich nicht nur durch seine tüchtigen chinesischen medizinischen Werke, — er hat mehr als 20 Bücher herausgegeben, — sondern auch durch seine methodischen Darlegungen auf den Shanghaikonferenzen 1877 und 1890 einen Namen gemacht hat. Bis 1893 hatte das Hospital in Kanton 1134105 Besucher. Durch die Erfolge angestachelt haben die Chinesen 1870 ein schönes Gegen-Hospital gebaut, — gewiß der beste Triumph der ärztlichen Mission. Namentlich ist es auch die Provinz Shantung, auf die die Presbyterianer viele ärztliche Kräfte verwenden. Nicht weniger als 5 Ärzte und 5 Ärztinnen haben sie hier in ihren Diensten. 1893 waren in 7 Hospitälern und 10 Dispensaries 10 Ärzte, 7 Ärztinnen, 15 chinesiche Ärzte und 2 chinesische Ärztinnen in der Arbeit. 28 Chinesen und 11 Chinesinnen wurden für den ärztlichen Beruf herangebildet.

1847 trat auch die Amerikanische methodistische Episkopalisten-Mission in die Arbeit, die jetzt 7 Hospitäler und 6 Dispensaries besitzt, an denen 6 Ärzte und 2 Ärztinnen beschäftigt sind, und im gleichen Jahre die englische Presbyterianer Mission, die 1863 ihr berühmtes Swatow-Hospital eröffnete, das das größte aller Missionshospitäler in China sein soll, 1869 in Tainaufu auf Formosa ein Hospital baute und überhaupt bedeutende Anstrengungen in der ärztlichen Mission macht. In diesem Zusammenhang ist ferner die Church Missionary Society zu nennen, die auch Ende der vierziger Jahre China zu ihrem Arbeitsfelde machte, aber wie die Berichte zu ergeben scheinen, erst verhältnismäßig spät ärztliche Missionen unternahm. Sie hat ein schönes Hospital in Hangchow, wo auch ein Heim für Opiumraucher sich befindet und noch ein Hospital für Aussätzige, für die Kinder Aussätziger und für Frauen gebaut werden soll. In der Provinz Fukien bestehen seit 1875 zwei Hospitäler, ein Asyl für Opiumraucher und ein Aussätzigenheim, letzteres in der durch das Blutbad 1894 bekannt gewordenen Stadt Kutscheng. 1886 wurde in der Kwanton-Provinz und 1892 in der Binnenland-Provinz Szechuen ein Hospital errichtet. Endlich weisen wir noch auf die englische Baptisten-Mission, die im Innern der Provinz Shantung 2 Hospitäler hat, die amerikanische Baptisten-Mission, die amerikanischen Episkopalisten, die amerikanischen Süd-Methodisten, die Seventh Day Baptist-Mission und die holländischen Reformierten, die sämtlich in den vierziger Jahren nach China gingen und ärztliche Missionen unternahmen.

Bereits der 2. Periode der chinesischen Missionsgeschichte gehört die China-Inland-Mission an, deren Stifter Hudson Taylor selbst Mediziner ist, ein Umstand, der uns schon von vorn herein vermuten läßt, daß wir auch hier die Kunst des Arztes in den Dienst der Mission gestellt finden werden. Und so hat sie denn in der That nicht weniger als 7 Hospitäler, 16 Dispensaries, 28 Opiumasyle. 22 Ärzte und 13 Ärztinnen sind hier thätig. In die gleiche Zeit gehört die amerikanische Presbyterianer-Mission des Südens, die zwar 5 Ärzte, aber kein einziges Hospital hat, die Vereinigte Presbyterianer-Mission, die in der alten Hauptstadt Mukden und in Newchwang, und die irische Presbyterianer-Mission, die in der Mandschurei eine ärztliche Mission betreibt. Noch weiter in die Neuzeit ragt das Unternehmen der Womans Union Missionary Society. Dieser amerikanische Frauen-Missionsverein hat sich die schöne Aufgabe der Hebung des weiblichen Geschlechts in China gestellt. 1885 baute er in Shanghai das Margaret Williamson Hospital, an dem 3 Ärztinnen thätig sind. Die mannigfachen glücklichen Operationen des Fräulein Dr. Elisabeth Reifsnyder haben auch in weiteren Kreisen Aufsehen erregt.

Von den deutschen Missionsgesellschaften ist in dieser Richtung bisher nur wenig geschehen. Nach beinahe 50jähriger Thätigkeit baute 1890 die Rheinische Gesellschaft in Tungkun das erste deutsche Hospital in China und bald darauf sandte auch Basel einen Missionsarzt aus. Das ist verschwindend wenig gegenüber der geradezu staunenswerten Leistung der Amerikaner und Engländer, und wir werden gut thun, uns das immer wieder vor Augen zu halten, damit diese Lücke mit der Zeit ausgefüllt wird.

Das Wachsthum der Arbeit und den gegenwärtigen Stand mögen folgende Zahlen veranschaulichen: 1877 zählte man in China 16 Hospitäler und 24 Dispensaries. 30 Studenten besuchten die medizinischen Schulen der Missionen. Etwa 130000 Patienten wurden in diesem Jahre behandelt. 1889 hatte man schon 61 Hospitäler, 44 Dispensaries, 100 chinesische Studenten und 348439 Patienten. 1893 aber, nur 4 Jahre später, nach dem China Mission Handbook, 71 Hospitäler, 111 Dispensaries, 179 Studenten, 18898 Patienten in den Hospitälern, 8168 in ihren eigenen Häusern, 223162 in den Dispensarien, 557926 Konsultationen, 96 Ärzte und 47 Ärztinnen nebst 47 chinesischen Gehilfen und 11 Gehilfinnen standen in der Arbeit. Es ist also ein schneller Fortschritt zu verzeichnen, der schon daraus zu ersehen ist, daß 1877 nur 10 Missionsgesellschaften, 1889 schon 18 und 1893 sogar 26 ein Hospital besaßen, wobei letztere Zahl zu niedrig ist, da nicht alle Gesellschaften dem China Handbook Berichte zugestellt haben. Wenn man die Bibel- und Traktat-Gesellschaften und die Vereine, die sich nur einen bestimmten Zweig, wie die Litterarische Mission oder das Erziehungswesen zur Aufgabe gestellt haben, in Abzug bringt, so bleiben nur sehr wenige Vereine, wie die amerikanische Baptisten-Mission des Südens, die Evangeliums Baptisten-Mission, die Mission der Kirche von Schottland, die keine ärztliche Mission in China betreiben, und man kann sagen, daß heute in China jede bedeutendere Missionsgesellschaft danach strebt, sobald wie möglich eine Anzahl tüchtiger Ärzte für ihre Arbeit zu gewinnen, weil sie für die Evangelisation unschätzbare Dienste leisten!

Wie leicht vorauszusehen war, stellte sich immer dringender die Notwendigkeit heraus, für alle diese Bestrebungen einen Mittelpunkt und eine Organisation zu schaffen, die sämtliche ärztliche Missionen vereinigt, um die gemachten Erfahrungen auszutauschen und ein mehr einheitliches Vorgehen zu ermöglichen. Und so wurde denn, nachdem der erste von Dr. Collegde gegründete ärztliche Verein sich aufgelöst hatte, Ende der achtziger Jahre eine neue missionsärztliche Gesellschaft mit ihrem Sitz in Shanghai gegründet. Sie hat sich im China Medical Missionary Journal ein eigenes Organ geschaffen, das nicht nur fachwissenschaftliche, sondern auch methodische und geschichtliche Abhandlungen bringt.

Aus der Mission der Gegenwart.

Einigkeit im Geist.

Vom Missionar Pfarrer **Hans Haas** in Tokyo.

Im letzten Jahrgang unserer Ztschr. S. 227 ist die durch unsern Missionar Pfarrer Kranz herbeigeführte und von 102 Missionaren der verschiedensten in China arbeitenden Missionsgesellschaften unterschriebene Einigkeitserklärung im Wortlaut mitgeteilt. Vor kurzem gab die in Tokyo erscheinende Monatszeitschrift „The Shepherd's Voice" (Hirtenstimme) mit Hinweis auf diese Erklärung die Anregung, daß auch in Japan die Missionen aller Denominationen in ähnlicher Weise ihre Einigkeit im Geist durch das Band des Friedens zum öffentlichen Ausdruck bringen möchten, und erläßt soeben Einladungen zu allgemeinen Missionarsversammlungen am 18. und 19. April. Dieser Einladung war eine Umfrage vorausgegangen, die folgenden Wortlaut hatte: „Immer lebhafter regt sich allenthalben das Verlangen nach einem engeren Zusammenschluß der verschiedenen christlichen Arbeiter. Was halten Sie angesichts dessen von dem Plan, zum Zweck freundlichen Gedankenaustausches hierüber eine Versammlung zu halten?"

Von den darauf eingelaufenen Antworten seien die nachfolgenden in deutscher Übersetzung mitgeteilt:

„Gestatten Sie mir die Versicherung, daß ich mit ganzem Herzen für jede Bemühung bin, welche darauf hinzielt, einen engeren Zusammenschluß unter christlichen Arbeitern herbeizuführen.

F. W. Voeglein, Evang. Gesellschaft."

„Ich wüßte nicht, daß es irgend an Einigkeit unter recht (tru) christlichen Arbeitern in Japan fehlt. Gleichwohl würde ich mit Vergnügen alles thun, was in meiner Macht liegt, brüderliche Liebe und Treue gegen Christus zu mehren.

A. A. Bennell, Baptisten-Mission."

„Es wäre erfreulich, wenn sich alle christlichen Arbeiter in eins zusammenschließen wollten; aber es würde sich zeigen, daß die Zeit für irgend welchen Versuch in dieser Richtung noch nicht reif ist. Doch könnte eine Diskussion keinen Schaden thun. Robert Davidson, Presbyterianer-Mission."

„Ich würde mich mit Vergnügen an jeder Bewegung für „freundlichen Gedankenaustausch" über den höchst wichtigen Punkt „Christliche Einigkeit" beteiligen; ehe man indessen nichts von der Basis weiß, auf welche die Sache gestellt werden soll, ist es unmöglich blind zuzustimmen. Selbst eine Geschiedenheit aus Gewissensgründen ist z. B. nicht so schlimm, wie ein Kompromiß mit Preisgabe wesentlicher Wahrheit. Würden solche, welche nicht an die Gottheit Christi glauben, zur Diskussion zugelassen werden? Wenn ja, dann würde die Sache entweder zu einem Fiasko oder zu einem Sturme führen, ohne Aussicht, die Einigkeit zu fördern oder angesichts des Unglaubens das Ansehen des Christentums zu heben. Oder würden die alten kirchlichen Bekenntnisse die Grundlage bilden? Würde das die Versammlung wirklich auf „Christen" im vollen Sinne beschränken? Das ließe die Römisch-Katholischen zu, und ich fürchte, manche würden diese ausgeschlossen zu sehen wünschen. Es würde die Kongregationalisten als kirchliche Körperschaft ausschließen, wenn sie auch in der überwiegenden Mehrheit als einzelne kommen könnten. Ich zweifle an der Annehmbarkeit eines solchen Plans. In Wahrheit scheint eine solche öffentliche Diskussion unter Christen keinen Erfolg zu versprechen. Aber ich würde mir jeden Plan ansehen, den Sie etwa vorlegen wollten.

Wm. Awdry. Bp., Church of England Mission."

Zum Schluß noch die Äußerung aus unserem eigenen Lager: „Ich würde mich sehr freuen, wenn Missionare hier zu engerem Zusammenschlusse kämen, besonders wenn sie unsere Mission mehr, als es bisher manchmal geschehen ist, in eine solche Vereinigung mit einschließen wollten.

M. Christlieb, Deutsche evang. Mission."

Ähnlich verschieden werden wohl auch bei den Versammlungen am 18. und 19. April die Stimmen sich vernehmen lassen. Und mags zu einer Einigkeitserklärung nach dem Muster der chinesischen kommen oder nicht, thatsächlich bleibt schließlich doch alles beim Alten. Wir geben uns keinen Illusionen hin, daß wir wirkliche Anerkennung von seiten der „Christen in vollem Sinn" hier draußen erfahren könnten. Ists doch daheim bei uns nicht anders. Das hat uns von neuem die Kritik unseres Missionsbetriebs in Nr. 2 u. 3 der Allgemeinen Ev.-Luth. Kirchenztg.[1]) zum Bewußtsein bringen können, die mir eben heute zu Gesichte kam und mir für den Nachmittag die Sonntagsstimmung raubte. Ehe ich sie las, hatte ich heute morgen im deutschen Gottesdienst in Yokohama über Joh. 8, 46—59 gepredigt. Das ist ein Text, der zeigt, wie auch das edelste und reinste Wollen einst umsonst um Anerkennung rang. Der Jünger ist nicht über den Meister. Das gehört nun eben zu unserer Passion, daß unser Wollen und Wirken, mit dem wir dem Herrn recht zu dienen meinen, hartnäckig verkannt wird. Wir sind traurig darüber, aber lassens uns weiter nicht anfechten. Aber schade ists, daß es unsern Gegnern so gar schwer fällt, was uns so leicht wird: Über dem Gemeinsamen das Trennende zu vergessen. Wir könnten ganz gut eine einträchtige Gemeinde bilden, „Rechtgläubige" verschiedener Grade und „Liberale" der verschiedenen Nüancen, wenn auch nur so, wie man etwa eine Schar singender Vögel im Walde eine Gemeinde nennen könnte. „Jeder singt seine eigene Weise; aber die innere Bewegung zum Gesang ist die gleiche allen gemeinsame. Die Vögel sind von Natur tolerant und selbständig, keiner meistert den andern und keiner (der Spottvogel ausgenommen) ahmt den andern nach. Das aus der freien Erkenntnis gebildete Menschenleben soll hiervon einen Grundzug bewahren. Jegliches bewahre seinen Stand und suche ihn zur Reinheit auszubilden, dann ergiebt sich auch die höhere Konsonanz, die der bloße Naturton nicht hat."

Dies letzte sind Worte, die Berthold Auerbach der Gräfin von Wimpffen in Wien ins Album geschrieben und die ich vor Jahren einmal in demselben gelesen habe. Heut, wie ich nachdenkend über Luthardts Kirchenzeitung saß, fielen sie mir wieder ein.

Litteratur.

Vahl, J. Larebog i den evangeliske Missionshistorie. Ud givet af det danske Missionsselskab. Kjobenhavn, Bethesda's Boghandel 1897. 152 Seiten. Klein 8°.

Die Rezension des vorliegenden „Lehrbuches der evangelischen Missionsgeschichte" hat zugleich als (freilich verspäteter) Nekrolog zu dienen. Der Verfasser desselben, Propst J. Vahl in Norre Alslev in Dänemark, ist daselbst im Alter von 69 Jahren am 1. April vorigen Jahres entschlafen. Das Wort: de mortuis nil nisi bene ist, auf sein Leben und Wirken angewandt, keine bloße Phrase. Er war der bedeutendste Kenner der Heidenmission in den skandinavischen Ländern, der für die Hebung der Missionsbegeisterung daselbst in Wort

[1]) Vgl. S. 187 ff.

und Schrift viel gethan hat. Er ist der Herausgeber der Nordisk Missionstidsskrift gewesen, die nach Warnecks Urteil auch für die allgemeine Missionsgeschichte nicht geringe Ausbeute gewährt. Vor allen Dingen war er ein gründlicher Kenner der Statistik: Das beweist seine 1892 bei Velhagen & Klasing erschienene Schrift: Der Stand der evangelischen Heidenmission in den Jahren 1845 und 1890. Das beweisen besonders auch die jährlich von ihm herausgegebenen rein statistischen Missions to the Heathen. In einem Buche wie dem vorliegenden muß naturgemäß die Statistik mehr zurücktreten. Aber es ist eine kurze und klare Übersicht über den derzeitigen Stand der evangelischen Heidenmission mit scharf pointierter Stellungnahme gegen die so oft als Störenfriede in evangelisches Missionsgebiet eindringenden Römisch-Katholischen. Bei der Masse des Stoffes laufen freilich einzelne Versehen unter, so behauptet der Verf. beispielsweise auf S. 52, daß die Schleswig-Holsteinische Mission seit 1883 im Reiche Bastar innerhalb der indischen Centralprovinzen arbeite, während dieser Wirkungskreis derselben thatsächlich verschlossen geblieben ist und sie ihre Thätigkeit auf das nördlich von Madras gelegene Telugugebiet und nach Jeypur hat verlegen müssen, woselbst sie neben den Kanadischen Baptisten, den amerikanischen Lutheranern u. a. missioniert (vgl. dazu Warnecks Geschichte [5], S. 271). Den Leipziger Missionaren wirft er auf S. 54 vor, daß sie andere Missionsgesellschaften nicht sonderlich respektieren. Der Name des bekannten mutig ausharrenden Missionars der amerikanischen Baptisten in Indien Juwet (vgl. Warneck [5] S. 271) ist auf S. 55 zu Jewet verdruckt. Ebenso findet sich auf S. 65 die irrige Angabe, daß die Londoner Missionsgesellschaft ihren ersten Missionar Morrison 1870 nach China entsandt habe, natürlich ist 1807 zu lesen. Bedauerlicherweise ist die Arbeit des Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsvereins in China gänzlich ignoriert, wie er denn auf S. 18 den „Rationalisten" vorwirft, daß sie halb gezwungen in die Missionsarbeit eingetreten seien. Deutschland muß hier natürlich als „deutsches Sprachgebiet" gefaßt werden, denn auch die Deutsch-Schweizer beteiligen sich doch an dem genannten Verein mit; für die Arbeit des genannten Vereins in Japan vgl. S. 74 f., der bekannte Brüdermissionar in Westindien heißt nicht Netzschmann (S. 121) sondern Nitzschmann. Im deutschen Teil von Neu-Guinea arbeitet nicht Neuendettelsau sonder Neuen dethlsan (S. 149). Eine kleine Morositat gegen das Deutschtum tritt hervor in der Angabe (S. 101), daß deutsche Eifersucht die englische kirchliche Missionsgesellschaft (Church M. S.) vom Kilima nójaro vertrieben habe (vgl. auch oben das Urteil über die Leipziger M.-G.) u. a. Alle diese Ausstellungen können uns doch nicht hindern anzuerkennen, daß das Buch Vahls eine Masse von übersichtlich gruppierten Stoff enthält. Ein Vergleich mit dem nunmehr schon in fünfter Auflage erschienenen Warneck'schen Abriß liegt nahe. Die manchen kleinen Züge, die das Warneck'sche Buch auch für den Laien interessant machen, fehlen, das erfordert schon der beschränkte Raum. Die Anlage der beiden Bücher ist ziemlich ähnlich. Voran geht als Einleitung eine Übersicht über die Entwicklung des Missionsgedankens in der evangelischen Christenheit, das „heimatliche Missionsleben", wie Warneck es nennt. Bezeichnend sind die Anschauungen beider Autoren betreffs der Stellung Luthers zur äußeren Mission. Während Warneck die Existenz des Missionsgedankens im heutigen Sinne des Wortes bei Luther bestreitet, will ihn Vahl mit Plitt u. a. doch in den Werken des Reformators vertreten finden. Freilich ist er vorsichtig genug zu sagen, daß man einzelne Äußerungen finden könne, daß Luther u. a. nicht blind gewesen seien für die Missionsaufgabe und -pflicht, daß er an Bibelverbreitung namentlich bei den unter der Türkenherrschaft stehenden Völkern gedacht habe. Die Frage scheint nach allem einer gründlich abschließenden Untersuchung noch zu harren. Vahl zeichnet die Missionsentwicklung und die Art ihres Betriebes bei den einzelnen Völkern z. B. bei den Amerikanern (S. 13) in kurzen, aber schlagenden Zügen. Es

folgt S. 20 ff. eine ganz kurze Missionstheorie: Was bringt uns zur Mission (Missionsbefehl, Wißbegierde, Eschatologie bezw. Parusie)? Wer soll Mission treiben (Kirche oder Gesellschaften, Volk oder Gläubige)? Die Qualifikation der Missionare (Männer, Frauen, Theologen, Laien). Unterhalt der Missionare (Kollekten, Dotationen, Gaben, Legate). Objekte der Mission (Männer, Frauen, Kinder, Mitarbeit der Eingebornen). — Es folgt dann als eigentliches Thema des Vahl'schen Buches das, was Warneck „die evangelischen Missionsgebiete" nennt. Selbstverständlich kann Warneck auf dem ihm zur Verfügung stehenden Raum die Schilderung der einzelnen Missionsgebiete viel anziehender und lebensvoller gestalten. Er fügt auch eingehende statistische Aufstellungen hinzu. Dem Verfasser der Missions of the Heathen darf man es nicht als Mangel an Gelehrsamkeit anrechnen, daß er das unterlassen hat. Wenn Skizzen überhaupt mit Gemälden verglichen werden dürfen, so kann man sagen: Vahl hat manches nur andeuten können, was Warneck ausmalt. Letzterer gruppiert: Amerika, Afrika, Asien, Oceanien; Vahl dagegen: Europa, Asien, Afrika, Amerika, Australien. Schon daraus geht hervor, daß Vahl Europa behandelt, das bei Warneck fehlt, oder doch zu fehlen scheint. Thatsächlich ist es hier bei der Abteilung: „Das heimatliche Missionsleben" behandelt; man muß allerdings in der reichhaltigen Materialiensammlung Warnecks suchen, ehe man es findet. Das Fehlen eines Index ist überhaupt bei Warnecks Buch ein Mangel. Vahl hat da wegen der Kürze seines Buches den Vorzug der Übersichtlichkeit. Warneck erwähnt ferner das türkische und das russische Asien nur in seiner Einleitung zu Asien und sonst gelegentlich; Vahl referiert über die asiatische Türkei, Arabien, Persien, das russische Asien in besonderen Abschnitten. Das sind unfruchtbare Missionsgebiete, aber man ersieht aus Vahl doch zusammenhängend, was bisher dafür gethan ist. Warneck erwähnt nur, daß der Koran für Abfall vom Islam die Todesstrafe androhe; Vahl sagt uns, daß diese Vorschrift im Jahre 1856 formell abgeschafft wurde, daß aber der betr. europaisierende Formen thatsächlich auf dem Papiere geblieben ist. — Der Raum verbietet uns eine noch mehr ins einzelne gehende Vergleichung beider Bücher. Das 19. Jahrhundert wird das „Missionsjahrhundert" genannt, möge das 20. es noch übertreffen, möge auch das Vahl'sche Buch trotz einer gewissen Engherzigkeit an seinem Teile dazu beitragen.

Arnis. H. Stocks.

Gehring, Hans, Pfarrer. Süd-Indien. Land und Volk der Tamulen. Mit 91 Illustrationen und 1 Karte. Gütersloh, Bertelsmann 1899. V und 246 S. Preis 5 M., geb. 6 M.

Der Verfasser, Pfarrer in Teichel bei Rudolstadt — nicht zu verwechseln mit Missionar Alwin Gehring in Trankebar — hat mit großem Fleiße aus der einschlägigen Litteratur, besonders aus den Leipziger Miss.-Blättern und -Heften, Grauls und Baierleins Schriften, sowie aus mündlichen Berichten und Briefen namentlich von Leipziger Missionaren, denen der Verfasser sehr nahe steht, Nachrichten über Natur, soziale und Kulturverhältnisse des Tamillandes zusammengetragen und systematisch zusammengestellt (S. 1—108), um dann im 2. Teil seines interessanten Buches einen Rundgang durch das Tamilland darzubieten. Man lernt im 1. Teile die Berge und Flüsse des Landes kennen, die Eisenbahnen (eine Brahmanenfamilie auf der Bahn ist köstlich geschildert) und Posten, das Reisen im Ochsenbandi und Übernachten im Bangalow, das Klima und die Hungersnot, die Bäume und Reispflanzungen, die wilden und zahmen Tiere, die einzelnen Kasten, die Handwerker bei ihrer Arbeit, tamulische Dörfer und Häuser, das Frauenleben, Charakter, Sitten und Gebräuche der Tamulen, Schulverhältnisse, Bildersprache, Sinnsprüche und dergl. Es ist die übersichtlichste, umfassendste und knappste Darstellung des Landes und der Leute, auch der Kaste, die ich bisher

geleſen. Wenn auch kein Sachregiſter beigegeben iſt, läßt ſich die Arbeit doch recht gut als Nachſchlagebuch benutzen. — Dann wird man im Geiſte von der Rieſenſtadt Madrás durch den Sengelpat-Diſtrikt zum Kawēri-Delta und nach dem Süden und Weſten des Landes geführt, kurz in das Arbeitsgebiet der Leipziger Miſſion. Bisweilen iſt eine kurze Geſchichte des betreffenden Diſtriktes vorausgeſchickt. Die nichtchriſtlichen Religionen ſind dagegen ebenſowenig im Zuſammenhang dargeſtellt, wie die Arbeit der evangeliſchen und katholiſchen Miſſion. Hat ſich das der Verfaſſer vielleicht für ein ſpäteres Buch aufgeſpart? Man lernt ja gelegentlich heidniſche und mohammedaniſche Tempel und Feſte, Götzenbilder und Prieſter, Gebräuche und Litaneien kennen, auch evangeliſche Kirchen und Schulen, Miſſionshäuſer und Geſundheitsſtationen, insbeſonders eine kurze Geſchichte und einen kurzen Überblick über den jetzigen Stand der Leipziger Tamulenmiſſion, aber eben nur nebenbei! Der lutheriſche Standpunkt wird vom Verfaſſer wiederholt hervorgehoben. Engherzig will es mir ſcheinen, wenn G. S. 220a ſchreibt: „Leider ſind der lutheriſchen Miſſion zur Zeit ihres vorübergehenden Verfalls die reichen Früchte ihrer treuen Arbeit im vorigen Jahrhundert faſt gänzlich an die engliſche Miſſion verloren gegangen.“ Wir wollen uns doch darüber freuen, daß jene Chriſten der evangeliſchen Kirche nicht verloren gegangen ſind, und daß die engliſche Miſſion ſie um ſich geſammelt hat. Irrtümlich iſt G.'s Behauptung (S. 85b), daß man ſeit den vierziger Jahren von den Sattis, den Witwenverbrennungen, nichts mehr gehört habe. Ob wirklich die Engländer in Sachen der Schulbildung immer 20—30 Jahre hinter den Deutſchen zurück ſind (S. 88a), will mir doch recht fraglich erſcheinen. Warum S. 4a unter den Flüſſen des Tamillandes der Weigei (Weichāru), und warum unter den tamuliſchen Namen S. 91 Dewadāſen und Jeſudāſen (Gottlieb und Jeſulieb) nicht erwähnt ſind, iſt nicht erſichtlich. Die Namen und Angaben der beigefügten guten Karte (aus Nr. 1 der „Leipziger Miſſionsſchriften“) ſtimmen mit denen des Buches nicht immer überein; faſt die Hälfte der Namen weiſt verſchiedene Schreibweiſe auf, wie Tirunelwēli (Text)- Tinnewēli (Karte). Warum die engliſche Schreibweiſe: Diſtrikts-Magiſtrate (Einzahl) S. 5a? Kändſchipuram (S. 126a) liegt nicht ſüdöſtlich, ſondern ſüdweſtlich von Madrás, während die Palni-Berge (3a) ſich nicht im Südweſten, ſondern im Südoſten an die Nilagiri-Berge anſchließen. S. 168b ſoll es heißen: eine Kiſte voll Juwelen, die Privateigentum (nicht Privateigentümer) der Rānis ſind. Wenn G. S. 172 von der Fülle von Sagen und Legenden ſpricht, „von denen eine beſonders intereſſant iſt, die es zu erklären ſucht, wie der früher angeblich dem Wiſchnu geheiligte Tempel in Sivas Beſitz übergegangen iſt“, ſo erwartet man doch, daß er dem neugierig gemachten Leſer den Inhalt dieſer Sage wenigſtens andeutet. Doch das nur nebenbei! Die Ausſtattung des Buches iſt gut, die Bilder — aus den Leipziger Miſſionsblättern und Schriften mir teilweiſe wohlbekannt — meiſt gelungen. Zur Orientierung ſei das ohne alle Phraſen, in durchaus moderner Sprache geſchriebene Buch den Gebildeten beſtens empfohlen.

Buttſtädt i. Th. A. Schillbach.

Handmann, Richard. Überblick über das Gebiet der Ev. luth. Miſſion im Tamulenlande. Leipzig, Verlag der Ev. luth. Miſſion 1898. (Sammlung von Miſſ.-Schriften Nr. 1) 64 S. 40 Pf.

Nach kurzem Vorwort und einer Überſicht über das Tamulenland giebt der frühere Miſſionar und jetzige Miſſionsſenior in Leipzig Handmann eine Beſchreibung der einzelnen Leipziger Miſſionsſtationen mit ihrem jetzigen Stand (einſchließlich die tamuliſche Diaſporagemeinde Rangun in Hinterindien), eine Schlußbemerkung über Ziele und Erfolge im allgemeinen und ein Verzeichnis der 27 Miſſionare und 4 europäiſchen Miſſionslehrerinnen vom Jahre 1898, ferner 1 größere Karte und 18 Bilder, meiſt evangeliſche Kirchen.

Gehring, Alwin. Miss. in Trankebar. Land und Volk der Tamulen und die Missionsarbeit unter demselben. 2. vermehrte Aufl. Leipzig, eb. 1898 (Sammlung pp. Nr. 8). 80 S. 50 Pf.

Beschrieben ist 1. das Tamulenland mit seinen Bewohnern: Volk, Kasten, Parias, Wohnungen, Frauen, Götter, Aberglaube, Feste, Tempel, Europäer-Wohnungen und Diener, Haus- und schädliche Tiere, Behörden. 2. Die Missionsarbeit: Verschiedene Gesellschaften und Arbeit im allgemeinen, Rundgang durch die Station Tandschâur, Saat und Ernte, christliches Gemeindeleben. Beigegeben ist 1 kleine Karte und 16 Bilder, darstellend Götter und Teufel, Christen und Heiden, Bäume und Tiere, Kirchen und Tempel. Die Schrift ist volkstümlich geschrieben.

Meinecke G., Redakteur der deutschen Kolon.-Ztg., deutscher Kolonial-Kalender, statistisches Handbuch für das Jahr 1899. Nach amtlichen Quellen bearbeitet und herausgegeben, II. Jahrgang. Mit einem Porträt und 7 Karten. Berlin W. 10, Deutscher Kolonial-Verlag (G. Meinecke) 1899. VIII und 247 S.

Ein recht reichhaltiges Handbuch. Nach einem Kalender und einem Verzeichnis der in kolonialer Hinsicht wichtigen Gedenktage werden aufgezählt und mit den bezüglichen Notizen versehen: Die Kolonialbehörden in der Heimat und in den Kolonien (einschl. Kolonialrat), die Kolonial-Postanstalten und -Postbestimmungen, Seminar, die deutschen Kolonien und Schutzgebiete mit Karten und kurzer Beschreibung (Topographie, Klima, Flora, Fauna, Bevölkerung, Verwaltung, Handel, Mission ꝛc.), die 31 deutschen kolonialen Erwerbsgesellschaften, die in den Schutzgebieten thätigen Firmen und dgl., die deutsche Kolonialgesellschaft mit ihren einzelnen Abteilungen und Ortsgruppen und die übrigen deutschen Agitationsgesellschaften, darunter der Afrikaverein deutscher Katholiken, der evangelische Afrikaverein, der Verein für evangelische Mission in Kamerun und die deutsche Kolonialschule, die am 1. April d. J. auf der Domäne Witzenhausen an der Werra errichtet worden ist, ferner die evangelische und katholische Mission. Leider sind die Angaben über die evangelische Mission durchaus nicht einheitlich. Es fehlen bald hier, bald dort nähere Mitteilungen über die Leitung der betr. Gesellschaften (Adressen), die Namen der Missionare, ja der einzelnen Stationen, Zahl der Gemeindeglieder und Schüler, besonders mangelhaft sind die Angaben über Berlin I, Brüdergemeinde Leipzig und die ausländischen Missionsgesellschaften, während die katholischen Missionsgesellschaften bis auf verschwindende Ausnahmen recht ausführlich behandelt sind. Würde es sich nicht empfehlen, wenn die Redaktion Fragebogen an die einzelnen Missionsgesellschaften hinausgäbe, um genaue und zuverlässige Nachrichten und eine einheitliche Übersicht über die bisherige Wirksamkeit und den jetzigen Stand der Gesellschaften zu erhalten? Es folgen Notizen für die Ansiedler und Stellungsuchenden in den Kolonien, über Gehaltsverhältnisse, Etat für 1. April 1898/99, Einfuhr und Ausfuhr, Zölle und dgl. Aufgefallen ist mir hier, daß 1897 trotz des hohen Zolles nach Deutsch-Westafrika (Kamerun und Togo) für 425 000 Mark Branntwein und Spiritus allein aus Deutschland eingeführt worden ist, eine Summe, die nur durch die für Schießpulver und Tabakblätter übertroffen wird, während die gesamte Einfuhr dorthin (nicht nur aus Deutschland) für Spirituosen 788 + 467 = 1 255 000 Mark beträgt, also mehr als für jede andere Warengattung (außer Gewebe- bzw. Baumwollenwaren). Das beigegebene Porträt stellt den jetzigen Direktor der Kolonialabteilung des auswärtigen Amtes Dr. jur. von Buchka dar. Gewiß ein inhaltreiches Buch, aus dem viel zu lernen ist.

Buttstädt i./Th. A. Schillbach.

Egerton R. Young: Unter den Indianern Britisch-Nordamerikas. I. Band: „Im Birkenkahn und Hundeschlitten". Aus dem Englischen von E. von Engelhardt. Mit 4 Abbildungen. Gütersloh, Bertelsmann 1899. 200 S.

Das Buch schildert einen (seit 1868) zehnjährigen Abschnitt aus der Indianermission der Wesleyanischen Methodisten (Anfang 1839, Burckhardt-Grundemann, kl. Miss.-Bibl., 2. Aufl., I. Bd., 2. Abt., S. 220) unter den Kri-Indianern am Saskatschewan- und Nelsonflusse und die Anfänge derselben Mission unter den Saulteaux-Indianern am Berenflusse. Dieses große Gebiet Nordwest-Kanadas wurde von den Methodisten durch Jacob Evans so umfassend bearbeitet, daß Young S. 115 sagen kann: Es bestehe dort heute kaum eine Missionsstation von größerer Bedeutung, sie möge nun von der Kirche von England, der Römisch-katholischen oder der Methodistenkirche bedient sein, die nicht von Evans zuerst in Angriff genommen sei. Das Buch, welches in ganz trefflicher Übersetzung vorliegt, bestätigt die im Vorwort von P. Julius Richter angeregte Erwartung in vollstem Maße. Es schildert Natur- und Menschenleben in anregendster Form, die sich bisweilen zu poetischem Schwung erhebt, ohne daß man dabei den Eindruck der Unwahrscheinlichkeit gewinnt. Die einzelnen Kapitel, in denen ab und zu kleine Wiederholungen, lesen sich wie naturwahre Briefe des Missionars Young an seinen Freund, den Leser. Verfasser ist ein bibelfester Christ, der es versteht, die verschiedensten Situationen ins Licht des göttlichen Wortes zu rücken. Seine Erzählungen aus der Mission lassen dem Leser oft biblische Gestalten und Geschichten in die Erinnerung treten. So mußte Referent bei S. 96 an Simeon, bei S. 132 an den verlorenen Sohn, bei S. 169 an die Witwe zu Zarpath denken. Kommt hier und da der Humor zum Durchbruch, so bietet das Buch auch missionsmethodisch wertvolle Stellen: S. 156: „Das Christentum muß einer wahren Civilisation vorangehen", u. S. 190 „Die Armen erst sättigen, und dann predigen". Verfasser ist ein warmherziger Freund der Indianer, deren Tüchtigkeit und Treue er vielfach rühmt. Sein Buch ebensowohl als gute Missionsschrift, wie als gutes Indianerbuch empfehlen zu können, ist dem Referenten eine Freude. Er erwartet mit Sehnsucht den 2. Band: „Auf der Indianerfährte".

Neustadt (Orla). Archidiakonus Wünscher.

Fritschel. Die Indianermission in Michigan nnd Nebraska, Separat-Abdruck aus der: „Geschichte der lutherischen Kirche in Amerika". Mit 3 Bildern. Gütersloh, Bertelsmann 1897. 39 S.

Was das Schriftchen in seinem 1. Teil, S. 1—24 schildert, findet man in Burckhardt-Grundemanns kl. Miss.-Bibl. 2. Aufl. I. Bd. 2. Abt. auf S. 141—150 bereits ausführlich erzählt. Neu ist nur der kurze Abschnitt 9: „Spätere Spuren". Diese verheißungsvolle lutherische Mission bestand von 1845—1868. Die Gründe ihres Untergangs liegen in dem üblen Verhalten der Methodisten, dem Zuzug der Weißen und dem Treiben der Branntweinhändler. — Auf S. 27—39 berichtet Fritschel über die mißlungene Mission unter den Upsárokas. Sie wurde 1856 begonnen und mußte 1865 infolge eines Indianeraufstandes aufgegeben werden. Zu einer neuen Missionsunternehmung ist es von dieser Seite nicht wiedergekommen. Der „Indianermissionsfonds" — dahin ist der kurze Bericht in der kl. Miss.-Bibl. I. Bd. 2. Abt. S. 168 über diese Mission zu ergänzen — wurde 1885 der Neuendettelsauer Mission unter den Papuas zugewiesen. Der vorliegende Separatabdruck ist in Partien zur Verbreitung billig zu haben. Denn „auch an Mißerfolgen kann sich die Liebe zur Heidenmission entzünden und erwärmen".

Neustadt (Orla). Archidiakonus Wünscher.

Vereinsnachrichten.

Von unseren Arbeitsfeldern.

Aus Japan.

Bericht des Pfarrers und Missionars Emil Schiller über die Zeit vom 15. Okt. 1898 bis 15. Febr. 1899.

Der zu Bericht stehende verflossene Zeitraum brachte uns der religiösen Versammlungen mehr, als wir je in den letzten Jahren gehabt hatten, und dieselben waren auch durchschnittlich weit besser besucht als früher. Obgleich zählbare Resultate (durch Taufen) noch nicht vorliegen, so geht doch daraus hervor, was auch von den anderen Missionen bestätigt wird, daß die Sache des Christentums in Japan wieder in langsamem Aufschwung begriffen, daß der Tiefpunkt der Abneignng gegen das Christentum und, was vorläufig noch dasselbe ist, gegen Europäer und europäisches Wesen überwunden ist. Dennoch kommen immer noch hier und da Ausschreitungen gegen das Christentum vor, die in der Tagespresse gewöhnlich verschwiegen werden, gleich als ob man sich derselben schämte. In einer kleinen Stadt nördlich von Tokyo wurden die Häuser griechischer Christen angegriffen und einzelne der Bewohner durch die Straßen geschleift; in Nagoya, einer blühenden Handels- und Industriestadt westlich von Tokyo, mit 200 000 Einwohnern, ist es bisher den durch buddhistische Priester verhetzten Massen immer noch gelungen, öffentliche Vortragsversammlungen der Missionare zu verhindern, — bei dem letzten Versuche wurde eine Missionarin durch Steinwürfe verletzt. In manchen Schulen, besonders den Lehrerseminaren und Kadettenanstalten, werden christliche Schüler durch ihre Mitschüler drangsaliert und zum Austritt genötigt, wobei das Lehrerkollegium nach modernem japanischem Brauch sich dem Standpunkt der Majorität der Schüler der Oberklasse zu fügen pflegt. Einen moralischen Erfolg errang das Christentum dadurch, daß in einem der größten Gefängnisse Japans, dem Sugamo-Gefängnis bei Tokyo, zur moralischen Belehrung und Einwirkung auf die Gefangenen neben den buddhistischen Priestern ein christlicher Prediger angestellt wurde, und daß derselbe trotz aller Protestbewegungen buddhistischer Kreise bis auf den heutigen Tag seine Stellung behaupten konnte. Die einzige Konzession, welche die Regierung den buddhistischen Gegnern machte, war die Versetzung des Gefängnisdirektors, welcher die Berufung des christlichen Predigers veranlaßt hatte, auf einen anderen Posten. Auch in der unglücklichen Doshisha-Angelegenheit scheint es zu einem Kompromiß zu kommen, sodaß das entwürdigende Schauspiel einer Civilklage des American Board gegen das Kuratorium der Anstalt auf Herausgabe der gestifteten Gelder vermieden wird. Das Kuratorium hat demissioniert und macht anderen Männern Platz, die zwar noch nicht gewählt sind, aber vermutlich mehr den Intentionen des American Board und der amerikanischen Donatoren der Anstalt entsprechen werden.

In unserem Missionsleben brachte der verflossene Zeitabschnitt verschiedene wichtige Ereignisse. Zunächst die Ordination unserer drei neuen Pastoren Komai, Hiroi und Aoki, nachdem dieselben vier Jahre lang in unserer Theologischen Schule studiert hatten und dann über ein Jahr lang als Evangelisten praktisch thätig gewesen waren. Über die Feier am 29. Okt., die zugleich Stiftungsfeier der Hongogemeinde war, ist ein ausführlicher Bericht veröffentlicht worden. (Z. M. R. 1899, S. 91.) Gott gebe den neuen Pastoren, daß ihre Arbeiten in Shitaya,

Yotsuya-Bancho und Chiba mit reichem Erfolge gekrönt werden, und daß zwischen den genannten Plätzen und der Stammgemeinde in Ikidonozaka ein heiliger Wetteifer anhebe zur Förderung des Reiches Gottes auf dieser Erde. Inzwischen hat sich Past. Komai verheiratet, am 14. Jan. fand in Ikidonozaka in einer schönen Abendfeier bei gefüllter Kirche seine Trauung statt. (Z. M. R. 1899, S. 92)

Über die Ankunft der neuen deutschen Mitarbeiter, Herr und Frau Pfr. Haas und Fräulein Heidenreich, und über die Weihnachtsfeiern ist bereits berichtet worden (Z. M. R. 1899, S. 91 f.)

Zum ersten Male wurde um die letzte Jahreswende ein Jahrbuch unserer Mission herausgegeben, das in einer populäreren Form, als es durch die wissenschaftliche Monatsschrift Shinri möglich ist, unsere Anschauungen verbreiten helfen soll. Es wurde an die Gemeindemitglieder gratis abgegeben, an eine Anzahl Zeitungen zur Besprechung geschickt und im Buchhandel aufgelegt. Als Titel wählten wir „Kwassen" d. h. „Wasser des Lebens" und als Titelblatt zwei Lilien nach Matth. 6, 28. Die Seitenzahl beträgt 228, eine Anzahl Artikel sind mit Kana versehen, so daß sie auch Frauen und Kindern lesbar sind. Die Herausgabe geschah durch Hiroi und mich gemeinsam, die Mitarbeiter ergeben sich aus dem folgenden Inhaltsverzeichnis:

1. Vorwort — von mir, übersetzt von Hiroi.
2. Mut des Lebens, religiöse Betrachtung im Anschluß an Matth. 6, 24—34 (vergl. das Titelblatt) — von mir, übersetzt von Hiroi.
3. Grundsätze der Arbeit der Fukyu Fukuin Kyokwai (d. i. der Name der japanischen Kirche unseres Missionsvereins) — von mir, übersetzt von Hiroi.
4. Der Stand des Werkes der Fukyu Fukuin Kyokwai — von mir, übersetzt von Hiroi.
5. Die Natur eine Offenbarung der Liebe Gottes — von Hiroi.
6. Vergleichung des Urchristentums mit dem Urbuddhismus (der längste Aufsatz des Jahrbuches) — von Dr. Christlieb, übersetzt von Aoki.
7. Bismarcks religiöse Anschauungen — von Wendt, übersetzt von stud. theol. Nakamura.
8. Deutsche Frauen (verglichen mit englischen und amerikanischen, ein besseres Vorbild für Japanerinnen) — von Frl. Aikawa.
9. Misao no hana, d. i. Blümchen Frauentreu (eine Erzählung, welche Probleme des japanischen ehelichen Lebens behandelt) — von Fr. Minami.
10. Makoetle, eine Erzählung vom südafrikanischen Missionsfelde (aus dem Rheinisch-westfälischen Gemeindeblatt) — übersetzt von meinem Täufling Abiko.
11. Das Himmelsschloß, ein Märchen — von Frl. Inazawa.
12. Gedichte für die Jahreszeiten, für Kaisersgeburtstag, für Morgen und Abend und andere — von Aoki.
13. Bibellesetafel für alle Tage des Jahres 1899 — von Wendt, übersetzt von Nakamura.

Für Shinri schrieb ich zwei Fortsetzungen der Aufsätze über Japanisches Christentum, die in den Nummern 105 und 108 erschienen; am Vortragscyclus in Ikidonozaka beteiligte ich mich durch einen Vortrag über den „Selbstmord", der im Nov. vor ungefähr 30 Studenten gehalten und von Past. Minami gedolmetscht wurde.

Die seit vorigem Herbst eingerichteten beiden Bücherverkaufsstellen brachten ein: In Ikidonozaka im Okt. 0,71, Nov. 0,44, Dez. 0,28, Jan. 0,14 Yen, n Koishikawa im Okt. 0,78½, Nov. 0,86, Dez. 1,49, Jan. 0,09 Yen. Da-

neben wurden noch mancherlei Bücher und Traktate gratis von mir verteilt. Als Bibliothekar lieh ich im verflossenen Zeitraum 77 Bände aus.

Seit Anfang Nov. halte ich Sonntag morgens von 9—10 in Ikidonozaka, zusammenhängende Vorträge über das Leben Jesu, welche mein Täufling Abiko dolmetscht, der überhaupt mit anhaltendem Eifer sich unserer Sache widmet. Die Zahl der Besucher betrug: 10, 12, 10, 20, 9, 11, 7, 10, 15, 15, 13 — es sind, ebenso wie in der Bibelstunde, Studenten der verschiedensten Schulen, der Universität, des Gymnasiums, sogar des Höheren Lehrerseminars und der Kadettenanstalt, auch junge Aerzte. Meine Sonntagabend-Bibelstunde von 6—8 Uhr erfreute sich eines zahlreicheren Besuches als je, es fanden sich 30, 37, 18, 31, 36, 13, 16, 17, 14, 22, 15, 28 Hörer ein. Wir lesen augenblicklich das Matthäusevangelium.

In der Theologischen Schule erteilte ich dem Studenten Nakamura bis zum Schlusse des Semesters wöchentlich 4 St. Unterricht über die Synoptiker. Dieser Unterricht wird im neuen Semester fortgesetzt. Es kam hinzu der Unterricht in der Homiletik, der vorläufig in wöchentlich 3 St., von Anfang März ab in je 4 St. erteilt wird.

Ein neuer Schüler, Yamamoto, der sich auf den Eintritt in unsere Theologische Schule vorbereitet, erhält an einigen Nachmittagen von Pf. Wendt und mir Unterricht; außerdem nimmt er an meiner Vorbereitung auf die Sonntagsschule teil und ist mein japanischer Sprachlehrer in je 4 Stunden wöchentlich.

Die Vorbereitung zur Koishikawa-Sonntagsschule, in welcher unser Student Nakamura und die Lehrerinnen der Armenschule Frl. Inasawa und Murota unterrichten, geschieht Freitag nachmittags durch mich wie früher. Die Zahl der Schüler der Sonntagsschule hebt sich immer vor Weihnachten beträchtlich, um dann wieder zu sinken, andere Schwankungen der Besuchsziffer sind wie bei allen Versammlungen durch das Wetter bedingt. Es betrug die Kinderzahl an den einzelnen Sonntagen: 59, 60, 30, 49, 62, 45, 51, 72, 60, 27, 27, 25, 36, 34, 38. Über die Weihnachtsfeier der Sonntagsschule, die wie üblich in Ikidonozaka gehalten wurde, wird an anderer Stelle berichtet. Kurz vor Weihnachten an einem Nationalfeiertage hielten wir eine zahlreich besuchte Abendversammlung mit Gebet, Gesang und Vorführung von Nebelbildern zur biblischen Geschichte, welche von Nakamura und Inasawa erklärt wurden.

Religiösen Privatunterricht im Hause gebe ich augenblicklich leider nicht. Die Besucher kommen meist nur mit der Absicht, in der deutschen oder englischen Sprache zu profitieren, so z. B. ein junger buddhistischer Priesterschüler, der mich jeden Mittwoch besucht. Selten kommt jemand, der wirklich ernste religiöse Absichten hat. Doch fehlt es auch nicht ganz an solchen. Alle 14 Tage halte ich mit einigen Studenten der juristischen Fakultät einen deutschen Leseabend, an dem ich „Goethe, Aus meinem Leben" erkläre. Es bietet sich auch hierbei manche Gelegenheit, sich über religiöse Fragen des Längeren auszulassen.

In der deutschen Kirche in Banchō half ich am 1. Weihnachtsfeiertage durch die Festpredigt am Morgen und eine Ansprache in der liturgischen Abendfeier der deutschen Gemeinde aus. Eben dort arbeite ich an den Sonntagnachmittagen zusammen mit Hiroi. In der Sonntagsschule von 1—2 Uhr und in den Gottesdiensten von 2 Uhr ab spiele ich das Harmonium. Die Sonntagsschule ist noch so unregelmäßig besucht wie früher, die Kinder werden immer wieder abspenstig gemacht und verlieren auch selber die Lust, da sie außerhalb der Kirche nicht zum Kommen angeregt werden. Ihre Zahl betrug: 33, 21, 3, 3, 24, 21, 13, 13, 18, 18, 11, 15, 10, 0, 6, 8. Der berühmte Politiker Shimada Saburō, der in der Nähe wohnt, schickt seit einiger Zeit seine Kinder regelmäßig. Der Besuch der Predigten ist etwas besser geworden. Ich predige, abwechselnd mit Hiroi, jeden 2. Sonntag, seit Weihnachten zuweilen auch deutsch statt englisch, da Hiroi im Deutschen gute Fortschritte gemacht hat.

Regelmäßig kommt der Präsident des Vereins zur Reform der japanischen Schrift, der seit 20 Jahren schon Christ ist, der bei einer privaten Weihnachtsfeier in meinem Hause eine Rede über die Christenverfolgungen seiner Jugendzeit hielt, und ziemlich regelmäßig, sowie es sein Dienst erlaubt, kommt ein militärischer Sanitätsbeamter, der im letzten Kriege auf religiöse Gedanken und zum Gottesglauben gekommen ist. Das schöne Gebäude der deutschen Kirche lockt auch zuweilen Zeitungsberichterstatter herbei; so erschienen im Fukuin Shimpō und im Gokyō Berichte über unsere Gottesdienste. Zur Weihnachtsfeier unter dem Christbaum hatten wir über 30 Erwachsene und 60 Kinder versammelt, auch von Aokis Hörern aus Chiba waren einige zur Feier herübergereist.

In der deutschen Abendschule, die wöchentlich in dreimal je 2 Stunden gehalten wird, erteile ich 2 Stunden Konversation und Übersetzung, wobei sich öfters ungezwungene Gelegenheiten bieten, über religiöse Fragen zu reden. Die Schüler gehören den verschiedensten Klassen an, meist sind es Ärzte und solche, die es werden wollen. Der Besuch ist, wie bei allen derartigen Fortbildungsschulen ein sehr unregelmäßiger. Die Durchschnittsziffern der Besucher waren im Okt. 30, Nov. 22, Dez. 11 und Jan. 13; eingetragen in die Listen aber hatten sich im Okt. 73, Nov. 54, Dez. 19 und Jan. 23. Die Einnahmen aus dem Schulgelde betrugen im Okt. 32,50 Yen, Nov. 17 Yen, Dez. 3,90 Yen und Jan. 5,50 Yen.

Erwähnt seien zum Schlusse noch die monatlichen Konferenzen des Missionarkollegiums, die zweimonatlichen Tokyo-Pastoralkonferenzen — bisher behandelte Themata waren: Männer- und Frauenversammlungen, Sonntagsschulen — die 14tägigen Mitarbeiterversammlungen in den Häusern der Missionare, die monatlichen Frauen- und die monatlichen Männerversammlungen ebendort. So zeigt es sich, daß vielerlei von uns unternommen ist, um religiöse Beeinflussung auszuüben. Aber die Arbeit geht nicht ins Große hinein; es ist Treue im Kleinen, die wir nach Lage der Verhältnisse zu üben uns bemühen. Möge Gott dieselbe segnen, daß aus Kleinem Großes werde zu seines Namens Ruhm und Ehre!

Bericht des Pfarrers und Missionars Wendt über die Zeit vom 15. Oktober 1898 bis zum 15. Februar 1899.

„Etwas anders, als zu Beginn des Wintersemesters geplant war, hat sich meine Thätigkeit gestaltet, insofern als ich meine Donnerstags-Bibelstunde im Saal der Theologischen Schule und die geplanten Vorträge im Hause des Universitäts-Jünglingsvereins im Einverständnis mit den Kollegen aufgab, um die dadurch gewonnene Zeit für das Studium der japanischen Sprache nutzbar zu machen. Das konnte umso eher geschehen, als Pf. Schillers Sonnabends-Bibelerklärung und Pf. Christliebs Dienstags-Vorträge zweifellos schon dem in jenem Teil Tokyo's vorhandenen religiösen Bedürfnis genügen mußten. Es sind mindestens 6—8 Stunden, die ich dadurch gewinne, da meine Wohnung so weit von Koischikawa und Hongo entfernt liegt. Dem religiösen Bedürfnis einiger in meiner Nähe wohnender Studenten trage ich durch je eine deutsche und eine englische Bibelstunde Rechnung.

In der Theologischen Schule habe ich seit Anfang dieses Monats nur eine Stunde Deutsch an Nakamura zu erteilen, eine weitere Stunde Deutsch erhält er mit Pastor Hiroi zusammen in meiner Wohnung (Montags). Mittwochs und Sonnabends erteile ich, wie bisher, je eine Stunde Unterricht an einen jungen christlichen Japaner, der gern in unsere Theologische Schule eintreten möchte.

Dienstags und Donnerstags von 8—9 vormittags, wenn auch nicht mit allzu großer Regelmäßigkeit, besucht mich noch immer der von der Philosophie des

Pessimismus beeinflußte Japaner. Nachdem ich ihm unsere Stellung zur Schrift auseinandergesetzt und beispielsweise das Problem der Synopse vorgeführt habe, bin ich jetzt dabei, ihm im Anschluß an Pfleiderer's Glaubenslehre den Kern des Christentums darzulegen.

In der Deutschen Abendschule unterrichtete ich bis Weihnachten. Seit Neujahr hat Kollege Haas bis zu Dr. Christliebs Weggang meine Stunden daselbst übernommen, wodurch ich auch in dankenswerter Weise entlastet worden bin.

In Shitaya predige ich, wie bisher, monatlich einmal. Pastor Komai, der im Januar d. J. Hochzeit machte, hat durch seine junge Frau mit Hülfe Frl. Heydenreichs seit kurzem Handarbeitsunterricht für Frauen einrichten lassen. Das Harmonium für Shitaya wurde, wie geplant, angeschafft. Frl. Kiku, eine frühere Schülerin unserer Armenschule, die auf Missionskosten jetzt noch eine weitere Ausbildung empfängt, spielte das Harmonium bis zur Verheiratung Herrn Komai's. Jetzt thut es Frau Komai.

Die Leseabende in meinem Hause finden nur noch alle 14 Tage (Montags) statt.

Jeden Sonnabend Nachmittag erteile ich eine Stunde Religions-Unterricht und eine Stunde Gesang an Kinder deutscher resp. halbdeutscher Eltern.

Im Oktober und November hielt ich je einen Sonntagsabend-Vortrag in unserer Hongokirche, einen über „Freiheit", den anderen über „Zweckmäßigkeit". Im Januar hielt ich an einem Sonntag-Nachmittag im Rengo Seinen Kwai Kwan (Jünglingsverein der Universität und des 1. Gymnasiums) einen englischen Vortrag über die Auferstehung Jesu. Das Thema war von dem Vorsitzenden des Jünglingsvereins, einem sehr eifrigen Christen, gewünscht worden.

Für Shinri schrieb ich über „Alttestamentliche Citate im Neuen Testament". Es ist eine längere Arbeit, die in mehreren Fortsetzungen erscheinen muß.

Meine Hauptarbeit war das Studium des Japanischen. Mit meinem Lehrer, unserem Studenten Nakamura, habe ich das Markus-Evangelium aus dem Schrift-Japanisch ins Kolloquial-Japanisch übertragen, in erster Linie, damit ich dadurch meine Sprachkenntnisse erweitere, in zweiter Linie, um auch dem einfachsten Japaner eine leicht lesbare Übersetzung zu bieten; denn die allgemein gebräuchliche Übersetzung ist nur mit Hülfe ausführlicher Erklärungen und fleißigen Studiums verständlich. Der Japaner, der die japanische Bibel lesen und verstehen will, muß gleichsam eine neue Sprache erlernen, die von der Umgangssprache wohl mindestens so verschieden ist, wie Hochdeusch vom Plattdeutsch. Wir werden unsere Übersetzung erst noch aufs genaueste von einem oder mehreren christlichen Japanern, die im Tokyo-Dialekt groß geworden sind und ein Gefühl für die Heiligkeit des Stoffes haben, prüfen und verbessern lassen, ehe wir sie in Kana, der japanischen Silbenschrift, drucken lassen, vielleicht Seite an Seite mit dem bisherigen Bibeltext.

Über die Weihnachtsfeier, die in meinem Hause stattfand, habe ich im Missionsblatt 1899 Nr. 3 schon berichtet.

Im Januar hielt ich in meinem Hause eine Männerversammlung ab, bei der ich in englischer Sprache einen Vortrag über Nithack-Stahn's Schauspiel: „Die Christen" hielt. Im Dezember predigte ich einmal auf unserer Station in Chiba und am verflossenen Reformationsfest in den deutschen Gemeinden von Tokyo und Yokohama. Seit Neujahr hat Frl. Heydenreich wöchentlich eine Stunde Japanisch bei mir.

Bericht des Pfarrers und Missionars Haas über die Zeit vom 22. November 1898 bis 15. Februar 1899.

„Seit unserer Ankunft in Japan sind bald 12 Wochen vergangen. Wie ich den ersten Bericht in die Heimat zu erstatten habe, könnte ich den Brief zur

Vorlage nehmen, den vor 350 Jahren Francis Xavier, der erste Missionar in Japan, als ersten Brief den Patres seiner Gesellschaft nach Indien schickte: „Wenn wir etwas besser ihre Sprache begreifen werden, da hoffe ich zu Gott, daß unsere Sachen einen anderen Lauf haben werden. Was diese Zeit betrifft, sind wir unter diesem Volk wie stumme Statuen; sie reden von uns, ohne daß wir ihnen antworten können. Was mich betrifft, erlerne ich die ersten Elemente der Landessprache." Tout comme chez nous. Ich wünschte bloß, ich könnte in der Erlernung dieser Landessprache so schnelle Fortschritte machen wie weiland Francis Xavier, fürchte aber, daran wird nicht zu denken sein. Geht Dr. Christlieb nun mit nächstem heim und habe ich dann in seine volle Arbeit einzutreten, so wird mir zu solcher Lernarbeit fürs erste gar keine Zeit mehr übrig bleiben. Es war mir schon nicht möglich, diese ersten Wochen so dafür auszunützen, wie ich wohl gewünscht hätte. Da galt es, sich provisorisch einzurichten, bei den weitauseinander wohnenden Deutschen der Kolonie in Tokyo die Besuche zu machen und ebensoviele Gegenbesuche zu empfangen. Bis zum 24. November abends, wo wir Gelegenheit hatten, einer Mitarbeiterversammlung beizuwohnen, hatte ich auch bereits die japanischen Mitarbeiter alle kennen gelernt, so sehr hatten sie Eile, sich den neuen Zuwachs anzusehen. Während ich nicht begriff, wie man uns, kaum angekommen, noch zwischen Koffern sitzend, so überlaufen mochte, meinten sich diese freundlichen Japaner und Japanerinnen noch entschuldigen zu müssen, wenn sie nicht schon am ersten Tag erschienen waren. Meine Einführung in die Missionsarbeit fand am 26. November statt. Pastor Minami und Pastor Hiroi hießen mich im Namen der japanischen Gemeinde und Mitarbeiter, Kollege Schiller in seiner Eigenschaft als derzeitiger Vorsitzender des Missionarskollegiums willkommen, Kollege Christlieb begrüßte mich als seinen Nachfolger in der Leitung der Theologischen Schule. Ich gab in meiner Gegenansprache der Absicht Ausdruck, in dem Geiste und mit derselben Treue wie der Mann, den ich ersetzen soll, arbeiten zu wollen. Gleich am folgenden Sonntag, meinem ersten in Japan, predigte ich auf Minamis Einladung und mit ihm als Dolmetscher im Gottesdienst der Hongogemeinde. Der deutschen Gemeinde in Yokohama hielt ich die Weihnachtspredigt, nachdem ich zuvor auch dort die Besuche zum größeren Teil gemacht hatte. Das deutsche Pfarramt übernahm ich offiziell am 20. Januar. Die Feier meiner Einführung als Pfarrer der deutschen evangelischen Gemeinde war auf den Sonntag, den 22. Januar, anberaumt, bei welcher Gelegenheit ich auch meine Antrittspredigt hielt. Die Deutschen ohne Unterschied der Konfession durfte ich gleich noch in derselben Woche an Kaisers Geburtstag unter meiner Kanzel sehen. An gewöhnlichen Sonntagen muß ich mich, wie Kollege Christlieb vor mir, mit einem beträchtlich kleineren Hörerkreis bescheiden, in Yokohama wie in Tokyo.

An Unterrichtsstunden habe ich vorläufig nur zwei wöchentlich in der deutschen Abendschule gegeben. Neben ihnen werde ich im neuen Semester die Vorlesungen über Dogmatik, Ethik, Neutestamentliche Einleitung und Neutestamentliche Theologie übernehmen. Für Shinri schrieb ich einen Aufsatz über die Bedeutung der Philosophie neben den empirischen Wissenschaften in der Gegenwart, sowie einen Aufsatz über Bibelübersetzungen, dem weitere über das gleiche Thema folgen sollen."

Shinri.

April 1898 (Nr. 99). E. Schiller, Ostern. — Dr. Christlieb, Geschichte und Überlieferung von Buddha's Leben. — H. Holtzmann, Die Tübinger Schule und die heutige Kritik des Neuen Testaments (Fortsetzung und Schluß Nr. 101 und 102). — H. Minami, Die gegenwärtige Lage der christlichen Kirche in Japan. — Verschiedenes: Herders Anschauung von der Geschichte. —

Dr. Christlieb, Vorträge über das Christentum: Was für Arten von Religion giebt es? (Fortsetzung Nr. 100).

Mai 1898 (Nr. 100), J. Hiroi, Vorsehung. — T. Maruyama, Zur 100. Nummer von Shinri. — C. Munzinger, Wahres Christentum. — O. Schmiedel, Neue Probleme des Lebens Christi. — E. Schiller, Programm und Grundsätze der Fukyū Fukuin Kyōkwai (Jap. Name uns. Miss.). — H. Minami, Die Lage des freien Christentums in Japan. — Dr. Christlieb, Über Gott. — E. Schiller, Neuigkeiten.

Juni 1898 (Nr. 101). A. Wendt, Die Notwendigkeit des Leidens. — Dr. Christlieb, Über die Trinität. — J. Hiroi, Ursprung, Entwicklung und religiöser Wert der Taufe. (Schluß Nr. 103). — H. Minami. Zusammenstoß der Nationalität und Religion im römischen Reich. — Verschiedenes: Christliches Heim. — Dr. Christlieb, Vorträge über das Christentum: Was ist Christentum?

Juli 1898 (Nr. 102). R. Aoki, Suchet das Beste. — G. Wohlfarth, Das Rätsel des Lebens. — H. Minami, Einige Zeitfragen. — Verschiedenes: Das „Archiv für Religionswissenschaft". — Wan Kwoh Kung Pao. — Dr. Christlieb, Vorträge über das Christentum: Giebt es einen Gott?

August 1898 (Nr. 103). Reich und Arm. — E. Schiller, Was ist japanisches Christentum? (Fortsetzung Nr. 105). — H. Minami, Der Prophet Elias und die Tradition über ihn. — R. Kuwano, Studium der chinesischen Gottheiten. — Was ist die christliche Taufe? — Ritters Geschichte der protestantischen Mission in Japan. — Dr. Christlieb, Vorträge über das Christentum: Beweise für das Dasein Gottes. (Fortsetzung Nr. 104).

September 1898 (Nr. 104). Dr. Christlieb, Gottes Geist und Menschen Geist. — A. Wendt, Glaube und Aberglaube. — Dr. Christlieb, Die christliche Lehre von der Schöpfung und Vorsehung. — H. Minami, Die Zukunft des Buddhismus. — Verschiedenes.

Oktober 1898 (Nr. 105). K. Komai, Zurück zu Christus! — Dr. Christlieb, Die Lehre Buddhas. — J. Müller, Die empirische Grundlage des christlichen Glaubens. — H. Minami, Wie kann man das Christentum einführen? — J. Hiroi, Das Dilemma der christlichen Theologie. — Dr. Christlieb, Vorträge über das Christentum: Wie können wir von Gott etwas wissen?

November/Dezember 1898 (Nr. 106 und 107). Dr. Christlieb, Die Offenbarung Gottes. — Prof. H. Wendt (Jena), Die Freiheit und die empirische Basis des christlichen Glaubens. — A. Wendt, Verwendung des Alten Testaments im Neuen. — H. Minami, Die Geburt Christi und die Weltgeschichte. — Verschiedenes: Für den Weihnachtstisch. — Dr. Christlieb, Vorträge über das Christentum: Als was müssen wir Gott betrachten?

Januar 1899 (Nr. 108). Unser Neujahrsgebet. — H. Haas, Die gegenwärtige Lage der Philosophie. — E. Schiller, Was ist japanisches Christentum. (Schluß Nr. 109.) — A. Wendt, Citate des Alten Testaments im Neuen Testament. — H. Minami, Einige Fragen der gegenwärtigen christlichen Kirche Japans. — M. Christlieb, Vorträge über das Christentum: Das Wesen Gottes. (Fortsetzung Nr. 109.)

Februar 1899 (Nr. 109). E. Schiller, Ewigkeit. — H. Haas, Übersetzung der Bibel. — H. Minami, Notwendigkeit der Revision der japanischen Bibel. — Neue Übersetzung des Römerbriefs.

Aus China.

Erwiderung des Miſſionars Pf. Paul Kranz auf den Angriff der Allg. evang.-lutheriſchen Kirchenzeitung[1]).

An den Herausgeber der Allg. ev.-luth. Kirchenzeitung hat unſer Miſſionar Pf. Paul Kranz ein Schreiben, datiert vom 20. März d. J., gerichtet, in dem er ſich gegen die ungerechtfertigten Angriffe in Nr. 2 und 3 jener Zeitung[1]) verteidigt. Der Adreſſat hat den Abdruck dieſes Schreibens „wegen ſeiner unhöflichen Form und wegen der vielen akademiſchen Erörterungen" abgelehnt. Da wir die Moral nicht verſtehen, nach welcher ungerechtfertigte Angriffe erlaubt ſind, die Verteidigung aber als „unhöflich" erklärt und verſagt werden darf, ſo bringen wir das Schreiben des Pf. Paul Kranz zum wörtlichen Abdruck und überlaſſen das Urteil über das Verhalten der Allg. ev.-luth. Kirchenzeitung getroſt allen unbefangenen kirchlichen Kreiſen Deutſchlands. Der Brief des Pf. Paul Kranz lautet:

Hochgeehrter Herr!

Um der Gerechtigkeit willen, die Sie mir, der ich um des Evangeliums willen ſo weit vom Vaterlande entfernt bin, ſchuldig ſind, bitte ich Sie, die folgenden Zeilen in Ihrem geſchätzten Blatte abzudrucken:

Vorgeſtern erhielt ich von einem Freunde in Deutſchland die Nr. 2 und 3 Ihrer Evang.-Luth. Kirchenzeitung, welche eine leider offenbar ſehr wenig wohlwollende Kritik des Allgem. ev.-proteſt. Miſſionsvereins enthalten. Als Antwort auf das, was Sie darin auch über meine eigene Arbeit ſagen, erwidere ich:

1. Die Arbeit für den Herrn in China iſt an ſich ſchon ſchwer genug; warum wollen Sie ſie noch ſchwerer machen? Ich vergebe Ihnen zwar, was Sie offenbar aus Unkenntnis der Verhältniſſe über mangelnde „unmittelbare" Erfolge meiner litterariſchen Miſſionsthätigkeit ſagen. Aber wenn Sie wollten, könnten Sie ſich ja leicht durch ein Studium der beiden letzten Jahresberichte der Diffuſion Society und anderer Quellen (z. B. der Berichte der Shanghai- und Hankow-Traktatgeſellſchaften) beſſer unterrichten. Ich empfehle Ihnen jedenfalls

---

[1]) Unſere Entgegnung Z. M. R. 1899, S. 89 f. fertigt die Allg. ev.-luth. Kirchenzeitung in Nr. 12, S. 281 f. kurzer Hand ab, nicht ohne neue Invektiven hinzuzufügen, und benutzt dazu einen Artikel unſeres ſeligen Ritter Z. M. R. 1895, S. 80 u. ff., aus dem ſie die ihr bequemen Sätze ohne Rückſicht auf den Zuſammenhang entnimmt, aber unterdrückt, was nicht zu ihrem Angriffe paßt, insbeſondere den Satz: „Die Berührung mit der neuen Theologie des Abendlandes haben hervorragende japaniſche Theologen durch das Studium abendländiſcher Wiſſenſchaft und durch Reiſen im Weſten auch völlig unabhängig von unſerer Miſſion gefunden." Durch dieſen Satz, deſſen Richtigkeit kein Kenner japaniſcher Verhältniſſe leugnet, wird auch ein Verſuch in der A. M. Z. 1899, S. 113, den die Allg. ev.-luth. Kirchenzeitung mit Genugthuung regiſtriert, die Umſchwenkung des bekannten japaniſchen Theologen Yokoi aus dem Lager der poſitiven in das der hiſtoriſch-kritiſchen Theologie unſeren Miſſionaren in die Schuhe zu ſchieben, ins rechte Licht gerückt. Gegen den ungeheuerlichen Vorwurf, der in dieſem Verſuche angedeutet iſt, die durch Yokoi herbeigeführte Entchriſtlichung der Doſhiſha indirekt veranlaßt zu haben, brauchen wir uns um ſo weniger zu verteidigen, als wir ſogleich (Z. M. R. 1898, S. 149) und unſeres Wiſſens als die erſten im chriſtlichen Deutſchland, wie auch D. Warneck in einer Anmerkung zu jenem Artikel der A. M. Z. 1899, S. 117 konſtatiert, die Handlungsweiſe Yokois aufs ſchärfſte verurteilt haben. Übrigens verzichten wir auf weitere Diskuſſionen mit dem Leipziger Organ der konfeſſionell-lutheriſchen Partei, das jedenfalls unſchuldig iſt, wenn in neuerer Zeit auch in die Liebesarbeit der Miſſion ein „chriſtlicherer" Ton eingezogen iſt, der von einer Einigkeit im Geiſte zeugt und den wir durch unſere friedlich-tolerante Haltung, die außer der Allg. ev.-luth. Kirchenzeitung niemand anzweifelt, nach wie vor fördern werden.

dringend, gründlich zu erwägen, was Prof. Warneck (Missionslehre III. 1, S. 244 u. 250) über den „missionarischen Großbetrieb" und die Bedeutung der „Inkommensurabilien" in der Mission sagt, und was er (Abriß der Missionsgeschichte S. 330) darüber sagt, „was eigentlich Missionserfolg ist". Wenn Sie nur das Missionserfolg nennen, was sich statistisch im Taufregister buchen läßt, so verstehen Sie noch nicht recht 1. Kor. 1, 14 und überhaupt, um was es sich in der Mission in China zunächst hauptsächlich handelt. Das Gemeinde-Sammeln ist natürlich auch sehr nötig und wird ja auch von vielen Missionaren in anzuerkennender Weise getrieben. Mir aber lag bei den geringen Mitteln unserer Mission bisher hauptsächlich daran, allen evangelischen Denominationen in China zusammen und so der Sache Christi im ganzen zu dienen. Dieses Bestreben ist auch von sehr vielen Missionaren mit Freuden anerkannt. Durch das mündliche Wort könnte ich nur Hunderte erreichen, durch das gedruckte Wort erreiche ich Hunderttausende.

2. Jene meine Erklärung zu Hebr. 12, 24, die Sie S. 37 und 38 abdrucken, ist wörtlich aus dem schwierigen Chinesischen zurückübersetzt und hat deshalb ein im Deutschen etwas befremdliches Gepräge. Daß aber die Analogie der Fürbitte eine sehr beachtenswerte Hülfe bietet, um das eigentliche Hauptproblem in der Lehre von der Sühne durch Christi Tod zu verstehen, inwiefern und wodurch nämlich das Selbstopfer Jesu einen solchen welterlösenden Wert und Einfluß im Urteil Gottes haben konnte, das ist mir klar und hat mir Frieden gegeben im Wirrsal des theologischen Kampfes der Heimat um dieses Central-Dogma. Nur von diesem Gesichtspunkt der Freiheit Jesu und seines freiwilligen, heiligen hohenpriesterlichen Eintretens für uns (ὑπές) aus, läßt sich das Geheimnis der Sühne annähernd verstehen. Wenn Sie nun diese Vorstellung vom Tode Jesu als einer hohenpriesterlichen That der Fürbitte zur Sühne für unsere Sünden „dürftig" nennen, so will ich zu Ihrer Entschuldigung annehmen, daß Sie dieselbe noch nicht recht durchgedacht oder noch nicht recht verstanden haben. Angeregt bin ich dazu durch Geß, ferner durch Finney, Moody, Schrenk, Jellinghaus u. a., besonders auch durch den Vers: „Weil Christi Blut beständig schreit: Barmherzigkeit, Barmherzigkeit." Sie erwecken ferner in Ihrer Besprechung den falschen Schein, als ob ich in meinem 232 Seiten umfassenden chinesischen Buch weiter nichts über die Versöhnung gesagt hätte, während ich z. B. alle wichtigen Bibelsprüche, die sich auf den Tod Jesu beziehen, voll abgedruckt und mich überhaupt bemüht habe, die Chinesen anzuleiten, sich die rechten Vorstellungen aus den Kernsprüchen des Neuen Testaments selbst zu bilden. Kritisieren Sie also bitte nicht, was sie nicht genügend kennen!

3. In Bezug auf jene Einheitserklärung in Kuling sind Sie bisher der einzige, der daran Anstoß genommen hat. Unzählige evangelische Christen in England, Amerika und auch in Deutschland (cf. auch D. Grundemann in seiner Rundschau, A. M. Z. 1898, S. 524 f.) haben diese Einheitserklärung so vieler Repräsentanten des evangelischen Christentums aus allen Ländern mit Freuden begrüßt. Daß darin eine Geringschätzung der lutherischen Bekenntnisse liege, schieben Sie mir nur einfach unter. Ich bin ebenso gut lutherisch wie Sie, nur lege ich auf das „Evangelisch" mehr Wert, als Sie offenbar thun trotz des Namens ihres Blattes.

4. Als ein persönlicher, dankbarer Schüler von Prof. Luthardt, Fricke, Zöckler, Cremer, Kübel, Bernh. Weiß, Beyschlag, Jul. Köstlin, Haupt, Hering, Sachsse und anderer (ich studierte in Berlin, Leipzig, Halle, Tübingen, Greifswald und besuchte später das Seminar in Herborn) bin ich persönlich kein Anhänger der mit einem Schlagwort genannten „liberalen Theologie", schließe mich gemäß 1. Kor. 3, 3 f. überhaupt keiner Partei an, sondern stehe auf dem Boden des Neuen Testaments als der ausschließlichen Norm für die Heilserfahrung und Glaubenserkenntnis des Christen. Obwohl einige hervorragende evangelische Theologen der Gegenwart (orthodoxer und auch liberaler Richtung) diesen Grund-

satz meiner persönlichen Ansicht nach noch zu sehr beschränken und noch nicht voll und ganz zur Geltung bringen, so denke ich doch, daß auf dem Gebiete der Mission (ebenso wie auf manchem innerkirchlichen Gebiet) ein Zusammenarbeiten mit Christen auch anderer, sowohl etwas mehr „orthodoxer" als auch etwas mehr „liberaler" Richtung, sehr wohl möglich und sogar dienlich ist. Die Parteischlagwörter der Heimat erscheinen hier im Angesicht von 400 Millionen Heiden überhaupt als sehr klein und kleinlich.

5. Der Allgemeine evangelisch-protestantische Missionsverein, welchem ich (NB. ohne Gehalt) zu dienen mich freue, ist übrigens grundsätzlich kein liberaler Parteiverein, sondern will nach § 3b seiner Statuten auf die „Vereinigung aller derer hinwirken, welche Mission treiben." Evangelische Theologen aller Richtungen sind ihm zur Mitarbeit an dem großen Werke der Heidenmission willkommen, wenn sie nur aufrichtig dem Herrn Christus dienen wollen. Wenn leider bisher Theologen „positiver Richtung" sich nur wenig bei der Mitarbeit beteiligt haben, so ist das ihre eigene Schuld und wird hoffentlich bald besser werden. In Bezug auf theologische Ansichten der Mitarbeiter im einzelnen ist jeder für sich selbst vor Gott verantwortlich, nicht aber der eine für den anderen. Wenn Sie den Schein des Gegenteils zu erwecken suchen, um dadurch evangelische Christen mit Mißtrauen gegen unseren Verein zu erfüllen, so ist das eine Entstellung der thatsächlichen Prinzipien des Vereins, die ich Sie zu berichtigen bitte.

6. Zu weiteren Auseinandersetzungen fehlt mir leider die Zeit; denn ich habe hier, im Angesicht der Massen unevangelisierter Heiden, wichtigere Dinge zu thun, als auf das elende Parteigezänk der Heimat einzugehen. Lesen Sie, bitte, Röm. 14, 10—12. 1. Kor. 4, 3—5.

O Gott, der du die Liebe bist, erbarme Dich über den geistlichen Zustand meines Vaterlandes! Zerstöre die Parteiwut der Theologen! Laß sie sich alle im Geist unter dem Kreuz deines geliebten Sohnes versammeln und in das Antlitz des sterbenden Erlösers aufschauen! Laß sie sich so als Brüder erkennen, die geeint und gemeinsam für ihn Zeugen sollen vor der ganzen Welt! Mehre den Missionsgeist in Deutschland, wecke besonders die Studenten und jungen Pastoren auf, daß sie ihre große Verpflichtung der Heidenwelt gegenüber erkennen, und daß alle Christen bereit werden, große Opfer für Deine Sache zu bringen! Erhöre mein Gebet und laß es einen mächtigen Wiederhall finden in Tausenden von Herzen, auch in Deutschland, um Jesu Christi, unseres hochgelobten Heilandes willen. Amen.

Shanghai, China, Montag, den 20. März 1899.

Paul Kranz,

Pfarrer und Missionar des allg. ev. prot. Missionsvereins.

Aus den Zweigvereinen.

Die Thüringer Geschäftsstelle

regte die Veranstaltung von Kiautschou-Abenden an, indem sie sich gleichzeitig erbot, die nötigen Vorträge zu vermitteln. Die Herren Diakonus Schillbach in Buttstädt, Oberpfarrer Nagel in Lobeda, Pfarrer Eichhorn in Taupadel stellten in dankenswerter Weise Zeit und Kraft in den Dienst der guten Sache. Die beiden Letztgenannten besitzen Apparate zur Vorführung von Lichtbildern aus China im allgemeinen und Kiautschou im besonderen. Es sprachen: Diakonus Schillbach in Weimar, Gotha, Ilmenau; Oberpfarrer Nagel in Oberroßla, Wichmar, Rothenstein, Schloßvippach, in 3 Orten der Diözese

Weida, ferner in Tannroda und in Blankenhain; Pfarrer Eichhorn in Wernshausen, Meiningen, Römhild, Heldburg, Rieth, Lindenau, Steinach, Lauscha, Eisfeld. Es zeigte sich überall sehr viel Interesse für das neue Arbeitsgebiet unseres Vereins. (Anfragen in betreff weiterer Vorträge an Familienabenden und Jahresfesten sind zu richten an Pfarrer Dr. Hering in Oberroßla bei Apolda.)

Unser Brandenburger Provinzial-Verband

feierte am 28. Mai sein diesjähriges Wandermissionsfest in Brandenburg a. H. unter reger Beteiligung. Der Festgottesdienst fand um 5 Uhr Nachmittags in der St. Katharinen-Kirche statt, eingeleitet durch die schönen Gesänge des Kirchenchors. Die Festpredigt hielt Prediger Graue aus Berlin, der im Anschluß an Matth. 6, 9—13 in geistvoller Weise das Vater Unser als Missionsgebet auslegte. In der Konferenz der Mitglieder des Prov.-Verbandes, die in der Wohnung des Pf. Lic. Mohnhaupt stattfand, wurden Beschlüsse über eine weitere Ausbreitung unseres Vereins in der Provinz Brandenburg und Aufbringung größerer Mittel für die Kiautschou-Mission gefaßt. Die Nachfeier fand um 8 Uhr im Wilhelmsgarten statt. Nach einer kurzen Begrüßung der zahlreichen Versammlung durch Pf. Lic. Mohnhaupt hielt Pred. Dr. Arndt einen Vortrag über die Arbeiten unseres Vereins in Japan, Pred. Lehmpfuhl über die Frauenwelt in China und Japan. Das Schlußwort sprach Oberpf. Jonas, der Vorsitzende des Prov.-Verbandes, der allen denen, die zum Gelingen des Festes beigetragen hatten, für ihre Mitwirkung dankte und der Versammlung in warmen Worten die Missionspflicht ans Herz legte.

Aus dem Centralvorstande.

Die Frühjahrskonferenz des Centralvorstands

fand am 5. April in Weimar statt. Über die Beschlüsse hat der Centralvorstand am 12. Mai ein Rundschreiben an die Zweigvereine und Vertrauensmänner gerichtet, aus dem wir folgendes mitteilen:

„An regelmäßigen Beiträgen sind im verflossenen Jahre ca. 50 000 Mark und für die Kiautschou-Mission ca. 19 000 Mark eingegangen. Reicht schon die erstere Summe nicht ganz zur Deckung der laufenden, auch noch durch Reisen der Missionare vermehrten Ausgaben, so sind vor allem die Sammlungen für Kiautschou nicht reichlich genug ausgefallen. Wir brauchen für ein Wohnhaus Dr. Faber's und Pf. Wilhelm's 36 000 Mark; für eine Chinesenschule 16 000 Mark. Es fehlen uns also noch 33 000 Mark, die im Laufe dieses Geschäftsjahres aufgebracht werden müssen.

Wir bitten Sie nun herzlich und dringend, für unser Centraljahresfest in Meiningen am 19. bis 21. September, zu dem wir Sie wiederholt einladen, in Ihren Gemeinden Extrasammmlungen für die Kiautschou-Mission zu veranstalten, und bei dieser feierlichen Gelegenheit diese Sammlungen zur Abwendung des drohenden Defizits zu überreichen.

Sehr dankbar wären wir Ihnen ferner, wenn Sie sich angelegen sein lassen wollten, junge tüchtige Theologen auf unser neues Missionars-Gesuch für Kiautschou aufmerksam zu machen. Wir brauchen viel Geld, aber was wir noch mehr und nötiger brauchen, das sind tüchtige Männer, die mit ganzem Herzen an die große und schöne Aufgabe herantreten, den Bewohnern unserer neuen Kolonie das Beste, was wir besitzen, unser evangelisches Christenthum zu bringen, und wir können uns nicht denken, daß sich unsere junge Theologenschaft ein solches Armutszeugnis ausstellen wird, daß sie keinen sendet, der es wagt, mit Gottes Hilfe hinauszugehen.

Wir teilen Ihnen noch mit, daß Herr Pfarrer Dr. Christlieb am 28. April d. J. nach 7jähriger Dienstzeit in der Heimat (Stuttgart, Landhausstraße 35) glücklich wieder eingetroffen ist und den Hauptvortrag in der Generalversammlung in Meiningen am 20. September d. J. halten wird. Sein Thema lautet: Japanische Kulturinteressen und die evangelische Mission.

Die Adresse unseres Generalschatzmeisters für Deutschland, des Herrn Rentiers Franz Lewerentz ist jetzt: Zehlendorf b. Berlin, Gartenstr. 10. Unsere Mitarbeiter in Deutschland werden ersucht, alle ihre Sammlungen Herrn Lewerentz fortan unter dieser Adresse zuzusenden.

Endlich machen wir unsere Frauenvereine noch einmal darauf aufmerksam, daß alle Gaben für den Bazar in Tokyo spätestens bis zum 1. Juli d. J. an Herrn Pastor Burggraf in Bremen, Ellhornstr. 19a zu senden sind."

Unser Missionar Pfarrer Wendt

und seine Gattin in Tokyo sind am 13. April d. J. durch die Geburt eines Töchterchens erfreut worden.

Verpflichtungsscheine für Kiautschau.

Im letzten Monat sind 2 Verpflichtungsscheine über 100 Mk. und ein Schein über 50 Mark eingegangen. Erforderlich sind noch 90 Scheine über 50 Mk., 46 Scheine über 100 Mk., 19 Scheine über 500 Mk., 9 Scheine über 1000 Mk. Wer zeichnet noch? Und wer gewinnt weitere Zeichner?

Aussendung eines zweiten Missionars für Kiautschou.

Für unser neues Missionsfeld in Kiautschou suchen wir noch einen Theologen von gründlicher wissenschaftlicher Bildung, tiefer religiöser Wärme und aufrichtiger Begeisterung für die Heidenmission, der dort mit unseren anderen Missionaren Pf. D. Faber, Pf. Kranz und Pf. Wilhelm zusammen unser Missionswerk fördern soll. Wo nicht dringende Verhältnisse es anders erfordern, soll das Amt des Missionars gemäß unserer Dienstordnung auf Lebenszeit geführt werden. Wahlfähigkeit für das geistliche Amt in der Heimat ist Voraussetzung. Meldungen mit Zeugnissen und Lebenslauf sind an den unterzeichneten Vorsitzenden, Berlin C. 19, Friedrichsgracht 53, zu richten, der auf Anfragen gern jede nähere Auskunft erteilt.

Es stehen so viele junge Theologen hier in der Heimat müßig am Markte. In unserer neuen Kolonie in China eröffnet sich ihnen ein großes und zukunftsreiches Arbeitsfeld. Möchte unser erneuter Appell bei unserer theologischen Jugend einen lebhaften Wiederhall finden und recht viele zu Meldungen veranlassen, die es wagen wollen, in Gottes Namen hinauszuziehen und den Bewohnern unseres neuen Schutzgebietes das Beste zu bringen, was wir besitzen, unser deutsches evangelisches Christentum!

Berlin, den 1. Juni 1899.

Der Centralvorstand des Allgem. evang.-protest. Missionsvereins.

Prediger Dr. Arndt.

Zur buddhistischen Eschatologie.

Von Kirchenrat D. Spinner in Weimar.

Die Statistik der Religionen pflegt mit der Zahl von einigen 100 Millionen Buddhisten in Central-, Ost-, Südostasien und Ceylon die Vorstellung zu erwecken, als ob nächst oder selbst vor Christus Buddha am meisten Anhänger gefunden habe, vergißt aber dabei zu erwähnen, daß das, was sich im Laufe der ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung als Buddhismus in Indien entwickelte und von da aus die Nachbarländer eroberte, mit der alten Lehre Buddhas selbst in Prinzipien nicht mehr übereinstimmte. Auf dem Religionskongreß bei Anlaß der Weltausstellung in Chicago 1893 haben indische und hauptsächlich japanische buddhistische Priester mit oft bedeutenden rednerischen Leistungen den Buddhismus apologetisch vertreten; was sie aber vorbrachten, waren Philosopheme, die wenig Zusammenhang verrieten mit den als Religion die sogenannten buddhistischen Völker beherrschenden Gedanken und Vorstellungen.

Als einst etwa 2000 Jahre vor unserer Zeitrechnung die Arier voll Mut und Lebenskraft über Kabul und die Khaiberpässe in's Stromgebiet des Indus, Dschamna und Ganges eindrangen, da haben sie herrliche Heldenlieder dichtend gesungen, wie uns die ältesten Teile des Veda bekunden, und kraftvoll und poetisch war ihre Mythologie. Die heiße Sonne Indiens, das ruhige Leben des Eroberers, der das Schwert mit dem Pfluge vertauschte, verwandelte den kühnen Mut in stille Kontemplation; statt der Helden und Könige beherrschten die Priester, die Brahmanen, allmählich zur höchsten Kaste geworden, das Volk; die religiösen Vorstellungen wurden hierarchisch zugeschnitten und ihr Nährboden war nicht mehr von frischem, munterm Bergwasser durchflossen, sondern getränkt von ungesundem, aber üppige Kulturen erzeugendem Sumpfwasser. Mit Vorliebe erging sich die Phantasie der nachvedischen Indier in Höllen- und Paradiesesträumen. Da zertrümmerte der edle Reformator aus adligem Geschlechte Siddhattha, der Buddha, das ganze Gebäude des Brahmanismus, nahm ihm seine Höllen und seine Himmel, ja, mit dem Zwange einer unbarmherzigen Logik selbst seine Götter. Für Höllen- und Himmelsphantasien war in Buddhas Weltanschauung im Prinzipe kein Platz, so wenig als für irgend welche Gottheiten. Die Ironie der Geschicke aber hat es gewollt, daß bald nach seinem Tode nicht nur er selbst zum Gott erhoben, sondern in unzählbaren Inkarnationen seiner Person, in der Vergötterung der ersten Jünger und in der allmählichen Wiederaufnahme des ganzen vorbuddhistischen, indischen Pantheons dem Buddhismus mehr Götter gegeben wurden, als sie der alte Brahmanismus besaß, und damit parallell verlief die Umwandlung der buddhistisch-eschatologischen Vorstellungen in solche der brahmanischen Ära. Der Höllen Schrecken und der Himmel sinnliche Paradiesesfreuden, wie sie seit 2000 Jahren die buddhistischen Gläubigen Asiens beherrschen, haben nichts mit der Lehre Buddhas zu thun, sondern führen direkt in die Zeit brahmanischer Naturreligion zurück. In dieser und nur in dieser Form haben die nichtindischen Völker, die sich in der Mehrzahl ihrer Glieder dem

sogenannten Buddhismus zugewandt haben, diese Religion, wie sie fliehend und erobernd seit dem 6. Jahrhundert unserer Zeitrechnung jede Grenze überschritt, kennen gelernt und angenommen. Was sie aber damit erhalten haben, ist nicht Buddhismus, sondern Brahmanismus, altindische Naturreligion. Nie ist in der Geschichte der Religion ein verhängnisvolleres quid pro quo vorgekommen. Um den Beweis für die angedeutete Umbildung zu erbringen, möchte ich auf Grundlage eines der populärsten, bis jetzt in eine europäische Sprache noch nicht übersetzten, Werkes über buddhistische Eschatologie den Gegensatz klar machen, der auf diesem Gebiete zwischen den Anschauungen Buddhas und der Millionen seiner Bekenner auch noch in der Gegenwart besteht. Das Buch ist übrigens nicht spezifisch japanisch, sondern allgemein buddhistisch. Ich habe es in seiner japanischen Redaktion kennen gelernt. Sein Inhalt ist eines der besten Beweismittel dafür, daß die Bekenner des echten Buddhismus heutzutage sogut wie ausgestorben, statt nach Hunderten von Millionen nur noch nach Tausenden zählen. An ihre Stelle sind seit 1600 Jahren mehr oder weniger bewußt Bekenner des Brahmanismus bezw. des Hinduismus, getreten.

Ojoyoshiu[1]) nennt sich unser Werk, das nach seiner eigenen Angabe aus einem Texte, den Buddha selbst verfaßt haben soll, die eschatologischen Ideen des nördlichen Buddhismus in die japanische Sprache übersetzt. Der pseudonyme Verfasser[2]) gehörte der japanisch-buddhistischen, mächtigen Tendaisekte an. In 3 Abschnitten behandelte er das Jenseits nach buddhistischer Vorstellung d. h. den Weg von der Erde in die Hölle und durch sie in den Himmel, den die Macht des Gebetes erschließt. Hier haben wir einen klassischen Zeugen für die Jenseitsvorstellungen, die in Mittel- und Ostasien indische Phantasie entworfen hat, heute noch Hunderte von Millionen in Hinterindien, Tibet, China und Japan in Furcht und Schrecken oder seliges Entzücken versetzen. Gelegentlich werde ich damit Bruchstücke ähnlicher Litteratur, wie ich sie mir in Japan zugänglich machen konnte, verwerten.

Mit Yenriyedo (dem Verlassen der Erde), sagt unser Ojoyoshiu, beginnt die Wanderung im Jenseits. Gefährlich war die Erde; denn sie ist die Stätte der Unreinheit, der Sünde. Darum empfängt den Wanderer zuerst der Rachen der Hölle, die in ihren 8 Abteilungen wohl den Gipfelpunkt der Höllenphantasie darstellt. Zuerst öffnet sich die Hölle von Tokatsu[3]). Noch haben die Sünder in ihr einige Lebensenergie; zuerst zanken sie mit einander; doch bald vergeht ihnen die Lust dazu; denn sie begegnen dem ersten Höllenwächter; sie wollen vor ihm fliehen und können es nicht, „so wenig wie der Hirsch vor dem grünen Jäger". Nun beginnt der fürchterliche Tanz: Der Wächter schlägt sie vom Kopf bis zum Fuße, peitscht sie wie den Sand, zerschneidet sie in Stücke mit scharfem Messer, wie es der Koch mit dem Fische zu thun pflegt. Die Teile vereinigen sich wieder zu einem Leibe, wenn kalter Wind darüber weht, oder der Wächter katsu, katsu (Noch einmal! Noch einmal!) ruft, und von neuem beginnt

---

[1]) „Verlassen der Erde, um in einem andern Sein neugeboren zu werden."

[2]) Shamon Gunshin. Shamon-Pali: Samana, einer der sich von Familie und dem Leben der Sinne getrennt hat; buddhistischer Priester. Gunshin = die ganze Schar der Diener (des Kaisers.).

[3]) Neben den 8 Haupthöllen sind 120 Nebenhöllen. Im ganzen 128.

die Qual. In besonderer Abteilung dieses Höllenquartiers im Shiten-Noten, wohnen die, welche auf Erden Tiere getötet; Ihresgleichen finden sich auch noch nebenan in 16 Höllenräumen. Im sogenannten Shidesho stecken sie in heißem Ruß und Schlamm und werden gezwungen, den ersteren als Speise zu benutzen. Im Torinsho, dem zweiten der 16 Räume, ist die einschließende, hohe Wand in beständiger Glut; man verbrennt, stirbt für einen Augenblick und erwacht wieder, während „verbrannte Eisenstücke wie Regen vom Himmel herniederfallen". Ein Wald von Schwertern, deren Schärfe ein in der Luft frei fliegendes Haar zerschneidet, martert die armen Sünder, die verdammt sind, darüber hin zu wandeln, zur Strafe dafür, daß sie „im Leben andere Menschen beraubt oder Tiere getötet haben." Honnetsu oder die 3. Abteilung besteht aus einem mit heißem Wasser gefüllten Kessel, dem Aufenthaltsort derer, die Tiere getötet oder gegessen haben, und ihm folgt Takushio, durchaus gefüllt mit Gift für die, welche andere widerrechtlich „mit Stricken gefesselt, mit Stöcken geschlagen, von steilen Gebirgshängen gestoßen, in das Feuer geworfen, Kinder erschreckt oder auf andere Art ihre Mitmenschen gequält haben." In Anmeshio, der 5. Abteilung, werden die Sünder zwischen zwei Berge, Kongoyama genannt, geschoben und in der Weise getötet, daß die zusammenrückenden Berge sie zerquetschen, gewiß eine charakteristische Strafe für solche, die, wie unsere Quelle sagt, „den Schafen Nase und Maul verschlossen haben", so daß sie ersticken mußten; nicht besser geht es im Hakishio, darinnen Vögel, Hunde und Füchse die Gefangenen verzehren und damit Vergeltung üben an denen, die auf Erden ihre Mörder gewesen sind. In Gokushio werden Tiermörder „auf steilem Ufer stehend vom Feuer verbrannt," und so geht es weiter durch die übrigen 9 Abteilungen der ersten Hölle, des Schreckens derer, welche wider die in buddhistischen Schriften tausendfach wiederholte Mahnung, kein Lebewesen zu töten, gefrevelt haben; hat doch Buddha einst die Bhikkhus, seine Jünger, gelehrt: „Schöne Felle, wie die der Löwen, Tiger und Panther sollt ihr, o Bhikkhus, nicht benutzen. Wer immer also handelt, macht sich der dukkata[1])-Sünde schuldig . . . Bhikkhus! Niemand soll die Schuld auf sich laden, daß er ein Wesen seines Lebens beraube[2])."

Tiefer hinunter geht nun die Wanderung von der ersten in die 2. Hölle, Kokusho (die höchste Hitze). Das Dunkel und die Qualen mehren sich, und schreckhafter sind die um das doppelte größeren Gestalten der Höllenwächter, die auf die Ankommenden sich stürzen, sie auf glühende Eisen legen, mit scharfen Äxten schlagen, mit Sägen zerschneiden, mit Schwertern schlagen. Große Berge türmen sich auf; auf der Spitze eines jeden steckt eine Stange, die durch ein Drahtseil mit andern verbunden ist. Von den Höllenwächtern verfolgt, eilen die Gepeinigten auf die Höhe der Berge, rennen über die Stricke, fallen und verschwinden in der Tiefe im siedenden Wasser der Kessel zwischen den Bergen. Auch für einen Seiltänzer von Beruf giebt es hier keine Rettung, da die Eisenstricke glatt sind. In den Kesseln werden die Leiber so lange gesotten, bis diese sich als Flüssigkeit

[1]) Wörtlich: Schwerer Fehltritt und böse That, ein geringerer Grad in der Nomenklatur der Sünde. Journal of the Ceylon Asiatic Society 1867—70 pag. 155.

[2]) Vergl. Sacred Books of the East Vinayatexts vol XVII, the Mahâvagga V 9, 1 und 10; VI, 31 et passim.

gelöst haben, bei einem Schmerze, der gegenüber den Leiden der 1. Hölle zehnfach gesteigert ist, und unter beständigen Vorwürfen der höllischen Folterknechte, wie z. B.: „Euer Herz war voll Rache; drum mußtet ihr vor den König Emma gebracht und hieher gesandt werden sammt Weib, Kind, Brüdern und der ganzen Familie.“ Auch in Hölle 2 werden besondere Abteilungen unterschieden wie Toriten für Räuber und Tiermörder, Ishio oder Tokan Jukushio; an letzterem Orte werden die Verdammten mit glühenden Eisenstricken gefesselt, von der Höhe eines Berges, an dessen Fuß ein Wald von Schwertern sich ausdehnt, hinuntergestürzt, und unten von einem Hunde mit glühenden Zähnen verzehrt.

In der dritten Hölle Shugo stehen eiserne Berge einander gegenüber und zerquetschen die Sünder, die von den Wächtern verfolgt, zwischen hindurch sich flüchten wollen, sodaß ihr Blut wie ein Fluß beständig dahinrinnt, oder es fällt ein eiserner Berg hernieder und zerreibt die Menschen wie Sand, oder einer der Höllenknechte nimmt die Sträflinge, legt sie auf einen Felsen und zerdrückt ihren Leib mit einem Steine, oder zerstampft sie mit einem Stößel und überläßt die Leichname glühenden Löwen, Tigern, Wölfen und Aasgeiern. Ein glühender Adler stürzt herbei, raubt die Gedärme, hängt sie an einem Baume auf und verzehrt sie. Ein Teich mit geschmolzenem, glühendem Kupfer gefüllt, läßt die darein geworfenen Körper hart werden wie Stein. Für die, welche Tiere getötet und Menschen beraubt haben, ist auch hier ein Wald von Schwertern bestimmt (Toyo). „Ihr Weib, das sie auf Erden geliebt haben, sehen sie mit schönen Kleidern geschmückt auf einem Baume und während sie diesen voll Freude erklettern, werden ihnen ihre Muskeln zerschlagen und ihre Gebeine zerbrochen; ihr Weib aber erreichen sie nicht; denn sind sie droben, so sehen sie es unten und umgekehrt.“ Außerdem werden noch 16 Höllenräume gezählt, darunter Akukenshio, wo solche, die Quälgeister der Kinder gewesen und sonst auf allerlei Weise die Gebote übertreten haben, mit einer Eisenstange oder einem Bohrer von hinten durchbohrt werden. Väter, die mit ihren Kindern in dieselbe Hölle geworfen werden, haben die Qualen der Kinder mitanzusehen, und als besondere Strafe folgende zu tragen: Sie werden auf den Kopf gestellt und mit geschmolzenem Kupfer gefüllt, das seinen Weg in einer dem natürlichen Verdauungsprozeß entgegengesetzten Richtung nimmt und aus Mund und Nase herausfließt.

Die 4. unter Shugo liegende Hölle heißt Kyokwan, Art des Geschreis, bewacht von einem Dämon „mit gelbem Kopf, glühenden Augen, roter Kleidung; seine Füße laufen so rasch wie der Wind; stark ist seine Stimme, und vor seinem Atem fallen die entsetzten Menschen um, die er straft, indem er ihre Köpfe mit eisernem Stocke zerschlägt, sie in Kesseln siedet und ihnen geschmolzenes Kupfer in den Mund gießt“. Wie bei allen Höllen finden sich auch hier 16 Abteilungen, darunter Kuwamachin, wohin die Weinpanscher („die in vergangener Welt statt reinen Weines ein Gemisch von Wasser und Wein verkauften“) gelangen und 404 Krankheiten zugleich zu tragen haben. Daneben ist die Abteilung Uekuwamu für die Bösewichte, die andere Menschen mit Wein berauschten, sie auf allerlei Art quälten und beschimpften. Nun werden sie gekocht, mit dem Rufe: „Noch einmal, noch einmal! ins Leben zurückgerufen, um wiederum gefoltert zu werden“.

Wir steigen zur 5. Hölle hinunter Dai-Kyokwan (Groß-Kyokwan),

wo die Strafen von Kyokwan in zehnfach gesteigerter Weise von denen zu ertragen sind, „die geraubt, gemordet, Unzucht begangen oder mit der Zunge sich verfehlt haben". In einer ihrer 16 Abteilungen Jiyufuku werden den Sündern Mund und Zunge mit glühenden Eisennadeln durchstoßen, in einer andern, Jiyumuhenku, werden Augen und Zungen denen, die Unzucht getrieben, herausgerissen, wieder eingesetzt und von neuem entfernt.

Bekannte Strafen finden wir in der 6. Hölle Shionetsu (die heiße Flut) wieder. Auf glühende Eisenbretter werden die Missethäter gelegt und geschlagen, oder so lange mit einem Stößel geknetet, bis ihr Fleisch einem runden Dango (Reiskuchen) gleicht. Man wirft sie in einen Kessel und röstet sie wie Bohnen. Unter den 16 kleinen Höllenabteilungen befindet sich die Bundarikiya, zugleich der Name eines waldumrauschten Teiches, wohin der Wächter die von Durst gepeinigten Sünder ruft. „Kommt schnell herbei und labet euch dort und ruhet euch nachher aus in dem Walde"! Kommen die Armen erwartungsvoll herbeigeeilt, so fallen sie in ein heimliches, feuriges Loch im Wege und werden verbrannt. Wieder zum Leben erweckt, eilen sie dürstend zum Teiche, stürzen hinein und finden sich statt von Wasser von feuriger Glut umgeben, die bis zur Höhe von 5000 Yujun[1]) steigt. Versuchen sie zu entrinnen, so werden sie wieder hingeworfen zur Strafe dafür, daß sie ihr Gut auf Erden vergeudet und andere zum Bösen verführt haben. In anderer Abteilung werden die Büßer „vom Sturme wie Wagenräder umgedreht und von dem Tsurugikaze, dem Schwertwind, wie Sand immer von neuem zerrissen.

Dai Shionetsu, die folgende Hölle mit zehnfacher Steigerung, ist der Aufenthaltsort für die Verführer der heiligen Nonnen, Mörder u. dergl. und wird „von einem Wächter mit erschrecklichem Antlitz, glühenden Händen, Füßen und Augen, großem, schwarzem Bauche, langen Armen und langen Zähnen, die scharf wie eine Lanze sind, besorgt". Er führt die Schuldigen an einem um den Hals geschlungenen Strick vor den König der Hölle Emma,[2]) der sie richtet. Von weitem sehen sie hierbei die Hölle Dai Shionetsu glühen; sie zittern und klagen und suchen umsonst sich zu retten. Sie hören nur den Hohn der Höllenwächter: „Wie Gras und Holz werdet

---

[1]) Sanskrit. Yodyama, ein Maß von unbestimmter Länge, in buddhistischer Litteratur überall gebraucht; so erstreckt sich das Gokuraku, Paradies, 84 000 Yuyun nach dem Westen der Welt. Hepburn, a Japanese and English Dictionary, pag. 755. 1000 bis 10 000 Yun messen die einzelnen Höllen in Länge und Breite.

[2]) Sanskrit. Yama, siamesisch Phaja jam; tibetanisch Schindrje, mongolisch Erlik Khan, chinesisch Yen-lo, schon in der Vedenzeit genannt mit seiner Schwester Yamî, die als „Baba", „Teufel-Großmutter" im populären japanischen Buddhismus wohl bekannt ist. Zuerst war er der Herr des Tages, Yamî die Herrin der Nacht; ersterer öffnete den Toten den Weg nach dem Westen. In brahmanischer Mythologie wurde er der Beherrscher des Yama dêvaloka, einer der 6 überirdischen Welten zwischen Himmel und Erde, und Richter der Toten. In buddhistischer Mythologie erscheint er als König von Bais'all, der in blutigem Kriege wünschte Meister der Hölle zu sein, und darum als solcher wiedergeboren ward, zugleich mit seinen 18 Generalen und 80 000 Mann, die ihm nun als Hilfsrichter, Höllenwächter und Folterknechte dienen. Eitel, Handbook of Chinese Buddhism, 2. Aufl. 207. Yama gehört zu den populärsten Gestalten des heutigen Buddhismus in Mittel-, Ost- und Südasien. Die Masse des Volkes erwartet überall nach dem Tode, dessen Stunde Yama unwiderruflich bestimmt, von diesem gerichtet zu werden. Auch dieser Gott beweist, daß es nicht Buddhismus, sondern altindische Naturreligion ist, was heute als religiöse Vorstellungswelt die sogenannten buddhistischen Völker beherrscht. Edkins, Chinese Buddhism 217—219.

ihr verbrennen in der Hölle, vor deren Anblick ihr jetzt zittert". Sie werden zu den Feuerflammen von 5000 Yun Höhe und 200 Yun Breite getrieben. Unter den 10 kleinen Dai Shionetsu umgebenden Höllenräumen ist einer, der beständig verbrennt, während das Klagegeschrei der Verdammten aus ihm heraustönt; umsonst! haben sie doch im Leben heilige Nonnen verführt. Nach Fuzu-Issaikuno werden getragen und daselbst mit flammendem Schwerte bei lebendigem Leibe geschunden und nachher verbrannt die, welche eine Buddhistin berauscht und verführt, oder mit allerlei Schätzen zur Unzucht verlockt haben.

Es folgt die letzte, unterste Hölle Abi oder Muken, der Schauplatz schrecklichster Qualen, von Eisen erbaut, in Länge und Breite je 80 000 Yuyun. Auf dem Wege zu ihr klagen die Verdammten, daß die Flammen ihrer warten, die Freunde ihnen genommen sind, und sie Sonne und Mond niemals wieder sehen werden. Die Höllenwächter geben die bittere Antwort darauf: „Ihr habt gesündigt, und jetzt, ihr Thoren, kommt die Reue zu spät." Ein Schwerterwald starrt ihnen entgegen und ein kupferner Hund von 40 Yuyun Höhe; scharf ist sein Zahn wie ein Schwert und, wie das Auge, so glüht und flammt der ganze Körper, und der aufsteigende Rauch wirkt, wie unzählige, üble Gerüche. 18 Höllenwächter mit je 4 Köpfen, einem Munde wie der Oni (Teufel), 64 flackernden Augen und krummen Zähnen, aus deren Spitze 4 Yuyun lange Flammen ausgehen, jagen den Ankömmlingen Schrecken ein. Auf jedem Hause befinden sich acht Rinderköpfe mit je 18 Hörnern, deren Spitze flammt. Um die Haupthütte herum befinden sich 80 mit geschmolzenem Kupfer gefüllte Kessel, 84 000 riesige Bienen und die große Schlange, alle aus Eisen, giftig und flammend, und wie Millionen Donner ertönt das Geheul der Schlange; wie die Hagelkörner sind unzählbar die Augen der Bienen, und bis zu 84000 Yuyun (d. h. unendlich) steigt das Höllenfeuer, wenn 500 000 Insekten sich darein stürzen. In 2 Nebenhöllen verbrennen die Übelthäter bei starkem Winde wie in Öl getauchte Holzstücke. In einen Berg mit glühendem Innern werden sie geworfen und gezwungen tausendmal darin auf- und abzusteigen, oder die Zunge wird ihnen herausgerissen, sie selbst werden geschunden und auf ein eisernes, glühendes Brett gelegt. In dieser Hölle Abi, dahin außer den öfters genannten Verbrechern auch noch die Zweifler an der Existenz von Hölle und Paradies gelangen, hat man die Pein aller vorangegangenen Höllen durchzumachen und unsere buddhistische Schrift Ojoyoshiu fügt bei, „daß die Menschen auf Erden den schrecklichen Geruch der verbrannten Höllenbewohner nicht riechen, verdanken sie den hochragenden Bergen von Shitsusen, die den Rauch zurückhalten, wenn sie ihn aber riechen könnten, würde ihnen die sündige Lust vergehen; könnte man auf einmal alles Angstgeschrei der Hölle hören, so würde man sofort sterben". In der Nebenhölle Tetsuya-Kandikishishio fallen Schauer eiserner Ziegel auf solche, die Tempel und deren Mönche mitsamt dem Bettzeug (Nedogu) der letzteren verbrannt haben. Sie werden zermalmt und zum Überfluß noch von einem Fuchs gefressen. In der Nebenhölle Kokudoshio essen die heißhungrigen Verdammten ihr eigenes Fleisch, soweit sie nicht von einer Schlange mit schwarzem Bauch umklammert und vom Fuße bis zum Kopfe allmählich aufgefressen werden; haben sie doch auf Erden Butsuzo no dogu (was zu einem buddhistischen Götterbilde gehört) gestohlen. In Shisenshushio wird den Sündern u.

a. der Leib aufgeschlitzt und geschmolzenes Blei hineingegossen. In der Nebenhölle Yemma ist ein gleichnamiger Vogel von Elephantengröße und einem Schnabel gleich einem Schwerte; er ergreift die Menschen, trägt sie gen Himmel, läßt sie fallen, daß sie zerschmettert werden, die verdiente Strafe dafür, daß sie im Leben andere haben verhungern lassen.

In andern kleinen Höllen sind Würmer, Shikuta, die durch Haut und Fleisch in die Knochen eindringen und diese zerstören; andere Verdammte betreten einen Schwerterwald, um darin zu bleiben und zu ruhen; sofort aber erhebt sich der Wind, setzt die Schwerter in Bewegung, den Menschen zum Verderben. Es kommt vor, daß ein Höllenknecht dem, der gesteht, aus Hunger gefehlt zu haben, eine große, eiserne Kugel in den Mund stößt.

Damit haben wir die hauptsächlichsten Bilder der Hölle nach traditionellen, buddhistischen Vorstellungen durchwandert. Wie in den altindischen, vorbuddhistischen Upanishads und den Gesetzen von Manu[1]) ist der Aufenthalt in den Höllen nur vorübergehend; denn sobald die für jeden Verdammten festgesetzte Höllenperiode abgelaufen ist, und er alle vom Höllenrichter für ihn bestimmten Höllen passiert hat, wird er als Tier oder Mensch auf Erden wieder geboren oder in den Himmel versetzt. Sühnung für die Schuld der in den Höllen oder, genauer gesagt, Purgatorien Schmachtenden kann auch durch Intercession der Priester erreicht werden. Die Seelenwanderung durch unzählige Leiber — altindische und buddhistische Schriften nehmen für eine Seele 84 Lakhs d. h. 840 000 Wiedergeburten an — endet mit dem Eintritt in das Paradies, den Himmel, den Buddha selbst als abstrakt philosophischen Begriff gedacht, der in phantastische alte Brahmanenmythologie aber zurückfallende, spätere und moderne Buddhismus als konkrete Gestalt eines mit bunten Flitterwerk ausgestatteten, sinnlichen Paradieses aufgefaßt hat. Unschwer sind dabei die indischen Farben und die halbtropische Staffage der Gangesthäler zu erkennen, die in dem kühlen Norden Tibets, Chinas und Japans gar eigentümliche Kontraste zu Land und Leuten bilden. Doch gerade jene nordischen Völker würden sich mit dem so entschieden pessimistischen Buddhismus Buddhas nie befreundet haben, wenn seine Eschatologie nicht mit sinnenfröhlichem Paradiesesabschluß zuletzt einen derben Optimismus gepredigt hätte. So allein ist es mir bei meinem jahrelangen Zusammenleben mit buddhistischen Völkern verständlich gewesen, weshalb sie ihre Naturreligion mit einer ihrer Naturanlage direkt entgegengesetzten Religion vertauschen konnten.

Doch schreiten wir nun auf Grundlage unserer zum Teil wörtlich übersetzten japanischen Quelle zu einer Wanderung durch den buddhistischen

---

[1]) IV 165. Ein 2 mal geborener Mensch, der in der Absicht einem Brahamanen leiblich weh zu thun, diesem drohte, soll für 400 Jahre in der Tamisra umherwandern. Vergl. besonders die Gesetze Manus, Manusmriti XII, 16 ff. In XII 53 ff. sind die Tiere sorgfältig klassiziert, in denen die Seele derer, die Todsünden begangen haben und während langer Perioden in den Höllen gereinigt worden sind, wieder auf Erden erscheinen z. B. der Mörder eines Brahmanen im Leibe eines Hundes, Schweines, Esels, Kameels, einer Kuh, Ziege, oder eines Schafes ꝛc., ein trunksüchtiger Brahmane in Motten, Vögeln ꝛc, ein Brahmane, der gestohlen hat, soll tausendmal in Spinnen, Schlangen Eidechsen, Wassertieren wiedergeboren werden, gewaltthätige Menschen in Raubtieren, die verbotene Speise essen in Würmern . . . ein Korndieb in einer Ratte . . . ein Honigdieb wird ein stechendes Insekt . . . ein Butterdieb ein Ichneumon, ein Fleischdieb ein Geier, ein Seidendieb ein Rebhuhn, ein Linnendieb ein Frosch, ein Baumwollendieb ein Kranich . . . ein Dieb von Wohlgerüchen eine Moschusratte . . .

Himmel, japanisch Gokuraku („höchste Seligkeit") oder chinesisch Jodo, das reine Land, in Sanskrit Sukhâvati, Tutibetanisch Gtsangris, im äußersten Westen gelegen, der Aufenthaltsort der Gereinigten, die für Äonen dort verweilen, bis sie wieder in den Kreis der großen Wiedergeburten eintreten. Dies Paradies, dem ältern Buddhismus neben dem Nirvana unbekannt, wurde erst seit dem 8. Jahrhundert n. Chr. durch die sog. Lotusschule des nördlichen Buddhismus eingeführt, ursprünglich nur eine selige, äonenlange Unterbrechung, aber nicht Beendigung der Seelenwanderung, trat es für die Masse des Volkes zuletzt doch an die Stelle des Nirvana, des Endes der Metempsychose. So hat tausend Jahre nach Buddhas Geburt dessen abstrakt geistige Jenseitsvorstellung vor der massiv sinnlichen, wie sie in altindischer Naturreligion sich fand, weichen müssen. Nichts ist für den populären Buddhismus Asiens, wie er sich bis heute erhalten hat, charakteristischer, als der Umstand, daß er den Centralbegriff der Lehre Buddhas, die Vollendung des ganzen Systems, das Nirvana, leichthin preisgiebt für das Linsengericht einer kraß sinnlichen Jenseitsvorstellung auf der Basis einer von Buddha im Prinzipe überwundenen Naturreligion.

Das Paradies besteht aus 10 Abteilungen: 1) Shoshureigeraku, 2) Rengeshokeraku, 3) Shinsoshintsuraku, 4) Gomiokiokeraku, 5) Kerakumutairaku, 6) Jusetsukechien, 7) Shoshukueraku, 8) Kenbutsumomboraku, 9) Zuishingubutsuraku, 10) Zoshinbutsudoraku. „Nicht genug", erzählt unsere Quelle, „kann man rühmen, wie heiter und genußreich das Paradies ist." Es folgt eine kurze Beschreibung der einzelnen Abteilungen.

1) Shoshureigeraku nimmt die auf, welche in den Himmel eintreten. Stirbt ein frommer Mensch, so kommt Amida niorai[1]) mit seinen Begleitern vom Himmel herab, von einer Purpurwolke umflossen, Wohlgerüche verbreitend und unter himmlischer Musik; die Begleiter reichen dem Sterbenden die Hand, der fröhlichen Mutes den Göttern folgt, um nach kurzer Zeit im Gokuraku neugeboren zu werden. Als frommer Mann hat er den Kurushimi no umi (den Ozean der Qualen) nicht zu fürchten. Unbeschreiblich ist seine Freude.

2) Rengeshokeraku („der selige Ort, da der Lotus zu blühen beginnt"). Hier sitzen die Neugebornen auf heiligem, mit überirdischem Schmucke gezierten Lotus (Renge). Von oben tönt herrliche Musik; unten liegen viele goldene und silberne Paläste, darinnen unzählige Gottheiten spielen. Im Teiche schwimmen seltsame Fische, und auf blühendem, heiligem Lotus sitzen

---

[1]) Sanskr. Amitâbha, ursprünglich unpersönlich: das absolute Licht, später: eine Inkarnation Buddhas, durch die Lotusschule die populärste Buddhagestalt in China und Japan geworden. Weiteres siehe in Eitel a. a. O. 7 ff. Niorai, Sanskr. Tathâgata, das höchste Epitheton für Buddha, wörtlich einer, der (in seinem Kommen in die Welt) ist wie das Kommen (seiner Vorgänger) (Eitel 148, 170). Amita führt, wie z. B. in Ojoyoshin, auch das Epitheton: „Mit 10000 Namen." 10000 = absolut.

Unter den Begleitern von Amita ist der bedeutendste Kuwanon, ein alter, indischer, nur dem nördlichen Buddhismus bekannter Naturgott Avalôkitêsvara, chinesisch Kwanyin, in China und Japan weiblichen Geschlechts, weil in China wahrscheinlich mit einer alten Naturgöttin identifiziert und dann als Inkarnation Avalokitesvoras erklärt, von reichem Mythenkranz umgeben, verehrt als „tausendarmig und tausendäugig, groß in Gnade und Barmherzigkeit." Übrigens beruht die chinesisch-japanische Vorstellung, daß Kawanon Begleiter Buddhas sei auf dem Wege zur Erlösung der Sterbenden auf einer Verwechslung dieser Göttin mit Maitrêya, japanisch Miroku, dem ersten Begleiter Buddhas und Messias der Buddhisten.

die Giojia (die Neugeborenen), von Amita und Kuwanon, die mit 1000 Göttern auf Lotus sitzen, mit schöner Stimme freundlich getröstet. Amita Niyorai, dessen Majestät man auf Erden durch das Lesen heiliger Bücher kaum erfassen kann, sieht man nun von Angesicht zu Angesicht, und man hört seinen Gruß. 3) Shinsoshintsuraku folgt, worin die Seligen, deren Körper goldig glänzend funkelt, imstande sind, alles zu sehen und zu hören, was in der Welt vorgeht. „Solche Wunderkraft üben sie aus, ohne vorher unterrichtet werden zu müssen."

Noch herrlicher ist die 1. Abteilung des Paradieses Gomiokiokeiraku eingerichtet. Ist sie doch gemäß den 8 Wünschen Amitas erbaut worden. „Der Weg mit Ruri (Smaragd) belegt ist von Goldseilen eingefaßt und mit Koromo[1]) bedeckt; riesige Paläste, gebildet aus verschiedensten, seltenen Dingen (Mezurashi mono), die ihre Lage fortwährend wechseln, werden von musizierenden Engeln (Tennin) gekrönt, die Niyorai's Lob verkünden. Die Paläste umgiebt ein großer Teich Takara-no-ike (Teich der Edelsteine) gefüllt mit Perlen — Gold- Silber- und Tama[2])-Sand und dem 8 Kudoku[3])wasser." Blaue, rote, gelbe, weiße Lotos blühen in der Mitte; angenehme Winde tragen Wohlgerüche her und kräuseln das Wasser in kleinen Wellen, welche das Dokukyo[4]) besorgen. In der Flut, die nach Wunsch seicht oder tief ist, tummeln sich allerlei Vögel; täglich baden sich viele Götter darin, die Flecken des Herzens abzuwaschen, und nach dem Bade setzen sie sich auf die Erde, auf Bäume, wenn sie nicht in den (höheren) Himmel hinauffahren. Zu einem Flusse, der nach Wunsch warm, kühl, seicht, tief ist und auf seinem Grunde Goldsand mitführt, kommen viele Leute herausspaziert. An seinem Ufer steht ein großer Sendanbaum[5]) mit Zweigen aus Silber, Blüten aus Perlen, Blättern aus Gold, durchrauscht von melodischem Winde, und die Früchte, die über den Blüten stehen, strahlen helles Licht aus. Überall ertönt heilige Musik. Wünscht man zu essen, so wird ein Tisch mit überirdischen Süßigkeiten herabgelassen, und, ist die Mahlzeit beendet, wieder hochgezogen. Überhaupt erhält man alles, was man wünscht, z. B. die Kleidung, auf solche Weise. Jahreszeiten giebt es nicht, nicht Sonne, Mond und Feuer."

Kerakumutairaku heißt das 5. Gokuraku. „Reinen Genuß sucht man auf Erden (Shaba) umsonst; denn mit jedem Genuß verbindet sich sein Gegenteil, selbst beim bescheidensten Vergnügen bleibt diese Erfahrung uns nicht erspart. Am Morgen wird man geboren und am Abend stirbt man schon, darum steht in der heiligen Schrift (Kyo): „Wie auf das Ausatmen das Einatmen, so flieht der Genuß und der Schmerz tritt ein." So wird man nach dem Tode für begangene Sünden bestraft. Im Paradiese aber giebt es unbeschränkten Genuß. Mit den Engeln (Tennin) steht man in beständigem Verkehr; von ihnen begleitet, geht man zu den Perlen-

[1]) Kostbares, seidenes Obergewand buddhistischer Priester.

[2]) Edelstein, eigentlich Kugel, auch als Symbol der Seele im Mikro- wie Makrokosmos gebraucht.

[3]) 8 Kudoku (Verdienste, verdienstliche Werke) sind folgende: 1. Kiyoki, rein; 2. hiyayaka, kühl; 3. amaki, süß; 4. kiyoraka, geweiht; 5. hikari, glänzend; 6. yorokoba, reizend; 7. yukai, angenehm; 8. heiwa, ruhig.

[4]) Das Lesen der heiligen, buddhistischen Schriften, als opus operatum den Besitz des Himmels sichernd.

[5]) Eine Sandelholzart, die sich in China findet.

bäumen, in die Paläste, den Teich und die Wälder. Wünscht man still und ruhig zu sein, so schweigen Wind, Wellen und Musik, alles, was man von der Natur, wie Berge, Thäler, Flüsse zu sehen wünscht, tritt in Erscheinung. Man schreitet im Himmel über Wolkenbrücken (Kumonokakehashi); man spielt und tanzt; zuweilen geht man mit den Engeln in den Teich, sich mit den neuangekommenen Gioyojia zu unterhalten, indem man ihnen etwa Folgendes sagt: „Wißt ihr, dies nennt man das Gokuraku, und der Herr dieser Welt ist Amitabutsu;[1]) den ihr verehren sollt." Man setzt sich mit ihnen auf den Lotus des Teiches und unterhält sich mit ihnen über Dinge, die man auf Erden gethan, z. B. über die Fragen: Wo, wie und durch welche heiligen Schriften ist man Buddhist geworden; welche guten Werke hat man vollbracht. Die Goyojia erfreuen sich ewigen Lebens; sie sind nicht nur frei von Krankheit und Tod, sondern vom Abschiedsschmerz der Liebe, von jeglicher Trauer wie von allen Trieben; denn ihr Herz ist rein. Weil ihr Körper golden ist, kann Wasser oder Feuer ihm nichts anthun, so daß die Seligen durch Hakkan- und Hachinetsu-jigoku[2]) ungefährdet schreiten können, um dort ihre Verwandten und Freunde aufzusuchen und zu retten. So berührt einen kein Leid der Seele oder des Leibes; eitel Genuß erwartet alle, welche auf Erden den Göttern (Hotoke) treu gewesen sind, fromm und tugendhaft gelebt haben."

6. Jnsetsukechienraku ist das 6. Gokuraku. „Auf Erden geht es gegen unsern Wunsch. Der Wind weht, wo man ihn nicht wünscht; man will seinen Sohn gut erziehen; die Armut aber hindert einen daran, und kommt der Tod, so beginnt die Vergeltung für die Sünden . . . Man wird in den verschiedensten Wesen wiedergeboren, so daß man bei einer Wiedergeburt (Säuge-) Tiere, Vögel oder Würmer als Eltern bekommt. So hat man im alten Lied gesungen:

„Wes Vater oder Mutter mag der Kuckuk sein, der im Berge, auf dem Felde ruft?"[3]) Ist man seiner Sünden wegen der Hölle verfallen, so ist eine Rettung ohne Wiedergeburt in Gestalt eines Tieres nicht zu denken; ist man aber vermöge seiner Frömmigkeit in's Paradies eingetreten, so ist man frei im Entschluß und Handeln und kann auch die Gestalt wählen, darinnen man wiedergeboren werden will.[4])"

Jn dem 7. Gokuraku, Shoshukueraku, wünschen alle Menschen neugeboren zu werden, weil man da mit den meisten Göttern verkehren kann. Hier ist Kuwanon, welche „die Mutter der Götterweisheit" genannt wird und sich in den verschiedensten Formen offenbart. Sie ansehen und Buddhist werden, ist eins; hat man auf Erden eine Woche lang zu ihr gebetet, so kommt sie herab und läßt ihre Gläubigen, auch wenn sie noch so viele Sünden begangen haben, nicht in die Hölle fallen, sondern in Gokuraku gleich neugeboren werden. Den Gott Miroku-bosatsu[5]) muß man schon darum

---

[1]) butsu japan. = Buddha.

[2]) Hölle der Kälte und Hitze.

[3]) Kokoroto naku wa yamada no hotogisu Chichi niteya aran haha niteya aran.

[4]) Shobutsu no chie no haha.

[5]) Miroku ist der chinesische Mi-li Fo, der nach chinesisch-japanischer Tradition Buddha in der Weltregierung folgte, nachdem jener ihn im Paradiese besucht und ihm seine Bestimmung vorausgesagt hatte. Nach 5000 Jahren wird er auf Erden erscheinen und eine neue Ära einleiten. Eitel, Chinese Buddhism 208, 240 et passim; Kern (Jacobi) der Buddhismus und seine Geschichte II. S. 212 ff., 232 f. u. s. w.;

verehren, weil man beim bloßen Hören seines Namens der Sünden ledig wird und infolgedessen dereinst ohne Hindernis in das Gokuraku gelangt. Kuwanon[1]) gilt es besonders zu verehren; denn sie errettet von den Folgen der Sünde und verleiht ihren treuen Jüngern die wunderbare Kraft, alles zu thun, was sie wünschen. Sie erscheint, wo man betet, führt mit barmherziger Hand aus allen und hauptsächlich aus Todesnöten, und im Paradies spricht sie den Giyojia freundlich zu. Drum kann sie nicht genug mit Mund und Hand (Schrift) gepriesen werden. Noch einen andern Erlöser giebt es in diesem Gokuraku; er selbst, Daiseishi[2]), erklärt sich als solcher und hat seinen Namen (Große Kraft) daher, weil er mit der Macht seiner Weisheit alle Sünder noch am Eingang zur Hölle erretten kann. „Oft predigt er statt Amita in der Versammlung der Seligen, damit sie ihre Erkenntnis der heiligen Wahrheit vertiefen. . . . Wie Sand am Meer ist ungezählt die Schar der Götter, die Amita umgeben, und ihm geweihte Blumen, Gewürz, himmlische Musik und Gesänge darbringen. Man überlege doch, wie selig das sein muß, mit den zahllosen Göttern (Hotoke und Bosatsu) zusammenleben zu dürfen."

In dem 8. Gokuraku, dem Kenbutsumom boraku, ist es besonders leicht zu Amita zu beten und dessen Predigt zu hören. Dort wachsen aus reiner Erde heraus dichtbelaubte, mit Schmucksachen beladene Linden. Vom Winde durchweht, lassen sie Harmonien ertönen, die durch das ganze Gokuraku klingen. Vor einem dieser Bäume ruht Amita auf einem Sitze und von dort geht er manchmal nach dem Shichihō[3]), dort nach dem Begehren der Himmelsbewohner zu predigen, und sämtlichen Engeln und Buddhajüngern (Tennin und Daishi) ist dabei reichlich Gelegenheit geboten, das heilige Antlitz Amitas zu schauen. Vom Himmel fallen Blumen und erschallt die Musik, nach deren Takt die Engel heilige Tänze tanzen. Unaussprechlich ist die Freude, die nun ihren höchsten Grad erreicht hat. Kuwanon und Geishi sitzen zu beiden Seiten Amitas und reden mit den Jüngern Buddhas (Bosatsu), die aus verschiedenen Buddhareichen (Butsudo) gekommen sind. Auf ihren Wunsch erleuchtet Amita lächelnd das ganze Paradies mit den Strahlen, die aus seinem Munde kommen, dreimal die Gestalt Amitas umkreisen, um in seinem Kopfe wieder zu verschwinden, während alle Engel ihn lobpreisend anbeten. Fragt ihn Kuwanon, weshalb er lächle, antwortet er mit heller Stimme: „Da ich wußte, daß die Bosatsu aus ihren Reichen gekommen sind, von mir etwas zu verlangen. Deshalb werde ich sie erhören, wenn sie alle eifrig das Ziel im Auge behalten, daß sie verstehen, wie alles nichts und eitel ist, auf daß sie Buddhas Glauben erreichen und in sein Reich eingehen, wo in Wässerplätschern, im Vogelgesang und von allen Wesen, selbst vom Baume, das Lesen der heiligen Schrift vollzogen wird.

Barth (Wood) the religions of India pag. 121; Wassiljew, der Buddhismus 136 u. s. w. Eitel, Handbook of Chinese Buddhism pag. 92.

Bosatsu, sanskr. Bodhisattva, die 3. Klasse der buddhistischer Heiligen, die noch eine Seelenwanderung zu vollenden haben und dann Buddhas werden.

[1]) Auch hier finden wir, wie oft in buddhist. Litteratur, eine mangelhafte Unterscheidung zwischen Avalokiteśvara und Maitreya (Kuwanon und Miroku). Beide sind Gottheiten der erlösenden Barmherzigkeit und in ihren Funktionen im Volksbewußtsein nicht unterschieden.

[2]) Ein Bosatsu im Gefolge Amitas. Sanskr. Mahasthâma.

[3]) „7 fache Pracht; die höchste Vollendung der Pracht".

9. Im Zuishingubutsuraku, dem 9. Gokuraku, opfern die Giyojia dem Amita Blumen. „Sobald er es erlaubt, auch den Göttern der andern Reiche zu opfern, begeben sie sich nach allen Richtungen, um heilige Blumen Chinrinkio, Manaban, Ranjiatai, verschiedene Gewürze, Gewänder und Musikinstrumente zu opfern. Sie gehen alle Tage früh aus und kommen zu Mittag wieder nach Hause. Einst haben die Giyojia sich beim Lesen der Kio (heil. Schrift) voll Sehnsucht über die Beschreibung des Gokuraku unterhalten und über die Aussichten, dahin zu gelangen. Nun ist ihr Verlangen erfüllt; sie sehen jetzt die Götter immerdar vor Augen und hören ihrer Predigt zu." In der heiligen Schrift von Riujiubosatsu[1]) steht zu lesen: „Auf Erden ist es nicht möglich, den in Holz, Gold und Papier dargestellten Göttern zu opfern; im Gokuraku aber kann man es vor den wirklichen Göttern thun . . ."

10. Das Ende des Paradieses heißt Zoshinbutsudoraku. „Wahrer Glaube, aufrichtige Frömmigkeit und reine Tugend (shinshin naru koto tadashiki koto) ist auf Erden nicht möglich; denn durch den Schmerz wird der Mut geschwächt, und jeder Genuß hat Überdruß im Gefolge; so stören Leid und Genuß als des Menschen furchtbare Feinde das Verlangen nach dem Paradiese, und so kommt es, daß die Begeisterung für Buddhas Lehre, erstickt von den Begierden, zuletzt in ihr Gegenteil umschlägt und zur Hölle führt. Nur Shakabosatsu (Buddha) hat das irdische Begehren vollkommen überwunden, nachdem er zur Erlösung der Shusho (Menschheit) zahllose Gefahren überwunden. Ihm kann es keiner gleichthun. Im Riujiubosatsu-kio steht: Wenn man auf eine Eisfläche von 40 Ri ein Cho[2]) siedendes Wasser ausgießt, so wird ein wenig Eis schmelzen; folgenden Tags aber wird man mehr Eis sehen. Man mag es in der Welt bei sich wohlbeschließen, ein Buddha zu werden, um dem Leiden (der Metempsychose) zu entgehen, das Ende ist doch, daß man der Hölle verfällt. Wohl aber haben die Menschen im Paradiese aufrichtigen Glauben und heiligen Eifer. Weshalb? Dafür giebt es 5 Gründe:

1. Durch Barmherzigkeit Amitas.
2. Durch die Erleuchtung von Seiten Amitas.
3. Durch das Kioleſen.
4. Durch das Zusammenleben mit Göttern.
5. Durch das ewige, göttergleiche Leben.

Wie sie durch die Seligen errettet wurden, so retten sie nun die Menschen im irdischen Dasein. Dieses ist ja nur ein Traum, den es sobald als möglich zu verlassen und mit dem Gokuraku zu vertauschen gilt. Drum sei eifrig, sei fromm und tugendhaft!" Damit schließt unser Buch und der Verfasser fügt den frommen Wunsch bei: „Nach einem tugendhaften und frommen Leben in dieser Welt möchte ich mit dir, lieber Leser, in jener neugeboren werden."

---

[1]) Riujiu, sanskr. Nâgârdjuna, als Eremit im westlichen Indien zum Buddhismus bekehrt, später der Hauptvertreter der Mahâyâna Schule und Begründer der Amitâbhalehre, der größte Philosoph.

[2]) 1 Ri = 3927, 27 m = 36 Cho.

[3]) Das Lesen der heiligen Schrift geschieht im Paradiese mühelos durch das Rauschen des Windes in den Bäumen und den Gesang der Vögel ähnlich wie das Beten in dieser Welt durch Wehen von Wimpeln, Drehen von Rädern und dergl. besorgt wird.

Japanisches.

XLVI. Ein deutscher Missionar in Japan vor hundert Jahren.

Von Pfarrer Hans Haas in Tokyo.

Was die Überschrift besagt, ist eigentlich nicht möglich. Denn vor hundert Jahren war Japan noch das selbstgenügsame, weltabgeschlossene Inselreich, das es bis 1869 blieb. Am allerwenigsten wäre es einem Missionar verstattet worden, den Boden Japans zu betreten. Allein der Missionar in unserer Überschrift kam auch nicht als solcher, sondern war klug genug sich in die Verkleidung eines Poeten zu werfen, und Poeten, wie jedermann weiß, haben einen Passepartout. Hat ein Dante sich in den Gefilden der Seligen ergehen dürfen, und hat sich ihm das Reich der Hölle aufgeschlossen, so ist es begreiflich, daß einer Poetenfahrt sich nicht wehren läßt, auch wenn sie ins Reich der Mitte oder in das Land der aufgehenden Sonne geht. In letzteres hat vor über hundert Jahren Matthias Claudius als Asmus eine solche Fahrt unternommen und in seinem „Wandsbecker Boten" auch einen ausführlichen Bericht davon gegeben. Es könnten ja wohl einige Zweifel auftauchen. Aber, wie er selber sagt: „'S giebt bei dem ganzen Vorgang noch mehr Zweifel zu lösen, wer daran seine Lust hat."

Dichter sind oft Propheten. Matthias Claudius scheint's ganz besonders gewesen zu sein. Wie hätte er sonst vor mehr als 100 Jahren den Kaiser von Japan einen Brief mit Folgendem lassen schreiben können: „Hier hat sich, seit er hier war, die Sache mit den Studien und der Aufklärung etwas verändert, und ich bin itzo den Europäern ziemlich auf den Hacken. Seit sieben Jahren sind in den kleinen Städten Gymnasiums, und in Yedo ist eine Universität, dahin jeder seinen Sohn schicken kann, und wer kein Geld hat, für den mache ich es mit den Herren Professoren gut. Das Raisonnieren und Disputieren geht auch schon gut von statten und das mit dem Journal- und Büchermachen und den Illuminierklubs. Unsere Gelehrten haben wirklich verschiedene recht nützliche und artige Einrichtungen und Erfindungen gemacht, und ich bin itzo noch einmal so lieb Kaiser als vorher. Nur der Teil von meinen Unterthanen, an den dies gelangt, ist mir immer doch gar zu klein und unbeträglich; und was die Hauptsache ist, so weiß nun zwar dieser Teil viele Sachen, die er vorher nicht wußte, sonst ist er aber eher schlimmer als besser geworden. Ich möchte gern eine Aufklärung haben, dadurch Vater und Sohn, Mann und Frau, Herr und Knecht ꝛc. für sich selbst und für einander treuer und braver, und alle meine Unterthanen bessere Unterthanen, und ich ein besserer Regent würden."

Diese Aufklärung gerad wollen wir mit unserer Missionsarbeit dem japanischen Volke bringen, ihm unser Bestes mitteilend, unsere christliche Religion, ohne welche alle westliche Kultur nicht imstande ist, die Unterthanen des Kaisers von Japan besser und glücklicher zu machen. Und auf diese christliche Religion als die rechte Aufklärung hat schon Matthias Claudius den Kaiser hingewiesen in der fiktiven Audienz, die er bei ihm gehabt. Und das ist es, was mir ein Recht giebt, ihn als Missionar in Japan, als einen geistigen Vorläufer unserer Arbeit hier zu Lande zu bezeichnen. Einiges wenige von der bei der Audienz am Hof in Yedo geführten Unterhaltung mag hier stehen.

Sie kommen auf die Poesie zu sprechen, und der Kaiser fragt den Dichter, was es in Europa für Anstalten gebe, sich in der Poesie zu perfektionieren, worauf Asmus zur Antwort giebt: „Wir haben da einen schönen Himmel und eine schöne Erde, Sire, und eine heilige Religion." Poeten sind ihm nämlich „helle reine Kieselsteine, an die der schöne Himmel und die schöne Erde und die heilige Religion anschlagen, daß Funken herausfliegen." Der Kaiser fragt weiter, wie es mit der Philosophie stehe. Man sagt hier, läßt ihn Claudius sagen, daß die Philosophen in Europa auf allen Vieren gehen. Asmus: In ihren Schriften vielleicht; die hab' ich nicht gelesen. In natura ist mir doch eben noch keiner so begegnet. Es soll zwar vor einiger Zeit einer diesen Gang in Vorschlag gebracht haben; bei unserer Abreise war er aber, soviel ich weiß, noch unter ihnen nicht eingeführt. Der Kaiser: Es ist ein gut Ding um die Philosophie. Sie klärt ein Land auf und ist vortrefflich gegen Alfanz und Aberglauben, ganz vortrefflich. In meinem Lande steht sie obenan neben der Religion. A propos macht man in Europa viel aus Religion? — Viel und wenig, Sire, wie man's nimmt. Der Kaiser: Hier machen die Philosophen den Priestern viel zu schaffen. — Hier macht der anwesende Hofmarschall eine Bemerkung: „Ich muß bei dieser Gelegenheit einen allerunterthänigsten Gedanken äußern, den ich schon oft gehabt habe: ob nämlich Ew. Majestät nicht einmal daran gehen wollen, eine neue, brauchbare Religion zu machen? Die Zeiten scheinen da zu sein. Der alte Aberglauben meckert wie ein Ziegenbock im Dunkeln, und ihm scheint selbst nach Ew. Majestät erhabnen lumière die Zeit lang zu werden", eine Bemerkung, zu der Asmus bemerkt: Es lief mir eiskalt über den Leib, als ich ihn so leichtfertig von seiner Religion sprechen hörte, und ich that heimlich einen Seufzer zu Gott, daß er ihm seinen Unverstand nicht zurechnen wolle. Der Kaiser aber sagt: Wahr ist es, die alten Fabeln von dem Geschlecht der drei und sieben himmlischen Götter, die zuerst, und von den 5 Halbgöttern, die nach ihnen Japan so viele tausend Jahre regiert haben, von den zwölf Jettas oder Himmelszeichen u. s. w. sind wirklich wider alle gesunde Vernunft. Darauf Asmus: Es ist der Weltlauf, Sire, daß einige Leute Fabeln und Anordnungen machen, und andere Leute darüber lachen und sie wieder abschaffen. In Europa hat man aber viele Beispiele, daß die letzten nicht immer die klügsten gewesen sind. Die Mißverständnisse in der Welt kommen gewöhnlich daher, daß einer den andern nicht versteht. Die Welt, fährt der Kaiser fort, ist, wie ich höre, sich überall gleich. So wirds auch wohl in Europa an Einwendungen und Zweifeln gegen die Religion nicht fehlen? Asmus: Herr Lessing hat noch ganz neuerlich in seinen vierfachen Beitrag verschiedene Zweifel eines Ungenannten bekannt gemacht, davon einige recht gelehrt und artig sind. — Hat er sie widerlegt? — Nicht eben förmlich; denn er ist unparteiisch. — Herr Lessing gehört doch auf die Bank der Philosophen? — Ich wollte aber doch raten, daß Ew. Majestät ihm lieber seinen eigenen Stuhl setzten. Die gewöhnlichen Bänke passen nicht für ihn, oder vielmehr er paßt nicht für die Bänke und sitzt sie alle nieder. — Wie hat er's denn eigentlich bei den Zweifeln gemacht? — Wie er's immer macht, Sire. Er meint, wer recht hat, wird wohl recht behalten; der soll's aber auch behalten und darf das freie Feld nicht scheuen! und also läßt er die Zweifel

mit Ober- und Untergewehr aufmarschieren: marschiert ihr dagegen! So'n Trupp Religionszweifel ist aber wie die Klapperschlange und fällt über den ersten, den besten wehrlosen Mann her; das will er nicht haben, und darum hat er gleich jedem Zweifel einen Maulkorb umgethan, oder wenn Ew. Majestät den Maulkorb etwa nicht leiden können, er hat jedwedem Zweifel 'n Felsstück mit scharfen Ecken in den Hals geworfen, daran zu nagen, bis sich irgend ein gelehrter und vernünftiger Theologe rüste. Und, sagt er, ehrlich gegen den Feind zu Werk gegangen! Und schreie niemand Viktoria, wenn er 'n alten, rostigen Musquedonner einmal mit losem Kraut abgebrannt hat! Und besetze keiner ein größer Terrain, als er soutenieren kann, und als der Fuß der Religion bedarf! — Der Kaiser: Herr Lessing gefällt mir. Sollte er wohl Lust haben, nach Japan zu gehen? Asmus: Ich weiß nicht, Sire! wenigstens müßten Ew. Majestät ihm die Conditions sehr bündig und detailliert vorlegen lassen, denn er mag gern alles hell und klar mit seinen Augen sehen. — Ich würde ihm gewiß mehr halten, als ich ihm versprochen hätte, und er vorher vermuten konnte. Die förmliche Widerlegung der Zweifel ist also noch nicht gekommen. — Noch nicht, soviel ich weiß, wird aber vielleicht noch kommen, vielleicht zögert sie aber auch noch; das muß man abwarten, Sire. — Ihm scheint an dieser Widerlegung nicht sonderlich viel gelegen zu sein. — Gar nichts, Sire. — Die Poeten sind gewöhnlich Spötter und schlechte Heilige; es geht hier auch so. — Das nun ist hier der Fall eben nicht. Ich sehe aber, nach Herrn Lessings elektrischem Funken, die Religion als eine Arzenei an und den Zweifler als den Doktor Peter und den Widerleger als den Doktor Paul, die beiderseits die Arzenei vor sich auf dem Tische liegen haben und darüber streiten. — Und wozu will er die beiden Doktors brauchen? — Wenn ich nun krank und elend neben dem Tisch und den beiden Doktors stünde und gern geholfen sein wollte, und der Doktor Paul behielte recht, so würde ich doch nicht gesund werden, wenn ich die Arznei nicht einnähme; und nähme ich sie ein, und sie wäre gut, so würde ich gesund werden, und wenn auch der Doktor Peter recht behielte. Und also ist das Rechtbehalten nur für die Herren Auditores, das Einnehmen aber die eigentliche Sache, und ein einziger Patient, Sire, der gesund geworden wäre, würde, auch für die Herren Auditores, mehr beweisen und schaffen als hundert Siege der Pauls über die Peters. — Das ist wohl wahr; aber das Einnehmen ist so unangenehm und gênant. — Nun, so bleibt man krank; aber das Gefühl der Gesundheit ist doch so herrlich, Sire! und eines Versuches und, sonderlich für einen Mann, des bischen bitteren Geschmacks wohl wert. —

Asmus spricht im weiteren Verlaufe der Audienz so eindringlich und so missionarisch zum Kaiser, daß der Hofmarschall meint: Ihro Majestät dürfen ihn nicht länger in dem Ton fortreden lassen. Die Hofetikette leidets nicht. Asmus aber ist nun einmal im Zuge und spricht weiter: Ja, du lieber Kaiser, alle Menschen sind Brüder. Gott hat sie alle gemacht, einen wie den andern, und gab ihnen diese Welt ein, daß sie sich darin bis weiter wie Brüder miteinander freuen und lieb haben und glücklich sein sollten. Sie konnten sich aber nicht vertragen und thaten sich untereinander allerhand Unrecht und Herzeleid an; da wählte Gott die besten, die edelsten unter ihnen aus, die demütig, weise, gerecht, reinen Herzens, gütig, sanft-

mütig und barmherzig waren, und verordnete sie, bei den übrigen Vaterstelle zu vertreten. Und das sind die Fürsten, Kaiser und Könige. — Der Kaiser wirft ein: Sieur Asmus, Seine Philosophie gefällt mir; aber ein Fürst hat doch Recht und Macht über seine Unterthanen, und sie müssen ihm gehorchen? — Asmus: Freilich müssen sie ihm gehorchen in allen Stücken, ohne Widerrede, und nicht allein den gütigen und gelinden, sondern auch den wunderlichen. Aber eben weil sie das müssen, wählt Gott gute Leute zu Fürsten, die keinem Menschen etwas zu nahe thun können. — Aber Zorn und die andern Leidenschaften, Sieur Asmus! Und überhaupt, wie kann ein Mensch immer wissen und thun, was recht ist. — Ein guter Fürst fürchtet Gott und bittet von ihm Weisheit, daß er wohl regieren möge, und dann giebt ihm Gott Weisheit und salbt ihm sein Herz mit hoher, himmlischer Gesinnung, und dann kann er alles und achtet keiner Mühe, vergißt sich und seine eigene Glückseligkeit ganz und gar und lebt und webt nur für sein Volk. — Aber was hätte man dann davon, Fürst zu sein? — Frage die Sonne, was sie davon hat, Tag und Nacht um die Erde zu gehen! Und siehe, sie geht! fröhlich wie 'n Bräutigam, und vom Aufgang bis zum Niedergang triefen ihre Fußstapfen von Segen. Der es ihr geheißen hat, wird sie auch dafür zu belohnen wissen. Stelle Dir ein weites Land vor, lieber Kaiser, wo in jeder kleinen Hütte vergnügte Leute wohnen, die ihren Fürsten lieb haben, alle Morgen 'n Abendsegen für ihn beten und gerne ihr Leben für ihn ließen — möchtest du nicht der Fürst sein? Und das ist nur so 'n kleiner Vorlaut des Lohns. Ein guter Fürst soll und kann von Menschen nicht belohnt werden; er sitzt mit den Göttern zu Tisch. — Der Kaiser: Sind die Fürsten alle so in Europa? — Asmus: Kaiser, ich bin zu gut, eine Lüge zu sagen; ich weiß es nicht. Die aber so sind, die haben sanften Schlaf und sind angenehm im Himmel und auf Erden. Nach anderen guten Mahnungen scheidet Asmus vom Kaiser mit einer letzten: Ich habe noch eins auf dem Herzen, Sire. Wir haben in Nagasaki soviele Soldaten und Kanonen gesehen: wenn du irgend umhin kannst, lieber, guter Fürst, so führe nicht Krieg. Menschenblut schreiet zu Gott, und ein Eroberer hat keine Ruhe.

Es ist doch eine ganze Menge guter christlicher Gedanken, die der Dichter da im Verlaufe einer Audienz in Japan an den Mann zu bringen weiß. Und weil er die Gelegenheit, christliche Gedanken in Heidenlanden zu verbreiten, so eifrig und geschickt benutzt, darum nenne ich ihn einen Missionar. Wenn freilich nur der ein Missionar ist, wie viele wollen, der unsere Kirchenlehre, unseren Schulkatechismus in die Ferne trägt, dann verdient der Asmus des Matthias Claudius diesen Ehrentitel nicht. Seine Praxis war die von unserem Missionar Munzinger befolgte und im Jahrgang 26 Nr. 2 der „Allg. Missionszeitschrift" auch von Warneck unter einiger Verklausulierung gebilligte. Er „fand es als das zweckmäßigste, im Anschluß an das Evangelium von der christlichen Ethik auszugehen, nicht im Sinne einer trockenen Moral, sondern einer ethischen Religiosität." Das ist ja bei Munzinger ganz gewiß nicht so zu verstehen, daß die Ethik den wesentlichen Inhalt der missionarischen Verkündigung bilde als die Vervollkommnung der konfuzianistischen, sondern so, daß die Ethik die Anknüpfung bieten soll für die dann folgende Einführung in das Geheimnis der Versöhnung, nimmer aber für ein doktrinäres Dogmatisieren. So

hielten wir's bisher und gedenken's fürder so zu halten und freuen uns nur, wenn das mehr und mehr auch Anerkennung und Billigung findet, wie neuerlich in der Besprechung des Mumzingerschen Buchs durch Professor Warneck, dem wir ja gerne zustimmen, wenn er schreibt: „Der Allg. evang.-protestantische Missionsverein hat offenbar über der eignen Missionspraxis gelernt und manche seiner alten Theorien sehr wesentlich reformiert." Wir wollen auch in Zukunft noch lernen und nie aufhören zu reformieren, dabei aber nie in dogmatische Befangenheit geraten, die uns gerade einem Kulturvolk, wie es das japanische ist, gegenüber untüchtig zu missionarischem Wirken machen würde. Auch hierin mag der alte Claudius uns als Vorbild dienen. Aus dem im Jahre 1777 erschienenen ersten Band der deutschen Ausgabe von Engelbert Kämpfers Geschichte und Beschreibung von Japan giebt er auch eine Beschreibung der heiligen Wallfahrt nach Fisje und der Jammabos oder Bergpriester und schließt sie ab mit diesen Worten: „Ich bitte die Herren Subskribenten um Vergebung, daß ich so lange von den Jammabos und Pilgern erzähle; aber ich kann mir nicht helfen. Ein Mensch, dem es im Ernst um Glückseligkeit zu thun ist, und der im frommen, einfältigen Glauben an alles das, wonach andere sich die Beine ablaufen, kaltblütig oder mit verbissenen Zähnen vorbeigeht, 'n solcher Mensch, wo ich ihn auch treffe, ist für mich sehr rührend, und ich kann nicht wieder weg. Gott höre jeden, der auf dem Fusi klingelt, und der vor der Gitterthür zu Fisje seine Stirn auf die Erde legt! Und das thut auch Gott, glaub ich, denn ist er nicht auch der Japaneser Gott? Freilich ist er auch der Japaneser Gott."

Koloniales.

II. Die deutschen Schutzgebiete im Jahre 1898.

Nach Mitteilungen der Deutschen Kolonialzeitung von Lic. D. Gloatz,
Pfarrer in Dabrun bei Wittenberg.

2. Kamerun.

(Fortsetzung.)

In Nordwest-Kamerun, zu dem wir nunmehr übergehen, brechen doch auch noch hier und da gelegentlich kannibalische Gelüste hervor. Hauptmann Hutter schreibt zwar: „Das von uns durchzogene Gebiet der Bakundu im Waldland ist im Verdacht, daß seine Bevölkerung zu den Anthropophagen gehört; doch ist es vielleicht damit nur wie bei den Bali, die nach einem Sieg das Blut vom Messer ablecken oder ein kleines Stückchen Fleisch von einem tapferen Krieger essen, um seine Kraft in sich aufzunehmen" (S. 352). Indes ist nach Hutters Zug der Kannibalismus bei den Bakundu nachgewiesen. Bezirksamtmann Seitz, der jüngst vom Rio del Rey nach der Johann-Albrechts-Höhe gereist, schreibt, daß in Bukundu-ta-Rate der alte Häuptling von seinen Unterthanen geschlachtet und aufgegessen worden,

ohne daß freilich ein Beweis für die Schuld der Einwohner habe erbracht werden können (S. 390). Gegen einen Volksstamm am Rio del Rey wurde im Vorjahr eine Expedition unternommen, weil derselbe eine Anzahl durchreisender Neger, 60 bis 80 Mann, überfallen und aufgefressen; der Führer des Strafzugs zog noch einen Menschenschädel und andere Knochen aus einem Topf, der über dem Feuer kochte, und nahm sie mit sich (S. 414). Bezirkshauptmann Roeder hat übrigens eine Reise im Lande vom Rio del Rey nach Bibundi gemacht mit dem Resultat, daß das Balundu-, Barombi- und Bambukoland zu den fruchtbarsten Plantagenländern gehört (S. 209). Der bejahrte Häuptling Garega in Bali hat auf Anregung des leider verstorbenen Dr. Zintgraff schon viele seiner Bali an die Küste gesandt, um sie auf der Viktoriapflanzung arbeiten zu lassen; aber sie verkaufen nur mitgebrachtes Gummi in den Faktoreien, arbeiten 2—4 Monate und kehren mit Schätzen beladen heim; auf längere Arbeitskontrakte lassen sie sich nicht ein (S. 162). Hauptmann Hutter bemerkt, daß das Weib bei diesen Stämmen im allgemeinen keine hohe Stellung einnimmt, jedoch bei wichtigen Palavern öfter eine oder die andere ältere weibliche Person zugegen ist und ältere Neger, namentlich Häuptlinge ihren alten Müttern oft eine liebevolle Verehrung beweisen, während selten Lieblingsfrauen Zutritt zu den Ratsversammlungen haben, es müßte denn die erste Jugendliebe sein, die dem Häuptling einen Sohn geboren. In die religiösen Vorstellungen sei der Einblick schwer; die Eingebornen seien in diesem Punkt sehr zurückhaltend und wenig geneigt, auf Fragen darüber einzugehen (S. 364). Doch sah er scheußliche Fetische aufgestellt hinter den Sitzen in den offnen Beratungshallen für den Häuptling und seine Ältesten, konnte übrigens in solchen offnen Palaverhäusern logieren und zog sie im Waldland den finstern Negerhütten vor, während ihn im Grasland das wärmende Feuer in den dichten Hütten anzog (S. 307). Nach demselben Gewährsmann findet ein Verlassen der Ortschaften sehr oft statt, nicht nur aus kriegerischem Anlaß, sondern auch, wenn der Boden sich nicht ertragsfähig genug zeigt, Elefanten die Pflanzungen zerstampfen oder ein großes Sterben stattgefunden; eine weitergehende kleine Völkerwanderung habe statt bei den Heidenstämmen Adamauas aus Furcht vor den Sklavenrazzien der mohammedanischen Haussaherrscher (S. 315). Damit kommen wir ins nord- und mittelöstliche Hinterland von Kamerun. In Adamaua ist mit Unterwerfung des Häuptlings Ngila nur erst ein Anfang gemacht gegen den Islam. Oberleutnant Dominik von Station Yaunde berichtet, der Sultan von Tibati habe allen Haussa bei Strafe verboten, mit den Deutschen in Verbindung zu treten, so daß jedem Haussa, der dennoch mit nach Süden gehe, die Heimkehr zu Lande über Tibati verschlossen sei (S. 376). Ngila war ein Häuptling von Sklavenräubern und Sklavenhändlern, der den Typus der nach Süden vordringenden mohammedanischen Sudanneger verkörperte (S. 333). Nach Verfügung des Gouverneurs sollte die Expedition von Carnap versuchen, auf friedlichem Wege die Verbindung mit den Handelsfaktoreien in der Südostecke des deutschen Gebietes herzustellen. Oberleutnant von Carnap gelangte nach dem südlichen Teil von Ngaundere und erfuhr von einem ausgedehnten Urwald, der sich an das Mwelle-Gebiet schließe und in den die Haussa und Fulbe vorgedrungen, um Elefanten zu jagen und Elfenbein an die belgischen und holländischen Faktoreien am Sangha zu verhandeln

(S. 190). Er hat dann in diesem den Ort Zimu Weihnachten 1897 erreicht, die belgischen Faktoreien, die noch im deutschen Gebiet liegen, besucht, sich dann nach der Kongomündung und von da zurück nach Kamerun begeben (S. 127 mit Karte). Infolge Eröffnung der Kongobahn und der letzten Forschungsreisen wird das Sanghagebiet, das auf französischem und deutschem Territorium liegt, vom Kongo aus erschlossen werden. Es hat sich eine deutsch-belgische Gesellschaft in Hamburg dazu konstituiert. Während der ersten 3 Jahre sollen die Belgier die Leitung der Gesellschaft in Händen haben, in den nächsten 3 die Deutschen (S. 396). Die Franzosen sind inzwischen auch nicht unthätig gewesen, haben vielmehr einen ganz großartigen Plan verfolgt, der von eminenter geschichtlicher Bedeutung ist. Gentil von der französischen Kongoverwaltung hat seine 1895 begonnene Forschungsreise nach dem Tschad-See mit Erfolg beendet und ist nach Brazzaville zurückgekehrt. Er fuhr auf zerlegbarem Dampfboot im Schari hinunter, gründete an den Einmündungen seiner wichtigsten Nebenflüsse Stationen, schloß mit dem Herrscher von Bagirmi einen Schutzvertrag und nahm dessen Oheim mit, um ihn als Gesandten nach Paris zu schicken. Das Tschadseebecken schien damit unter französischen Einfluß gestellt, obgleich wir 1893 uns noch in letzter Stunde durch die Abmachungen mit Frankreich einen Anteil am Schari und Tschadsee gesichert, den auszunutzen die höchste Zeit ist (S. 199). Den Tschadsee hat Gentil noch nicht genauer erforschen können, weil seine Ufer holzarm sind, war aber auf ihm hinausgefahren. Auf die Freundschaft des Herrschers von Bagirmi hatten aber die Franzosen um so weniger gerechnet, da die Ermordung ihres Forschungsreisenden Crampel auf das Anstiften der Mohammedaner von Bagirmi zurückgeführt wurde. Diese Annahme hat sich als falsch erwiesen. Schuld an Crampels Tod sind die Senuffija, die bekannte fanatische mohammedanische Brüderschaft, die im Zentralsudan eine so große Rolle gespielt hat, und der Eroberer Rabah. Dieser, ein früherer Sklave von Ziber Pascha, einem berüchtigten früheren sudanesischen Sklavenhändler, hatte versucht, Bagirmi zu erobern, sich aber dann auf Bornu geworfen und diesen Staat vernichtet. Der Schari ist nach Gentils Angaben die Grenze zwischen feindlichen Stämmen; rechts liegt Bagirmi, links Bornu, das durch große Festungen am Fluß besonders hervorragt. Gentil wagte sich, obgleich ein Treffer aus einer Kanone dieser Festungen sein Boot vernichten konnte, an ihnen vorbei. Die ganze Garnison aber, wie sich herausstellte, hatte sich aus Furcht vor den Weißen zurückgezogen, und die Bevölkerung lag auf den Knien; man fürchtete Rache für die Ermordung Crampels und seiner Genossen. Das franzosenfreundliche Bagirmi liegt auch bereits nach der Abgrenzung in französischem Gebiet. Freilich der Fanatiker Huyato, der sich dem Vordringen der deutschen Expedition Üchtritz-Paßarge nach Norden widersetzt hatte, war ein naher Verwandter des Eroberers Rabah (S. 205). Mit dem Vorstoß zum Tschadsee verbanden die Franzosen jedoch einen zweiten auf der entgegengesetzen Seite zur Umklammerung des ganzen Sudan. Es war die Expedition Marchand, die einen Teil der früheren Provinz Emin Paschas besetzen und Schiffe auf den Nil bringen sollte, obgleich vor diesem Wagnis selbst französische Blätter wie La Politique coloniale warnten. Die Entsendung erfolgte im Sommer 1886; lange war man in Ungewißheit

über den Verlauf; ja der französische Reisende de Béhagle, der vom Ubanghi nach dem Tschadsee vordringen wollte, erhielt eine Nachricht von der angeblichen Vernichtung der Expedition (S. 7), bis die Engländer nach der Eroberung von Omdurman und Vernichtung des Mahdistenheeres sie in Faschoda fanden. Dieser Erfolg Marchands war zwar, rein technisch betrachtet, großartig, aber England gegenüber nicht mehr haltbar (S. 376). Hatte man nun französischerseits gehofft, über Bagirmi nicht nur nach Norden, sondern auch ostwärts nach Wadai und dem Bahr-el-Ghazel vordringen zu können, so konnte doch auch der französische Posten, der mit Leutnant Prins in Bagirmis Hauptstadt Maßenja errichtet war, sich nicht behaupten. Die Franzosen haben in Bagirmi vor Rabah ebenso zurückweichen müssen, wie in Faschoda vor den Engländern. Nach Mitteilung de Béhagles hat Rabah den Sultan von Bagirmi, Gaourang von seiner Hauptstadt vertrieben und die Einwohner der Dörfer am Schari, Logone und Gulfey, die seiner Zeit die Expedition Gentil freundlich aufgenommen, massakrieren oder in die Sklaverei führen lassen. Gourang floh nach Süden und weilt nach den letzten Mitteilungen am linken Ufer des Ba-Bousso, ca. 4 Tagereisen von Korbol, einem durch Nachtigal bekannten Ort. Dazu hat der Sultan selbst vor seiner ruhmlosen Flucht — denn er ist dem Kampf ausgewichen — noch die Stadt Maßenja verbrannt (S. 420). Indessen hat nach Zeitungsnachrichten am 22. März 1899 ein Abschluß der Verhandlungen zwischen England und Frankreich stattgefunden, wonach diesem Bagirmi und Wadai, das Gebiet im Osten und Norden des Tschadsees zuerkannt wird, England aber sich Bahr-el-Ghazel und Dar-Fur vorbehält und beide Teile einander gegenseitig Gleichheit des kommerziellen Verkehrs im Gebiete zwischen Nil und Tschadsee einerseits, dem 5. und 15. Breitegrade anderseits zugestehen. Dies Abkommen bildet ein Supplement zur Niger-Konvention, die in der vorjährigen Kolonialzeitung viel besprochen ist und auch noch hier berührt werden muß. E. Vohsen giebt in Nr. 25 (mit Karten S. 228 f.) eine klare Darlegung. Der Interessenkonflikt in Westafrika zwischen Frankreich und England hatte sich so zugespitzt, daß es zu Thätlichkeiten zwischen französischen und englischen Truppen im Anfang des Jahres bereits gekommen war (S. 227). Nun ist durch den Vertrag vom 14. Juni 1898 eine Grenzlinie geschaffen, die von Dahome und Lagos ausgehend das streitige Gebiet durchquert und England alle von englischen Truppen besetzte Punkte, wie das ganze von beiden Mächten als legitim anerkannte Gebiet von Borgu einräumt (S. 228). Nikki dagegen fällt an Frankreich, auch Gurma, auf das unser Rechtsanspruch durch das Togo-Abkommen aufgegeben war, desgleichen ein Anspruch Englands, das ihn aus einem Suzernanitätsanspruch des Sultans von Gandu auf dasselbe ableitete. Auf dem westlichen Nigerufer erhält Frankreich ein Delta, das durch eine von Say nach dem Dallul-Mauri gehende Linie nördlich begrenzt wird, von da nach dem Fluß zurückführt und denselben 10 Meilen oberhalb Ilo trifft. Hierdurch werden deutsche Interessen berührt, da dies Dreieck einen Teil des Gandu-Reichs bildet, mit dessen Sultan ein deutscher Schutzvertrag 5. April 1895 (vgl. S. 237) abgeschlossen ist. England erhält dafür eine nördliche Erweiterung der Say-Barua-Linie in Gestalt eines Bogens, dessen Radius 100 engl. Meilen von der Stadt Sokoto beträgt. Das Reich Sokoto wird der eng-

lischen Interessensphäre zugesprochen, das Sultanat Kano der französischen. Bornu mit seiner Hauptstadt Kuka verbleibt den Engländern; die in dem Tschadsee gezogene Ostgrenze trifft am Süduser desselben mit dem Punkte zusammen, der den westlichsten Punkt der deutsch-englischen Grenze bildet. Aber in Sokoto und Kano sind z. B. durch den deutschen Reisenden Staudinger gewisse Rechte, namentlich bezüglich Handel und Verkehr vertraglich erzielt und an der freien Schiffahrt auf dem Tschadsee wie an dem Inselbesitz hat Deutschland, nachdem ihm ein Teil des Südufers zugesprochen ist, ein lebhaftes Interesse. (S. 229). Die deutsche Kolonialgesellschaft hat daher bei der Kaiserl. Regierung die nachdrückliche Vertretung folgender Forderungen beantragt: 1) Daß das Sultanat Gandu und seine Vasallenstaaten Nupe und Ilorin nicht ohne Vereinbarung mit der deutschen Regierung aufgeteilt werden, 2) daß eine Aufteilung des Tschadsee-Beckens und seiner Inseln durch die Linie, die auf dem Meridian 35 Min. östlich des durch Kuka gehenden Längenmeridians gezogen wird, nicht anerkannt werde, 3) daß unsere Rechte in Kano und Sokoto gewahrt werden, 4) daß bei Revision der Niger-Schiffahrts-Akte alle Bedingungen erfüllt werden, die die Akte versprach, damit wir auf dem Niger und seinen Nebenflüssen ungehindert die Erschließung unserer Interessensphären in den Benuë-Tschadsee-Gebieten vollziehen können, 5) daß eine natürliche Westgrenze unserer Togo-Kolonie vereinbart werde. (Nr. 32. S. 287).

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Mission der Gegenwart.

Die evangelische Mission auf den Karolinen.

In der „Täglichen Rundschau" Nr. 146 berichtet der bekannte Missionsgeograph D. Kurze über den gegenwärtigen Stand der evangelischen Mission auf den soeben vom Deutschen Reiche erworbenen Karolinen-Inseln. Wir teilen mit freundlicher Genehmigung der Redaktion aus diesem trefflich orientierenden Aufsatze Folgendes unseren Lesern mit:

„Schon seit 1852 ist die Bostoner Missionsgesellschaft im Verein mit der Hawaiischen Evangelischen Gesellschaft bemüht gewesen, durch ihre Sendboten das Banner des Evangeliums auf den einzelnen Inselgruppen Mikronesiens aufzupflanzen. Es ist das dieselbe Missionsgesellschaft, deren Wirken wir Deutschen es verdanken, daß heutigen Tages sich zwei Drittel unserer Marschallinsulaner (unter 12 900 Eingeborenen 8800 Evangelische) zum evangelischen Glauben bekennen. Besonders in den ersten Jahrzehnten hatten die evangelischen Missionare mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen, die hauptsächlich in den gegenseitigen Kämpfen der Eingeborenen, ihrem von weißen Auswürflingen noch genährten Hang zur Unsittlichkeit und in der Zersplitterung auf sprachlichem Gebiete — man zählt auf den Karolinen acht bis zehn verschiedene Sprachen — ihren Grund hatten.

Zwei von der Natur sehr begünstigte Inseln im östlichen Teile der Karolinen, Ponape und Kusaie, waren die Brennpunkte, von denen aus sich das Licht des Evangeliums allmählich über die einzelnen Inseln des Archipels verbreitete. Schon seit einer Reihe von Jahren ist ganz Kusaie evangelisch und das Zentrum für die Ausbildung eingeborener Missionsgehilfen geworden. Deutsche Marineoffiziere haben voll warmer Anerkennung auf die Kulturoase hingewiesen, welche

die Missionare auf Kusaie geschaffen haben. Nicht weniger als drei größere Bildungsanstalten sind auf dieser Insel vereinigt: zwei Predigerseminare für Marschall- und Gilbertinsulaner, die von je 33 Zöglingen besucht werden, und ein Mädchen-Institut, in welchem 45 junge Eingeborene unter der Obhut amerikanischer Lehrerinnen eine tüchtige Ausbildung erhalten, die sie befähigt, später einmal als Gattinnen eingeborener Geistlichen und Lehrer an der Hebung ihres Volkes mitzuarbeiten.

Auch die westwärts von Kusaie gelegenen Karolinen-Inseln Pingalap, Mokil und Ngatik sind von den evangelischen Missionaren völlig christianisirt. Von der verhältnismäßig bedeutensten Insel Ponape mit ihren 1900 Bewohnern würde das Gleiche zu berichten sein, wenn nicht 1886 Spanien, dem Deutschland dank dem päpstlichen Schiedsspruche die Karolinen überlassen mußte, dort eine Kolonie von Kapuzinerpatres angesiedelt und in brutaler Weise die evangelische Mission vergewaltigt hätte. Ging doch der erste spanische Gouverneur so weit, daß er den verdienten Missionar Doane ohne jeglichen Rechtsgrund in Gewahrsam bringen und als Staatsgefangenen nach Manila transportieren ließ. Es kam zu wiederholten Aufständen der Eingeborenen gegen die spanischen Unterdrücker, und die amerikanischen Missionare haben sich seit 1890 von der Insel zurückziehen müssen.

Trotz dieser Wirren und der zwangsweisen Propaganda, welche die Kapuziner unter dem Schutze der spanischen Bajonette betrieben, ist dennoch die Mehrzahl der 1800 evangelischen Ponapesen ihrem Glauben treu geblieben und die evangelischen eingeborenen Missionsgehilfen haben in Kirche und Schule, so gut sie es vermochten, weiter gearbeitet. Freilich hielten in der letzten Zeit die Spanier den mit der Leitung der Ponape-Mission betrauten Häuptling Nanapel gefangen und bedrohten ihn mit dem Tode, wenn seine Landsleute den erneuten Versuch machen würden, sich von der spanischen Herrschaft frei zu machen. Nirgends wird die Kunde von der Abtretung des Archipels an eine evangelische Großmacht soviel Freude hervorrufen, wie gerade in Ponape; das gequälte Volk wird jubeln, daß man wieder ungehindert seinem evangelischen Glauben leben kann.

Ein anderes Zentrum evangelischer Missionsthätigkeit bildet die Mortlock-Gruppe in den Zentral-Karolinen, wo von 3500 Eingeborenen sich bereits 2800 der evangelischen Kirche angeschlossen haben. Seit zwei Jahrzehnten hat sich auch die Ruck-Gruppe dem Evangelium erschlossen, und ein dort eingerichtetes Missionsseminar liefert die eingeborenen Arbeiter für den westlichen Theil der Karolinen. Auf Gap, dem bisherigen Sitze der spanischen Behörden für die West-Karolinen, haben die Kapuziner der 1885 durch eingeborene Evangelisten begonnenen Mission ein gewaltsames Ende bereitet.

Die evangelische Mission hat überall auf ihren Inselstationen auch Volksschulen ins Leben gerufen, die von ungefähr 2000 Schülern besucht werden. Desgleichen haben es sich die Missionare angelegen sein lassen, die Anfänge einer christlichen Literatur zu schaffen. Das ganze Neue Testament liegt bereits in der Ponape- und Mortlocksprache gedruckt vor; in andere Inselsprachen sind wenigstens einzelne biblische Bücher übersetzt. Zur Aufrechterhaltung der Verbindung mit ihren Missionsgemeinden in Mikronesien unterhält die Bostoner Gesellschaft einen eigenen Dampfer „Morgenstern“ und außerdem noch für die westlichen Karolinen den Segelschuner „Robert Bogan“.

Gänzlich unberührt von der evangelischen Mission sind die Palau und die Marianen; auf letzterer Gruppe ist die eingeborene Mischbevölkerung dem Namen nach katholisch. Auf jeder der drei für Deutschland in Frage kommenden Marianen-Inseln Saipan, Rota und Tinian hat ein katholischer Geistlicher seinen Sitz“.

Litteratur.

Baseler Missionsschriften über China. Bekanntlich haben 1897 die Baseler und die Rheinische Mission ihr 50jähriges China-Jubiläum gefeiert. Der noch jetzt lebende Baseler Missionar Lechler, der 1847 in Hongkong landete, ist der Senior aller chinesischen Missionare. Da jetzt die Augen der Deutschen besonders auf China gerichtet sind, und eine Orientirung über die dortige Mission geboten scheint, auch nicht jedem das größere im Verlage der Baseler Missionsbuchhandlung erschienene Werk „Alltagsleben in China, Bilder aus dem chinesischen Volksleben“ (280 S. mit 56 Illustr. 3,20 Mark) zugänglich ist, so sei auf folgende ebenda erschienenen Missionsschriftchen aufmerksam gemacht.

O. Schultze, Missionar. Im Reich der Mitte oder die Basler Mission in China, Basel 1897, 79 S. 30 Pf. — Schultze giebt nach kurzer Darstellung des Landes (Kanton-Provinz) und der Leute mit ihren Religionen einen knappen Überblick über Anfang, Fortgang und Ausbau des Missionswerkes, den jüngsten Zweig desselben: die ärztliche Mission, Zeiten der Verfolgung und Gefahr. Die 22 beigegebenen Bilder sind im ganzen gut, die große Karte vorzüglich.

G. Gußmann, Missionar. Auf chinesischen Missionspfaden. 13 Stationsbilder aus der Basler Mission, Basel 1897, 79 S. 30 Pf. — G. führt uns der Reihe nach auf die 13 Baseler Stationen mit ihren Außenstationen und läßt uns einen Einblick thun in ihre Entstehung und Geschichte, ihre Leiden und Freuden, ihre Kämpfe und Erfolge, erzählt gelegentlich auch kleine Abenteuer und interessante Geschichten. 15 meist gelungene Bilder und eine kleinere Karte dienen zur Illustration.

Als weiteres Material seien empfohlen die ebenda teilweise in mehreren Auflagen erschienenen Schriftchen: Altes und Neues aus China (15 Pf.), Freud und Leid im chinesischen Kinderleben, Bilder aus dem Leben des chinesischen Volkes (je 10 Pf.) das Evangelium in China, die Mädchenanstalten in Hongkong und Tschougtschun, Kindersinn und Kinderglück in einer Mädchenanstalt in China, Einige Früchte der Missionsarbeit in China, An zwei Sterbebetten in China, (je 4 Pf.), und vor allem das „Evangelische Missions-Magazin“ (jährlich 12 Hefte, 5 Mark) Jahrgang 1898, der viel schätzbares Material bietet.

Buttstädt i. Th. A. Schillbach.

Aus Zeitschriften.

I. Allgemeines.

a) Missionswissenschaftliches: Prof. D. Mirbt, Die Bedeutung des Pietismus für die Heidenmission (A. M. Z. 99, 4). J. Richter, Die Arbeit der evangelischen Mission an den Aussätzigen (ebenda). Strümpfel, Die Gesellschaft zur Verbreitung christlicher Erkenntnis (S. P. C. K.) und ihre Bedeutung für die Mission (ebenda). W. Schott, Die christliche Mission und der soziale Fortschritt (ebenda, 5). Ein deutscher Verein für ärztliche Mission (ebenda). P. Richter, Das 100jährige Jubiläum der englischen Kirchenmissionsgesellschaft (ebenda, 6). Eine Missionsjubilarin (B. M. M. 99, 4). Aus der Schularbeit der Basler Mission (Monatsbl. f. öfftl. Miss.-Std. 92, 4). Die internationale Missionsallianz (Calw. M. Bl. 99, 4). Zum 50jährigen

Jubiläum der Hermannsburger Miſſion (Diaſporabote 99, 9). Das 75jährige Jubiläum (Berl. Miſſ.-Ber. 99, 4). R. Wegner, Die Mitarbeit der eingeborenen Gehilfen in der rheiniſchen Miſſion (Rhein. Miſſ. 99 u. 5). Jahresbericht für das Jahr 1898 (Oſtafr. Miſſ.-Nachr. 99, 4). S. M. Zwemer, The Present Center of the Slave-Trade (Miſſ.-Ber. 99, 6). A Centenary Review-The Supply of Men and Means (Ch. Miss. Int. 99, 4). G. H. Parsons, Native Workers in their Relation to Missionary and Native Church Organisation (ebenda). M. Brooke, The Evangelization of the World (ebenda, 5). The Central Centenary Commemorations (ebenda). The Centenary Day (ebenda). The Hundredth Anniversary. Speeches etc. (ebenda). G. Stoſch, Die Arbeit und der Dienſt der Frauen in der Miſſion (Neue Kirchl. Ztſchr. 99, 6).

b) Religionswiſſenſchaftliches: L. Léger, Études de mythologie slave (Rev. de l'hist. des relig. 39,1). G. Raynaud, Le dieu aztec de la guerre (ebenda). A. Barth, Bulletin des religions de l'Inde. I. Védisme et ancien Brahmanisme (ebenda). V. Bérard, Les Phéniciens et les poèmes homériques (ebenda, 39, 2). N. Söderblom, Les Fravashis (ebenda). Andollent, Bulletin archéologique de la Religion romaine (ebenda).

II. Die Arbeitsfelder der Miſſion.

A. Amerika.

W. Behrendt, Die Miſſionsthätigkeit der deutſchen evangeliſchen Synode von Nordamerika (A. M. Z. 99, 5). Grönland. Alaska. Nikaragua. Suriname (Miſſ.-Bl. d. Brüderg. 99, 4—6). W. H. Sloane, Puerto Rico and the Puerto Ricans (Miss. Rev. 99, 4). Newnham, Visits to the Missions on the East Coast of Hudson's Bay (Ch. Miss. Int. 99, 4).

B. Afrika.

Bohner, Ein Beſuch in Kamerun und Togo (A. M. Z. 99, 6). L. v. d. Goltz, Reiſeerinnerungen aus Südafrika (B. M. M. 99, 5). J. Richter, Die Miſſion in Uganda (Engl. Miſſ. 99, 4 u. 5). Afrika und der Branntwein (Nordd. Miſſ.-Bl. 99, 5). Deutſch-Oſtafrika. Südafrika-Oſt (Miſſ.-Bl. d. Brüderg. 99, 4 u. 6). Nachrichten aus der Synode Oranje-Freiſtaat (Berl. Miſſ.-Ber. 99, 4). A. T. Pierson, Pilkington of Uganda (Miss. Rev. 99, 5). C. T. Wilson, The Sudan and the Sudanese (ebenda, 6). W. Muir, The Coptic Church in the Soudan and Nubia (Ch. Miss. Int. 99, 4). J. Thomas, Up the Binué-An Evangelistic Tour (ebenda, 6).

C. Aſien.

a) China: J. Flad, Chineſiſche Eigentümlichkeiten (B. M. M. 99, 6). Unſere Miſſionare in China (Berl. Miſſ.-Ber. 99, 4). China, Römiſches (Rhein. Miſſ. 99, 4). W. A. Briggs, Missions amon the Laos of Indo-China (Miss. Rev. 99, 4 u. 5).

b) Japan: O. Käferle, Die Japaner als Heiden und als Chriſten (Monatsbl. f. öfftl. Miſſ.-Std. 99, 5).

c) Indien: D. Grundemann, Miſſionsrundſchau. Britiſch-Indien (A. M. Z. 99, 5 u. 6). L. Öhler, Frauen und Frauen-Miſſion in Indien (B. M. M. 99, 4). K. Schaal, Die Entdeckung des Seewegs nach Oſtindien

und die Anfänge des Christentums daselbst (ebenda, 6). L. Gengnagel, Der Gotteskasten der Hindus (ebenda). Die Missionsarbeit unter den Buddhisten im Himalaya (Monatsbl. f. öffti. Miss.-Stb. 99, 6). West-Himalaya (Miss.-Bl. d. Brüderg. 99, 6). Dr. Nottrott, Aus dem Jahresberichte der Kolsmission (Biene a. d. Miss.-Feld 99, 6). J. Chamberlain, What Retrenchment means in India (Miss. Rev. 99, 4). J. B. Meyer, Reflections after a Winter Tour in India (ebenda, 6). J. P. Jones, Some Recent Movements in India (Miss. Her. 99, 6). J. P. Haythornthwaite, The Strategical Importance of Work amongst the Higher Classes of India (Ch. Miss. Int. 99, 4).

d) Andere Missionsgebiete: O. Flex, Ein Blick in das verschlossene Tibet (B. M. M. 99, 5). Ch. Buchholz, Reiseerlebnisse auf der Insel Nias (Evgl. Miss. 99, 6). Der Acker ist die Welt; Vorderasien II (Nordd. Miss.-Bl. 99, 4). Sumatra. Aus der Arbeit unter den Mohammedanern (Rhein. Miss. 99, 6). W. C. Dodd, Preaching the Gospel to the Laos in Burma (Miss. Rev. 99, 5). C. H. Stileman, Open Doors in Southern Persia (Ch. Miss. Int. 99, 6). Dr. Adriani en Alb. C. Kruijt, Van Posso naar Todjo (Mededeel. van wege het Nederl. Zendelingg. 43,1). A Kruijt, Verslag aangaande den werkkring Mådjå-Warnå over het jaar 1897 (ebenda). Derselbe, Staat van de Gemeenten en de Scholen, in den werkkring Mådjå-Warnå over 1897 (ebenda). D. Louwerrier, Staat van de Gemeenten en Scholen behoorende tot den werkkring Swarve over het iaar 1897 (ebenda). Van den Berg, De rechtstoestand der Inlandsche Christenen in Nederl. Indië en de bezwaren daarmit voor de Zending voortoloeiende (Orgaan der Nederl. Zendingsver. 99,6).

D. Südsee.

D. Kurze, Der „Missionskritiker" von Bülow und die Samoa-Mission (B. M. M. 99, 5). Australien (Miss.-Bl. d. Brüderg. 99, 4). Neu-Guinea (Rhein-Miss. 99,5). I. M. Alexander, Samoa, its People and Missions (Miss. Rev. 99, 6). Results of Missions in the Hawaiian Islands (Miss. Her. 99, 4).

H. Lehmpfuhl.

Vereinsnachrichten.

Von unseren Arbeitsfeldern.

Aus Japan.

Bericht der Missionarin Agnes Heydenreich über ihre Thätigkeit vom 23. November 1898 bis zum 15. Februar 1899.

„Drei Monate fast sind's schon, seit ich das Land der aufgehenden Sonne betreten, und mein erster Bericht soll in die Heimat. Ich habe viel erlebt, viel gesehen, ein Eindruck verdrängte den andern, was natürlich ist im Anfange — von einem missionarischen Wirken aber kann ich noch gar nicht reden; dieses wird erst beginnen, wenn ich mehr die Eigenart des japanischen Volkes, sein Fühlen und Denken kennen und verstehen gelernt, wenn ich mich schon werde verständigen können in der Sprache des Landes. Augenblicklich ist sie der Hauptgegenstand meiner Arbeit. Ich habe 4 Stunden wöchentlich, 3 Konversationsstunden bei Pastor Minami und eine bei Pfarrer Wendt. Wir nehmen jetzt das Notwendigste und Schwierigste in der japanischen Sprache, das Verbum, durch und wollen

später im Anschluß an Lesestücke weitere grammatikalische Besprechungen vornehmen. Lange's Grammatik habe ich teils mit Pastor Minami, teils für mich allein durchzuarbeiten angefangen. Auf meinen japanischen Besuchen, die ich mit meiner Bibelfrau vereint unternommen, suchte ich immer getrost das Gelernte anzubringen. Manche freundlichen Wünsche wurden mir dabei zuteil, des Japanischen bald mächtig zu werden, und ich durfte sogar zu meiner großen Freude von einer Frau hören, daß sie der Zeit entgegensehe, wo ich die Sprache erfaßt und sie bei mir Religionsunterricht nehmen könnte.

Wie schnell ich im Japanischen vorwärts kommen muß, sagt mir stets in ihrer stummen, eindringlichen Weise unsere Armenschule, wenn ich sie besuche. Es gefällt mir die Art außerordentlich, wie Fräulein Inasawa sie handhabt. Sie scheint es sehr gut mit den Kindern zu verstehen; man fühlt es ihnen ab, daß ihre Lehrerin ihnen eine Autorität ist, die sie mögen.

Zu meiner ordentlichen Thätigkeit rechne ich noch die monatlichen Frauenversammlungen, in denen ich Vorträge halte. Ich habe über folgende Themata bereits gesprochen, in deutscher Sprache: „Deutsche Weihnacht", „Etwas von der Treue im Kleinen" und in englischer Sprache: „Neujahrserinnerungen und Neujahrsgedanken". Einmal wöchentlich gebe ich Pastor Minami eine englische Stunde. Er bat mich darum, um den Pastoralkonferenzen folgen zu können, die in englischer Sprache abgehalten werden.

Auf die verflossenen Monate zurückblickend, erinnere ich mich noch mancher kleinen Hilfleistung, die ich auf dem Missionsfeld habe thun dürfen. So ward mir sehr bald nach meiner Ankunft die Freude zuteil, mich bei einem kleinen Bazar behilflich zu zeigen. Wir hatten von der vorigen Sendung eine Anzahl Sachen übrig behalten; die holten wir hervor, Frau Pfarrer Schiller gab ihr geräumiges Speisezimmer zu dem Zwecke her, und dort arrangierten wir mehrere Tischchen mit Blumen und ordneten unsere Habseligkeiten. Unser Jahrmarkt war recht besucht und trug uns zu unserer Befriedigung ein gar hübsches Sümmchen noch ein.

Die Festtage näherten sich hierauf mit raschen Schritten, und ich hatte auf unserer Missionskonferenz die Vorbereitungen zur Weihnachtsfeier unserer Sonntags- und Armenschule in der Ikidonozakakirche übernommen. Fräulein Inasawa half mir dabei. Wir fuhren gemeinsam auf Einkäufe aus, dann kam sie mehrere Abende zu mir, und wir sortierten die kleinen Gaben und hüllten sie in dazu schon zurechtgeschnittene Seidenpapiere ein. Nach japanischer Sitte wird nichts frei auf den Tisch gelegt, sondern alles sehr zierlich nach bestimmten Regeln eingewickelt und verschnürt. Selbst die Schnürchen haben ihre bestimmte Farbe, nämlich zur Hälfte weiß und rot, und die Schleife muß nach einer bestimmten Richtung fallen und ganz genau nach Angabe der Etiquette verschlungen werden. Ist alles schön geordnet, dann kommt der Name des Empfängers auf das Päckchen.

Am 23. Dezember begab ich mich in die Ikidanozaka-Kirche, um dort die Christbäume zu schmücken. Mehrere Gemeindemitglieder hatten sich auch eingefunden, um beim Putzen zu helfen. Sie kauerten auf dem Fußboden und schnitten in ihrer geschickten Weise viele schöne Kreuze aus goldfarbigem Papier aus, die sie hier und da in der Kirche anbrachten. Zu beiden Seiten des Altartisches standen zwei Edeltannen. Fräulein Fuchisawa, unsere Bibelfrau, hatte mir eine hübsche Anzahl kleiner Kanarienvögel herbeigebracht, die wie lebend aussahen und sich wundernett in den dunkeln Zweigen der Bäume ausnahmen, dann kamen gar schön gedrehte japanische Silber- und Goldfäden, manch bunte Glaskugel und viele kleine Sternlein machten die Christtannen sehr originell. Auf den Altartisch legten wir die Geschenke und bedeckten sie mit der prachtvollen Decke, die der Berliner Frauenverein uns gestiftet. Am folgenden Tage um 3 Uhr nachmittags versammelten sich die Kinder hier. Pastor Minami eröffnete die Feier mit einer Ansprache, dann trat aus den Reihen der Kleinen ein Mägdlein

hervor und richtete Fragen in Bezug auf die Weihnachtsgeschichte an ihre Festgenossen, die sie frisch beantworteten, Weihnachtslieder und Deklamationen folgten, und hierauf kam die Bescherung. Es war eine feierliche erhebende Stunde.

Zum Schluß dürfte ich noch vielleicht meines Lesekränzchens erwähnen, das ich, um den deutschen Frauen, die an Japaner hier verheiratet sind, näher zu treten, ins Leben gerufen habe. Unsere Versammlungen finden abwechselnd in den verschiedenen Häusern alle 14 Tage statt.

Das wäre alles, was mir bis jetzt zu thun vergönnt gewesen. Im März, wenn die Familie Christlieb nach Deutschland geht, ziehe ich aus dem Schillerschen Hause in meine eigentliche Wohnung, in die Theologische Schule hinüber. Von dort aus will ich mir allmählich mit den zunehmenden Sprachkenntnissen meinen Missionspfad suchen in freudigem Vertrauen: „Der Wolken, Luft und Winden giebt Wege, Lauf und Bahn, der wird auch Wege finden, wo dein Fuß gehen kann".

Die Berichte unserer japanischen Gehilfen für die Zeit vom 15. Oktober 1898 bis zum 15. Februar 1899.

Die Berichte verbreiten sich zunächst über die allgemeine Lage. Minami unser ältester japanischer Pfarrer sagt: „Die gegenwärtige Lage können wir wohl als eine ruhige bezeichnen. Es giebt jetzt keine die Gemüter aufregenden Zeitfragen. Umsomehr können die Christen ihre Kräfte sammeln und sich ihrer Reichgottesarbeit widmen. Ich höre auch von verschiedenen Seiten, daß der Kirchenbesuch besser geworden ist." Aoki verbreitet sich darüber, daß die Erfolge der Mission in Japan nicht mehr so große sind, als vor 10 bis 15 Jahren. Er findet die Gründe darin, daß man dem Christentum damals nicht entgegenkam, weil das religiöse Bedürfnis zu ihm hintrieb, sondern weil man in ihm ein Geschenk der Europäer sah, die man als Lehrer der Civilisation achtete. Als dann aber unter dem Einflusse der modernen Wissenschaft der Kritizismus um sich gegriffen habe, habe man zunächst angefangen zu zweifeln, dann habe man das Christentum als „unwissenschaftliche Religion" verworfen. „Auf der anderen Seite kam ein den Fremden feindlicher Geist auf im Volke. Professoren teilten den jungen Leuten ihre kritischen Lehren in den Schulen mit und gewisse politische Schritte europäischer Mächte im fernen Osten ließen die nationale Strömung im Volke mehr, als je, anwachsen." Er erwartet eine Besserung von der Zeit, wenn die Japaner anfangen, am Christentum den Kern von der Schale zu unterscheiden. Er berichtet weiter, daß die für den Sommer auf Grund der neuen Verträge bevorstehende Eröffnung des ganzen Landes für die Europäer einen großen Teil des japanischen Volkes mit schweren Besorgnissen erfüllt. „Das ist etwas ganz Neues für die japanische Nation, was sie in ihrer langen Geschichte noch nicht erlebt hat (namentlich daß Fremde das Recht haben sollen, sich im Lande niederzulassen, wo sie wollen). Die Japaner wissen natürlich, daß dies notwendig ist für eine Nation, die ihren Platz unter den zivilisierten Staaten beansprucht. Aber auf der anderen Seite lieben sie es durchaus nicht, ihre Thür den Ausländern zu freiem Verkehr zu öffnen, weil sie darin eine große Gefahr für ihre nationale Existenz erblicken. Der Gedanke beunruhigt sie, daß Ausländer, in denen man lange Zeit infolge von Mißverständnissen nur Eroberer und Unterdrücker gesehen hat, das Land überschwemmen könnten wie die Gewässer einer Sturmflut. Sie fürchten, den Fremden gegenüber im Kampfe ums Dasein zu unterliegen". Er führt weiter aus, daß noch ein anderes hinzukommt. Die einheimischen Religionen und religiösen Parteien erblicken eine große Gefahr in der Eröffnung des Landes, weil sie darin eine mächtige Förderung für die Ausbreitung des Christentums sehen. Merkwürdiger Weise ist es nicht der Geist des Christentums, sondern die den Missionen (in ihren Augen) zu Gebote stehenden reichen Geldmittel, was ihnen die meiste Sorge macht. Er sieht eine große Aufgabe für die japanischen Christen

darin, solche Vorurteile zu zerstreuen und zu zeigen, daß der christliche Geist keiner Nationalität feindselig ist, sondern daß er vielmehr der festeste Grund für die Vaterlandsliebe und die Treue überall in der Welt ist. Er stellt allerdings dazu die Forderung, daß sich das Christentum von fremden Elementen frei halte und in Japan nicht als das Christentum europäischer oder amerikanischer Sekten verbreitet werde. Ähnlich faßt Komai die Schwierigkeiten, die der Ausbreitung des Christentums in Japan entgegenstehen, in folgende drei Punkte zusammen: 1. Die in allen Teilen der japanischen Gesellschaft herrschende materialistische Gesinnung. 2. Die den Europäern feindselige Stimmung in einigen Klassen des Volkes. 3. Die allgemeine Verbreitung aller möglichen Wissenschaften im Volke. Er konstatiert aber auch auf der anderen Seite das sichtlich zunehmende Verlangen nach einer wirklich befriedigenden Religion, das der Verkündung des Evangeliums mehr und mehr entgegenkommen werde. Auch er sieht ein Hindernis der Mission darin, daß das Christentum von so viel verschiedenen, sich mit wenigen Ausnahmen untereinander der Irrlehre beschuldigenden Sekten in Japan vertreten und verbreitet wird. Die japanische Christenheit sehne sich nach einer Einigung.

Über ihre Arbeit berichten die Genannten für die Zeit vom 15. Oktober 1898 bis 15. Februar 1899 folgendes.

Minami: „In der Hongogemeinde hatten wir viele Feste zu feiern. Die feierliche Ordination der Herren Komai, Hiroi und Aoki fand in Verbindung mit der Jahresfeier der Gemeinde am 30. Oktober statt. Am 26. November hatten wir die Einführungsfeier des Herrn Pfr. Haas und seiner Frau, sowie des Fräulein Heydenreich. Am 24. Dezember feierten wir das Weihnachtsfest mit den Kindern unserer Volksschule und der Hongo-Sonntagsschule. Dann am 14. Januar traute ich meinen Kollegen Komai mit seiner Braut. In unserer Sonntagsschule arbeitet nach wie vor die Bibelfrau Fuchisawa und ein Gemeindeglied Tsuenda mit Eifer. Die Zahl der Kinder ist ungefähr 25. Seit dem 18. Januar hatte ich jeden Mittwoch Abend in Hongo Bibelstunde. Einige junge Leute kommen mit Eifer. Sie sind meist Nicht-Christen, und ich hoffe jetzt, daß sich wenigstens 3 von ihnen zur Taufe entschließen werden. Die Besucherzahl war: 5, 3, 9, 6, 5. Der Besuch des sonntäglichen Gottesdienstes war 20, 15, 23, 26, 15, 23, 26, 40, 17, 20, 13, 15, 11, 13, 10, 18, 16, 17, 22. Da wir viele Feiern hatten, konnten wir unsere alle 14 Tage stattfindenden freien Zusammenkünfte im Hause nicht regelmäßig fortsetzen. Wir sind aber doch einigemale zusammengekommen.

Sonntägliche Abendvorträge wurden von mir und den Missionaren gehalten, denen ich als Übersetzer diente. Außerdem gebe ich wöchentlich einmal in unserer Volksschule Bibelstunde und dolmetsche in den Dienstagsvorträgen des Herrn Dr. Christlieb."

Hiroi in Tokyo berichtet: „Mein Werk steht noch nicht in Blüte, aber ich verliere meine Hoffnung und mein Vertrauen auf eine künftige Ernte nicht. Meine gegenwärtige Arbeit ist nur ein Säen. Der Samen mag noch sehr klein sein, aber er lebt, sodaß er keimen und mit der Zeit über der Oberfläche der Erde erscheinen mag. Meine Thätigkeit zerfällt in drei Teile: Bibelunterricht, Sonntagsschule und Predigt. Die Bibelstunden gebe ich Sonntags morgens in meinem Hause, der Ort für die Sonntagsschule und die Predigt ist die deutsche Kirche, Zeit Sonntag Nachmittag. Die Zahl der Teilnehmer schwankt beim Bibelunterricht zwischen 5 und 8, in der Sonntagsschule zwischen 12 und 25, in der Predigt zwischen 3 und 11. Am 26. Dezember hielten wir in der deutschen Kirche eine Weihnachtsfeier ab. Ich predigte, Rev. Aoki hielt eine Ansprache an die Kinder, Pfr. Schiller hielt eine deutsche Ansprache. Es nahmen 70 Kinder und 40 Erwachsene teil. 24 Freunde versammelten sich nachher in meinem Hause. Außerdem habe ich in der Hongokirche Vorträge gehalten über „die Hoffnung auf ein ewiges Leben" und über das Thema: „Christentum und Patriotismus". Für Shinri lieferte ich verschiedene Originalbeiträge (7. Teil meines Aufsatzes über „Bud-

dhismus", „Ein Wort an den Herausgeber der Shinsecki", „Das Dilemma der christlichen Theologie", „Christentum und Entwicklungslehre", mehrere fremde Arbeiten übersetzte ich. Für das „Jahrbuch" schrieb ich einen Artikel „Über die Natur" und übersetzte einige Artikel. Ich hoffe, das nächste Mal mehr und Besseres berichten zu können. Ich bitte zu Gott, daß er uns seinen Segen geben möge, auf daß unser Werk mehr und mehr gedeihe.

Komai arbeitet ebenfalls in Tokyo und zwar im Stadtteil Shitaya. Er berichtet: „Ich halte jeden Sonntag Bibelstunde, Pfr. Wendt half mir, indem er einmal monatlich an einem Sonntage predigte. Künftig werde ich auch einmal im Monat predigen, an den anderen beiden Sonntagen wird Bibelstunde gehalten. Als meine Helferin wird von jetzt ab meine Frau zusammen mit Fräulein Heydenreich Mittwoch Nachmittag in meinem Hause Handarbeitsunterricht erteilen. Ich hoffe, auf diese Weise die jungen Mädchen für die Sonntagsschule und ihre Väter und Mütter für meine Gottesdienste zu gewinnen. Für die in meinem Stadtteile wohnenden Frauen unserer Gemeindeglieder will ich von jetzt ab Frauenversammlungen einrichten. Bisher sandte ich sie nach Koischikawa (der Hauptstation unserer Mission), die Zahl der Teilnehmer an den Sonntagsgottesdiensten war 7—10.

Aoki arbeitet außerhalb Tokyos in der an der Tokyobucht gelegenen Stadt Chiba. Er hat dort einen spröden, noch unvorbereiteten Boden gefunden. Sein Hauptaugenmerk hat er auf die Studenten der dortigen Medizinschule gerichtet. Die an den Sonntagen abgehaltenen Bibelstunden wurden in der Regel von 3 bis 10 Teilnehmern besucht. Einige Male kam gar niemand. Er berichtet am 15. Dezember 1898: „Im allgemeinen scheinen die Studenten, welche regelmäßig zu den Bibelstunden kommen, den Geist des Christentums nach und nach zu begreifen, natürlich nur mit dem Verstande. Ob tiefere Wirkungen zurückbleiben, läßt sich für jetzt nur schwer erkennen." Unterm 17. Februar 1899 berichtet er: „Jüngst starb in meinem Nachbarhause der junge Sohn. Er gehörte der 1. Klasse der Medizinschule an, und so kamen viele seiner Freunde, um nach japanischer Sitte während der ganzen Nacht die Totenwache bei seiner Leiche zu halten. Das war für mich ein günstiger Anlaß, um über verschiedene religiöse Gegenstände mit ihnen zu sprechen, umsomehr, als ich wußte, daß sich einige von ihnen durch ihre materialistische Gesinnung besonders hervorthaten. Nach langen Gesprächen fand ich, daß sie, die sich selbst für Materialisten halten, doch den inneren Drang nach etwas, das über den sichtbaren Dingen steht, besitzen. Das ist vielleicht keine Religion im strengen Sinne des Wortes, aber es ist wenigstens die verborgene Quelle, aus der der Antrieb zum sittlichen Handeln folgt. Sie sind unbefriedigt damit, daß ihnen moralische Pflichten aufgezwungen werden, die sie nur mechanisch erfüllen können, ohne nach dem Grunde zu fragen. Und wenn ich ihnen etwas von dem christlichen Glauben erzählte, daß wir als Gotteskinder unsere sittlichen Pflichten erfüllen und nur durch dies sittliche Leben in geistigen Verkehr mit Gott dem Vater treten können, da schien ihr Herz nach und nach bewegt zu werden. Seit dieser Zeit glaube ich fest, daß jeder Mensch ein Suchender ist, aber vielleicht noch nicht gefunden hat, und ich erkenne es als meine Pflicht, ihnen Jesus Christus zu verkündigen als den, der uns das Leben im Geiste giebt. Außerdem habe ich wenig zu berichten. Jeden Sonnabend Abend gehe ich durch die Stadt und lade meine Bekannten zu dem Sonntagsgottesdienste ein, aber sie kommen sehr unregelmäßig, manchmal mehr als 10, manchmal nur 2 oder 3. Jetzt habe ich den Plan, eine Frauenabteilung einzurichten, aber es ist ganz ungewiß, ob ich Erfolg haben werde."

Aus China.

Bericht unseres Missionars D. Ernst Faber in Tsintau über das erste Quartal 1899.

„Auf Reisen hat man Gelegenheit, mit mancherlei Menschen in Berührung zu kommen, was unter Umständen recht förderlich sein kann. Der Begriff Mensch erschöpft sich eben nicht in dem Kreise des alltäglichen Verkehrs. Aber man empfängt nicht nur mancherlei Segen je nach der eigenen Empfänglichkeit, sondern bietet anderen auch mancherlei je nach der Durchbildung des eigenen Charakters und der Empfänglichkeit derer, mit welchen man in Berührung kommt. Nur läßt sich darüber nicht wohl schreiben. Soviel darf ich jedoch sagen, daß ich während der Reisezeit nicht nur empfangen, sondern auch mancherlei Samen ausgestreut habe. Möge Gott das Gedeihen geben!

Den Wunsch, mein früheres Missionsgebiet zu besuchen, führte ich aus. Anfang Februar fuhr ich nach Kanton, wo ich zwei Nächte bei Herrn Miss. Kollecker in einem amerikanischen Hause blieb. Das Berliner Missionshaus war im August niedergebrannt. Man hat bereits ein größeres Stück Land jenseits des Flusses gekauft, das sich besser eignet für Schule und Wohnung der Missionare. Das alte Grundstück wird für ca. 50,000 Doll. verkauft werden. Ich hatte es 1876 mit dem großen und gutgebauten Doppelhaus um 9000 Doll. für die Rheinische Mission erworben; 1881 gab man es zum Einkaufspreis an Berlin I. ab. — Von Kanton kann man jetzt mit kleinen Dampfern zur Stadt Tungkun fahren. Daselbst hat die Rheinische Mission ein geräumiges Hospital mit zwei Missionsärzten, eine Kapelle, Schule, Wohnhaus für eine Missionarfamilie, für einen ledigen Missionar und eine ledige Missionarin, auch Wohnungen für chinesische Lehrer und Prediger mit ihren Familien. Dadurch ist der Raum bereits zu eng geworden. Man braucht mehr Luft und wird wohl bald anderwärts einen größeren Platz kaufen müssen. Die Missionsarbeit selber zeigt nun einen erfreulichen Aufschwung auch in der Umgegend. Ich fand überhaupt in allen Teilen Chinas dieselbe Erscheinung, daß die Chinesen jetzt in größeren Scharen zu den Missionaren kommen um Rat und Auskunft über dieses und jenes. Auch berichten alle Missionen, von fast allen Stationen, über große Zahlen von Taufbewerbern. Ich hatte recht erquickenden Aufenthalt bei den Missionsgeschwistern in Tungkun, blieb da 10 Tage übers chinesische Neujahr. Nach kurzem Besuch in Taiphing, wo ich eine Nacht blieb und auch meine alte Wohnung in Fumuar aufsuchte, wo ich nahezu 12 Jahre, bis Frühjahr 1876 mein Hauptquartier hatte, fuhr ich zurück nach Kanton. Diesmal hatte ich in alter Weise mit dem Passageboot zu reisen und mußte die Nacht unter den Opiumrauchern zubringen, eine Erinnerung an manche schlaflose Nacht, die ich in früheren Jahren unter solchen Umständen habe zubringen müssen. Ich war froh, als die Nacht vorüber war. Mit den Passagieren habe ich aber doch manches Gespräch führen können.

Vom Kanton fuhr ich darauf in einem kleinen Flußdampfer den neueröffneten Westfluß hinauf bis nach Wutschau Fu in der Provinz Kuangsi. Die Reise ist recht interessant. Die Scenerie ist durch Hügel und Berge manigfaltig, auch durch etliche zwanzig Pagoden verschönt. Einige Städte und Marktorte wurden passiert. Segelbooten, Ruderkähnen und auch kleinen Dampfern begegnet man oft. Leider sind Piraten noch häufig und selbst den Dampfern gefährlich. Es geschahen viele Überfälle im vergangenen Jahre, mit gutem Erfolg für die Räuber. Die Bevölkerung ist verarmt und darum für Rebellionen reif. Die Mandarine sorgen nur für sich selber. So steht es allüberall in China. Die Stadt Wutschau Fu ist ein wichtiger Handelsplatz. Der Fluß Kuei, welcher von der Hauptstadt der

Provinz herunter kommt, mündet hier. Der Westfluß selber bietet Verbindung mit der Yumanprovinz, und ein Nebenfluß, der weiter oberhalb von Wutschau in den Westfluß mündet, erschließt eine weite Strecke nach Süd-Westen dem Handel. Drei Missionsgesellschaften fand ich in der Stadt vertreten, Stationen sind bereits an den Hauptpunkten im Innern, auch in der Hauptstadt, eröffnet. Ich hielt den Sonntag eine Ansprache chinesisch (Punti) in einer Missionskapelle und den Nachmittag englisch in einer Versammlung der Missionare. Nach Kanton zurückgekehrt, wohnte ich wieder zwei Tage bei Missionar Kollecker. Es ist mir eine große Freude, bezeugen zu können, daß ich überall im Norden und Süden bei den Missionaren ohne Rücksicht auf Konfession und Nationalität die herzlichste Aufnahme fand. In Kanton machte ich noch einige Besuche bei alten Bekannten und kehrte dann nach Hongkong zurück. Dort traute ich ein chinesisches Brautpaar, taufte fünf chinesische Kinder und kehrte Ende März nach Shanghai zurück, woselbst ich am 31. abends eintraf. Von hier gehts im Laufe dieses Monats nach Tsintau, um dort sobald als möglich wieder in geregelte Arbeit zu kommen."

Aus dem Berichte des Missionars Pf. Paul Kranz in Tsintau pro April 1899.

Was meine Arbeit im vergangenen Quartal anlangt, so habe ich stetig an der Herausgabe des 2. und 3. Hefts meiner deutsch-chinesischen Lektionen gearbeitet. Das 2. Heft enthält 500 kurze, von mir selbst verfaßte Sätze aus dem täglichen Leben, in Deutsch und Chinesisch, es erschien Ende Januar. Das 3. Heft erschien Ende März und enthält eine mit Erlaubnis des Verfassers von mir angefertigte deutsche Übersetzung der Beispiele aus den ersten hundert Lektionen von Dr. C. W. Mateer's Mandarin Lessons nebst chinesischem Text in einem besonderen Heft. Die hundert Lektionen enthalten zusammen 2621 teils längere, teils kürzere Beispiele. Der Druck machte viel Mühe, weil die Drucker kein Wort Deutsch verstanden.

Von meiner Schrift über das Christentum und den Konfuzianismus hat Rev. Albrecht in Japan eine japanische Übersetzung angefertigt. Rev. Richard wird auf Kosten der Diffusion Society 50 000 Exemplare der chinesischen Ausgabe in Buchform unter den Gelehrten bei der nächsten Examinas verbreiten. Auch von der Ausgabe als Bogentraktat wurde eine neue Auflage nötig, so daß nun das 144. Tausend erreicht ist. Von D. Faber's großem Werk über die Klassiker veranstaltete ich mit Rev. Richard zusammen im Auftrage der Diffusion Society eine neue, etwas kleinere photolithographierte Ausgabe. Einen deutschen Aufsatz über das Thema: „Was die sichtbare Kirche sein und thun soll?" habe ich in mehreren Exemplaren nach Deutschland geschickt. Ich nahm wie gewöhnlich teil an den Komitee-Sitzungen der British & Foreign Bible Society (welche im letzten Jahre in China 159 Millionen Seiten Schriftteile veröffentlichte und über 90 000 Dollars verausgabte), an den Sitzungen der Diffusion Society und des Executive Committee's der Educational Association of China. In letzterem haben wir ein Programm für das vom 17. bis 20. Mai in Shanghai abzuhaltende Triennial Meeting der Educational Association aufgestellt. — Während des Chinesischen „Neuen Jahres" machte ich mit zwei Freunden eine kleine Reise ins Innere nach den Bergen bei Hangtschau.

Ohne genügende Geldmittel wird unser Versuch, in Tsintau eine „praktische" Mission zu gründen, nur sehr kümmerliche Früchte tragen, zumal im gleichen Terrain die anderen Missionsgesellschaften mit bedeutenden Mitteln auftreten. Die Chinesen wenden sich natürlich dahin, wo sie die größte Kraftentfaltung sehen. Ich will nach meiner Heimkehr gern versuchen, beim Sammeln von Geldmitteln zu helfen; aber wenn man für die Mission keine Opfer bringen will, soll man auch nicht Resultate erwarten, wo man nichts gesäet hat. „Vereinigung aller

derer, die Mission treiben", heißt es in unseren Statuten; das sollte immer wieder in den Vordergrund gestellt, und es sollte unermüdlich und energisch immer wieder betont werden, daß unser Verein alle Parteien und Richtungen umfassen will. Um die Missionsbeiträge der Christen überhaupt zu steigern, erscheint es mir notwendig, daß auf allen Kanzeln für ein systematisches, prozentmäßiges Geben der Christen für christliche Zwecke plaidiert werde. Es ist ein nicht zu verachtender, empfehlenswerter und, wenn nur nicht im selbstgerechten Geiste des Gesetzes, sondern im demütigen Geist des Erlösungsbewußtseins befolgt, durchaus berechtigter Grundsatz, den Zehnten aller Einnahmen im Jahre für das Reich Gottes zu geben und zwar $^1/_{20}$ für heimatliche Zwecke und $^1/_{20}$ für die Mission. Oder soll etwa die Matth. 5,20 geforderte „bessere Gerechtigkeit" der Christen in Deutschland ihre Früchte darin zeigen, daß sie weniger zu geben brauchen, als die Pharisäer und auch Abraham, der Vater aller Gläubigen? Das hieße nur unsere Freiheit zum Deckel der Selbstsucht mißbrauchen. Das Reich Christi sollte uns doch mindestens ebensoviel wert sein, als den Juden die Theokratie. Die Pastoren aber müssen in diesem prozentmäßigen Geben für die Mission vorangehen. In dem an Belehrung so reichen Sixth Conference Report of Foreign Mission Boards, heißt es S. 79 und 80: „Es ist oft leichter, sich hinzustellen und eine Missionspredigt zu halten, als 50 Dollars (200 M.) dafür zu geben. Ich kenne einen Pastor, der erzählte, er habe über Mission gepredigt und gepredigt; aber die Leute hätten doch nichts geben wollen; da habe er 75 Dollars hingelegt und gesagt: „Brüder, ihr müßt es mir jetzt nachmachen", und sie machten es ihm nach. Kein Pastor kann seine Leute mit Erfolg bitten, für die Mission oder eine andere Sache zu geben, außer wenn er selbst beabsichtigt, die volle Höhe von Liberalität zu erreichen; welche er von ihnen verlangt". Ich wünschte sehr, ein Missionsfreund der Heimat würde statistisch ausrechnen und in unserer Zeitschrift mitteilen, wieviel jährlich die Durchschnittseinnahme der Evangelischen Deutschlands und der Schweiz beträgt, und wieviel herauskommen würde, wenn wenigstens alle evangelischen Kommunikanten Deutschlands und der Schweiz ein Zwanzigstel ihrer Jahreseinnahme für Mission gäben. Wer aber durchaus meint, soviel nicht geben zu können, der sollte sich einen bestimmten, festen Satz machen und den auch wirklich jährlich für die Mission geben. Nur so kann die Christenheit ihre Pflicht der Heidenwelt gegenüber erfüllen und den Thüröffnungen Gottes überall in der Welt folgen!

Zu den Deutsch-chinesischen Lektionen, die Pf. Kranz abgefaßt hat, hat sich der neue Gouverneur von Kiautschou, Kapitän zur See Jaeschke, in einem Briefe folgendermaßen geäußert: „Euer Hochehrwürden hatten die Güte, mir ein Exemplar Ihrer deutsch-chinesischen Lektionen zu überreichen. In dem Vorworte des III. Teils sagen Sie, daß Sie bei der Abfassung dieser Übungen von dem Wunsche geleitet seien, zur Herbeiführung einer besseren Verständigung zwischen unseren Landsleuten und den Chinesen im Kiautschou-Gebiete einen kleinen Beitrag zu liefern.

Gestatten Euer Hochehrwürden für die zeitgemäße und mühsame Arbeit Ihnen meinen wärmsten Dank auszudrücken. Ich bin überzeugt, daß sie reichen Nutzen stiften und damit, Euer Hochehrwürden Wunsche entsprechend, mithelfen wird zu einer gedeihlichen Entwicklung unserer deutschen Kolonien in China".

Unser neuer Missionar Pf. Wilhelm

ist glücklich an seinem Bestimmungsorte in Tsintau eingetroffen, hat sofort mit der Einrichtung einer deutschen Schule begonnen und am 1. Pfingstfeiertage seinen ersten Gottesdienst für die evangelische Besatzung und Civilgemeinde gehalten.

Theorie und Praxis
eines protestantischen Missionars in China.

Von Missionar D. Ernst Faber in Tsintau.

Die protestantische Mission zeigt große Mannigfaltigkeit, welche sogar als Zersplitterung in Gegensätze und Parteikonkurrenz erscheint. Mannigfaltigkeit ist ein Wahrzeichen gesunden Lebens; denn Leben muß sich individualisieren. Das menschliche Leben aber wird bestimmt vom Charakter der Persönlichkeit mit göttlicher Anlage. Der Begriff „Mensch" erschöpft sich jedoch trotz alledem nicht im Einzelmenschen. Wir sind auf Gemeinschaft angelegt, die einzelnen gliedern sich zu Gruppen und diese zu höherer Einheit auf ethischer Grundlage. Das Reich Gottes ist für die Mission der Grundbegriff und das Ziel. Die Verschiedenheit der vielen Missionsgesellschaften kann demnach sowohl ein Vorteil als ein Nachteil des Werkes werden je nach dem Geist, in welchem von den einzelnen Missionaren ihr Werk erfaßt und betrieben wird.

Aber nicht nur für die Missionare, sondern auch für die Missionsfreunde in der Heimat und besonders für die Vorsteher der Missionsvereine ist eingehendes Verständnis der tieferen Fragen, welche dem Missionsbetrieb zu Grunde liegen, eine Notwendigkeit. Ich habe darum im folgenden versucht, in knapper Form die Grundgedanken der Mission, die Verzweigung der Arbeit und die wichtigsten Ergebnisse wenigstens für ein Gebiet, nämlich China, darzulegen. Der obige Titel wurde gewählt, damit zu bezeugen, daß ich nur meine Auffassung, allerdings auf Grund von nahezu 35 jähriger Erfahrung und Beobachtung, hier gebe und anderer Auffassung ihren relativen Wert nicht absprechen möchte.

I. Begriff der Mission.

Mission nennt man religiöse Unternehmungen, wobei durch besondere Sendboten das eigene Glaubensleben in andere Länder verpflanzt und daselbst möglichst verbreitet wird.

Der Charakter der Mission ist also spezifisch religiös. Die Voraussetzung ist, daß der Mensch unsterblich, für ein höheres Leben angelegt und bestimmt ist. Nach der Anschauung der christlichen Religion ist jedoch der Mensch, trotz seiner ewigen Bestimmung, kein allgenugsam Wesen, — das ist nur Gott, der das Leben hat in sich selber und die alleinige Quelle alles Guten ist. Gott ist der Schöpfer aller Dinge, der auch das Gesetz der Entwicklung zur Vollkommenheit jedem Einzelwesen eingepflanzt hat. Gott regiert die Welt, er führt sie seinem Willen gemäß, also nach einem ewigen Plane, dem Ziele der Vollendung zu. Der Mensch ist frei geschaffen als Persönlichkeit. Durch den Mißbrauch der kreatürlichen Freiheit wird die gesetzmäßige Entwicklung sowohl der physischen wie der geistigen Natur gestört; Unordnung, Elend und der Tod sind die Folgen. Der Mensch kann wohl manches Elend mildern, einzelne Uebel verbessern oder beseitigen,

aber selbst mit Aufgebot aller Kräfte nicht einen Zustand frei von Not und Tod herstellen. Das vermag nur Gott. Durch die Sendung des Heilands wurde Vergebung der Sünden, Erneuerung des Herzens und ewiges Leben der Seele ermöglicht. In Jesus Christus ist die Versöhnung des Göttlichen und Menschlichen vollendet und die Hoffnung verbürgt, daß auch der Tod dereinst verschlungen werden wird in den Sieg des Lebens. Alles christlich-religiöse Leben hat seinen Quellpunkt in der Gemeinschaft mit Gott durch den Geist Gottes, es ist Darstellung göttlichen Lebens unter den menschlichen Formen und Bedingungen. Jeder Christ ist ein Tempel Gottes, christliche Gemeinden sind Wohnungen Gottes unter den Menschen, die Christenheit ideell der Leib Christi, also ein einheitlicher Organismus.

In obigen Punkten fühlen sich die protestantischen Missionare eins unter einander und eins mit den katholischen Christen der römischen, griechischen und russischen Kirchen. Verschieden sind die kirchlichen Organisationen, ob mehr bischöflich-monarchisch oder mehr presbyterianisch-demokratisch etc. Auch die dogmatischen Lehrbestimmungen sind mehr oder minder verschieden, bedingt durch Ort, Zeit und Art der allgemeinen Bildung. Natürlich giebt es auch innerhalb derselben Kirchengemeinschaft individuelle Eigentümlichkeiten je nach der mehr oder minder unvollkommenen Erfassung des typischen Charakters und der Ausprägung fremdartiger Züge. Zwei völlig gleiche Christen sind ebenso selten wie zwei ganz gleiche Schädel. Bildung verschärft die Unterschiede, wie Kultur die Varietäten bei den Gewächsen. Man darf sich also nicht wundern über diese Erscheinung bei den Missionaren. Allen gemeinsam, mit seltenen Ausnahmen, ist die Wiedergeburt durch den Geist Gottes, also Erneuerung des Herzens und damit tieferes religiöses Verständnis für die ewige Wahrheit. Alle Missionare arbeiten darum hin auf innere Umgestaltung des Herzens bei den Konvertiten, sind nicht zufrieden mit nur äußerer Angehörigkeit zu einer Kirche.

Das Hauptmotiv zur Mission für alle christlichen Missionare ist die Liebe Gottes. Diese Liebe gab sich besonders kund in den Heilsthaten Gottes, vollendet in der Person Christi. Alles was von Gott geschehen ist zum Heil der Menschheit, soll Gemeingut aller Menschen werden. Der christliche Missionar muß also in Wahrheit sagen können: „Die Liebe Christi dringet mich.“ Die Mission ist die Fortsetzung des Werkes Christi auf Erden im Bewußtsein der beständigen Gegenwart des verklärten Meisters.

Die römisch-katholische Mission unterscheidet sich hauptsächlich durch den Begriff der kirchlichen Autorität, dem alles andere untergeordnet wird. Das Heil gilt gebunden an die Kirche, die alleinseligmachende. Wir Protestanten betonen das persönliche Verhältnis zu Christo und durch ihn zum himmlischen Vater. Die Kirche ist nur Mittel, eine Erziehungsanstalt fürs Himmelreich. Der Heiland reinigt uns von der Sünde. Die Liebe Christi befreit von jeglicher Knechtschaft. Diener Christi können also in keiner Weise der Sünde dienen. In herzlicher Barmherzigkeit helfen sie dagegen ihren Mitmenschen von der Knechtschaft des Sündendienstes und damit zur Ruhe in Gott, zu seligem Frieden und himmlischer Freunde.

II. Das Arbeitsfeld.

Der Acker ist die Welt. Kein Volk, kein Stamm, kein Geschlecht, kein Individuum ist ausgeschlossen vom Heil in Christo Jesu. Wer Mensch

ist, kann auch Anteil haben an den Segnungen des Evangeliums. Wir Protestanten kennen keine andere Bedingung zum Vollgenuß derselben als Buße und Glauben samt dem daraus folgenden Wandel in christlicher Liebe und Heiligung.

Thatsache ist, daß bereits aus allen Völkern Gläubige gewonnen sind. Damit ist bewiesen, daß jedermann die Heilswahrheiten begreifen und demgemäß handeln kann. Wenn auch psychologische Unterschiede unter den Völkern wie unter den einzelnen anzuerkennen sind, die wesentlichen Eigenschaften der menschlichen Natur, religiös, moralisch, intellektuell, sind überall vorhanden. Nirgends sind aber alle menschlichen Fähigkeiten gleichmäßig vereint. Manche treten stärker hervor, andere gelangen kaum zur Erscheinung. Jede natürliche Anlage wird ferner mehr oder minder stark entwickelt oder verändert durch die Umgebung und auch durch langjährige Gewöhnung. In China ist der Volkstypus ziemlich ausgeprägt. Der jetzige Charakter wird bestimmt durch das Staatswesen, welches auf die Autorität des Kaisers und der Mandarinen gegründet ist, aber viel Selbstverwaltung der Gemeinden gestattet. Das soziale Leben ist bestimmt einerseits durch weitverzweigte Familienverbände und andererseits durch scharfen Wettbewerb auf allen Gebieten, einen unbeschränkten Kleinbetrieb und geschlossene Verbindungen zu größeren Korporationen. Das Rechtsleben ist verrottet und die Verwaltung auf allen Gebieten unzuverlässig. Die öffentlichen Ämter werden nur als Gelegenheiten betrachtet, den Inhaber zu bereichern, insoweit er die Ausnutzung derselben versteht.

Die Moralität steht tief, da den Männern volle sexuelle Freiheit erlaubt ist. Opiumgenuß, Spielsucht, Lug und Trug, obschon als Laster erkannt, gelten nicht als Schande. Die Erziehung besteht hauptsächlich in veralteter Buchgelehrsamkeit und Phrase, nicht in Anleitung zum Selbstdenken und Forschen. Höflichkeit ist allgemein verbreitet, doch sind Gemeinheit, Rachsucht, Grausamkeit, Hochmut und andere Laster zu oft dahinter versteckt. Reinheit des Herzens und Demut der Gesinnung gehören zu den größten Seltenheiten, man könnte zweifeln, ob sie überhaupt bei heidnischen Chinesen zu finden sind.

An Religionen hatte China nie Mangel. Man zählt vier Hauptreligionen, davon sind zwei nationalen, also chinesischen Ursprungs, reichen in ihren Anfängen in die vorhistorische Zeit zurück, nämlich der Taoismus und Kofuzianismus. Zwei sind ausländischen Ursprungs, der Budhismus aus Indien, zu Anfang unserer Zeitrechnung in China eingeführt, und der Mohammedanismus, der schon Ende des 7. Jahrhunderts nach China kam.

Der Taoismus hat viel vom ältesten Volksglauben bewahrt. Die alten Litteraturwerke, welche als heilige Schriften des Taoismus geschätzt werden, enthalten manche Perlen tiefer Wahrheiten. Leider kamen diese nicht zu weiterer Entwicklung, sondern wurden überwuchert von krassem Götzendienst, Astrologie, Geomantie, Nekromantie und Alchemie. Unsterblichkeit sucht man durch ein Lebenselexir zu erlangen. Der Taoismus wird hauptsächlich durch Mönche kultiviert. Aufs Volk wirken diese besonders durch Exorzismus und anderen Geisterdienst. Die Vergeltungslehre und die Schrecken der Hölle hat der moderne Taoismus mit dem Budhismus gemeinsam.

Der Konfuzianismus wurzelt in den dreizehn kanonischen Werken,

den autorisierten Klassikern für die Staatsexamina. Man hält sie für den Inbegriff alles Wissenswerten. Da in jeder Schule etliche dieser Klassiker auswendig gelernt werden, so ist der Konfuzianismus zur Religion der Gebildeten, besonders der Gelehrten und Mandarinen geworden. Als Religion besteht der Konfuzianismus in Verehrung der Naturerscheinungen von Himmel, Erde, Meer, Bergen, Flüssen, Regen, Wind, Sternen ꝛc. und deren Göttern. Die Geister der Verstorbenen, der berühmten Männer und Frauen und besonders der Ahnen, haben einen besonders ausgebildeten Kultus. Durch letzteren wurde der Konfuzianismus zur Volksreligion.

Der Buddhismus ist im eigentlichen China strenge genommen nur eine Religion von Mönchen und Nonnen. In Tibet und der Mongolei wurde er zur Volksreligion, obschon stark abgeschwächt. Man schlachtet Vieh, ißt Fleisch, trinkt berauschende Getränke, lebt in Vielweiberei und in Vielmännerei, stiehlt gerne, lügt und trügt wie andere Chinesen auch. Die Seelenwanderung und grausige Höllenstrafen bilden das Hauptmotiv, womit die Mönche auf die Massen wirken. Als Missionsreligion suchte ursprünglich der Buddhismus die Menschen vom Elend zu befreien. Das Mittel dazu ist die Erkenntnis. Diese Erkenntnis besteht aber nicht in Gelehrsamkeit, noch im Verständnis der Gesetze der Natur und der Geschichte, des Werdens und Fortschritts, sondern in der Erkenntnis, daß das Leiden seinen Grund hat im Begehren, daß der natürliche Tod das Leben nicht endet, sondern zu einer andern Geburt führt, der Seelenwanderung, bis der Trieb zum Leben ertötet ist. Nur Vernichtung des Selbst führt zur ewigen Ruhe. Der Buddhismus hat allerdings zur Besänftigung der Leidenschaften bei seinen Anhängern beigetragen, aber er hat nirgends ein Volk oder eine Gemeinde auf eine höhere Stufe gebracht. Ueberall ging es abwärts.

Der Mohammedanismus beruht, wie bekannt, auf starrem Glauben an einen Gott und bekundet die entschiedenste Feindschaft gegen allen Götzen- und Bilderdienst. Aber dieser Glaube ist fatalistisch. Gottes Wille gilt als unveränderliches Gesetz, als Verhängnis. Mohammed ist Prophet, aber nicht Heiland. Gute Werke sollen von Sünden befreien, dazu gehört auch das Gebet. Opium und Polygamie sind erlaubt, auch die Sklaverei. Man rechnet in China zwischen 30 und 40 Millionen Mohammedaner, welche schon manche Rebellionen veranlaßt haben. Der Inhalt des Mohammedanismus als Religion ist tiefer als im Buddhismus. Er ist auch Missionsreligion, nicht aus Liebe zu Gott wie das Christentum, noch aus Mitleid mit den Elenden wie die Buddhisten, sondern aus Furcht und Schrecken. Gott ist der strenge Richter über alle Gottlosigkeit, deren größeste der Götzendienst ist. Die mohammedanische Mission ist der Gerichtsvollzieher Gottes und als solcher schonungslos.

Die Religion der Volksmasse in China besteht in ungeheuerlichem Götzendienst gepaart mit krassestem Aberglauben. Aus den Tausenden von Götzen, die angebetet und angeräuchert werden, seien nur erwähnt der Gott des Reichtums, der Herdgott, der Feldgott, der Flußgott, der Regengott, (Drache), der Kriegsgott, der Medizingott, der Litteraturgott, die Himmelskönigin, die Göttin der Barmherzigkeit, die Göttin der Pocken, der Pest etc., der Gott der Unterwelt, des Donners etc. Tempel und Altäre giebt es unzählige in allen Teilen des Landes, Ahnenhallen selbst in dem kleinsten Dörfchen. Gräberkultus, Wahrsagerei und Zauberei werden allgemein be-

trieben. Furcht vor Geistern, vor bösen Vorbedeutungen, unglücklichen Orten und Tagen peinigen die Leute fast beständig. Man läßt sich's viel Geld und Mühe kosten, Unheil abzuwenden und Glück zu sichern. Wohlthätigkeit wird gepriesen, und doch giebt es kein Land, wo mehr Menschn verhungern, in Rebellionen hingeschlachtet werden oder im Elend hinsiechen, als in China. Auch die Armen werden kaum irgendwo so ausgesogen wie hier. Kindliche Pflicht wird hochgepriesen, aber für die Toten wird wohl besser gesorgt als für die Lebenden. Armut und Verfall zeigen sich überall. Das Volk verkommt physisch und moralisch unter der herrschenden Mißregierung, und die vorhandenen Religionen bieten weder Trost noch Hülfe im Lebeu und Sterben. Keine der vorhandenen Religionen kennt die Liebe Gottes des Vaters, keine kennt die Gnade eines Heilandes, der die Sünder reinigt von aller Missethat, keine kennt die neubelebende und neuschaffende Kraft des heiligen Geistes. Das Christentum allein bietet die Fülle echten religiösen Lebens, das aus Gott kommt und mit Gott vereinigt. Jeder Christ, der Verständnis hat für die höchsten Güter, welche ihm anvertraut sind, wird es sich eine Herzensangelegenheit sein lassen, dieselben auch den vielen Millionen Chinesen zukommen zu lassen.

III. Methode.

Unter Methode versteht man die planmäßige Ausführung der Arbeit, Voraussetzung ist scharfe Erfassung der Grundgedanken und Ziele des Werks. Verständnis des Materials, also der Menschen, an welchen man wirken will, der Zeitumstände und der Mittel, welche zur Verfügung stehen. Zu den Mitteln zähle ich auch die Zahl und Qualifikation der Arbeiter. Da jeder dieser fünf Faktoren eine Reihe von Möglichkeiten bietet, so wird damit die große Mannigfaltigkeit der Missionsmethoden verständlich. Ferner ist es ein Gesetz, das alle Lebenserscheinungen beherrscht, verschiedene Funktionen allmählich auf besondere Organe zu verteilen, also Arbeitsteilung durchzuführen. Die Heidenmission ist schon längst aus dem primitiv-gemütlichen Zustand heraus, wo jeder Missionar wie ein Robinson Crusoe jede Art Arbeit selber verrichtete. In China liegt ein solches Anfangsstadium weit hinter uns. Wir haben es hier mit einer Reihe bestimmt abgegrenzter Arbeiten zu thun, von denen jede eine besondere Vorbereitung erfordert. Man beachte das wohl!

Obenan steht in der protestantischen Mission die öffentliche Predigt des Evangeliums nach der Heiligen Schrift. Jeder dazu verordnete Missionar erlernt sofort die Volkssprache und redet nach hinlänglicher Vorbereitung selber — ohne Dolmetscher — zum Volk in dazu hergerichteten Predigtlokalen, in Schulen, auch auf Reisen, wo und wie sich Gelegenheit bietet. Im Jahre 1898 bestanden in China 470 Hauptstationen, woselbst 2461 ausländische Missionare, Frauen einbegriffen, wohnten. Außenstationen waren 1969 vorhanden und eingeborne Helfer 5071. Sobald Personen getauft sind, kommen die mannigfaltigen Anforderungen der Seelsorge und Gemeindepflege. Da muß man eindringendes Verständnis der chinesischen Sitten und Gebräuche, der sozialen Zustände, Rechtspflege u. dergl. haben. Da sowohl für die Heidenpredigt als auch für die Weiterförderung der Christen eingeborne Gehülfen als Prediger und Lehrer notwendig sind, so hat der Missionar sich solche heranzubilden. Auch da hat man gefunden, daß es

im allgemeinen besser ist, das in Seminaren zu thun und nur ausnahmsweise privatim neben anderer Arbeit. Ein Seminar braucht aber auch Vorschulen. So hat sich bereits ein Schulsystem entwickelt. Alle Christenkinder, Knaben wie Mädchen, haben die Elementarschule zu besuchen. Die Begabteren kommen nach einigen Jahren in eine Mittelschule und die Befähigten später in das Seminar. Die Unterrichtssprache ist Chinesisch. Lehrbücher sind ebenfalls in chinesischer Sprache verfaßt.

In Verbindung mit der protestantischen Mission stehen aber auch eine Anzahl Schulen, welche Allgemeinbildung auf christlicher Grundlage erstreben. Man hofft, auf diese Weise allmählich eine Reform Chinas zu erreichen. Besonders die amerikanischen Missionsgesellschaften leisten darin Großes. Man nimmt entweder Englisch zur Grundlage, verbindet aber Chinesisch damit, oder nur Chinesisch und legt den Nachdruck auf wissenschaftliche Bildung. In solchen Schulen sind dann auch die verschiedenen Fächer an Fachgelehrte verteilt. Da bereits mehr als 200 Missionare an den verschiedenen Schulen in Thätigkeit sind und möglichstes Zusammenwirken wünschenswert ist, gründete man einen Erziehungs-Verein, welcher alle drei Jahre sich in Shanghai zur Besprechung versammelt. Die Berichte dieser Versammlungen werden gedruckt und sind von hoher Wichtigkeit. Im Mai 1899 hat wieder eine Versammlung stattgefunden. Die Schulstatistik für 1898 lautet: 1766 Schulen mit 30 046 Schülern, 105 höhere Schulen mit 4285 Zöglingen. Um die tief eingewurzelten Vorurteile der Chinesen gegen die Ausländer zu überwinden, fand man die christliche Liebesthätigkeit, wie in andern Ländern, so auch in China als das wirksamste Mittel. Gegen 80 Missionshospitäler mit 136 Ärzten sind in Thätigkeit, woselbst jährlich mehrere hunderttausend Fälle behandelt und die Mehrzahl geheilt werden. Daneben werden auch junge Chinesen zu Ärzten herangebildet, viele derselben stehen schon in selbständiger Praxis.

Auch besondere Hospitäler für Frauen, von 56 weiblichen Missionsärzten geleitet, sind eröffnet und entfalten eine immer weiter gehende Wirksamkeit. Man bildet da auch Chinesinnen zu Krankenwärterinnen und Frauenärzten aus.

Andere Missionsdamen, verheiratete sowie ledige, haben Mädchenschulen oder machen Hausbesuche bei den chinesischen Frauen und finden vielfach Gelegenheit, das Evangelium in die Häuser zu bringen.

Findelhäuser und Waisenhäuser haben bereits etlichen hundert verlassenen Kindern das Leben gerettet. Die Mehrzahl der erwachsenen Pfleglinge führt nun ein gesegnetes und christliches Familienleben. Für Blinde bestehen ebenfalls mehrere Institute, woselbst sie Unterricht und Fürsorge finden. Für Arme und Alte wurde auch wenigstens ein Heim, vielleicht auch mehrere, in Verbindung mit der Mission gegründet. Opiumasyle giebt es mehrere, um die Opiumraucher von ihrem Laster zu befreien. Eine Irrenanstalt ist ebenfalls fertig gestellt und soll bald in Thätigkeit treten. Auch durch Vereine sucht man zu wirken. So giebt es eine weitverzweigte Genossenschaft gegen das Opiumrauchen, eine andere gegen das Füßeverkrüppeln, Unterstützungs-Vereine, Endeavor-Vereine, Mäßigkeits-Vereine ꝛc.

Verbesserungen in Agrikultur, Obstbau, Forstpflege gingen ebenfalls von der Mission aus. Von industriellen Unternehmungen verlautet auch

hier und da etwas wie Mattenweberei, Bandweben, Schnitzwaren, Buchdruckerei, Photographie, Preserven, Bürsten, Mädchenhandarbeiten ꝛc.

Ganz bedeutend sind die litterarischen Leistungen der protestantischen Mission in China. Nicht zu reden von den Werken über China in englischer Sprache und den Hülfsbüchern und Wörterbüchern zur Erlernung des Chinesischen, sind Schulbücher für alle Lehrfächer in chinesischer Sprache verfaßt, wissenschaftliche Handbücher aus allen Gebieten übersetzt. Die Bibel liegt in mehreren selbständigen Übersetzungen vor, auch in etwa zehn verschiedenen Dialekten die ganze Heilige Schrift oder Teile derselben. Man arbeitet unausgesetzt an der Verbesserung dieser Übersetzungen. Traktate und größere theologische Werke giebt es hunderte. Zeitschriften werden in verschiedener Form veröffentlicht als Magazin- und Wochenblatt, auch zwei illustrierte Monatsschriften hat man. Missionspressen sind acht im Gang, wovon die größte in Shanghai im vergangenen Jahre etwa 46 Millionen Seiten druckte. Hankau und Futschau haben die nächst großen Pressen. Von Hankau gingen im letzten Jahr 1 470 699 Schriften verschiedener Größe ins Land, in den letzten 10 Jahren nahezu 11 Millionen.

Man ersieht aus dieser kurzen Skizze, daß die protestantische Mission in China mit bedeutenden Kräften und Mitteln arbeitet. Es herrscht große Mannigfaltigkeit unter den Missionaren, schon nach der Nationalität. Am zahlreichsten sind die Amerikaner, 967 inkl. Kanadier. Dann folgen die Engländer mit 625, dann die Kontinentalen 145, welche Deutsche, Schweizer, Schweden, Norweger und Dänen einschließen. Internationale giebt es 783 mit Angehörigen aus England, Amerika, dem europäischen Kontinent und Australien. Wir können also annehmen, daß mindestens 1200 Missionare aus Amerika in China arbeiten, 800 Engländer, aber kaum 100 Deutsche. Man lese und merke darauf! Die Vorbildung der Missionare ist ebenfalls sehr verschieden, von einfachster Elementarbildung bis zur höchsten akademischen. Man beachte wohl, daß nur 527 ordinierte Missionare unter der Gesamtzahl sind. Wie die katholische Mission durch ihre verschiedenen Mönchsorden Arbeiter für verschiedene Volksbedürfnisse erlangt, so haben die Bedürfnisse des Missionsbetriebs der protestantischen Vereine es dringend nötig gemacht, daß die Arbeitslast der akademisch gebildeten Missionare erleichtert würde durch Männer, welche elementare Arbeiten ebensogut und häufig besser ausführen können als jene. Um Lesen und Schreiben zu lehren, ist es nicht nötig, Philologie studiert zu haben; um die vier Spezies Kindern beizubringen, bedarf es keiner Kenntnis der höheren Mathematik. Chinesische Bauern und Weiber in die einfachsten Katechismuswahrheiten einzuführen, dazu helfen Hebräisch und Griechisch und alle theologische Gelehrsamkeit rein nichts. Natürlich ist höhere Bildung für Bibelübersetzung, wissenschaftliche Litteratur, Unterricht in Seminaren u. dergl. unerläßlich. Arbeitsteilung ist erforderlich, um mit den geringsten Mitteln die höchsten Leistungen zu ermöglichen. Die Katholiken haben Laienbrüder unter ihren Missionaren, die verschiedenen praktischen Fächer zu lehren, auch Baumeister, Kirchen- und Häuserbau zu beaufsichtigen. In der protestantischen Mission wird noch immer viel Kraft, welche Besseres leisten könnte, unnütz vergeudet für manche Arbeiten, welche von Fachmännern viel besser und wohl auch billiger besorgt werden könnten. Ich erwähne besonders Bauerei, geschäftliche Besorgungen und Kassiereramt.

IV. Erfolg.

Nach der neuesten Statistik, veröffentlicht im Chinese Recorder März 1899, betrug 1898 die Zahl der evangelischen Kommunikanten in China, also von Christen, welche das heilige Abendmahl genießen, 80682. Diese Zahl beruht auf einem Rechnungsfehler. Es sollte 80815 heißen. Ferner fehlen die Zahlen von 17 der 54 angeführten Gesellschaften. Der bedeutende Zuwachs vom Jahre 1898 ist ebenfalls nicht mitgerechnet, jedenfalls nicht bei der Mehrzahl der Vereine. Wir müssen daher als niedrigsten Stand für Ende 1898 100 000 Kommunikanten annehmen. Die Zahl der Getauften beträgt wohl das doppelte. Viel versprechend ist, daß diese Zahl über alle Provinzen verteilt ist. Die 470 Hauptstationen befinden sich fast ohne Ausnahme in oder bei großen Städten sämtlicher Provinzen, mit der einzigen Ausnahme von Hunan[1]). Dafür zählt aber auch die Mandschurei mit. Die 1969 Nebenstationen sind oft weit ab von einer Hauptstation, tief im Innern. Die Christen werden sobald als möglich zu Gemeinden organisiert, teilweise schon selbständig sich unterhaltend, die Mehrzahl erhält noch Beihülfe. Die Schar von 5071 eingebornen Predigern, Lehrern und anderen Helfern und Helferinnen ist auch ein beredtes Zeugnis für den Erfolg der Mission. Sie bieten die Bürgschaft für weitere und größere Fortschritte des Christentums in China. Taufbewerber sind gegenwärtig in großer Zahl vorhanden und empfangen vorbereitenden Unterricht. Unter diesen sind jetzt ein größerer Prozentsatz gebildeter Chinesen, was auch ein günstiges Zeichen ist und die freiwillige Evangelisationsarbeit unter den Heiden künftig wesentlich erleichtert. Schon jetzt sind eine gute Anzahl chinesischer Christen in dieser Weise thätig, ohne dafür aus der Missionskasse Vergütung zu erhalten.

In den jungen Gemeinden aus den Chinesen herrscht ein christlicher Geist und viel strengere Kirchenzucht als in staatskirchlichen Gemeinden der Heimat. Aber das christliche Leben ist hier doch ein steter Kampf mit den alten heidnischen Sitten und Gebräuchen. Reinlichkeit und Wahrhaftigkeit sind zwei Tugenden, welche in China noch lange sorgfältig gepflegt werden müssen, bis sie so zum Volkseigentum geworden sind wie in Deutschland. Die alten heidnischen Gebräuche bei Hochzeiten und besonders bei Todesfällen, welche seit Jahrtausenden bestehen, üben eine ganz besondere Macht aus über die Gemüter; da gilt es zu wachen, daß nicht manche Wurzel zurückbleibt, welche die junge Saat des christlichen Glaubens bald überwuchert und das Leben verkrüppelt, wenn nicht erstickt. Das in der Heiligen Schrift vorgezeichnete Ideal des Christentums ist noch nirgends in der Christenheit erreicht, aber es wird von den christlichen Gemeinden auch in China angestrebt, und das schon vorhandene christliche Leben der Christen aus den Chinesen ist ein Beweis, daß der Geist Christi in ihnen lebt und neugestaltend wirkt. Um gerecht zu urteilen, muß man das Leben der Christen mit dem der heidnischen Umgebung vergleichen und den moralischen Zustand jedes einzelnen Christen mit dem Zustand, in welchem er sich befand vor seinem Übertritt.

Es giebt auch mancherlei indirekte Erfolge auf die heidnische Masse.

---

[1]) Inzwischen hat die protestant. Mission auch in Hunan festen Fuß gefaßt. cf. S. 53 d. Jahrgg. Anm. d. Red.

Es ging die Anregung aus, die christliche Wohlthätigkeit nachzuahmen durch Findelhäuser, Armen- und Krankenpflege ꝛc. Ein weitgehender Einfluß erstreckt sich auf die Litteraten. Die christliche und wissenschaftliche Litteratur übt ihre Wirksamkeit. Der kritische Geist erwacht. Man fühlt weithin das Ungenügende der altmodischen Erziehung und versucht ein Neues. Daß bei solchen Versuchen mancherlei Fehlgriffe gemacht werden, ist begreiflich. China befindet sich jetzt in einem Zustande der Gährung. Daß die protestantische Mission dazu mitgewirkt hat, liegt in der Natur des geistigen Lebens. Jeder Umschwung in der geistigen Entwicklung geht durch eine Sturm- und Drang-Periode. Was daraus wird, hängt sehr ab von den bewegenden und den bewegten Elementen, wodurch der Verlauf des Gährungsprozesses bedingt ist. Es kann eine klassische Periode neuen Schaffens folgen oder auch allgemeine Erschlaffung und Verfall eintreten. Nur Böswilligkeit kann die protestantische Mission verantwortlich machen für alle Fehler, die gemacht werden. Es werden viele unlautere Elemente aufgerührt, mancher Schlaukopf sucht die Bewegung zu benutzen, um selbstische, wenn nicht verwerfliche, Ziele zu verfolgen. Religion ist leider schon zu oft als Aushängeschild für ganz andere Interessen gebraucht worden. Darum prüfet die Geister, ob sie aus Gott sind! —

Hier möge auch die neueste Statistik der protestantischen Mission in der Shantung Provinz vom 31. Dezember 1898 erwähnt sein:

Gesellschaften in der Arbeit	15
Fremde Missionare, Männer 106 | Damen 126 |	232
Stationen mit fremden Missionaren	31
Außenstationen	757
Einheimische angestellte Helfer	337
Kommunikanten	13 362
Zuwachs im Jahre 1898	1364
Schulen für Knaben und Männer	245
Schüler und Zöglinge in denselben	3153
Kost-Schulen und Dorfschulen für Mädchen . . .	48
Schülerinnen	769
Ärzte, Herren 20 | Damen 8 |	28
Patienten im Jahre 1898	213 573

Man beachte die große Zahl von Patienten, und welche ausgezeichnete Gelegenheit damit geboten ist, die Massen mit dem Evangelium unter den günstigsten Verhältnissen bekannt zu machen. Dazu sind aber ausreichende Kräfte erforderlich, männliche sowohl als weibliche, nicht nur um im Hospital vor Versammlungen, sondern auch mit den einzelnen reden und die Geheilten in ihren Wohnungen aufsuchen zu können. Damit finden sich Anknüpfungspunkte in allen Ortschaften auf viele Meilen im Umkreis, aus welchen dann Außenstationen werden können. In der Umgegend von Tsintau wird man aber freilich mit etwa sechs andern Missionsgesellschaften in Berührung kommen. Nur Heilen ohne fortgehende geistliche Behandlung der Patienten bringt für die Mission sehr wenig Frucht, denn die große Mehrzahl geht aus der Pflege, um ihren Sünden und Götzen nur um so

besser zu dienen. Ein Missionshospital erfordert nicht nur einen Arzt und womöglich einen Assistenten, sondern für die missionarische wirksame Benutzung mindestens noch drei Missionare und zwei Missionarinnen. Ich schreibe dieses nach sorgfältiger Prüfung der Verhältnisse.

(Fortsetzung folgt.)

Japanisches.

XLVII. Zur neuesten Statistik über das Missionswerk in Japan im Jahre 1898.

Mit großen Hoffnungen hatten viele Missionsarbeiter diesmal der statistischen Tabelle über das Christianisierungs- und Missionswerk in Japan, die Rev. H. Loomis in Yokohama alljährlich herausgiebt, entgegengesehen. Hatte doch die vorhergehende Statistik zum ersten Male wieder nach zweijährigen Rückschritten von einer Vermehrung der protestantischen Christen in Japan um 2217 Seelen berichten können, und hatte man doch auch aus mancherlei anderen Anzeichen, namentlich aus dem größeren Andrang junger Studenten zu den Vorträgen und Bibelklassen der Missionsarbeiter, auf ein starkes Weiterwachsen der Christenzahl gehofft. Das Resultat ist leider eine Enttäuschung. Ein Fortschritt ist zwar gemacht, aber nur ein geringer: In Jahresfrist hat die Gesamtzahl der japanischen Christen sich nur um 1715 Seelen vermehrt und darunter die der Protestanten nur um 403 und das bei einem Heer von 1915 protestantischen Missionsarbeitern, Missionaren, Missionarinnen, japanischen Pastoren, Evangelisten, Lehrern, Bibelfrauen u. s. w. Wahrlich, da hat man wohl Anlaß zur Klage über die fortdauernde Unfruchtbarkeit der Arbeit bei so viel Treue, so viel Eifer, so viel opferwilliger Liebe, die von den christlichen Ländern gerade auf das japanische Arbeitsfeld verwandt wird!

Dennoch heißt es in dem 21. Jahresbericht der vereinigten presbyterianischen Missionen (1898, S. 11 u. ff.): „Man kann die andauernde Hoffnungsfreudigkeit der Missionare nicht übersehen." Auch die folgenden Bemerkungen sind interessant. Mit nur seltenen Ausnahmen haben die Berichte das Werk als in einer ermutigenden Beschaffenheit befindlich geschildert. Allerdings wirken die Subjektivität der Berichterstatter und verschiedene andere Umstände zusammen, um eine genaue Feststellung des wirklichen Standes des Werkes schwierig zu machen. Zwei Personen von entgegengesetztem Temperament und verschiedenartiger Erfahrung mit verschiedenem Grade von kritischer Beobachtungsgabe mögen in gleicher Weise aufrichtig sein, aber es ist wahrscheinlich, daß ihre Schlüsse in Bezug auf dieselben Gegenstände beträchtlich von einander abweichen werden. Es ist deshalb nur natürlich, daß einige Missionare im Blick auf die Schwankungen in der Lage des Missionswerks geneigt sind, einer verzweifelten Auffassung Raum zu geben, während andere die Sache in hellerem Lichte ansehen. Wir haben nicht alle den Sinn für Proportion in gleichem Maße entwickelt. Daher werden einige durch die Beobachtung der großen Zahl von Namenschristen, des Strebens nach Ämtern und Einfluß, der geringen Beteiligung an den regelmäßigen Gottesdiensten, des unheiligen Lebens einiger Gemeindeglieder und ähnlicher unleugbarer Thatsachen mit überwältigender Gewalt

niedergebeugt. Anderen dagegen scheinen solche traurigen Phänomene ganz im Einklang mit dem natürlichen Lauf der Dinge zu sein, und sie wundern sich, daß es unter den augenblicklichen Umständen nicht noch schlimmer ist. Jedoch, wie schon angedeutet, der herrschende Ton in den Berichten ist ein ermutigender.

Was aber ist der Grund, daß die Zunahme des Christentums trotz aller aufgewandten Mühe so gering bleibt? Einer der Hauptgründe ist wohl der immer mehr erstarkende Chauvinismus des japanischen Volkes. Die herannahende Einführung der neuen Handelsverträge, durch welche das ganze Land den Ausländern erschlossen wird, hat in der Masse des Volkes die abenteuerlichsten Vorstellungen wachgerufen, als würde nun in Bälde das ganze Land von Missionaren und Kaufleuten überschwemmt werden, als seien die heimischen Sitten, ja selbst der Nationalcharakter in Gefahr. Die Buddhisten benutzen diese Vorstellungen, um hin und her im Lande in großen Versammlungen die Bevölkerung vor den Gefahren des Christentums zu warnen, hin und wieder auch mit ihren Scharen die christlichen Versammlungen zu sprengen. Das alte Schreckgespenst, daß das Christentum den Patriotismus untergrabe, wird wieder mit Geschick gegen das Christentum verwandt. Wie empfindlich der japanische Chauvinismus ist, zeigte der Sturz des weitherzigen Unterrichtsministers Ozaki, der, um den mammonistischen Geist im modernen Japan zu geißeln, die Äußerung that, wenn Japan einmal eine Republik werden würde, so würde es sicherlich zu einer Plutokratie werden, wenn die Entwicklung der Dinge in der bisherigen Weise weiterginge. Wird es schon ohnehin Japanern schwer, hypothetische Sätze in ihrer Bedingtheit zu verstehen, so gelang es in diesem Falle den Chauvinisten leicht, diese Worte als eine Beleidigung der Monarchie hinzustellen und den unvorsichtigen Minister zu Falle zu bringen. Damit hat denn der Chauvinismus in der pädagogischen Welt die unbeschränkte Herrschaft erlangt. Geschürt wird das Feuer leider von so hervorragenden Männern wie Dr. Inouye Tatsujirō, Professor der Philosophie an der Universität Tokyo, der früher als Lektor am Orientalischen Seminar zu Berlin den Eindruck der Europäerfreundlichkeit und Weitherzigkeit machte, hier aber durch seinen engherzigen Einfluß in pädagogischen Kreisen großen Schaden anrichtet. Welche Blüten der Chauvinismus treibt, dafür einige Beispiele. Es erinnert an französische Beispiele, wenn auf manchen Schulatlanten die Liaotunghalbinsel, welche Japan unter dem Druck der europäischen Mächte an China zurückgeben mußte, mit einer besonderen Farbe koloriert ist, oder wenn ein Schulmeister seine Kinder in den Schnee hinausschickt, um sie für einen Krieg mit Rußland abzuhärten. Interessant sind in dieser Beziehung auch einige Proben aus dem Textbuch für Moral in den Schulen des Miyagi-Bezirkes (cf. Jap. Daily Mail vom 17. März 1899): „Alle Völker erheben sich selbst in derselben Weise und betrachten andere als niedriger; so ist es eine stehende Gewohnheit, daß sie ihr eigenes Land ehren und andere als barbarisch betrachten .... Die japanische Moral ist nicht vom Konfuzianismus noch von irgend einer Religion abzuleiten. In Wahrheit macht vielmehr die Geschichte unseres Landes unser heiliges Buch und unsern Moralkodex aus .... Unsere heilige Schrift ist unsere Geschichte, heilig und vollkommen, die moralische Norm für alle Zeiten ohne den geringsten Fehler ... Jene anderen Geschichten, welche prinziplos und ohne Tugend sind, ver-

Statistische Übersicht über die Missionen und das Missionswerk

1. Protestan-

Name der Missionsgesellschaft.	Jahr der Ankunft in Japan.	Verheirat. männliche Missionare.	Unverheirat. männl. Missionare.	Unverh. Missionarinn.	Zahl der Missionare im ganzen.	Stationen (wo Missionare ihren Wohnsitz haben).	Außenstationen (wo kein Missionar wohnt).	Organisierte Gemeind.	Gemeinden, die sich selbst erhalten.	Gemeinden, die sich teilweise selbst erhalten.	Im Jahre 1897 Getaufte: Erwachsene.	Kinder.	Von anderen Missionsgesellsch. übernommen.	Entlassene.	Ausgestoßene.	Verstorbene.	Gegenwärt. Mitglieder: Männer.	Frauen.
Presbyterianische Kirche der Verein. Staaten	1859	17	—	18	52	8	21	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Reformierte Kirche in Amerika	1859	10	—	11	31	10	34	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Verein. Presbyt. Kirche Schottlands	1874	2	—	—	4	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Die Kirche Christi in Japan	—	—	—	—	—	—	—	70	23	47	837	160	453	505	350	176	—	—
Reformierte Kirche in den Verein. Staaten	1879	6	1	3	16	2	27	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Presbyt. Kirche in den Verein. Staat. (Süd.)	1885	10	—	7	27	6	69	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Verein. Frauen-Miss.-Ges. Ver. Staat. Am.	1871	—	—	4	4	2	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Presbyterian. Kirche von Cumberland	1877	4	—	7	15	4	12	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Evang.-luth. Mission d. Verein. Staaten	1892	2	—	—	4	1	3	1	—	—	6	2	3	—	—	—	—	—
Dän. Luth. Ges.	1898	—	1	—	1	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Amerikan. Protestant. Episkopal-Kirche	1859	14	3	11	42	9	35	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Kirchenmissionsges.	1869	22	8	40	92	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Bischöfliche Kirche Japans (Nippon Seikokwai)	—	—	—	—	—	27	86	94	2	92	580	234	75	103	—	77	—	—
Gesellsch. f. Verbreitg. d. Evangeliums	1873	6	1	5	18	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
St. Andreäs Univers. Miss.	—	—	6	—	6	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Vereinigte Baptisten-Mission d. Ver. St.	1860	18	—	16	52	7	80	26	5	21	205	—	24	35	24	20	—	—
St. Hilda's Mission	—	—	—	9	9	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Jünger Christi (a)	1883	5	—	4	14	4	36	9	—	9	127	—	2	—	—	2	300	211
Chr. Kirche Amerikas (d)	1887	2	—	2	6	3	18	6	—	6	36	—	—	—	—	1	150	144
Bapt. südl. Konvention	1889	3	—	—	6	3	9	1	—	1	13	—	—	—	—	1	43	27
Die Kumiai-Kirchen d. Amerik. Board (b)	1869	22	—	29	73	12	195	72	35	37	379	633	—	—	172	145	5225	4856
Amerikan. Methodist. Episkopal-Kirche (g)	1873	18	—	32	68	9	60	60	3	57	483	101	—	—	—	57	850	—
Methodistische Kirche von Canada (a)	1873	4	1	15	24	5	54	22	3	19	107	32	8	28	90	35	599	930
Evangel. Assoziation v. Nord-Amerika	1878	2	—	—	4	1	16	14	—	14	50	12	34	40	6	10	425	415
Meth.-Prot. Kirche	1880	6	—	4	16	3	14	8	1	7	67	12	11	31	—	5	—	—
Amerik.-Method. Episkopalkirche (Süd.)	1886	14	1	6	35	9	59	13	2	11	91	40	51	44	22	7	—	—
Skand. Jap. Allianz	1891	2	—	6	10	6	18	—	—	—	8	—	—	—	—	—	—	—
Vereinigte Brüderschaft in Christo	1896	1	—	—	2	—	—	4	—	4	10	—	2	—	—	—	65	44
Allg. Ev.-Prot. Miss.-Verein	1885	4	—	1	9	1	1	1	—	1	—	—	1	—	—	—	75	82
Gesellschaft d. Freunde i. d. Verein. Staaten	1885	1	1	3	6	1	3	—	—	—	(e) 17	—	—	—	—	—	73	70
Intern. Miss.-Allianz	1891	1	—	1	3	2	1	—	—	—	4	—	—	—	—	—	7	9
Unitarier	1889	—	1	—	1	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Universalisten	1890	1	—	1	3	1	6	6	—	6	25	4	—	—	—	—	—	—
Heilsarmee	1895	3	3	7	16	3	7	(f) 10	—	(f) 10	—	—	—	—	—	—	—	—
Hephzibah Glaubens-Miss.-Ges.	1894	—	2	1	3	1	—	—	—	—	—	—	—	5	4	—	10	2
Unabh. G. (Eingeb.) (c)	—	—	—	—	—	—	—	6	6	—	25	—	—	—	—	—	—	—
Unabh. Gem. (Fremde)	—	3	—	14	20	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Die protest. Missionsgesellsch. insges. 1898	—	213	29	257	692	143	864	423	80	342	3070	1230	674	791	668	536	7822	6740
Desgl. 1897	—	203	30	223	659	146	739	384	82	312	3062	1348	1176	886	507	466	—	—
Zunahme i. J. 1898	—	—	—	34	33	—	125	39	—	30	8	—	—	—	—	—	—	—

2. Griechisch-katholische

Griech. Kirche i. Japan	—	—	3	—	3	1	225	169	—	169	970			—	—	295	—	—

(a) Statistik vom 31. Mai 1898. (b) Statistik vom 1. Januar 1898. (c) Annähernde Zahl. (d) Statistik vom Kirchen, sondern Armee-Korps.

in Japan für das Jahr 1898. Von Rev. H. Loomis in Yokohama.

tische Mission.

tige zahl: Im ganzen.	Knabenschulen (mit Pensionat).	Zahl der Schüler darin.	Mädchenschulen (mit Pensionat).	Zahl der Schülerinnen.	Tagschulen (ohne Pensionat).	Schülerzahl.	Gesamtzahl der Schüler und Schülerinnen.	Sonntagsschulen.	Schülerzahl.	Theologische Schulen.	Studenten der Theologie.	Einheimische Pfarrer.	Nicht ordinierte Prediger und Helfer.	Schulen für Bibelfrauen.	Schülerinnen.	Bibelfrauen.	Krankenhäuser.	Kranke darin.	Apotheken.	Behandelte Kranke.	Jährliche Beiträge der einheimischen Christen in Yen. 1 Yen = 50 cents (Gold) = 2,00 M.
—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
—	—	—	1	52	—	—	139	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
10010	2	158	9	475	17	1185	1818	245	9637	2	14	45	140	1	18	106	—	—	—	—	30296.12
—	1	127	—	—	—	—	—	—	—	1	10	—	—	—	—	4	—	—	—	—	—
—	1	15	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
—	—	—	1	98	—	—	98	3	175	—	2	—	—	1	40	90	—	—	—	—	—
—	—	—	—	—	—	—	20	—	—	—	—	—	—	—	—	6	—	—	—	—	—
67	—	—	—	—	—	—	—	4	150	1	3	3	3	—	—	1	—	—	—	—	251.09
—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
—	2	375	4	307	11	1783	2465	38	2378	1	14	16	121	—	—	20	2	244	1	—	—
—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
7719	4	165	7	204	15	556	876	78	2206	3	38	24	121	—	—	34	—	—	5	3000	11039.74
—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	2	—	—
—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
1902	2	110	5	277	4	65	477	72	2767	1	16	8	54	—	—	25	—	—	—	—	2170.96
—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
511	—	—	3	15	8	381	396	22	702	—	—	8	2	—	—	4	—	—	2	1750	464.71
334	—	—	—	—	1	20	20	13	469	1	4	5	3	—	—	2	—	—	—	—	354.01
70	—	—	—	—	—	—	—	5	(c)300	—	—	1	4	—	—	2	—	—	—	—	(c) 152.00
10081	1	431	7	319	1	180	930	124	3981	2	15	73	36	—	—	20	1	—	—	—	23261.00
5177	2	260	5	653	19	2212	3125	142	8195	4	56	54	35	1	—	40	1	—	—	—	15267.40
1999	1	400	3	200	2	84	684	65	2830	1	5	22	73	—	—	10	—	—	—	—	5993.27
840	—	—	—	—	—	—	—	24	510	1	2	16	4	—	—	10	—	—	—	—	1105.25
356	1	57	1	64	4	135	256	30	1210	1	6	7	9	—	—	8	—	—	—	—	627.58
600	1	101	2	193	3	264	558	56	1665	1	3	12	47	—	—	—	—	—	—	—	1688.00
124	—	—	—	—	1	15	15	9	250	—	1	4	4	—	—	—	—	—	—	—	(c) 12 00
109	—	—	—	—	—	—	—	6	123	—	—	1	7	—	—	—	—	—	—	—	127.89
107	—	—	—	—	2	122	122	3	91	1	1	4	4	—	—	1	—	—	—	—	56.68
143	—	—	1	40	3	100	140	7	858	—	—	—	7	—	—	2	—	—	—	—	186.22
16	—	—	—	—	—	—	—	3	319	—	—	—	4	—	—	3	—	—	—	—	(e) 10.00
—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
200	—	—	1	3	2	61	64	8	175	1	4	2	6	—	—	2	—	—	—	—	160.55
—	—	—	—	—	—	—	—	10	202	—	—	—	22	—	—	—	—	—	—	—	604.55
12	1	23	—	—	1	24	47	1	16	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	30.26
(c)604	1	23	—	—	—	—	22	5	290	—	—	3	7	—	—	3	—	—	—	—	1516.39
—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
40981	20	2244	50	2900	94	7187	12342	943	39998	22	194	308	725	3	58	398	4	241	8	4750	95366.62
40578	20	1679	54	2792	111	4606	8715	901	35033	21	169	302	580	7	64	299	4	309	8	6616	81551.72
403	—	565	—	108	—	2581	3627	42	4965	1	25	6	145	—	—	94	—	—	—	—	13814.90

(russische) Mission.

24531	1	70	1	81	1	39	190	—	—	1	9	27	153	—	—	—	—	—	—	—	9533.71.

30. Juni 1898. (e) Zum Christentum zugelassen durch öffentliches Bekenntnis des Glaubens an Christus. (f) Keine.

führen die Nachwelt und leiten sie zum Bösen. Wie sollen wir etwas derartiges annehmen und es ein heiliges Buch der Moral nennen? Unsere schöne Geschichte, ohne gleichen unter den Nationen, ist das besondere Merkmal des göttlichen Landes. Wir besitzen dieses göttliche, heilige Buch der Geschichte. Warum sollten wir ein anderes suchen?" — Es ist leicht zu ersehen, wer der Gegner ist, gegen welchen alle diese Worte gerichtet sind und gegen welchen die Jugend beeinflußt werden soll.

Kein Wunder, wenn in den Schulen ein solcher Geist genährt wird, daß immer noch in der Reichshauptstadt Tokyo kein Ausländer über die Straße gehen kann, ohne daß ihm die Spottrufe und Schimpfworte der spielenden Kinder in den Ohren gellen, gegen welche kein Erwachsener einzuschreiten sich verpflichtet fühlt, ja, nicht einmal die Polizei, an welchen selbst junge Studenten sich beteiligen. Kein Wunder auch, daß immer wieder Fälle vorkommen, wo der christliche Glaube für junge Leute ein Hindernis bildet, eine Lehrerstellung zu erlangen. Bisher herrschte wenigstens im Unterrichtsministerium ein freierer Geist, aber es scheint, als ob auch dieser gewichen sei, oder als ob man sich doch gezwungen fühlt, der herrschenden Stimmung Konzessionen zu machen. Es war für die christlichen Kreise eine große Überraschung, als von seiten der Regierung dem obersten Erziehungsrate unter anderem folgende Vorschläge zur Beratung vorgelegt wurden, die dann auch angenommen worden sind:

1) Kinder im schulpflichtigen Alter sollen keine Privatschule besuchen mit Ausnahme derjenigen, welche die staatliche Berechtigung haben, die Stelle der öffentlichen Schulen zu vertreten, und mit Ausnahme der Kinder, welche ihrer öffentlichen Schulpflicht schon genügt haben.

2) Nur solche Personen dürfen Schulen errichten, welche im Besitz von Lehrerzeugnissen sind;

3) desgleichen nur solche Personen, welche mit der japanischen Sprache vertraut sind.

4) In Schulen, welche staatliche Berechtigung erlangen wollen, darf kein Religionsunterricht erteilt werden.

Das war mehr, als man erwartet hatte. Das war ein Schlag gegen das blühende Missionsschulwesen, das sich im ganzen Lande ausgebreitet hat. Die Durchführung von Nr. 4 würde sofort alle Missions-Mittelschulen für Knaben der Mehrzahl ihrer Schüler berauben, die Durchführung von Nr. 1—3 würde selbst die bestehenden christlichen Armenschulen und die blühenden Sonntagsschulen, die sich überall daran anlehnen, in Gefahr bringen, und durch alles dieses würde ein guter Teil des Einflusses der Missionen zerstört werden; denn derselbe wird hauptsächlich durch die Schulen ausgeübt. Freilich, es wird in Japan immer mehr beschlossen als ausgeführt. Vorläufig ist noch gar keine Möglichkeit vorhanden, solche Beschlüsse durchzuführen; dafür fehlt es vor allem an Geld, und so wird die Mithülfe der christlichen Armenschulen im japanischen Volksschulwesen noch auf lange hinaus nötig sein. Es ist ja keineswegs der Fall, wie man oft behaupten hört, daß alle Kinder in Japan den Segen des Volksschulunterrichts genießen. Thatsächlich besuchen selbst in Tokyo nur 64,65% sämtlicher schulpflichtiger Kinder die Schule, die Missionsschulen eingerechnet, wobei es allerdings eine merkwürdige Thatsache ist, daß der Schulbesuch der Reichshauptstadt hinter dem Durchschnitt des ganzen Landes (65,65%)

zurücksteht. So wird denn die Durchführung jener einschneidenden Beschlüsse, die übrigens noch nicht Gesetz geworden sind, noch gute Wege haben, und wenn erst die Handelsverträge in Kraft sind, und man einsieht, daß die gehegten Befürchtungen nicht zur Wirklichkeit werden, dann werden sich wohl auch die aufgeregten Wellen wieder glätten und auch für die christlichen Missionen wieder bessere Zeiten kommen.

Sehen wir uns nun die letzte Statistik genauer an, so bemerken wir, daß die Summe sämtlicher japanischer Christen jetzt 118 939 beträgt gegen 117 224 im Vorjahre (das ist + 1715 oder eine Zunahme von 1,46%). Die Zahl der Protestanten hat sich von 40 578 auf 40 981 gehoben (um 403 oder 0,99%), die der Griechisch-Katholischen von 23 856 auf 24 531 (um 675 oder 2,83%), die der Römisch-Katholischen von 52 796 auf 53 427 (um 631 oder 1,19%). Vor zehn Jahren betrug die Zahl der Protestanten noch 25 514, es hat also ein Wachstum um 15 467 Seelen oder um 60,62% im Laufe eines Jahrzehnts stattgefunden. Interessant wird eine Tafel sein, die das Anwachsen im Laufe der einzelnen Jahre veranschaulicht. Es betrug dasselbe im Jahre

1889:	5667	Seelen	oder	22,21%
1890:	1199	„	„	3,84%
1891:	1010	„	„	3,12%
1892:	2144	„	„	6,42%
1893:	1864	„	„	5,24%
1894:	1842	„	„	4,92%
1895: —	530	„	„	— 1,30%
1896: —	349	„	„	— 0,94%
1897: +	2217	„	„	+ 5,78%
1898: +	403	„	„	+ 0,99%.

Überblicken wir die einzelnen Zweige der protestantischen Missionen, so zeigt sich ein Wachstum nur bei der methodistischen und der baptistischen Gruppe. Die Methodisten sind im verflossenen Jahre von 7053 Seelen auf 8972 gestiegen (+ 1919) — vor 10 Jahren zählten sie 5132 Glieder. Die Baptisten wuchsen von 2651 auf 2817 (+ 166) — vor 10 Jahren waren es 1247. Fast gleich geblieben sind im verflossenen Jahre die Kongregationalisten, die von 10 047 auf 10 081 sich erhoben, also nur ein Plus von 32 Seelen zu verzeichnen haben. Vor einem Jahrzehnt zählten sie schon 7243 Glieder, ihren höchsten Stand haben sie im Jahre 1895 mit 11 162 Seelen erreicht. Gesunken sind die Episkopalisten und die Presbyterianer, die ersteren von 8349 auf 7719 (— 630) und das trotz starker Vermehrung der Arbeiter (siehe unten) — vor 10 Jahren zählten sie nur 3095 Seelen und sind seitdem stetig gestiegen, es ist das erste Mal, daß sie einen Rückschritt zu verzeichnen haben. Die Presbyterianer sanken gar von 11 108 auf 10 010 (— 1098). Vor einem Jahrzehnt hatten sie schon 9203 Mitglieder, sie haben sich also in diesem Zeitraum kaum verändert. Der Grund, daß sie sowohl als die Kongregationalisten nicht recht vorwärts kommen, ist ihr starkes Drängen auf finanzielle Selbständigmachung der japanischen Gemeinden, für welches sie die Zeit für gekommen halten. Gerade das Beispiel der Presbyterianer ist instruktiv. Wie wir es im vorigen Jahre schon zum voraus vermuteten (cf. S. 155 Z. M. R. 1898), haben ihre scharfen Beschlüsse in dieser Hinsicht (cf. S. 112

Z. M. R. 1898) zunächst einen zahlenmäßigen Rückgang in der Seelenzahl hervorgerufen. Auch noch in anderer Hinsicht. Die Zahl der theologischen Studenten sank von 48 auf 26, da die Aussichten auf sichere Anstellung seitens der Missionen sich vermindert hatten, die der ordinierten Prediger von 80 auf 45 (!), die der Bibelfrauen von 124 auf 104, während allerdings die der nicht ordinierten Arbeiter von 125 auf 140 sich hob. Dennoch scheint der äußere Rückschritt zugleich einen inneren Fortschritt zu bedeuten. Die Taufziffern haben sich gehoben: Die der Erwachsenen von 774 auf 837, die der Kinder von 120 auf 160, und die Zahl der finanziellen selbständigen Gemeinden ist gar von 14 auf 23 gestiegen, — es bleibt freilich abzuwarten, ob diese alle ihre selbständige Existenz sich werden bewahren können.

Augenblicklich zählt man im ganzen Lande 80 selbständige protestantische Gemeinden, also 8 mehr als im Vorjahre. Vor 10 Jahren waren es 93 und vor 11 Jahren gar 153! Aber das letztere war nur eine vorübergehende Erscheinung und hatte als Ursache nicht reinen religiösen Eifer, sondern eine chauvinistische Flutwelle, die das alte Gamalielwort wahr machen mußte: Ist der Rat oder das Werk aus den Menschen, so wird es untergehen (Apg. 5,38). Im ganzen wurden aber im verflossenen Jahre 39 protestantische Gemeinden mehr im Lande errichtet, so daß also die Gesamtzahl derselben sich auf 423 gehoben hat; aber manche sind Gemeinden nur dem Namen nach und in Wirklichkeit nicht viel anderes als Predigtstationen. Von den 80 selbständigen Gemeinden gehören zur Kumiaikirche (Kongregationalisten) 35 (— 3), zu den Presbyterianern, wie schon erwähnt, 23 (+ 9), zu den Methodisten wie im Vorjahre 9 — bei 8972 Christen und 450 Missionsarbeitern! — zu den Baptisten 5 (+ 1), zu den Episkopalisten nur 2 (+ 1) — bei 7719 Christen und 439 Arbeitern! Außerdem zählt man wieder wie im Vorjahre 6 selbständige Gemeinden mit 604 Gliedern, die mit gar keiner Mission in Verbindung stehen.

An ordinierten Pastoren ist trotz des großen Abganges von 35 bei den Presbyterianern und 20 bei den Methodisten doch noch ein Plus von 6 zu verzeichnen. Ihre Gesamtzahl beträgt jetzt 308, vor 10 Jahren waren es nur 142, und seitdem ist ihre Anzahl stetig, auch in den letzten Jahren, gewachsen. Der theologische Nachwuchs ist aber immer noch gering, wie in den Vorjahren. Die Zahl der Theologie-Studierenden hat sich zwar von 169 auf 194 gehoben, aber das ist im Hinblick auf den jährlichen großen Abgang aus den Reihen der Pastoren eine zu geringe Zahl. Vor einem Jahrzehnt hatten die theologischen Schulen noch 287 und im Jahre 1892 gar 367 Schüler. Wie schon angedeutet, haben diejenigen Missionen, welche stark auf finanzielle Selbständigkeit ihrer Gemeinden drängen, einen recht kärglichen Besuch ihrer theologischen Schulen zu verzeichnen: Die Presbyterianer zählen nur 26, die Kongregationalisten gar nur 15 Theologie-Studierende, die Episkopalisten dagegen 52 und die Methodisten sogar 70!

Im übrigen aber weisen die Arbeiterzahlen nicht erreichte Höhen auf. An nicht ordinierten Helfern wurden 725 gezählt (+ 145), an Bibelfrauen 393 (+ 94). Die Zahl der ausländischen Arbeiter dagegen ist kaum verändert. Neu auf den Plan getreten ist die dänisch-lutherische

Missionsgesellschaft mit einem unverheirateten Missionar. Sonst ist im allgemeinen alles beim alten geblieben, nur hat sich die Zahl der ledigen Missionarinnen von 223 auf 257 gehoben. Neben ihnen arbeiten 232 männliche Missionare (— 1), die bis auf 29 sämtlich verheiratet sind. So beträgt das gesamte Arbeiterpersonal, wenn man von den Ehefrauen absieht, 1915 Köpfe — und das greifbare Resultat ihrer Arbeit sind nur 3070 Taufen von Erwachsenen! Wahrlich, hier kann man sagen: Der Arbeiter sind viele, aber die Ernte ist gering! Vor einem Jahrzehnt zählte man bei 778 Arbeitern 6959 Erwachsenentaufen, seitdem ist trotz beständigen Anschwellens der Arbeiterzahl diese Taufziffer fast immer gesunken, wie die folgende Reihe darthut: 1889 — 5007, 1890 — 4431, 1891 — 3718, 1892 — 3731, 1893 — 3636, 1894 — 3422, 1895 — 2516, 1896 — 2513, 1897 — 3062, 1898 — 3070.

Erfreulich ist, daß bisher trotz aller Gegenbestrebungen das protestantische Missionsschulwesen sich zu immer größerer Blüte erhoben hat. Wie die Besuchsziffer der Sonntagsschulen sich weiter vermehrt hat von 35 033 auf 39 998 — vor 10 Jahren betrug sie nur 16 634! — zum Zeichen, daß das Christentum populärer im Lande geworden ist, so auch die der übrigen Schulen. Es wurden in den Missionsschulen (Volksschulen, Mittelschulen, Sprachschulen, höheren Schulen — die theologischen Schulen bleiben hier ausgeschlossen) unterrichtet 12 342 Schüler (+ 3627), von welchen in Pension der Missionsschulen, also unter noch direkterem christlichen Einflusse, 2244 Knaben bez. Jünglinge und 2900 Mädchen sich befanden. Diese Zahl mag dennoch manchem gering erscheinen. Sie ist es auch, wenigstens was die männliche Jugend anbetrifft. Denn es wird den Missionsschulen schwer, mit den vielen vorzüglich eingerichteten und staatlich privilegierten öffentlichen Schulen zu konkurrieren, umsomehr da eine starke Gegenströmung gegen dieselben im Werke ist, wie zu Eingang erwähnt wurde. Aber anders liegt die Sache mit dem höheren Mädchenschulwesen. Hier mußte vor einiger Zeit ein Viceminister des Erziehungsministeriums anerkennen, daß die höhere Ausbildung der Mädchen in Japan wesentlich in der Hand der Missionen liege. So wird es auch noch auf lange Jahre hinaus bleiben. Nicht bloß in der Hauptstadt, sondern über alle großen Städte des Landes zerstreut liegen die Missionsmädchenschulen, 50 an der Zahl, von denen den Presbyterianern, Episkopalisten und Methodisten je 11, den Baptisten 8 und den Kongregationalisten 7 gehören. Hier wäre auch für die deutsche Mission noch eine Aufgabe zu lösen, da ja das deutsche Frauenideal dem japanischen näher steht als das englisch-amerikanische, wenn nur nicht die deutschen Christen so unendlich viel schwerer für solche Zwecke zu erwärmen wären als die englisch-amerikanischen.

Endlich sei noch als auf eine erfreuliche Thatsache darauf hingewiesen, daß die finanziellen Beiträge der protestantischen japanischen Christen zu den Missionsarbeiten im verflossenen Jahre beträchtlich gewachsen sind, nämlich von 81 551 auf 95 366 Yen, d. i. also ein Plus von 14 815 Yen oder von mehr als einem Sechstel der vorhergehenden Jahressumme. Berechnet man diesen Betrag auf den Kopf der protestantischen Bevölkerung um, so erhält man ein Plus von 2,35 Yen oder von fast 5 Mark à Person. Das ist nicht übermäßig viel, aber es ist doch eine Ziffer, welche noch nicht erreicht worden ist und welche darum zu guten Hoffnungen berechtigt.

Wer genauer sich über die Lage informieren will, sei verwiesen auf meine Bemerkungen in den beiden Vorjahren auf S. 157 ff. dieser Zeitschrift Jahrgang 1897 und S. 154 ff. Jahrgang 1898, welche im Wesentlichen noch zu recht bestehen. Im Grunde ist nach menschlichem Ermessen die Gesamtlage unverändert geblieben. Aber das stetige treue und ausdauernde Bearbeiten des harten Bodens muß denselben schließlich hier wie allerorten zum fruchtbaren Ackerfelde umwandeln. Wie viele Mächte auch sich gegen das Christentum in Japan erheben: Materialismus, Indifferentismus, Unglauben, Aberglauben, Konservativismus und Chauvinismus, die Arbeit geht unaufhaltsam weiter. Ist es wunderbar, daß unter allen Missionsgebieten das japanische mit einer Bevölkerung, die von allen nichtchristlichen Nationen der Erde kulturell und politisch am weitesten gekommen ist, so daß sie im nächsten Monat (18. Juli) durch Einführung der neuen Handelsverträge mit den europäischen Nationen sogar auf den Fuß der Gleichberechtigung tritt, daß dieselbe den Missionsbestrebungen auf Grund eines starken Selbstgefühls einen so mächtigen Widerstand bietet? Je schwerer die Arbeit, um so rühmlicher ist es, sie zu thun. Sind es auch nicht großartige Erfolge, die augenblicklich vom japanischen Missionsfelde aus der alten Christenheit berichtet werden können, christliche Treue und Liebe wird darum doch nicht ermatten: Sie hören nimmer auf, bis der Sieg errungen ist.

Koloniales.

II. Die deutschen Schutzgebiete im Jahre 1898.

Nach Mitteilungen der Deutschen Kolonialzeitung von Lic. D. Gloatz, Pfarrer in Dabrun in Wittenberg.

3. Togo.

Die Linie, welche im englisch-französischen Abkommen vom 14. Juni 1898 als Verlängerung der Grenze zwischen der englischen Goldküste und der französischen Elfenbeinküste festgesetzt worden ist, schließt sich dem oberen Lauf des Voltastromes (Schwarzer Volta) als natürliche Grenzlinie an und überläßt Frankreich nördlich des 11.°, wie das auch bei dem Togo-Abkommen deutscherseits geschehen, einen Teil des Hinterlandes der Goldküstenkolonie. Mossi wird dadurch französisch. Die Nordgrenze, die uns besonders interessirt, genau dem Wortlaut des Vertrags entsprechend zu verfolgen, reichen die vorhandenen Karten nicht aus. Jedenfalls weicht die Grenze bei dem Platze Banoku, der von den Engländern besetzt ist, nördlich ab. Ueberhaupt scheinen die Kommissare hier bei dem bereits bestehenden deutsch-französischen Abkommen auf Schwierigkeiten gestoßen zu sein. (S. 229). Das noch von den Engländern besetzte Gambaga ist von Deutschland erworben durch Vertrag vom 8. April 1888, und auch auf die Gebiete der neutralen Zone haben wir Kraft unserer Verträge ein größeres Anrecht als England. Für den Ausbau unseres Togo-Schutzgebiets ist es daher dringend erwünscht, daß baldigst eine klare und möglichst natürliche Grenze festgelegt wird. (S. 230). Ende April 1898 ging der bisher französische Gebietsteil vom Unterlauf des Monoflusses und nördlich von der östlichen Togolagune in

deutsche Hände über; die deutsche Flagge weht nun überall bis zum westlichen Unterlauf des Mono. Dieser Gebietsteil wurde bei den Pariser Grenzverhandlungen von Frankreich den Deutschen überlassen gegen eine ansehnliche Vergütung im Hinterland von Togo (S. 209). Oberleutnant Graf v. Zech hat im Heft 1 der Mitteilungen von Forschungsreisenden und Gelehrten aus den deutschen Schutzgebieten eine wertvolle Abhandlung über Togo und sein Hinterland auf Grund seiner mehrjährigen Forschungen veröffentlicht. Er war in Kate-Kratji am Volta stationirt und hat die bisher wenig bekannten, nur von Dr. Wolf und Hauptmann Kling, sowie von Missionaren durchstreiften Landschaften vom Volta bis zum Mono, die mit einer Ausnahme im heutigen deutschen Gebiet liegen, genauer beschrieben. Von besonderem Interesse sind seine Mitteilungen über das Königreich Gonya. Der Sitz des Königs war früher Pembi. Der jetzige König Sulemana hat, nachdem sein Vater Mamma im letzten Erbfolgekrieg getötet, seinen Sitz bei Kratji unter dem Schutz der dortigen deutschen Station aufgeschlagen. Das zwar geregelte, aber äußerst komplizierte Thronfolgerecht war der Anlaß zu fortwährenden Streitigkeiten in der zu den Mande oder Mandingo gehörenden Herrscherfamilie. Um 1892 erhob sich ein Mitglied der Familie, der Häuptling des Dorfes Kabaki, gegen König Mamma mit Hilfe des mächtigen Dagomba-Königs, welcher in Gonya einfiel und hierbei die Handelsstadt Salaga zerstörte. In der Landschaft Adele, in der Bismarckburg liegt, sind die aus dem englischen Akim-Gebiet kommenden Kautschukhändler eine Landplage, spielen sich als große Herren auf, schlichten gegen hohe Bezahlung Streitigkeiten der Eingeborenen, bekommen aber selbst mit diesen fortwährend Streit (S. 189). Graf Zech befürwortet die Wiederbesetzung von Bismarckburg durch einen Europäer, um die für den Schutz der Kautschuk-Lianenbestände in den Landschaften südlich und nördlich von Adele erlassenen Vorschriften durchzuführen, da Kautschuk einer der wichtigsten Exportartikel der Togo-Kolonie ist (S. 188). Er beklagt die Trägheit der Adele als den Ruin ihres Landes und hält es für Recht und Pflicht der Regierung, wenn sie gegenüber dieser fortschreitenden körperlichen und geistigen Versumpfung Zwangsmaßregeln anwendet. Er konstatiert auch, daß die viehzüchtenden Fulle oder Fulbe im Begriff sind, sich über Borgu und Gurma immer mehr nach Süden auszubreiten; in den Tembuländern bestehen viele Niederlassungen freier Fulle, die sich aber nicht rein erhalten haben, sondern schon stark gemischt sind (S. 189). Leider reicht die Schutztruppe noch nicht zur Unterdrückung des Sklavenhandels im Innern aus (S. 66). Doch ist laut Bericht des Stationsvorstehers Dr. Kersting vom 3. Dezember 1897 aus Kirikiri auch schon im Togohinterland das Verhältnis mit den Eingeborenen gut. Außer in Kirikiri sind kleine, feste Stationen erbaut in Doko, Bafilo, Tschambu und Dadaue, das zur Hauptstation ausgebaut werden soll (S. 68). Die Erhebung der Hüttensteuer stößt in Togo auf keine erhebliche Schwierigkeit; besonders an der Küste erkennen die Eingeborenen den Segen und die Früchte einer geordneten Verwaltung (S. 457). Die Kolonialzeitung hebt mit Anerkennung eine Mitteilung des Missionsinspektors Zahn aus seiner durch den Vorschlag einer Vergrößerung Togos gegen Abtretung Südwestafrikas an England allerdings sehr bedenklichen Abhandlung in Heft 2 der Allg. Missions-Zeitschrift heraus, daß für die 19 Schulen mit 446 Schülern im deutschen Evheland das Deutsch für

den fremdsprachlichen Unterricht eingeführt wird (S. 72). Dem in der Weserzeitung ausgesprochnen Wunsch nach dem Volksschulunterricht in der Volkssprache, während die Kölnische Zeitung nur die deutsche als allgemeine Lehrsprache fordert, giebt auch die Kolonialzeitung gern Raum, erklärt sich aber keineswegs einverstanden mit allen dabei ausgesprochnen Voraussetzungen und Schlußfolgerungen (S. 409). Über die Religion der Togoneger schreibt H. Seidel: Nach ihrem Glauben ist die Welt einst von Mawu, dem höchsten aller Götter, geschaffen. Eine Zeitlang übte er die Erhaltung und Regierung seines Werks persönlich aus, bis er der Arbeit überdrüssig wurde und sich zur Ruhe setzte, die Sorge um Erde und Himmel und ihre Geschöpfe seinen Untergöttern oder Fetischen überlassend. Schnell mehrte sich deren Zahl; denn neben den ältesten, ersten Statthaltern Mawus, die man weit und breit im Togoland kennt, tauchten bald immer neue Potentaten auf von niederem Rang, bis endlich kein Fleckchen in Erde, Luft und Wasser ohne seinen Fetisch blieb. Und jeder derselben bis zum kleinsten Dorfgötzen hinab erhielt Priester oder Priesterinnen, die als Mittelspersonen zwischen den Geistern und Menschen fungieren, den Willen ihrer Herren verkünden, Opfer bringen, Krankheiten und Übel heilen und das Volk entsühnen, wenn irgend ein Himmlischer zürnt. Da die Priesterschaft stets über gewandte, schlaue Mitglieder verfügt, wurde es ihr leicht, die große stumpfe Masse ganz von sich abhängig zu machen; selbst die Häuptlinge und Könige mußten oft die Tyrannei der Priester zu ihrem Schaden erfahren, und den Weißen wußten die Fetischleute tausenderlei Schwierigkeiten und Gefahren zu bereiten. Ein Hauptzentrum des Fetischwesens ist noch jetzt die eigentlich aus 5 nahen, aber immerhin getrennten Dörfern bestehende Stadt Togo am Westzipfel der gleichnamigen Lagune; hier blüht das Heidentum trotz der Nähe von Porto Seguro, Klein-Popo, Sebbe und Lome fort und setzt den Bemühungen der Missionare zähesten Widerstand entgegen (S. 149 f. mit Bild eines jungen Fetischweibes und einer ganzen Fetischgemeinde, deren Priester und Priesterinnen an ihren Fetischstäben, Amuletten und Fetischschnüren um den Hals kenntlich sind; die Schläfen und Schultern, zuweilen Stirn, Brust, Leib und Beine sind mit Streifen weißer Farbe bestrichen, zum Zeichen, daß die ganze Sippe im feierlichsten Staat erschienen ist, um ihre wüsten Fetischtänze aufzuführen). Vielfach haben sich die Priester samt ihrer Gefolgschaft zu festgeschlossenen Orden vereinigt. Erst durch die Bremer Missionare ist man auf den gefährlichen Jevhe-Bund aufmerksam geworden, der Männer und Frauen aller Kreise zu seinen Anhängern zählt und wie ein Alp auf allen Eingeborenen lastet. Nachdem besonders der verdiente Spieth manches darüber mitgeteilt, ist Seidel die wichtigste Quelle zugänglich geworden, in der Evhe-Sprache Togos von dem ehemaligen Jevhe-Priester Stephan Hiob Kwadso geschrieben, von dem schwarzen Lehrer Andr. Aku in Lome ins Deutsche übersetzt und ausführlich behandelt in A. Seidels Zeitschr. für afrikanische und ozeanische Sprachen. Kwadsos Vater war sogar Oberpriester des Ordens; seine Mutter aber wollte von dem lichtscheuen Treiben des Bundes wenig wissen und klärte ihren Sohn früh darüber auf, so daß er nicht beitreten wollte, aber später sich dazu gezwungen sah, um nicht Hab' und Gut, ja vielleicht sein Leben zu verlieren, weil er gesehen und ausgeplaudert, wie 2 Jevheweiber im Zustand der Besessenheit oder Raserei ihren Gesetzen zuwider Branntwein tranken. Der

Glaube des Bundes ist ein Mischwerk, in dem die Kulte mehrerer Götter vereinigt sind; eine Hauptrolle spielt der Blitzgott Khebioso, der die axtförmigen Donnerkeile oder So-steine schleudert. Die Ordensmitglieder bedienen sich seit alters verschiedner Geheimsprachen, die jetzt zu einer gemeinsamen Jevhesprache verschmolzen sind, zu der auch das Wort Jevhe selbst gehört, das, auf mehrfache Weise erklärt, von Kwadso als Schlauheitsgraben gedeutet wird. An der Spitze des Bundes steht als „Vater" desselben ein Oberpriester, der Hubono oder Jevhenua, dem die Husunuo-Männer, die Jeveschio- oder Boduschio-Weiber und die Hundeo oder Spione beider Geschlechter gehorchen (S. 90). Der Oberpriester hat in allen Sachen des Jevhedienstes unumschränkte Gewalt, hat auch das Recht, die Jevheweiber nach seinem Gefallen zu verheiraten und mißliebige Personen quälen, strafen oder gar ins Jevhekloster schleppen zu lassen. Das Leben der Jevhediener ist sehr zügellos und meist straffrei, ihre Klöster Asyle für Schuldner, Diebe und Mörder; aber das lockt viele in den Orden. Wer in denselben eintreten will, muß in das Kloster des Oberpriesters gehen, vor ihm niederknieen und sich verpflichten, „dem Jevhe ein Haus und einen Zaun (Kloster) zu machen, ihm alles, was er finde, zu bringen, oder ihm auch Menschen zu fangen" (dem Orden neue Glieder zuzuführen, sei es durch Überredung und List, sei es mit Gewalt). Dann folgt die nächtliche Einweihung in die Kultgeheimnisse; die „Jevhe-Sachen", ein den Gott darstellendes, von Leinen umhülltes Eisen, eine zweischneidige Axt, ein Widderhorn, ein durchlochter Stein und die steinerne Jevhe-Axt werden in geweihtes Wasser getaucht unter Drohungen, daß Jevhe den Novizen töten werde, wenn er einem Nichteingeweihten etwas von dem erzähle, was er hier sehe und höre. Zuletzt muß er das Weihwasser trinken, damit der Gott in seinen Körper einziehe, und erhält einen neuen Namen; der alte darf bei schwerer Strafe nicht mehr genannt werden. Die Hundeo rauben mit Vorliebe Mädchen und Frauen, die freilich nach halbjähriger Klosterhaft zu den Ihrigen zurückkehren können, aber diesen dann durch ihre „Erziehung" und Weihe leicht entfremdet sind, für den Orden wirken, an seinen Tänzen und Umzügen teilnehmen und ihn zum Beistand haben, wenn die Frau in Zorn gerät, sich als Alaga, d. h. rasend, erklärt, sich wie besessen gebärdet und fortläuft. Dann sagt der Bund, sie werde sich in einen Leoparden verwandeln, falls man sie nicht versöhne und feierlich heimhole, die erschreckten Dorfbewohner zwingen den Beleidiger zu einer Bußzahlung; sonst geht sie ins seichte Strandwasser, um auf dem Meeresgrund zu wohnen, wird aber herausgefischt, und der Bund macht nun dem Beleidiger einen noch teuerern Prozeß (S. 91). Der Aberglaube des Volks, daß der Gott selbst seine Feinde töte, erleichtert den Jevhedienern sogar Morde, Giftmischerei, Brandstiftung (S. 92). Missionar Spieth berichtet (auch in den Monatsblättern der Norddeutschen Miss.) über den Götzendienst der Aguer in wohlgepflegten Hainen und Götzenhütten, unter deren niedrigem Grasdach häßliche, meist affenähnliche Gestalten, aus Erde geformt, mit Stofffetzen geschmückt auf einem Erdsockel hocken, mit einem Stock in der Hand oder neben sich, große Opferschüsseln vor sich. Die ganze Gesetzgebung von Agu steht unter dem mächtigen Einfluß des auf einem Berg gelegenen Priesterdorfs Mawuwe d. h. Gottesdorf und des sog. Tro, der wie der Jevhe-bund auch geheime Vehme übt. Ahnenkult liegt auch hier zu Grunde. Die Aguer sagten 1895

dem Land zu einem Lehrerhaus suchenden Missionar: „Wenn wir unser Land an Fremde verkaufen, müssen wir sterben; denn die Geister unserer Vorfahren erlauben das nicht.“ Endlich half freundliches Zureden; aber der Sprecher der Aguer hielt doch eine Schale Palmwein zum Aguberg empor und bat die Götter, sie möchten ihr und der Weißen Leben behüten (S. 469). Nach Herold findet sich auch noch im Hinterland Togos der Brauch, das Fleisch getöteter Feinde zu verzehren, um dadurch ihre Kraft und Stärke aufzunehmen (S. 416). Daß aber auch den Heiden nicht alle Moral fehlt, zeigen die von Prietze gesammelten Sprichwörter der Ewhe (im Original in A. Seidels Zeitschr. f. afr. Sprachen) wie: „Die Lüge tötet den Menschen“, „Die Zunge zerbricht Häuser“ (S. 234).

Aus der Mission der Gegenwart.

Die Thüringer Missionskonferenz.

Wie alljährlich, so tagte auch in diesem Jahre am letzten Juni-Mittwoch (den 28. Juni) die Thür. Miss.-Konf. in dem Altenburgischen Städtchen Roda. Von den Erschienenen nennen wir Staatsminister von Helldorf aus Altenburg, Oberhofprediger Kirchenrat D. Spinner aus Weimar, Generalsuperintendent Lohoff aus Altenburg. Nach einer zum Herzen dringenden biblischen Ansprache von Professor D. Drews aus Jena über 2. Cor. 4, 5 und 6 („Christus allein“) und kurzen Begrüßungsworten des Vorsitzenden Pf. D. Kurze aus Bornshain (S.-Altenburg), in denen er auf die Freude der evangelischen Carolinen-Bewohner hinwies, nun endlich unter ein evangelisches Regiment zu kommen, hielt Missionsarzt Dr. med. Liebendörfer aus Stuttgart, der im Dienste der Baseler Mission 21 Jahre in Kalikût in Malabar an der Westküste Ostindiens gewirkt hat, einen interessanten Vortrag über die „ärztliche Mission mit besonderer Bezugnahme auf Ostindien“, aus dem wir Folgendes hervorheben: Nach dem Vorgange der Engländer und Amerikaner, die schon vor 60 Jahren Missionsärzte nach China und Indien ausgesandt haben und jetzt 550 Missionsärzte unterhalten, senden in neuerer Zeit auch die deutschen Missionsgesellschaften Ärzte aus. Die Heiden führen die Krankheit auf den Einfluß von Dämonen zurück und behandeln demnach die Kranken mit Zauberei und Teufelsbeschwörungen, stoßen, schlagen, brennen die Patienten oft zu Tode. Die Aussätzigen, deren es in Indien 5—600 000 giebt, wurden früher lebendig begraben. Kranken Frauen wird geriebener Pfeffer in die Augen gerieben, in ihren engen, dunkeln Krankenzimmern Kohlen angebrannt, so daß sie unter der Hitze und dem Qualm furchtbar zu leiden haben, Kindern das Götzenzeichen von der Stirn bis zum Fuß eingebrannt. Selbstmord ist unter den Kranken keine Seltenheit. Die eingeborenen, nicht auf den Universitäten gebildeten Ärzte haben keine Ahnung von Anatomie, Chirurgie und Pathologie; nach dem Murmeln auswendig gelernter Verse und dem Befühlen des Pulses geben sie ihre Mittel: Starke Pflanzendekrete und Gifte, pulverisierte Spinnen, Skorpione und dgl. Malaria, Typhus, Cholera, Pest, Aussatz, Haut-, Leber-, Milz- u. a. Unterleibskrankheiten, Geschwüre fordern alljährlich viele Opfer. Eine Hauptursache der Krankheiten ist die große Unreinlichkeit, die auch durch die Anlage von Kanälen und Wasserleitungen, sowie durch Polizeiverordnungen und Sanitätsbehörden nicht gehoben wird. Die englischen Ärzte haben zu viel schriftliche Arbeiten und sind so oft auf Reisen, daß sie für die Behandlung der Eingeborenen nicht in Frage kommen. Die auf den Universitäten Madras, Bombay, Calkutta gebildeten eingeborenen Ärzte sind Atheisten und Materialisten, die es fast nur auf Gelderwerb anlegen und zu dem heidnischen

Zauberwesen gern ihre Zuflucht nehmen. Aber ihre Zahl ist gering, es können 50—60 Jahre vergehen, ehe auf 3000 Seelen ein solcher Arzt kommt. Liebendörfer ist oft in die Brahmanenhäuser, ja in die Zenanas der Frauen gerufen worden, die sonst der Fuß eines Mannes nicht betreten darf. In seinem Hospital aber hat er an manchen Tagen 150—300 Patienten behandelt, in einem Jahre gegen 30 000, in den letzten 10 Jahren 150—200 000, denen allen das Evangelium durch Katechisten, Bibelfrauen und Liebendörfer selbst nahegebracht worden ist. Im Krankenhause, in das die schweren Patienten aufgenommen werden, sind Bibelsprüche an den Wänden angebracht und Bibeln und Traktate in den Zimmern ausgelegt. Im Aussätzigenhospitale, das er vor einigen Jahren von der städtischen Verwaltung trotz des energischen Protestes der Jesuiten übernommen hat, sind 25 Kranke untergebracht, die zum größten Teil Christen geworden sind. Auf Wunsch der Eingeborenen ist die ärztliche Missionsthätigkeit auch in den Distrikt ausgedehnt worden, und auch hier ist mancher Übertritt von Heiden und Mohammedanern die Folge gewesen.

Auf eine Anfrage hin teilte Liebendörfer noch Näheres über den „deutschen Verein für ärztliche Mission" mit, der in diesem Jahre in Stuttgart gegründet, zunächst nach Kamerun, wo die Verhältnisse noch viel trauriger liegen als an der Malabarküste, einen Missionsarzt aussenden, ihn ausrichten, ein Wohn- und ein Krankenhaus dort bauen, dann aber auch sonst auf alle Weise in Deutschland, besonders unter der studierenden Jugend, das Interesse für ärztliche Mission erwecken will.

Nach der Pause sprach Missionar Flad aus Tschongtschun, ebenfalls ein Baseler Missionar, über „Zehn Jahre in China". Er bot etwas anderes als man erwartete; er gab nämlich eine Darstellung der neueren Bewegungen in jenem Reiche vom Standpunkt der Mission. Mit großer Verehrung sprach Flad von unserem D. Faber, den er wiederholt citierte, und dessen Schriften vom Kaiser von China mit Bewunderung gelesen würden, weil sie in klassischerem Stil geschrieben seien, als die Chinesen selbst es vermöchten.

Nach dem gemeinsamen Mittagsmahle fand in kleinerem Kreise eine Nachversammlung statt, in der die Redner noch manche interessante Mitteilung machten.

Buttstädt i. Th. A. Schillbach.

Litteratur.

Wobbermin Georg, Lic. Dr. Zwei akademische Vorlesungen über Grundprobleme der systematischen Theologie. 1. Der Wahrheitsbeweis für die christliche Religion. 2. Aufgabe und Methode der evangelischen Dogmatik. Berlin 1899. Verlag von Alexander Duncker. 43 S.

Zwei Strömungen gehen hier nebeneinander her, die der Verfasser gern in einem einzigen Bett vereinigen möchte: Auf der einen Seite das ernste Streben, möglichst unbefangen mittels erkenntnistheoretischer, psychologischer und historischer Gesichtspunkte das Verhältnis zwischen Religion und Wissenschaft festzustellen, die Berechtigung und Vernunftgemäßheit des Glaubenstandpunkts nachzuweisen und zugleich die Einheit mit den sicheren Ergebnissen anderweitiger Wissenschaft zu wahren; auf der anderen Seite die stillschweigende Voraussetzung, nach welcher das sittlich religiöse Bewußtsein einfach als das christliche Bewußtsein gefaßt wird, der als selbstverständlich behandelte Satz, daß das religiös sittliche Leben in seiner Vollendung uns in der Geschichte gegeben sei, nämlich in der Person Jesu, der daher unbedingte Autorität zukomme, obwohl uns das Bewußtsein Jesu nur aus dem Zeugnis seiner Jünger entgegentritt. In der Praxis mag man diesen Standpunkt

gelten lassen, aber inmitten der Wissenschaft sollte man doch mehr an seine Rechtfertigung denken. Doch ist allerdings der enge Rahmen zweier Vorlesungen für eine tiefere Behandlung gerade dieser Fragen weniger geeignet. Der allgemeine Eindruck dieser beiden Vorträge könnte wohl dahin zusammengefaßt werden, daß eine Menge von Fragen vielmehr angeregt als gelöst werden.

Hamburg. Eduard Grimm.

Vereinsnachrichten.

Von unseren Arbeitsfeldern.

Aus Japan.

Bericht des Missionars und Pfarrers Emil Schiller über die Zeit vom 15. Februar bis 6. Mai 1899.

Mein Bericht über die allgemeine Lage kann diesmal kürzer sein als gewöhnlich, da der Jahresbericht vor der Thür steht, und ich außerdem aus Anlaß der neuesten Loomisschen Statistik (vgl. S. 234 ff.) einen Artikel über die Lage des gesamten Missionswerkes in Japan geschrieben habe. Im allgemeinen hat sich auch in unserer Lage nichts verändert. Große Erfolge hat Gott uns nicht beschert. Der Ackerboden bleibt auch weiterhin dürr, und die Missionsarbeiter seufzen danach, daß Gott den Regen seines Geistes senden möge, damit die Wüste zum Acker werde und reiche Frucht die aufgewandte Mühe und Arbeit des christlichen Liebeseifers belohne.

Eine große Veränderung auf unserem Arbeitsfelde bedeutete vor allem die Heimkehr der Familie Christlieb nach 6½jährigem Aufenthalte in Japan, die am 17. März über Indien nach Europa abreiste. Über die Abschiedsfeiern, das Abschiedsmahl im Fujimiken, an welchem etwa 30 Personen, Missionare, jap. Pastoren, Redakteure ꝛc. teilnahmen, die Missions-Abschiedsfeier am 11. März im Saale der Theologischen Schule, die Verabschiedung von Frau Pfr. Christlieb in der Frauenversammlung ist S. 151 ff. und Miss.-Bl. 1899, S. 53 berichtet worden. Möge sich den Heimkehrenden in der Heimat bald eine neue segensreiche Wirksamkeit eröffnen.

Am 12. April wurde Pfr. Minami durch den Verlust seines jüngst geborenen Söhnchens heimgesucht, das wir am folgenden Tage in dem Familiengrabe Minamis hinter Ueno bestatteten. Am 13. April wurde bei Wendts ein Töchterchen geboren.

Am 28. Februar schied die bisherige Bibelfrau Fuchisawa aus unserem Dienste. An ihre Stelle trat am 1. Mai Frl. Fuji Koma, für welche im 2. Stock der Theol. Schule ein Zimmer gebaut ist, so daß sie in unmittelbarer Nähe der Missionarin wohnt. Sie stammt wie unsere drei jüngeren Pastoren und unser Student Nakamura von der Insel Kiushiu, wurde in einer Methodistenschule zu Fukuoka vorgebildet und hat eine Zeitlang auf der Insel Shikoku mit der Frau eines amerikanischen Missionars zusammen gearbeitet. Sie spricht englisch, kann Orgel spielen und soll außer unter den Frauen in Gemeinschaft mit Frl. Heydenreich an den beiden Sonntagsschulen in Ikidonozaka und Bancho arbeiten, am letzteren Orte auch in den Gottesdiensten die Orgel spielen und in der Armenschule den Religionsunterricht erteilen. Wir wollen hoffen, daß es ihr gelingt, in Gemeinschaft mit der Missionarin unsere Frauenmission zu rechter Blüte zu bringen.

Meine Arbeit verlief ähnlich, wie es im vorigen Berichte geschildert war:

In der Theol. Schule erteilte ich dem Studenten Nakamura, der jetzt in seinem 6. Semester steht, 4 St. Erklärung der Synoptiker und 4 St. Homiletik

und bereitete ihn außerdem mit den beiden Lehrerinnen der Armenschule an den Freitag-Nachmittagen auf den Unterricht in der Koishikawa-Sonntagsschule vor.

Dem neuen Schüler Yamamoto Tadayoshi, der sich auf den Eintritt in die Theol. Schule vorbereitet, erteile ich Montags und Freitags je eine Stunde englischen Unterricht. Er ist der Sohn eines Shintopriesters, stammt also aus einer Familie, die seit alten Zeiten dem Shintodienste geweiht war, und ist Christ geworden und hat sich zum Predigerberuf entschieden gegen den Willen seines Vaters. Ein Onkel, welcher Redakteur einer politischen Zeitung in der Distriktshauptstadt Kōfu ist und sich sehr für das Christentum interessiert, — seine Frau ist Christin, — steht im Familienrate auf seiner Seite.

Meine Vorträge über das Leben Jesu in Ikidonozaka, die im Herbste begannen, wurden fortgesetzt; doch mußten wir letzten Sonntag abbrechen, da der Dolmetscher Abiko vor einem juristischen Examen steht. Es ist aber beabsichtigt, diese Vorträge im Herbste wieder fortzusetzen, mit Jesu Einzug in Jerusalem beginnend und eventuell auch noch die Zeit der Apostel zu behandeln. Vielleicht bin ich imstande, diese Vorträge später einmal zu einem Buche über das Leben Jesu auswachsen zu lassen. Die Zahl der Hörer — es waren wie früher Studenten, Ärzte, Kadetten und Offiziere — betrug: 9, 10, 12, 9, 7, 18, 11, 14, 11, 15, 13.

Außerdem hielt ich folgende Vorträge:

1. Am 12. März redete ich abends in Ikidonozaka vor ca. 30 Hörern über das Thema: „War Jesus ein Asket?"

Hier sei mit Dank erwähnt, daß am Sonntage vorher Professor Ozawa Gakutarō von der medizinischen Fakultät uns einen Vortrag über das Thema: „Japan als Kulturstaat" gehalten hatte, worin er seinen Hörern auseinandersetzte, was dem japanischen Staate zur vollen Kultur noch fehlt, nämlich vor allem der Geist des Christentums.

2. Am 19. März sprach ich vormittags in der deutschen Sprachabteilung der Höheren Handelsschule vor etwa 60 Hörern über das Thema: „Warum bin ich ein Christ?" und entwickelte in fast 1½stündiger Auseinandersetzung die Vorzüge des Christentums im Vergleich mit Shintoismus, Buddhismus, Konfuzianismus und religionsloser Moral und ging auch auf die üblichen Einwände gegen das Christentum von seiten des Materialismus ein.

3. Am 23. April sprach ich nachmittags in Chiba im Hause des Pf. Aoki vor ca. 20 Studenten, hauptsächlich Medizinern, über das Thema: „Körper und Geist", was eine lebendige Diskussion hervorrief.

Veröffentlicht habe ich in dem zum Berichte stehenden Zeitraum:

Eine Predigt im Gokyō, einer methodistischen Zeitschrift,

Den Schlußartikel meiner Aufsatzreihe über „Japanisches Christentum" in Shinri No. 109 und

„Ewigkeit" — eine erbauliche Betrachtung ebendort.

An Bibliotheksbüchern gab ich aus 69 Bände. Die Verkaufsstellen von Büchern und Traktaten ergaben als Reingewinn: In Koishikawa Febr. Yen 0,55½, März 3,69, April 0,99½, in Ikidonozaka Febr. Yen 0,18, März 0,43.

In Bezug auf den Verkauf der englischen Übersetzung und Weiterführung des Ritterschen Buches: „History of Japanese Missions" habe ich ein Arrangement mit dem Methodist Publishing House getroffen, wonach diese Buchhandlung sich mit einem Cirkular an alle in Japan wohnenden Missionare wendet, in welchem eine günstige Rezension des Buches aus dem kongregationalistischen Mission Herald (März 1899), der zu Boston erscheint, enthalten ist. Außerdem wird die genannte Buchhandlung den Vertrieb in Amerika besorgen; doch mußte der Verkaufspreis für Amerika heruntergesetzt werden.

Die Predigten, die ich abwechselnd mit Pastor Hirai an den Sonntag-Nachmittagen in Bancho hielt, wurden fortgesetzt. Die Besuchsziffer hat sich ein wenig gehoben, es erschienen 4, 3, 7, 6, 7, 4, 18, 2, 11, 9, 5 Hörer. Am Osterfeste

waren wir zu 20 Personen zum Festgottesdienste vereinigt; an der Feier des heiligen Abendmahls, welches Hiroi und ich gemeinsam austeilten, nahmen 7 Kommunikanten teil.

In der Karwoche hielt ich am Kardienstag wie alljährlich in meinem Hause mit zwölf Japanern, die mir näher stehen, eine Agape. Nach einem einfachen Mahle und einer Ansprache lasen wir, unterbrochen von Gebet und Gesang, die Leidensgeschichte. — Am Karmittwoch predigte ich in Ikidonozaka, wo von Mittwoch bis Sonntag alljährlich Abendgottesdienste gehalten werden, vor etwa 30 Hörern. — Am Karfreitag predigte ich in der deutschen Kirche vor 16 Hörern; am hl. Abendmahl beteiligten sich 8 Kommunikanten.

Inquirer kamen in der letzten Zeit wieder öfter, darunter einige regelmäßig. Doch ist es in der Regel nur ein allgemeiner Wissenstrieb, der sie veranlaßt, sich über das Christentum zu informieren, selten ein wirklich religiöser Eifer. Das Sehnen und Suchen nach der religiösen Wahrheit, der „Hunger nach Gottes Wort", wie die Bibel sagt, ist augenblicklich in Japan verhältnismäßig selten zu finden. Man muß auf indirektem Wege das religiöse Interesse erst wecken. Es wäre auch uns lieber, wenn es anders wäre, ebensogut wie der Allgemeinen evang.-lutherischen Kirchenzeitung (1899,3), doch müssen wir mit Gottes Weg und Willen zufrieden sein. Eine solche mehr indirekte Arbeit ist der deutsche Leseabend, welcher in meinem Hause fortgesetzt wurde, ist auch meine deutsche Bibelklasse, ist die deutsche Abendschule und sind endlich auch unsere deutsch gehaltenen Vorträge, durch welche wir Studenten an uns heranziehen, ihnen aber unter der deutschen Form einen religiösen Inhalt zu geben versuchen, der ihre Herzen beschäftigen soll.

Meine deutsche zweistündige Bibelklasse konnte noch in keinem Jahre so weit in den Sommer hinein fortgeführt werden, wie diesmal. Die Teilnehmerzahl an den einzelnen Sonntag-Abenden betrug 22, 19, 13, 17, 19, 11, 12, 18, 18, 18, 12.

Auch der Besuch der deutschen Abendschule ist in diesem Jahre befriedigender als in den Vorjahren. Eingeschrieben hatten sich im Februar 43, im März 38 und im April 35 Schüler. Die Durchschnittsziffer der Besucher der einzelnen Stunden betrug 19. Wer die Unregelmäßigkeiten im jap. Schulbetrieb kennt, wird sich darüber nicht wundern. Deutsche Ordnung und Pünktlichkeit wird noch auf lange Jahrzehnte hinaus nicht durchzuführen sein, da in Japan die Schulen von den Schülern regiert werden, welche selbst in Regierungsschulen die Entfernung mißliebiger Lehrer und Direktoren durchsetzen. Schulstrikes kommen alle Augenblicke vor. Für die Missionsschulen ist es naturgemäß nicht leichter, sondern schwerer, Ordnung zu halten. Meine beiden Stunden in der Abendschule fielen auf Freitag Abend. Wir trieben Konversation und Übersetzung.

Die Sonntagsschulen in Koishikawa und Bancho wurden in alter Weise weitergeführt. In Koishikawa betrug die Besuchsziffer 22, 35, 37, 20, 35, 65, 17, 55, 24, 52, 46, in Bancho 12, 8, 31, 16, 12, 12, 19, 9, 13, 10, 13 Kinder.

Anhangsweise sei noch auf die Mithülfe meiner Frau hingewiesen. Sie giebt Sprach- und Handarbeitsstunden, hielt in der letzten Frauenversammlung einen Vortrag über den deutschen Sonntag und unterstützt mich überhaupt nach den verschiedensten Seiten meiner Arbeit hin.

Bericht des Missionars und Pfarrers Adolf Wendt über die Zeit vom 15. Februar bis 6. Mai 1899.

Weniger als je habe ich diesmal von eigentlicher Missionsarbeit zu berichten, mehr als sonst aber von meiner Hausarbeit, der Beschäftigung mit der japanischen Sprache, in der ich nun demnächst meine erste Predigt zu halten gedenke. Man

mache sich aber von diesem Predigen keine falschen und übertriebenen Vorstellungen. Noch weiß ich ja nicht genau, wieviel Zeit die Vorbereitung dazu kosten wird, aber wenn ich alle 4—6 Wochen nach anstrengender Arbeit mit einer Predigt zustande kommen werde, will ich für das nächste Jahr zufrieden sein. Selbstverständlich wird mein Lehrer bedeutende Verbesserungen an meiner Ausarbeitung vorzunehmen haben; denn meine Ausarbeitung wird als eine Übersetzung einer erst in deutscher Sprache von mir verfaßten Predigt viel zu viel von europäischer Ausdrucksweise an sich haben, als daß sie für Japaner gleich verständlich sein könnte. Vor allem erwarte man aber nicht, daß ich solche japanische Predigt memoriere und frei vortrage! Wenn die Engländer nichts dagegen einzuwenden haben, daß ihre Pastoren die in ihrer Muttersprache verfaßten Predigten Wort für Wort ablesen, so wird man uns in den ersten Jahren gewiß das Ablesen der japanischen Predigten zu gute halten. Wie ich gehört habe, fangen oft Missionare hier ihre japanische Predigtthätigkeit damit an, daß sie in ihrer Muttersprache eine Predigt ausarbeiten, dieselbe von einem Japaner ins Japanische übersetzen lassen und dann (gewiß erst nach sorgfältigem Studium) vorlesen. Das hätte ich auch schon vor geraumer Zeit gekonnt. Ich wollte aber erst im stande sein, die Übersetzung selbst zu machen, wenn auch mit großer Mühe und fehlerhaft. — In dem Zeitraum, über den ich hier zu berichten habe, habe ich mit meinem Lehrer das Matthäusevangelium bis Kap. 21 aus der Schriftsprache in die Umgangssprache übertragen[1]). Leider ist die endgültige Feststellung des Textes des ebenso von uns übertragenen Markusevangeliums noch wenig vorgeschritten, da der dabei behülfliche Japaner, stud. jur. Abiko, gerade jetzt außerordentlich wenig Zeit hat. Der Zeitpunkt für die geplante Drucklegung in Kana kann daher noch nicht bestimmt werden.

Die eine deutsche Stunde, welche ich an Nakamura in der Theologischen Schule bis Ende Februar erteilte, ist weggefallen, weil Nakamura sich seitdem an den Stunden unserer Deutschen Abendschule beteiligt. Hier erkläre ich jeden Mittwoch von 6—8 Uhr abends Schillers: „Abfall der vereinigten Niederlande".

Die Leseabende in meinem Hause sind bis zum Herbst aufgehoben.

Im Universitäts-Jünglings-Verein hielt ich am 9. März einen englischen Vortrag über das Thema: „Der lebendige Christus". Das Thema war vom Vorsitzenden selbst gewünscht worden als eine Ergänzung zu meinem im Januar gehaltenen Vortrag über die Auferstehung Jesu.

In der Handelsschule hielt ich einen deutschen Vortrag über: „Höflichkeit".

Am Osterfeste predigte ich vor der Deutschen Gemeinde in Yokohama.

Im April hatten wir eine kleine Männerversammlung in meinem Hause. Wir erörterten das Thema: „Pflichten gegen uns und Pflichten gegen andere", besonders auf japanische Anschauungen Rücksicht nehmend.

Im übrigen blieb meine Arbeit so, wie sie im vorigen Bericht geschildert wurde.

Bericht des Missionars und Pfarrers Hans Haas über die Zeit vom 15. Februar bis 6. Mai 1899.

Die drei Monate, die der Berichtszeitraum umfaßt, flogen mir schneller dahin als je daheim die Zeit. Das macht wohl, sie waren mehr noch als je daheim im Amte, wo man doch auch nicht müßig ging, ausgefüllt mit ernster Thätigkeit, mit einer Thätigkeit, die als freierwählte mit besonderer Freudigkeit verrichtet wird, die zudem, wenn gleich leider nicht ins Große gehend, fürs erste noch den Reiz des Neuen hat und endlich vielseitig genug ist, um nicht eintönig zu werden.

[1]) Hier sei mir die Bemerkung gestattet, daß es ein Irrtum ist, wenn in einem Artikel der Warneck'schen Miss.-Zeitschrift über Bibelübersetzungen gesagt wird, daß die japanische Bibelübersetzung in der Umgangssprache der gebildeten Japaner abgefaßt sei.

1. Die Deutschen Gemeinden.

Meinen Bericht beginne ich mit den beiden deutschen Gemeinden in Tokyo und Yokohama, da ich die Verwaltung des Pfarramts, mit der ich als Nachfolger Dr. Christliebs betraut worden bin, früher als meine eigentliche Hauptarbeit, nämlich schon am 20. bezw. 22. Januar, übernommen habe. Seitdem predigte ich abwechselnd an den Sonntagen in Tokyo und Yokohama. In Tokyo betrug die Zahl der Zuhörer: 22, 39 (Kaisers Geburtstag), 12, 12, 30 (Christliebs Abschiedspredigt), 10, 18, 30 (Ostern) 18, 21. Das sind bei der geringen Zahl der Gemeindeglieder sehr stattliche Zahlen. Am Karfreitag, wo ich selbst in Yokohama predigte, hat Kollege Schiller mit der Predigt in Tokyo ausgeholfen. Abendmahlsfeier wurde an diesem Tag mit 8 Teilnehmern gehalten. — Organistendienst thut gegen Entgelt ein japanischer Lehrer.

Auch in Yokohama war die Kirche verhältnismäßig sehr gut besucht; erfreulicherweise habe ich bisher fast regelmäßig unter den Predigthörern auch vereinzelt junge Kaufleute, die sonst nicht zu kommen pflegten. Ich führe den guten Gottesdienstbesuch darauf zurück, daß ich, dem Rate Dr. Christliebs folgend, keine Gelegenheit vorbeigehen lasse, gesellschaftlichen Verkehr mit den Leuten zu haben und in persönliche Beziehungen zu den einzelnen zu treten. Die Zahlen für Yokohama sind: 12, 20, 31 (Christl. Absch.), 15, 19, 6 (Karfreitag, Regenguß), 16, 16. An Ostern, wo ich Gottesdienst in Tokyo hielt, hatte Kollege Wendt die Freundlichkeit, in Yokohama zu predigen. An der Abendmahlsfeier am Karfreitag nahmen 2 Männer und 3 Frauen teil. Die Orgel spielte eine christliche Japanerin (Lehrerin).

In Yokohama erteilte ich im Anschluß an die Gottesdienste Religions- und Konfirmandenunterricht an 5 Kinder. An Casualien hatte ich daselbst im Berichtszeitraum 1 Taufe und 2 Beerdigungen (ein ortsansäßiger Kaufmann und ein Segelschiffmatrose, der im deutschen Hospital starb).

Zum Schluß bemerke ich noch, daß der neue Legationssekretär Graf von Wedel die in der Kirchengemeindeversammlung vom 2. April auf ihn gefallene Wahl zum Vorsitzenden des Kirchenvorstandes angenommen hat.

2. Theologische Schule.

Meine Hauptarbeit habe ich in der Theologischen Schule. Von den an Nakamura, den gegenwärtig einzigen Studenten, erteilten Fächern: 1. Dogmatik, I. Tl. Prinzipienlehre; 2. Ethik, I. Tl.; 3. Neutestamentliche Einleitung; 4. Matthäuserklärung; 5. Homiletik, habe ich in den drei ersten in wöchentlich je 4, zusammen also 12 Stunden zu unterrichten. Da unsere Unterrichtssprache die englische ist, kostet die Vorbereitung für diesen Unterricht noch doppelte Zeit. Mehr und mehr wächst man sich indessen in jede Aufgabe hinein. Und hoffentlich wird es in Zukunft möglich, deutsch als Unterrichtssprache in unserer Theologischen Schule zur Geltung zu bringen. — Von zwei Hörern (Nichtchristen), die sich für meine Vorlesungen angemeldet hatten, kam einer, blieb aber wieder weg, sobald er einsah, daß er nicht imstande sei zu folgen, versprach indessen im nächsten Semester wiederzukommen, um die leichteren Einführungsvorlesungen für theologische Anfänger anzuhören.

Nebenbei sei hier noch erwähnt, daß wir seit 1. April an Stelle des bisherigen in meinen Dienst getretenen einen neuen Schuldiener haben, mit dem wir wohl zufrieden sind.

3. Sonstige Unterrichtsarbeit.

Einem Studenten, der im nächsten Semester das theologische Studium bei uns beginnen wird, erteile ich jetzt, wie die Kollegen schon seit vorigem Jahre wöchentlich 2 englische Stunden. In der deutschen Abendschule erkläre ich Montags abends von 6—8 Uhr vor durchschnittlich 20—25 Japanern,

Schülern verschiedener höherer Lehranstalten, Ärzten ꝛc. „Wallensteins Lager", worin ich bis zur Kapuzinerpredigt gekommen bin. Ob man hier wollte oder nicht wollte, es wird jeder Montag Abend zu einem Unterricht im Christentum, um den es den Teilnehmern nicht im entferntesten zu thun ist, den sie sich aber gefallen lassen müssen, wenn sie den deutschen Klassiker verstehen wollen. „Wer den Dichter will verstehen, muß in Dichters Lande gehen," und des Dichters Lande sind christlich, das ist mir nie so deutlich zum Bewußtsein gekommen, wie gegenwärtig über der Erklärung des Schillerschen Stückes oder vorher einzelner Balladen von Schiller, wie: „Der Gang nach dem Eisenhammer", „Der Graf von Habsburg" vor nichtchristlichen Japanern. Zur Verbreitung der Kenntnis des Christentums in den Kreisen der Studenten und anderen Gebildeten Japans thun wir so meines Erachtens durch unsere deutsche Abendschule, an der auch die beiden Kollegen wöchentlich je 2 Stunden unterrichten, nicht wenig, ohne die Bibel dazu zu gebrauchen.

4. Predigten und Vorträge vor Japanern.

Vor Japanern hielt ich dreimal Predigten in der Ikidonozakakirche vor 30, 19 und 27 Hörern, einmal auch einen Vortrag über den Unterschied von erbaulicher und wissenschaftlicher Bibelforschung vor ca. 40 meist nichtchristlichen Studierenden.

5. Literarische Arbeit.

In die Yomiuri Shimbun, die meistgelesene japanische Tageszeitung, brachte ich durch Pastor Minami eine vom 16.—23. März laufende Artikelserie, die mir alsbald neue Besucher ins Haus führte. Feuilletoncharakter tragend, waren die von der Yomiuri Shimbun bereitwillig aufgenommenen Artikel nicht religiös, aber doch christlich apologetisch gehalten. Pastor Minami wies kürzlich in Shinri auf die Notwendigkeit einer neuen japanischen Bibelübersetzung bezw. Revision hin und legte ebendort selbst eine Probe einer korrekteren Übertragung des nach seinem Urteil in der japanischen Vulgata am mangelhaftesten übersetzten Römerbriefes vor. Gern habe ich zu wissenschaftlicher Vorbereitung dieser Übertragung mit Pf. Minami Exegese am griechischen Text getrieben, auch auf seinen Wunsch in Shinri die Grundsätze, nach denen die Übersetzung der Bibel von Septuaginta bis Kurt Stage geschehen, in zwei Aufsätzen dargelegt. Ein Dritter über die kritische Bibelforschung und ihr Recht wird für die nächste Nummer übersetzt. Die Japan Daily Mail hat von Pf. Minamis Anregung Notiz genommen, wie aus dem beiliegenden Ausschnitt ersichtlich ist:

In the German Church organ, the Shinri, No. 109, the Rev. E. Schiller publishes his 4th article, on „Japanese Christianity," which, though full of interest, is too long to be noticed in this Summary. In the same number the Rev. H. Minami contends that a new Japanese translation of the Bible is needed. He says that just as in Germany the constant progress of thought and the better understanding of the scriptures have resulted in the publication of new translations by noted scholars, so in Japan Christians should not rest content with a translation that was prepared 20 years ago. Some seven or eight years ago there was a talk about undertaking a new translation, but at present there is no interest in the subject evinced anywhere. Rare listlessness, says Mr. Minami, on the part of the Christians who are always telling us that the Bible is the word of God. The present translation is in many parts most defective. Then the New Testament not being translated by one person, contains all sorts of styles and lacks unity. Mr. Minami goes on to inform his readers that he has himself translated the Epistle to the Romans, parts of which he quotes in the Magazine as a specimen of

the style he thinks it desirable should be adopted. He further observes that a good translation of the Bible at the present time would doubtless help largely to settle that much discussed question, how far is it desirable that the written and spoken languages should be blended? (Japan Daily Mail.)

Zur Erlangung von Shinribeiträgen deutſcher Gelehrten habe ich mich mit Pf. Dr. Hering in Oberroßla, Thüringen, in Verbindung geſetzt.

6. Verſammlungen.

Die Männer-, die Frauen- und die Mitarbeiterverſammlung wird in meinem Hauſe gehalten, wenn mich die Reihe trifft. Daneben habe ich einen offenen Abend für Deutſch verſtehende Japaner am Dienstag eingerichtet, der bisher von Studenten ſo gut beſucht war, daß mir Räume und Stühle nicht mehr reichen wollen. In die Koſten der Unterhaltnng teilt ſich meine Frau mit mir, wie auch Fräulein Heydenreich bisher auf meine Einladung zu dieſen Abenden gekommen iſt, die eine Gelegenheit für ſie ſind, unter den Japanern bekannter zu werden. Auch ich knüpfe an dieſen Abenden Bekanntſchaften an, die wieder zu weiteren führen. Und das halte ich für wichtig. Enthalte ich mich ſelbſtverſtändlich an dieſen weitangelegten Abenden direkt miſſionariſcher Beeinfluſſung meiner Gäſte, ſo wird doch auch manches religiöſe Thema erörtert oder geſtreift, und woran mir hauptſächlich liegt, die japaniſchen Studenten haben Gelegenheit, den Geiſt kennen zu lernen, der in einem chriſtlich deutſchen Hauſe herrſcht. Nebenbei erhalte ich an dieſen Abenden jede erwünſchte Auskunft über japaniſche Verhältniſſe und erweitere ſo meine Kenntnis Japans. Der Ton, der an den Abenden herrſcht, iſt ſo ungezwungen, wie ich es im voraus wünſchte.

7. Beſucher.

Nicht wenig Zeit, oft ganze Nachmittage, koſten die japaniſchen Beſuche. Ich habe bisher keine Sprechſtunden feſtgeſetzt, ſondern will jederzeit, wenn ich zu Hauſe bin, für jedermann zu ſprechen ſein. Das wird auch ordentlich ausgenützt. Die Kommenden haben natürlich bei weitem nicht alle religiöſe Fragen; gar manche wollen offenſichtlich nur deutſch ſprechen hören und ſich ſelbſt im deutſchen Sprechen üben. Lehrer des Deutſchen an Mittelſchulen wickeln ihren Goethe oder Schiller aus dem Tuchbündelchen und bitten um Erklärung von Unverſtandenem, um es ſelber ihren Schülern weiter erklären zu können. Andere haben anderes zu fragen. Daneben fehlt es auch nicht an religiöſen Suchenden, die in aller Kürze einmal das Weſentliche des Chriſtentums zuſammengefaßt zu haben wünſchen oder Auskunft über einen beſtimmten Punkt der chriſtlichen Religion begehren. So erſchien vor kurzem ein Gymnaſiaſt und fragte: Was iſt Dreieinigkeit? Natürlich ließ ich mir angelegen ſein, ihn von ſolch luftigen Spekulationen abzubringen und ihn zu belehren, daß man das Leſenlernen mit dem ABC anfängt. Nachdem mir vor Wochen ſchon Paſtor Ebina, einer der älteſten und bekannteſten, theologiſch uns ſehr nahe ſtehenden japaniſchen Prediger geſagt, daß er neuerdings immer größeren Zulauf von chriſtlichen Studierenden habe, die durch naturwiſſenſchaftliche Einwände ihrer Lehrer gegen das Chriſtentum beunruhigt ſeien, ſtellten ſich auch bei mir in letzter Zeit Beſucher dieſer Art ein, die dankbar davon gehen, wenn man in ſtundenlanger Ausſprache ihnen klar gemacht hat, daß, wo Wiſſenſchaft und Religion in Konflikt geraten, es entweder mit der einen oder mit der andern, möglicherweiſe auch mit beiden nicht ganz richtig ſteht, daß darin aber noch kein Grund liegt, die eine oder die andere oder beide über Bord zu werfen, ſondern daß an ſolchen Kolliſionen nur die Pflicht aufrichtigen und ernſten Suchens nach Wahrheit zum Bewußtſein kommen muß, das beiden, der Wiſſenſchaft wie der Religion, zur Förderung dient. Bei der Abſchiedsfeier für Dr. Chriſtlieb bekannte der Präſes des Univerſitätsjünglings-

vereins in einer Ansprache, daß er in einer Zeit, wo er gemeint habe, seinen christlichen Glauben der Wissenschaft gegenüber nicht behaupten zu können, von Pfarrer Christlieb lernte, was er ihm nie vergessen wolle, wie er ein Christ bleiben könne, weil das Christsein in etwas ganz anderem als in der Hinnahme von Glaubensvorstellungen über Gott und Christus bestehe. Einen schöneren Lohn als solche Bekenntnisse, sagte mir an jenem Abend Freund Christlieb, können wir uns für unsere Arbeit nicht wünschen. Gerade so hoch schätze ich den Dank, der mir nun schon wiederholt für gleiche Hilfeleistung von ernsten Zweiflern ward. Wie unsere Missionssache gegenwärtig daheim erfreulicher Weise an Boden gewinnt, mehren sich auch wieder die Nachreden, wir gereichten hier in Japan vielen zum Fall; das weiß ich nicht, ich weiß nur, daß wir einigen zum Auferstehen gereichen, und wolle Gott, daß ihrer immer mehr werden. Von ihm, der über den Parteien steht, besonders über den theologischen, weiß ich bestimmt, daß bei ihm der Grundsatz gilt: In meinem Reiche darf jeder nach seiner Façon selig — machen. Und wem's mit dem Seligmachen nur wirklich aufrichtig Ernst ist, dem läßt er's auch gelingen.

Meine Frau, um auch von ihr ein Wort zu sagen, hat sich, Gott sei Dank, in die doch in vieler Beziehung so ganz anders gearteten Verhältnisse schnell und gut geschickt. Sie liebt die Japaner und ihre Art. So macht es ihr Freude, sich den Besuchern mit zu widmen; sie macht Besuche bei den Japanerinnen, die mit unserer Mission in Beziehung stehen, trägt die Kosten der Unterhaltung der Gäste an meinen offenen Abenden mit, spielt gelegentlich die Orgel, hilft mir eben, wo sie mir helfen kann. Außer an den Frauenversammlungen beteiligt sie sich auch an dem von Frl. Heydenreich ins Leben gerufenen Lesekränzchen der an Japaner verheirateten deutschen Frauen, das abwechselnd in den Häusern der Teilnehmerinnen zusammenkommt. Auch zum Lernen des Japanischen, an dessen Studium ich mich in der Muße der Ferien ernstlich machen will, kommt sie mehr als ich. Noch zusammen mit Herrn und Frau Pfarrer Christlieb haben wir beide einen Besuch auf unserer Außenstation in Chiba bei Pastor Aoki gemacht.

Shinri.

März 1899 (Nr. 110). T. Hiroi, Niemand kann zwei Herren dienen. — H. Minami, Pf. Dr. Christlieb. — Dr. Christlieb, System des Irrationalismus (Fortsetzung Nr. 111). — A. Wendt, Citate des Alten Testaments im Neuen Testament III. — H. Haas, Bibelübersetzung II. — Dr. Christlieb, Vorträge über das Christentum: Geschichtliche Darstellung der Gottesidee. Nr. 111: Die Natur Gottes.

April 1899 (Nr. 111). H. Haas, Warum glaubt ihr nicht an mich? — H. Hiroi, Die Stellung Lockes in der Geschichte der Philosophie I. — Prof. Dr. H. Holtzmann, Christliche Geschichtsbetrachtung im Lichte der Mission.

Aus den Zweigvereinen.

Unsere Frauenvereine

haben den im Herbst d. J. in Tokyo stattfindenden Bazar zum Besten unserer japanischen Mission aufs reichlichste mit Gaben bedacht. Nicht weniger als 12 große Kisten sind am 12. Juli mit dem Dampfer „Preußen" nach Tokyo abgegangen. Ihre Königliche Hoheit Frau Erbgroßherzogin Pauline von Sachsen, die Ehrenvorsitzende unserer Frauenvereine, hat auch ihrerseits eine Kiste mit kostbaren Geschenken beigesteuert. Von den Frauenvereinen haben sich am Bazar beteiligt: Berlin, Bremen, Breslau, Eberswalde, Flensburg, Frankfurt a. M.,

Güstebiese (Mark Brandenburg), Hamburg, Heidelberg, Karlsruhe, Kiel, Koblenz, Mannheim, Potsdam, Riga, Weimar, Wiesbaden, Zürich. Wir sagen hiermit allen den gütigen Spenderinnen unseren herzlichsten Dank, und wir werden nicht verfehlen, sobald als möglich über den Verlauf und Ertrag des Bazars ausführlich Bericht zu erstatten.

In Seelscheid im Rheinland

besteht seit dem Jahre 1892 ein Missions-Frauenverein für unsere Mission unter Leitung von Frau Auguste Schönerhöfer. Die Mitglieder kommen wöchentlich während der Wintermonate einmal im Hause unseres Vertrauensmannes Pf. Kaz zusammen und fertigen Handarbeiten an. Der Beitrag beträgt monatlich 10 Pf. Augenblicklich hat der Verein 25 Mitglieder. Gewiß ist dies ein geeigneter Weg, um auch in kleineren und nicht so begüterten Gemeinden etwas Ersprießliches für die Mission zu leisten. Wer will es noch auf eine ähnliche Weise versuchen?

Aus dem Centralvorstande.

Verpflichtungsscheine für Kiautschou.

In den letzten Monaten sind 5 Verpflichtungsscheine über 50 Mk. und ein Schein über 100 Mk. eingegangen. Erforderlich sind noch 85 Scheine über 50 Mk., 45 Scheine über 100 Mk., 19 Scheine über 500 Mk., 9 Scheine über 1000 Mk. Wer zeichnet noch? Und wer gewinnt weitere Zeichner?

15. Centraljahresfest und Generalversammlung in Meiningen.

Das vollständige Programm der Generalversammlung in Meiningen am 19.—21. September lautet:

Dienstag, den 19. September, Vormittags 9 Uhr: Konferenz des Central-Vorstandes im Casino. — Nachmittags 4 Uhr: Konferenz des Zweigvereins Meiningen unter Beteiligung des Central-Vorstandes. — Abends 6 Uhr: Gottesdienst in der Stadtkirche. Festprediger: Professor D. Drews aus Jena. — Abends 8 Uhr: Evangelischer Gemeinde-Abend im Schützenhause. Eröffnung durch Oberkirchenrat D. Dreyer. Ansprachen werden halten: Pfarrer D. Rade aus Marburg und Gymnasiallehrer Schmiedel aus Eisenach.

Mittwoch, den 20. September, Vormittags 9 Uhr: Generalversammlung im Casino. Geschäftlicher Teil. — Vormittags 10 Uhr: Generalversammlung im Casino. Öffentlicher Teil: 1. Eröffnung durch den Vereinspräsidenten Prediger Dr. Arndt. 2. Begrüßungen. 3. Jahresbericht. 4. Vortrag von Pfarrer Dr. Christlieb aus Japan über: „Japanische Kulturinteressen und die evangelische Mission." 5. Berichte der Delegierten der Zweigvereine. — Nachmittags 2 Uhr: Gemeinschaftliches Mittagsmahl im Schützenhause. — Abends 7 Uhr: Zweiter evangelischer Gemeinde-Abend im Schützenhause. Ansprachen werden halten: Diakonus Arper aus Weimar, Pfarrer Munzinger aus Sausenheim i. d. Pfalz, Professor D. Otto Pfleiderer aus Berlin.

Donnerstag, den 21. September, Gemeinschaftliche Ausflüge in die nähere oder fernere Umgebung.

Theorie und Praxis eines protestantischen Missionars in China.

Von Missionar **D. Ernst Faber** in Tsintau.

(Schluß.)

V. Westliche Kultur im Gefolge der Mission.

Wenn auch der Missionar in erster Linie Vertreter und Verbreiter ist der christlichen Religion in ihrer protestantischen Form, als persönliches Glaubensleben mit Christo sich darstellend, so erschöpft das doch nicht seinen ganzen Charakter. Schulen und Hospitäler sind, wie schon erwähnt, bedeutende Faktoren in der Missionsarbeit. Diese Anstalten bezeugen den Zusammenhang der Mission mit der westlichen Kultur. Nicht als eigentlicher Vertreter der westlichen Kultur tritt jedoch der Missionar auf, das ist vielmehr das Amt der Konsule und Minister der Westmächte. Der Missionar hat das Amt der Vermittlung zwischen der westlichen und der östlichen Kultur.

Der chinesische Gelehrte und Mandarin blickt mit stolzem Selbstgefühl auf seine mehrtausendjährige Geschichte, auf seine uralte Kultur, die sich schon oft bewährt hat gegen das Anstürmen auswärtiger Feinde, auf sein musterhaft durchgebildetes Staatssystem, das auf's innigste mit dem Gesamtleben und allen Sympathien der vielen Millionen Chinesen verwachsen ist. Die Wissensschätze, niedergelegt in der alten Litteratur, hält man für vollendet nach Form und Inhalt, ausreichend für alle Bedürfnisse des menschlichen Lebens. Die Schäden der Neuzeit erkennt man an, hält sie jedoch verursacht durch Korruption der Beamten, welche nicht den alten Mustern folgen, und durch das Eindringen neuer Ideen und Bedürfnisse unter das Volk. Durch die Beschränkung der chinesischen Bildung auf rein chinesischen Inhalt bleibt der beste Gelehrte unfähig, das Ausländische wirklich zu verstehen, er kennt keine andere Anschauung als seine altchinesische. Von der Kultur des Westens drängen sich ihm dazu besonders die Schattenseiten auf. Da kann freundliche Belehrung allmählich große Dienste leisten.

Unsere westliche Kultur ist Gemeingut der christlichen Länder, obschon natürlich je nach dem Stand der Schulen in den verschiedenen Staaten auch kulturelle Verschiedenheiten sich kund geben. Man kann als allgemeine Grundzüge der westlichen Kultur nennen Reinlichkeit am Körper, den Kleidern, der Wohnung, auf den Straßen ꝛc. und Wahrhaftigkeit in Wort und Wandel. Als besondere Züge treten hervor die Beschränkung jeder launischen Willkür der Regierenden durch Gesetz und Sitte, die Abschaffung illegaler Abgaben, auch der offiziellen Geschenke, Trennung der richterlichen Gewalt von der legislativen. Für Sicherheit des Lebens und Eigentums ist ausreichend gesorgt. Vielweiberei und Sklaverei sind unmöglich geworden. Die Rechtspflege ist zuverlässig. Für Finanzverwaltung besteht Kontrolle und öffentliche Ablegung der Rechnung. Durch die allgemeine Elementarbildung für beiderlei Geschlechter wurden Irrtum und Aberglauben zur Seltenheit. Die religiösen Vorstellungen sind vereinfacht und geläutert in Liebe zu Gott dem himmlischen Vater, Vertrauen auf den

Heiland und Gemeinschaft mit dem Heiligen Geist. Daraus erfolgt ein kräftiger Antrieb zu allem Guten und zur Überwindung von allem Bösen.

Die Wissenschaft und Industrie der westlichen Kultur zerlegt sich in Tausende von einzelnen Fächern. Der Missionar kann je nach Vorbildung und Umständen diese oder jene einzelne Wissenschaft für sich pflegen und den Chinesen seiner Umgebung einen Einblick bieten; noch mehr aber wird er die Fortschritte auf verschiedenen Gebieten anschaulich zu machen suchen. Agrikultur, Forstkultur, Viehzucht, Bergbau, Verkehrsmittel ꝛc. stehen im Westen auf ungleich höherer Stufe. Jeder Missionar, selbst der am wenigsten gebildete Laie, vereinigt in seiner Person so viele Seiten des westlichen Kulturlebens, daß er unmöglich in einem Lebensalter alles an eine chinesische Umgebung abgeben könnte, auch wenn er die genialste Begabung zum Unterrichten besäße. Die chinesische Kultur übertraf noch vor 300 Jahren die aller Nachbarländer, ist schon aber seit Jahrhunderten stagnierend und verkommen nach manchen Seiten. Es ist ausgedehnter Ackerbau vorhanden, Industrieen für alle Bedürfnisse des mittelalterlichen Lebens. Die Kunst zeigt schöne Anfänge, aber keine Vollendung. Gelehrsamkeit ist weitverbreitet, aber nur litterarisch, ja fast ausschließlich antiquarisch. Trotz der vielen und herrlichen Gelegenheiten hat sich nicht eine Wissenschaft selbständig zu einiger Höhe entwickelt. Es fehlt nicht an guter Beobachtungsgabe, doch blieb dieselbe auf einzelnes beschränkt. Immerhin hat China eine vielseitige und massenhafte Litteratur hervorgebracht. Diese zu erforschen und mit dem Geist der westlichen Kultur zu beleuchten, ist ebenfalls eine Aufgabe der Mission. Um das verkehrte oder entartete Chinesentum zu überwinden, gilt es den Ideengehalt der gesamten chinesischen Litteratur zu erfassen und klar darzulegen, von allen Auswüchsen und altem Schutt gesäubert, dann aber zu ergänzen durch die im Westen höher entwickelten, wie auch durch die anders gearteten Ideen. Mit dieser Aufgabe ist Schreiber dieses seit drei Jahrzehnten beschäftigt. Um Mißverständnissen vorzubeugen, betone ich jedoch nochmals, daß diese Kulturarbeit nur im Gefolge der Mission steht, die Hauptaufgabe ist, wie oben dargelegt wurde, die Mitteilung der Heilswahrheiten und Umgestaltung der Chinesen durch Gottes Geist zu Kindern Gottes und Erben des ewigen Lebens.

VI. Einwendungen.

Alle Einwendungen gegen die Mission beruhen entweder auf Antipathie gegen religiöses Leben überhaupt, oder man sucht die eigene Teilnahmlosigkeit zu entschuldigen. Diese beruht aber gewöhnlich auf Geiz und Gemächlichkeit, also Selbstsucht. Es seien daher nur einige oft gehörte Einwendungen hier etwas beleuchtet.

1. „Die Mission richte nur Unfrieden an und Feindschaft, man solle jedermann bei seinem Glauben lassen, die Chinesen hätten gute Moral im Konfuzianismus und Religion genug im Buddhismus ꝛc."

Die Vertreter dieser Meinung bekennen damit, daß sie ihrerseits kein Verständnis für Religion haben. Wer noch keine Regung der Sehnsucht nach Frieden mit Gott und nach Gewißheit ewigen Lebens in Gemeinschaft der Seligen verspürt hat, würde besser ein weises Schweigen beobachten über Dinge, die jenseits seines Horizontes liegen. Wo Unfrieden und Feindschaft sich zeigen, da ist in jedem einzelnen Falle die Ursache zu erforschen,

nicht aber eine allgemeine Anklage zu erheben. Die christliche Mission ist Friedensbotschaft. Sie wird aber stets das Gegenteil wirken, wenn sie Menschen trifft, welche irgend welche Sünden mehr lieben als einen sittlich religiösen Wandel. Auch wollen wir nicht behaupten, daß jeder Missionar untadelhaft ist in allem seinen Thun. Begründeter Tadel ist darum gerechtfertigt, aber allgemeines Absprechen niemals.

2. „Alle Religionen sind gleich, wenn man nur aufrichtig thut, was man glaubt."

Es ist das ebenso weise, wie zu sagen, alle Art Schiffe sind gleich, man muß sie nur recht gebrauchen. Für eine weite Fahrt über den Ozean vertrauen wir uns doch lieber dem besten Dampfer unter erprobter Führung an, als einem veralteten Kasten, nur mit irgend welchen Eingeborenen bemannt. Die Lebensreise können wir nur einmal machen, da muß uns alles daran liegen, wo und wie wir im Jenseits gelandet werden. Das biblische Christentum ist eben doch von ungleich befriedigenderem Ewigkeitsgehalt als irgend eine andere Religion.

3. „Die Mission kostet viel Geld, und die Resultate entsprechen nicht dem Aufwand an Mitteln und Kräften."

Man vergleicht da Größen, welche unvergleichbar sind. Die Erfolge der Mission sind hauptsächlich seelischer und geistiger Natur, die materiellen Folgen zeigen sich ebenfalls, aber nur allmählich. So ist ja auch das Geld für Erziehung und Bildung ausgegeben ein Kapital, das oft sehr geringe Zinsen trägt. Jeder Jüngling von höherer Bildung hat viele tausend Mark gekostet; mancher würde sich vielleicht besser stehen, wenn er die Zinsen des auf ihn angewandten Kapitals genießen könnte. Berechnet man die Kosten für Ärzte, Apotheken, Krankenhäuser, Kurorte und dgl., so kommt man natürlich zu dem Resultat, daß es besser ist, gesund zu bleiben. Für Gesunde ist dieses jedenfalls der beste Rat. Kranke werden damit aber eben nicht gesund und werden in ihrer Not viel mehr Geld unnütz ausgeben, als wenn sie sachverständigem Rate folgen. Mit der Seelennot geht es analog. Daß der Aberglaube ein Heidengeld kostet, davon kann man sich in Heidenländern überzeugen. Die Toten kosten in China vielleicht mehr als die Lebenden. Das für die Mission verwendete Geld wird in sittliche Kraft umgesetzt und wirkt als solche intensiv und extensiv.

4. „Die Missionsschulen ziehen Konkurrenten heran."

Diese Behauptung hat einen Schein der Wahrheit für sich, ist aber doch recht oberflächlich und verkehrt. Natürlich ist es unvermeidlich, daß die Chinesen viele Artikel billiger liefern werden, wenn sie die dazu nötige Bildung erlangt haben. Ist es denn aber so schlecht mit der Bildung der betreffenden Landsleute bestellt, daß sie darin so schnell überholt werden könnten von Chinesen, welche in Missionsschulen nur etliche Jahre Unterricht empfangen haben? Sollten aber auch durch die Missionsschulen etliche Konkurrenten erzogen werden, so dürfen wir nicht übersehen, daß jedem Konkurrenten Hunderte, ja Tausende von Konsumenten gegenüberstehen. Denn jemehr die Chinesen Verständnis erlangen über die westliche Kultur und sich in den Wettlauf des westlichen Kulturlebens hineinziehen lassen, desto mehr werden sie abhängig gemacht von den tausend Errungenschaften des Westens, welche China nie alle nachproduzieren wird. Man beachtet eben gewöhnlich nur einige sehr einfache Industrieen nnd vergißt die un-

geheure Mannigfaltigkeit der wissenschaftlichen, industriellen und künstlerischen Thätigkeit, welche von China nie und nimmer eingeholt werden kann, außer wenn sich alle soziale Ordnung des Westens in ein Chaos auflöste.

5. „In der Heimat giebt's auch noch viel Heidentum, warum da nicht alle Kräfte anstrengen?"

Es ist wahr, daß es in der Heimat religiös, sittlich und auch wirtschaftlich nach manchen Seiten noch recht erbärmlich aussieht. Es geschieht aber auch viel, den Übeln abzuhelfen, und könnte noch viel mehr geschehen, wenn alle gebildeten Herren und Damen ihre übrige Zeit und verwendbaren Geldmittel den wohlthätigen Bestrebungen verschiedenster Art zur Verfügung stellten. Ins Ausland, auch nach China, ist der deutsche Handel, auch die Kolonialregierung vorgedrungen. Das ist auch ein Teil der Heimat. Die Nachtseiten der westlichen Kultur sind den Chinesen natürlich in allen Hafenplätzen sofort auffällig. Habgier, Trunksucht und dgl. sind allzu handgreiflich. Für einiges Verständnis des Geisteslebens und alle edlen Züge des deutschen Charakters zu sorgen, lassen sich aber eben die Missionare angelegen sein. Die deutschen Beamten, sowie manche edelgesinnte Kaufleute machen natürlich ebenfalls gute Eindrücke auf die Chinesen; aber da sie mit seltenen Ausnahmen des Chinesischen nicht mächtig sind, so können sie durch Dolmetscher sich wohl verständlich machen, aber weitaus nicht so belehrend wirken wie Missionare. Geselliger Verkehr mit Chinesen ist ohnehin ausgeschlossen. Der Missionar wird auf alle Weise ein gegenseitiges gutes Verständnis zwischen den Chinesen und den Ausländern zu fördern suchen mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln, soweit eben sein Einfluß reicht. Weiter ist noch zu bedenken, daß die Missionsarbeit auch auf das religiöse Leben der Heimat zurückwirkt und mancherlei Segen stiftet. Dies beschränkt sich nicht einmal auf das religiöse Gebiet. Das Verständnis für den Erwerb von Kolonieen ist ebenfalls durch die Missionsfreunde angeregt und wesentlich gefördert worden.

6. „Das Leben der Missionare sei zu luxuriös, besonders die Wohnungen recht behaglich."

Wenn man von einer Seereise aus einer engen Kajüte ans Land in eine freundliche Wohnung kommt und da in der günstigen Jahreszeit einige Stunden oder Tage verweilt, herzliche Aufnahme und gastliche Pflege findet, so läßt das natürlich eine recht behagliche Stimmung zurück. Noch mehr ist das der Fall, wenn man über Land reist auf schlechten Wagen, mehrere Nächte in schmutzigen Herbergen zugebracht hat und dann sich erholen und erquicken kann in einem sauberen Stübchen unter gastfreundlicher Bewirtung, da erscheint das wie ein Leben im Paradies. Wie ist es aber, wenn man jahrelang da wohnt und nicht nur sich ausruht, sondern arbeitet? Da haben die älteren Missionsgesellschaften herausgefunden, und zwar durch viele traurige Erfahrungen, daß es vorteilhafter und billiger ist, gesunde Wohnungen dem Klima entsprechend herzustellen, als durch primitive Bauten die Gesundheit der Bewohner bald aufzureiben oder ihre Kräfte so zu schwächen, daß die Arbeit darunter leidet. Auch für europäische Soldaten, Polizei und andere Beamte, für Kaufleute u. s. w. wird den Verhältnissen entsprechend für gesunde Wohnung gesorgt. Es bekundet nur Unverstand, dagegen ein Wort zu verlieren. Was die Lebensweise anbetrifft, so herrscht große Verschiedenheit unter den Missionaren. Manche leben ebenso, wie

sie es zu Hause gewohnt waren, andere leben mehr oder minder chinesisch und kleiden sich auch so. Die große Mehrzahl der Missionare enthält sich völlig aller geistigen Getränke, raucht auch nicht. Darin können sie als Muster der Enthaltsamkeit gelten. Man könnte ihnen also auch etwas Zucker in den Thee und vielleicht auch etwas Gebäck wohl gönnen.

7. „Die katholischen Missionare leben viel selbstverleugnungsvoller und haben mehr Erfolg."

Man hört diese oder ähnliche Behauptungen oft, selbst von Ministern und Exministern. Dennoch beruht die Ansicht auf Unbekanntschaft mit der katholischen Mission sowohl als wie mit der protestantischen. Ich selber habe keine große Bekanntschaft mit katholischen Missionaren und bedaure, daß deren kirchliche Exklusivität jede Annäherung unmöglich macht. So lange wir Protestanten von Rom als Ketzer verdammt werden, kann von gemütlichem Verkehr keine Rede sein. Es wäre also wohl der überschüssige Reichtum an Geist und Redewendungen der hohen Herren Missionsbeurteiler zunächst besser angebracht, auf die Vertreter des Papsttums einzuwirken, die Thatsache des Protestantismus nun endlich anzuerkennen und die Eigenart und Vortrefflichkeit des protestantischen Christentums gelten zu lassen. Ich bin Protestant aus Überzeugung, verstehe aber sehr wohl, daß nicht jeder Christ zur Freiheit der Kinder Gottes berufen ist, für solche mag die äußere Autorität und das gesetzliche Wesen der römischen Kirche als Zuchtmittel in der Hand Gottes dienen.

Was die Leistungen anbetrifft, so haben die Katholiken in China 300 Jahre Vorsprung, sind aber jetzt bereits so ziemlich auf allen Gebieten von den Protestanten überflügelt. Doch sei es ferne von mir, damit zu prahlen. Die größere Selbstverleugnung ist auch nur eingebildet. Allerdings bleiben die katholischen Missionare unverheiratet, ob damit jeder ein reines Herz bewahrt, ist die Frage. Jedenfalls tragen die Katholiken schon längst bessere Sorge für die Gesundheit ihrer Missionare durch passende Nahrung, Kleidung und Wohnung als manche protestantischen Missionsgesellschaften. Die Sanatorien der Katholiken auf Hongkong, bei Shanghai und anderwärts sind musterhaft. Die Anstalten sind großartig. Die Wohnungen der Bischöfe und Priester sind zum mindesten gesund und bequem. Aber da jetzt aus den früheren spanischen Kolonieen, Kuba und den Philippinen, auch aus Südamerika Näheres über die katholischen Missionen bekannt wird, so sei darauf verwiesen. Ich wünsche von Herzen allen guten Bestrebungen besten Erfolg, auch den Katholiken, soweit sie nicht feindlich auftreten gegen protestantische Arbeit.

VII. Eigene Thätigkeit.

Im August 1864 wurde ich in der Kirche zu Unter-Barmen ordiniert und reiste tags darauf mit einem Kollegen über Holland nach London, von wo wir nach einigem Aufenthalt mit dem Segelschiffe Arab-Steed abfuhren. Nach 225 tägiger Reise kamen wir am 25. April 1865 in Hongkong an. Unterwegs hatte ich mich im Englischen vervollkommnet, auch die ärztliche Behandlung der Mannschaft übernommen, da ich einen praktischen Kursus durchgemacht hatte, der Kapitän aber garnichts von Medizin verstand. Es ging mit Gottes Hilfe auch alles gut. Ein unverheirateter Kollege holte mich bald von Hongkong ab, über Kanton gings nach Schiklung. Das

ist ein wichtiger Handelsplatz am Ostfluß. Da wohnte ich während des sehr heißen Sommers in einem chinesischen Hause in recht ungünstiger Lage. Der Kollege verließ mich schon nach drei Wochen und kam erst nach sechs Monaten zurück. Ich lernte während der Zeit die Umgangssprache und behandelte die Patienten mit Hilfe von zwei eingeborenen Gehülfen. Gegen Ende des Jahres zog ich nach Fumun, woselbst ich als einziger Europäer acht Jahre wohnte, bis ich dann einen Kollegen zur Seite bekam. Die Rheinische Mission war damals sehr schwach in China bestellt. Nur drei Missionare waren dort, mein Reisekollege starb schon nach drei Monaten. Mit den angestellten chinesischen Lehrern und Predigern hatten wir dazu große Not, da die englischen und amerikanischen Gesellschaften höhere Gehälter bezahlten und keine Bedenken trugen, die von unserer Mission herangebildeten Leute in ihre Dienste zu nehmen.

Auf meiner Station hatte ich bald großen Zulauf von Patienten, mietete deshalb mehr Räume zur früheren Wohnung, um auch etliche Patienten einige Zeit unter Aufsicht behandeln zu können. Ich trat in Verbindung mit Dr. Kerr's Hospital in Kanton, von wo ich Medizin erhielt und Jahres-Berichte einschickte, welche dort auch mit gedruckt wurden. Ich hatte im Durchschnitt jährlich 4—6000 Fälle zu behandeln. Mit einfachen Mitteln läßt sich schon sehr viel Gutes ausrichten unter den Chinesen. Ich führte aber auch mancherlei Augenoperationen aus, wie Staar, künstliche Pupille, Entropium, Pterygius und andere. Bei Abscessen, Verwundungen, Zähnen ꝛc. wurde meine Hilfe auch oft in Anspruch genommen, hatte auch allerlei Hautkrankheiten, Fieber, Diarrhöe, Frauen- und Kinderkrankheiten, selbst Irrsinn zu behandeln. Die Leute zeigten großes Zutrauen. Ich vergewisserte mich stets, daß ich nicht schaden, stets mildern, wenn auch nicht immer heilen konnte. Die große Mehrzahl wurde jedoch geheilt. Leider überzeugte ich mich bald, daß dieses Heilen wenig Früchte bringt. Es wären noch zwei bis drei weitere Missionare nötig gewesen, diese Patienten in ihren Wohnorten aufzusuchen, die Anregungen durchs Evangelium zu vertiefen und auch dahin zu wirken, daß die Ursachen der körperlichen Leiden, wie Unreinlichkeit der Wohnung und Umgebung, mangelhafte Nahrung, schlechte Gewohnheiten und dgl. entfernt würden.

Einige der Leute, welche zuerst nur kamen, um Medizin zu holen, wurden später aufrichtige Christen. Leider von tausend nur etwa eine Person. Die Ursache solchen Mißerfolgs lag aber hauptsächlich in dem Mangel von Missionaren. Ich stand allein acht Jahre, dann erhielt ich einen geistig tüchtigen Kollegen, der aber leider körperlich viel leidend war, seine Frau noch mehr, so daß ich zu der übrigen Arbeit sehr häufig auch die ärztliche Sorge und Pflege der beiden auf mir hatte.

Ich vervollkommnete mich weiter in der Volkssprache. Da ich die tägliche Morgen- und Abendandacht der Hausgemeinde leitete, wobei stets ein Kapitel aus dem chinesischen Neuen Testament gelesen wurde, so lernte ich die chinesischen Schriftzeichen und las mein Teil mit den andern Anwesenden. Aus dem Orte und der Umgegend erhielt ich fast täglich Besuch von gebildeten Chinesen, Lehrern und Graduierten, welche häufig Stellen aus ihren Klassikern anführten. Das veranlaßte mich, die klassischen Werke der Chinesen mit Hilfe meines Lehrers durchzulesen. Ich kopierte mir auch Stellen und lernte dieselben auswendig, so daß ich im Gespräch einen Vor-

rat klassischer Gedanken und Redensarten zur Verfügung hatte. Tagesschulen für Knaben hatte ich zwei auf der Station mit ca. 80 Knaben als Schülern. Für Elementarunterricht hielt ich das Auswendiglernen der chinesischen Klassiker für unzweckmäßig, gebrauchte aber Bücher in chinesischer Schrift über die Anfangsgründe allgemeiner Erkenntnis wie Geographie, Naturlehre, Katechismus, Biblische Geschichte, Neues Testament, Teile des Alten, Arithmetik u. s. w. Daneben versuchte ich auch, die romanisierte Schreibweise nach Prof. Lepsius einzuführen. Eine Übersetzung des Lukas-Evangeliums in den Kanton-Volksdialekt (Punti) schrieb ich nach Lepsius um und besorgte die Korrektur während des Druckes. Eine Art ABC Buch schrieb ich dazu und ließ es auf eigene Kosten drucken. Die Zeit war aber noch nicht reif für dergleichen. Etliche erwachsene Schüler suchte ich weiter zu fördern in verschiedenen Zweigen, wie Mathematik, Zeichnen ꝛc. Deutsch unterrichtete ich ebenfalls. Einer dieser Schüler wurde später als Dolmetscher im deutschen Konsulat angestellt, jetzt in Swatau. Diese Schul- und Erziehungsthätigkeit setzte ich fort, bis ich 1876 wegen eines chronischen Halsleidens zur Kur nach Deutschland ging. Auch für diese Schularbeit jedoch fehlte es an zureichenden Mitteln und Kräften. Ich gab mir außerdem redlich Mühe, in den umliegenden Ortschaften zu missionieren, besuchte auch die zahlreichen Inseln nach Süd und West. Da giebt es sehr große Ortschaften, etliche mit mehr als 100 000 Einwohnern. Aber ich hatte weder das Geld noch die Leute, daselbst Außenstationen anzulegen. Es wäre darum ein eigenes Reiseboot nötig gewesen, um öfters und auf längere Zeit diese Orte zu besuchen, das wurde mir jedoch nicht bewilligt. Im Osten besorgte ich eine Außenstation in verrufener Räubergegend und im Nordwesten die große Tungkanstadt. Im Norden ist eine bergige Gegend von Hakka bewohnt. Diese besuchte ich dann und wann und fand gute Aufnahme. Das führte zu einer regelmäßigen Arbeit in dem Hakka-Gebiet, wozu ich den Hakka-Dialekt soweit erlernte, daß ich mich mit den Leuten verständigen konnte. Da ich aber so allein stand, auch die chinesischen Helfer an Zahl gering und noch zu jung waren, um viel ausrichten zu können, so verzehrte ich meine Kräfte, ohne größere Erfolge zu erzielen. Unsere Stationen kamen mir vor wie ein Gefäß mit zwei Löchern, das große war und ist noch Hongkong, das kleinere Kanton. Wir konnten im Lande uns abarbeiten, die Resultate verliefen sich bald in die Hafenplätze, wo besserer Verdienst und ruhiges Leben winkte. Es war dem Vorstand in Barmen oftmals der Antrag gestellt worden, auf Hongkong eine Station als Basis für die Arbeit im Lande zu eröffnen, wie ja auch die Basler wohlweislich von Anfang an gethan, aber es half nicht. Das große Loch hält man offen nun schon über 50 Jahre. Ein anderer Übelstand war die Stationierung von Missionaren in kleinen Dörfern anstatt in den Centralpunkten der Provinz. Der Anfang ist eben bequemer, aber dann ist bald die Neugierde der Bewohner befriedigt, und der Missionar kann nur unter großen Schwierigkeiten seinem Berufe obliegen, und seine mühevolle Arbeit bleibt ohne Bedeutung.

Ferner hatte ich mich bemüht für möglichsten Zusammenschluß der deutschen Missionare und ihrer Arbeit. Deshalb besonders bevorzugte ich das Lepsius'sche Alphabet, da es bereits in der Basler Mission im Gebrauch war. Es wurde auch von der Konferenz der Kanton-Missionare adoptiert

und im Berliner Findelhause eingeführt. Nach einigen Jahren aber wurde es da von Past. Hartmann beseitigt und die englische Schreibweise angenommen. Den Anschluß der chinesischen Mission des Berliner Männervereins an die Rheinische hatte ich ebenfalls warm befürwortet und war berechtigt zu den besten Hoffnungen, als die Vereinigung zu stande gekommen war. Ich hatte bereits eine Reise nach Nanchung, der bedeutendsten Stadt nahe der Grenze der Kiangsi Provinz gemacht, woselbst bereits eine kleine Gemeinde bestand. Das sollte ein Zentrum werden. Ich hatte ferner die Regierungsstadt Weitschau am Ostfluß besetzt als ein anderes Zentrum. In der Kreisstadt Lungmun zwischen den beiden Präfekturstädten hatte ich auch einen Besuch gemacht. Da hatten wir einen Christen als Anknüpfungspunkt. Oberhalb von Weitschau bereiste ich das Gebiet links des Ostflusses und abwärts das Gebiet der früheren Berliner und das der Rheinischen Mission im Tungkun-Kreise. Die Station in der Kantonstadt mit Schule und Seminar sollte die Basis bilden. Aber die einseitige konfessionelle Richtung eines Missionars, der in Deutschland agitierte, und kirchenpolitische Rücksichten des damaligen Missionsinspektors zertrümmerten den schönen Bau im Jahre des Heils 1880.

Ich war zu der Zeit mit meinem großen Werke über Zivilisation beschäftigt, machte aber einen kurzen Besuch 1881 in Deutschland auf Wunsch etlicher Freunde, kehrte jedoch nach 4 Monaten Aufenthalt wieder zurück an meine litterarische Arbeit, die ich 1884 veröffentlichte. Im September 1885 erfolgte mein Anschluß an den Allg. Ev. prot. Miss. V. 1886 siedelte ich nach Shanghai über, um daselbst mit der Diffusion-Society zusammenzuwirken, hielt es aber für besser, nach drei Jahren mich wieder selbständig niederzulassen. Immerhin blieb meine Arbeit seit Ende 1880 fast ausschließlich litterarisch. Unter den Deutschen in Shanghai begann ich pastorale Thätigkeit und öffentliche Predigt in einer englischen Kirche. Nach zwei Jahren übernahm diese Arbeit ein frischer Kollege, P. Kranz, der die Gemeinde organisierte, dazu kam unter Past. Lic. Hackmann's hingebender Leitung seit 1894 eine Schule für deutsche Kinder. Am 3. April 1898 reiste ich nach der neuen deutschen Kolonie Kiautschou ab, mich in Tsintau niederzulassen. Leider bin ich durch ein chronisches Halsleiden mit asthmatischen Beschwerden verhindert an lautem Reden, ich kann wohl noch stille Arbeit leisten, aber nur in Ausnahmefällen eine öffentliche Ansprache vor größerer Versammlung wagen. Für Predigt unter den deutschen Landsleuten sind auch frische Kräfte, welche auf der Höhe des heimatlichen geistigen Lebens stehen, besser geeignet als ich nach 35jähriger Abwesenheit unter Chinesen.

VIII. Reisen und Sammlungen.

Auf Reisen war ich oft. In der Kantonprovinz zwischen 1865 und 1876 im Gebiet des Perlstroms, den Nordfluß hinauf bis Nanhiung und über den Meilin-Paß, 1878 den Ostfluß hinauf nach Weitschau und Umgegend, auch nördlich nach Lungmun. 1897 nach Linschan und zu den Ureinwohnern, den Yiu tsz, und zwanzig Tagereisen in nordwestlicher Richtung von der Stadt Kanton. Das Lofaugebirge besuchte ich mehrere Male. Von Shanghai aus besuchte ich Ningpo und die Berge daselbst, auch Dalan, dann den heiligen Tientai-Berg mit seinen vielen Buddhistenklöstern. Der Wallfahrtsinsel Putu stattete ich auch einen kurzen Besuch ab. Dort fand

ich, daß die vielgepriesenen und verehrten weißen Blumen Fleischfresser sind, Drosera lumata.

1887 machte ich eine lange Reise den Yangtz hinauf, besuchte Nanking, Kiukiang, Hankau und Ichang. Soweit ging es mit Dampf, dann mit einem chinesischen Boot nach Chungking, von da nach Siu Fu und den Minfluß hinauf nach Kiating Fu. Von da ging die Reise in strömendem Juli-Regen über Land zum Omaiberg, dessen Gipfel ich bestieg. Auf der Reise verkaufte ich in allen Städten und Märkten, welche ich passierte, christliche Schriften in chinesischer Schrift, welche guten Absatz fanden, namentlich solche mit Illustrationen. Diese Reise nahm 6 Monate in Anspruch. Shantung bereiste ich 1889 von Chifu aus und die Tsienberge der Mandschurei von Niuchuang 1890. Kanton und Tungkun besuchte ich 1892, im Jahre 1893 ging ich auf Einladung zum Religionsparlament in Chikago, wo ich einen Vortrag hielt über den Konfuzianismus. Unterwegs wurde ich drei Wochen in Honolulu von den Chinesen zurückgehalten, unter welchen sich etliche von mir Getaufte befanden. Japan besuchte ich mehrere Male der Schwefelbäder wegen, auch um in Tokyo den Fortschritt der Japaner näher kennen zu lernen. Im Sommer 1897 brachte ich etliche Wochen in Kuling zu. 1898 besuchte ich Tientsin und Peking, machte dann eine 6 wöchentliche Reise durch die Shantung Provinz und bestieg den Gipfel des Taiberges. Im Februar 1899 besuchte ich mein früheres Stationsgebiet in der Kanton-Provinz und fuhr den Westfluß hinauf bis Wutschau Fu. Auf diesen Reisen hielt ich an vielen Orten Ansprachen in Chinesisch und auch in Englisch. Viel Gelegenheit bot sich mir, das chinesische Leben kennen zu lernen. Auch in buddhistischen und taoistischen Klöstern wohnte ich öfters nicht nur etliche Tage, sondern mehrere Wochen, sodaß ich im ganzen über ein Jahr in solchen Anstalten zubrachte. Der religiöse Zustand der Bewohner und Besucher ist mit sehr seltenen Ausnahmen ein unerquicklicher. Wer Frieden sucht für seine Seele, wird ihn da schwerlich finden.

Da ich stets Interesse an der Natur und ihrem Leben hatte, so beobachtete ich gerne auf Reisen und sammelte auch. Erst gab ich mich mehr mit zoologischen Sammlungen ab für's Berliner Museum, da ich dort im Frühjahr 1864 einige Monate im Laboratorium das Präparieren gelernt hatte. Ich sandte besonders Süßwasserfische, Schlangen, Batrachier, Bälge von Vögeln und kleinen Säugetieren, auch Käfer, Schmetterlinge und dgl. Da mir dieses zu kostspielig und zeitraubend wurde, so achtete ich später mehr auf die wirtschaftlich irgendwie nutzbaren Produkte. Allmählich ging ich zur Botanik über und brachte ein Herbarium von ca. 4000 chinesischen Pflanzenarten zusammen. Ich entdeckte ca. 120 neue Pflanzenarten, auch etliche Genera, ein Genus erhielt meinen Namen und etliche 20 Spezies ebenfalls. Vgl. darüber Dr. Bretschneiders History of European Botanical Discoveries in China, London 1898.

IX. Meine Publikationen.

Auf meinen Ausflügen in die Umgegend der Stationen und auf weiteren Reisen empfand ich die Notwendigkeit geeigneter Schriften für die Chinesen. Ich nahm daher verschiedene Arten mit. Anstatt zu verschenken, verkaufte ich jedoch, da der Chinese das mehr schätzt, was ihm etwas kostet, als

was er umsonst haben kann. Beim Verkauf fand ich auch Gelegenheit, über den Inhalt der Schriften zu reden, und die Käufer konnten beim Lesen weiter über das Gehörte nachdenken. Für meinen Zweck fand ich kurze Flugschriften, die für Ungebildete geschrieben waren, sehr praktisch. Ich verfaßte deshalb allmählich 20 verschiedene Arten, ließ dieselben auf eigene Kosten drucken und verkaufte über 200 000, das Stück für einen Käsch. Später übernahm die Traktatgesellschaft diese Flugschriften. Es sind nun wohl schon etwa eine halbe Million davon unter das Volk gegangen.

Zum Herzbüchlein, einem vorreformatorischen Traktat, benutzte ich schon vorhandene Klischees und schrieb einen ganz neuen, für die Chinesen geeigneten Text. Ich ließ erst auf eigene Kosten drucken und verkaufte 20—30 000 Exemplare, dann übernahm die Traktatgesellschaft das Büchlein. Ich fand, daß es besonders buddhistisch gerichtete Chinesen anregte.

Da ich sehr bald erkannte, daß zur Reform Chinas vor allen Dingen eine Reform des Erziehungswesens not thue, so schrieb ich Aufsätze über die Schulen in Deutschland und die Volksbildung daselbst, welche in einer chinesischen gedruckten Zeitschrift in Kanton 1870 erschienen, später von mir gesammelt als Buch veröffentlicht wurden. Dieses wurde in vielen tausend Exemplaren verkauft, veranlaßte auch die chinesische Regierung, Dr. Martin, Präsidenten der höheren Schule in Peking, während seiner Heimreise über die Schulen der Westländer berichten zu lassen. Ich veröffentlichte einige Jahre später einen weiteren Band: „Über christliche Erziehung", worin ich die Grundgedanken der besten deutschen pädagogischen Werke auf Chinesisch wiedergab. Beide Werke ließ Pf. Kranz kürzlich auf seine Kosten in neuer schöner Ausgabe in einem Band für die Diffusions-Gesellschaft drucken.

77 Predigten übers Markusevangelium, welche ich in kantonesischer Volkssprache gehalten hatte, arbeitete ich auf Wunsch in Buchsprache (Wenli) um, welche die Brittische Traktatgesellschaft in 5 Bänden drucken ließ. Dieses Werk hat Verbreitung über ganz China und Japan gefunden. Der erste Band erschien 1874. Jetzt nach 25 Jahren ist die Nachfrage stets im Zunehmen. Diese Bände enthalten eine gründliche Durcharbeitung der biblischen Begriffe mit den chinesischen religiösen und moralischen Anschauungen.

In Gesprächen mit gebildeten Chinesen hatte ich gefunden, daß die theoretische Seite des Christentums weniger Eindruck auf die große Mehrzahl meiner Hörer machte als die praktischen Resultate. Das führte mich dahin, die Früchte des Christentums im Leben der christlichen Völker des Westens, und zwar nach allen Haupterscheinungen, darzulegen. Es entstanden 74 Aufsätze, die ich in 5 Gruppen ordnete und als Buch mit dem Titel: „Civilisation, östlich und westlich" in drei Bänden herausgab. Auch in diesem Werk behandelte ich die verschiedenen Themata in vergleichender Weise, chinesische Zustände und Bestrebungen beleuchtend durch die westlichen derselben Gattung. Auch bemühte ich mich überall, auf die Wurzeln der Erscheinungen hinzuweisen. Das Werk ist nun in vielen Auflagen über ganz China unter den Gebildeten verbreitet. Die opferwillige Unterstützung des verstorbenen Herrn W. Dörr zu Bonn ermöglichte mir die Vollendung und

zu sechs illustrierten biblischen Geschichten des Alten Testaments und behandelte dann das ganze Alte Testament in derselben Weise, jedoch ohne Illustration. Das Werk erschien chinesisch in drei Bänden unter dem Titel: „Meditationen über das Alte Testament".

Eine Studie über etliche dreißig verschiedene Theorieen betreffend die: „Menschliche Natur" mit kurzer Kritik einer jeden und gedrängtem Überblick über die christliche Lehre darüber, die ich schon als Präparation zu den Markus-Predigten geschrieben hatte, wurde von der Diffusion Society veröffentlicht. Dann erschien ein homiletischer Kommentar in 6 Bänden über das Lukas-Evangelium mit fortlaufender Erklärung und über 1800 Predigtentwürfen, alle selbständig ausgearbeitet. Dieses ist ein geschätztes Hülfsbuch für eingeborne Prediger und Lehrer.

Ein gelehrtes Werk über die 13 konfuzianischen Klassiker in 6 Bänden ist seit einem Jahre vollendet. Es enthält eine Kritik des Textes in 2 Bänden und eine solche des Inhalts in vier. Der Inhalt ist beleuchtet nach seinem religiösen, wissenschaftlichen und moralischen Wert. Es ist Bezug genommen auf die gesamte sehr bänderreiche chinesische Litteratur über die Klassiker. Die Wirkung wird in dieser bewegten Zeit nicht ausbleiben. Es wird nicht negative Kritik geübt, sondern überall das Bessere dargeboten. In Arbeit habe ich ein Werk über chinesische Geschichte, das den Chinesen zeigen soll, wie sie ihre mehrtausendjährige Geschichte verstehen sollten und was sie daraus lernen könnten.

In deutscher Sprache sind veröffentlicht eine Menge Aufsätze in den Rheinischen Missions-Berichten von 1865—1880, in der Allgemeinen Missions-Zeitschrift von Dr. Warneck zwischen 1881 und 1885, in der Zeitschrift für Religionswissenschaft und Missionskunde von Dr. Arndt seit 1886. In der Kolonialzeitung erschien auch ein Aufsatz. Als ein Büchlein ließ ich einen Vortrag drucken: „Lehrbegriff des Konfuzianismus", das einen systematischen Überblick über die konfuzianische Doktrin giebt, wie sie zerstreut enthalten ist in drei der vier heiligen Bücher. Besonders ließ ich drucken einen Bericht über die Quellen des Konfuzianismus. Das vierte der vier heiligen Bücher „Mencius" behandelte ich besonders in viel eingehenderer Weise. Dieses Werk ist die beste Einführung in das Verständnis des echten Konfuzianismus. Ich veröffentlichte jedoch nur einen Auszug aus meiner dreimal umfangreicheren Arbeit. Das Manuskript ging später durch einen Brand verloren.

Ein klassisches Werk des älteren Taoismus übersetzte und erklärte ich als die beste Beleuchtung des dunklen Kanons über Naturlauf und Tugend (Tao te king) von Lao Tsz. Dieses ist das Werk des Philosophen Licius oder der Naturalismus bei den Chinesen. Es war das die erste Übersetzung des Werks in eine fremde Sprache.

Aus den hinterlassenen Werken des chinesischen Sozialisten Micius zog ich alle wesentlichen Gedanken aus und gab sie wieder in: „Micius, der Sozialismus bei den Chinesen". Es ist dieses eine interessante Lektüre für jeden, der etwas über den modernen Sozialismus unterrichtet ist. Wie fremd erscheinen uns diese Gedanken und doch wieder wie menschlich! Der Druck dieser drei Werke in deutscher Sprache wurde ermöglicht durch ein Geldgeschenk des Barons von Diergard im Jahre 1877. Da ich fand,

mühe, so blieb meine deutsche Übersetzung des bedeutendsten taoistischen Philosophen Chuang ungedruckt. Die Reinschrift verbrannte 1892. Die Flugschrift: „China in historischer Beleuchtung" erschien in der Reihe der Flugschriften des Allgemeinen evangelisch-protestantischen Mission-Vereins in Berlin. In englischer Sprache veröffentlichte ich eine Anzahl Aufsätze über chinesische Musik in China Review Vol. I, in einem spätern Band, etwa 1884, die historische Charakteristik des Taoismus und zerstreut einige kleinere Sachen. Im China Recorder erschienen eine Reihe Abhandlungen über die Lehre und Praxis der kindlichen Pflicht in China und andere Aufsätze. Im Handbook of China Missions steht vorne an meine Abhandlung über den Konfuzianismus. Im Report des Religionsparlaments zu Chikago erschien mein Vortrag über den modernen Konfuzianismus abgekürzt im 2. Teil. Ein wichtiger Vortrag über: „Die chinesischen Klassiker in Missionsschulen" steht gedruckt in den Verhandlungen der Education Society 1896, Shanghai. Auf die Zustände in China in vorhistorischer Zeit wirft ein helles Licht mein Buch: »Prehistoric China«, gedruckt als 2. Teil des Vol. XXIV vom Journal C. Br. Royal Asiatic Soc. Shanghai. Aus Vorträgen enstand der Band: »Introduction to the Science of Chinese Religions«. Es wird darin auf die Fülle des religiösen Lebens hingewiesen und die Einwirkung auf alle Gebiete der menschlichen Gesellschaft, wie auf die Gestaltung des persönlichen Charakters. Aus Vorträgen entstanden auch die drei separaten Schriftchen: »The famous Men of China«, »The famous Women« und: »The Status of Women«. Andere Vorträge sind zusammengefaßt in dem Büchlein: »Paul, the Apostle in Europe, a Guide to our Mission Work in China«. Betrachtet im Lichte langjähriger Missionserfahrung erscheint manches in der Apostelgeschichte und den paulinischen Briefen in anderer Bedeutung wie unter dem Lampenlicht einer Studierstube. »Problems of Practical Christianity in China« erschien als Übersetzung mit Aufsätzen über Sitten und Gebräuche in der Allgemeinen Missionszeitschrift. »A systematical Digest of the Doctrines of Confucius« ist die Übersetzung meines Lehrbegriffs des Konfuzius. »The Mind of Mencius. 2. Edit. 1898« erschien als Übersetzung meines Mencius. »China in the Light of History« als Übersetzung meines Werkes „China in historischer Beleuchtung". Von Prehistoric China erschien eine französische Übersetzung in Saigon. Man ersieht schon aus diesem kurzen Überblick, daß meine litterarische Arbeit durchaus eine praktische Richtung hat. Sie fördert die Mission und sucht überhaupt Gott zu verherrlichen und den Menschen zu dienen. Es ist nicht leicht von Erfolgen auf litterarischem Gebiete zu reden. Die weite Verbreitung ist schon ein Erfolg, die freudige Aufnahme von seiten aller Missionare der verschiedensten Gesellschaften ist ein anderer Erfolg, die schönste aber sind so manche Zeugnisse aus weit von einander entfernten Teilen Chinas und Japans, daß durch das Lesen dieser Bücher schon mancher Gelehrte zum Christentum bekehrt wurde. Nicht jeder Missionar ist berufen, Gemeinden zu gründen, aber jeder hat das Evangelium Jesu Christi zu verkündigen nach den Gaben und Gelegenheiten, welche ihm verliehen sind. Gott giebt das Gedeihen, hier in dieser Weise, dort in einer anderen, wenn wir nur treu erfunden werden. Das gilt für den Missionar wie für jeden Christen. Wer da weiß Gutes zu thun und thut es nicht, dem ist es Sünde.

Die heutige mohammedanische Welt.

Von Prediger H. Lehmpfuhl in Berlin.

„The Mohammedan World of To-day", so lautet der Titel eines Schriftchens[1]) des Missionars Samuel M. Zwemer in Bahrein in Arabien, das eine sehr genaue Übersicht über die gegenwärtige Ausdehnung des Mohammedanismus giebt und auch sonst so viele instruktive Mitteilungen über die gegenwärtige Lage und die Aussichten des Islam enthält, daß wir glauben, unseren Lesern das Hauptsächlichste daraus zur Kenntnis geben zu sollen.[2])

Der erste Missionar der Mohammedaner war bekanntlich Raymundus Lullus, der 1315 für seine Sache den Tod erlitt. Er ist auch für viele Jahrhunderte der einzige geblieben, bis Henry Martin es 1805 als der erste Missionar der Neuzeit unternahm, der mohammedanischen Völkerwelt das Evangelium zu bringen. Ihm sind dann viele andere gefolgt, und heute steht bereits eine ganze stattliche Anzahl von Missionaren im Dienste dieser wichtigen Arbeit. Als 1879 Dr. Jessup sein klassisches Werk: „The Mohammedan Missionary Problem" schrieb, gab es noch keine Missionare in Arabien, Tunis, Marokko, Tripolis und Algier. Man wußte nichts über die Ausbreitung und den Charakter des Islams in Central-Afrika, und nur wenig war bekannt über die Mohammedaner in China. Wie haben sich seitdem die Dinge geändert! Manche der früheren Probleme sind nicht mehr vorhanden, viele neue Faktoren sind aufgetaucht. Es sind viele und sehr wichtige Veränderungen seitdem in der mohammedanischen Völkerwelt vor sich gegangen.

Missionar Zwemer zählt im ganzen 196 500 000 Mohammedaner, und zwar verteilen sich diese Zahlen folgendermaßen: Unter türkischer Herrschaft in Europa, Asien und Afrika sind 18 Millionen, unter anderen mohammedanischen Herrschern ca. 23 Millionen, unter afrikanischen Fürsten 36½ Million, in China leben 20 Millionen und unter christlichen Herrschern ca. 99½ Million, wovon auf Indien und Belutschistan ca. 58 Millionen entfallen. Über 3 Erdteile haben sich die Bekenner des Islams ausgebreitet. Vom Norden Chinas bis zur Sierra-Leone-Küste in West-Afrika sind sie zu finden. Die Sprache des Korans ist das Arabische; aber Millionen von Mohammedanern verstehen keinen Satz daraus in der Ursprache: Sie sprechen russisch, türkisch, persisch, afghanisch, belutschisch, das Urdu, das Chinesische, das Malayische, Suaheli, Hausa und noch an-

---

[1]) Zu beziehen durch den Board of Foreign Missions Reformed Church in Amerika, New York, 25 East 22nd Street. 17. S.

[2]) Rev. Zwemer führt in seinem Aufsatze folgende Spezialliteratur über die Mohammedaner-Mission an: C. R. Haines, Islam as a Missionary Religion. London 1889. Th. Wright, Early Christianity in Arabia. London 1855. P. D'Abey de Thiersant, La Mahometisme en Chine. 2 vols. Paris 1878. Chinese Recorder. Vol XX, S. 10—68. T. W. Arnold, The Preaching of Islam. London 1896. Abraham Geiger, Was hat Mohammed aus dem Judentum übergenommen? Bonn 1833 (Preisschrift). Cyrus Hamlin, Five Hundred Years of Islam in Turkey. 1888. Koelle, Mohammed and Mohammedanism. London 1889. E. Sell, The Faith of Islam. London 1896. Derselbe, The Bab and the Babis. Madras 1895. Derselbe, Aufsatz in Indian Witness. März 1898. Derselbe, The Historical Development of the Quran. Madras 1898.

dere Sprachen. Und nicht bloß in ihrer Sprache, auch in ihrer Civiliſation — welche Unterſchiede! Der türkiſche Effendi im Pariſer Koſtüm mit Konſtantinopler Etiquette, der einfache Beduine der Wüſte, der ruſſiſche Händler, der ſchlitzäugige Moslem in Yunnan, der indiſche Mullah, — ſie alle bekennen eine Religion und wiederholen ein und dasſelbe Gebet! Und doch ſind ſie durchaus verſchiedene Menſchen. Ja, was oft überſehen wird, die Verſchiedenheit geht ſo weit, daß Syned Ameer Ali, der ſtudierte Advokat in Kalkutta, der ſich als Verteidiger Mohammeds rühmt, kaum Tippoo Tib als ſeinen Bruder anerkennen wird, obgleich er mit ihm ſich bei der Kaaba begegnet.

Der Islam war von ſeinen erſten Anfängen an eine Miſſionsreligion und iſt es auch noch heute. Ja, wir können ſagen, er hat wie das Chriſtentum mit ſeiner apoſtoliſchen, mittelalterlichen und modernen Miſſion drei große Perioden des Wachstums ſeiner Bekenner: Die erſte in den Jahren 622—800, die zweite unter den Ottomanen und den Mongolen und die letzte von 1700—1800. In der erſten Periode machte ſich der Islam Arabien, Syrien, Perſien, Egypten, Nord-Afrika, Kanton und Weſt-China unterthan. Wo in dieſen Ländern das Chriſtentum herrſchte, wurde es unterdrückt oder vollſtändig ausgetilgt. Dann kam der Fall Konſtantinopels und die Errichtung der türkiſchen Herrſchaft, — das 2. Kapitel in der Geſchichte der Eroberungen des Mohammedanismus: Afghaniſtan, Turkiſtan, Indien, Java und der Malayen-Archipelagos wurden „bekehrt". Endlich können wir die jüngſten Anſtrengungen des Islams auf dem Gebiet der Propaganda von den Apoſteln des Koran von der Univerſität Kairo oder den Muskat-Apoſteln des Sklaven-Handels her datieren. Sie thaten ihr Werk in Rußland, dem Sudan, Sokoto und Weſt-Afrika. Intereſſant iſt, daß der Islam niemals die großen Weltmeere überſchritten, ſondern ſeine Propaganda auf dem Landwege getrieben hat: Japan, Auſtralien, Süd-Afrika und Amerika ſind nicht erreicht worden. Auch hat der Islam niemals in irgend einem Lande Fortſchritte gemacht, wo der Proteſtantismus herrſchte.

Die Methode, die der Mohammedanismus bei ſeiner Miſſion befolgte, iſt eine dreifache geweſen: Die Sendung von Geſandtſchaften, die Macht des Schwertes und die Koloniſation durch Wechſelheirat. Die letztere Methode war immer mit dem Sklavenhandel verbunden, teils als Urſache, teils als Effekt. Durch ſie wurde für den Islam beinahe der ganze Norden Afrikas ſüdlich der Berberei gewonnen. China iſt ein treffendes Beiſpiel anderer Methoden. 628 und 708 wurden dorthin Geſandtſchaften geſchickt. 755 ſandte Kalif Abu Jafir 4000 arabiſche Soldaten den Chineſen gegen die türkiſchen Rebellen zu Hilfe, und das Ergebnis war ſchließlich, daß dieſe Soldaten in den Hauptſtädten des Reichs angeſiedelt und ihnen eine Menge chineſiſcher Frauen gegeben wurde. Mehr denn 20 Millionen Moslimen in China bezeugen heute die Wirkung dieſer Methode.

Ein anderes bemerkenswertes Faktum iſt, daß der Islam Jahrhunderte, bevor ſich die neuere Miſſion mit dem Problem befaßte, in allen Ländern ſich feſtgeſetzt hat. Das Chriſtentum hat dadurch ſich glänzende Gelegenheiten entgehen laſſen. Nach Perſien kam das Chriſtentum 1000 Jahre nach dem Islam. In Arabien und Nord-Afrika verfloſſen 12 Jahrhunderte. In China hat der Mohammedanismus 11 Jahrhunderte Vor-

ſprung, und erſt im vorigen Jahre haben einige britiſche und deutſche Miſſionare in Kaſchgar und Yarkans in Turkiſtan eine Miſſion unter den Mohammedanern unternommen, für die die Britiſche Bibelgeſellſchaft die vier Evangelien im turkeſtaniſchen Chineſiſch hat drucken laſſen. In Java ſind 400 Jahre verfloſſen, bevor das Werk unter den halbheidniſchen Moslimen begonnen wurde. Etwa ein Drittel der Hauſa-Stämme in Nord-Afrika iſt mohammedaniſch, und gerade gegenwärtig macht der Islam Eroberungen im Weſten des Niger.

Der Fanatismus, den man den Mohammedanern zuſchreibt, iſt nicht halb ſo grauſam, wie der, den Jahrhunderte hindurch die chriſtliche Kirche für nötig befunden hat, um die Scharen des Islams zum Chriſtentum zu bekehren: Keiner der fremden Miſſionare unter den Moslimen hat in unſerem Jahrhundert um ſeiner Sache willen den Märtyrertod ſterben müſſen! Und was die Hauptſache iſt: Beinahe alle politiſchen Barrieren gegen ein Vorgehen der Miſſion ſind gefallen: Wie die Zahlen S. 269 zeigen, ſind drei Viertel der mohammedaniſchen Welt dem chriſtlichen Miſſionar zugänglich; denn nur etwa 42 Millionen Moslimen von 200 Millionen leben unter direkter mohammedaniſcher Herrſchaft, und davon nur 18 Millionen unter türkiſchem Regiment. Man darf alſo nicht vom Mohammedanismus ſprechen, als decke er ſich mit der Türkei, und darf das Problem nicht ſo behandeln, als könne es nur durch ein Bombardement Konſtantinopels gelöſt werden. Iſt es doch bemerkenswert, daß drei Viertel der 99½ Millionen Mohammedaner, die unter chriſtlichen Herrſchern ſtehen, zu proteſtantiſchen Staaten gehören!

Bekanntlich iſt das Ergebnis der vielen Forſchungen über den Mohammedanismus, daß er eine zuſammengeſetzte Religion iſt. Er hat heidniſche Elemente, wofür die Kaaba und viele abergläubiſche Gebräuche zeugen, die ihren Urſprung im heidniſchen Arabien haben. Er hat chriſtliche Elemente, was ſchon die Anerkennung Chriſti und des Neuen Teſtaments zeigt. Endlich hat der Koran ſo vieles aus dem Judentum übernommen, daß das Alte Teſtament, wie es durch den Talmud interpretiert wird, der Schlüſſel für viele dunkle Worte, Ideen und Geſchichten im Koran ſelbſt iſt. Das ganze moslemiſche Ritual iſt eine arabiſche Übertragung des Judentums, wie es in Arabien exiſtierte. Wie das Judentum, rühmt ſich auch der Islam der großen Lehre von dem einen Gott; aber wenn man nach dem Worte Jeſu urteilen will: „An ihren Früchten ſollt ihr ſie erkennen", ſo muß man ſagen, daß dieſer Glaube den Mohammedanern wenig geholfen hat: Die Miſſionare bekennen, daß die Mohammedaner in Indien im großen und ganzen in ihrem ſozialen und moraliſchen Leben unter den Hindus ſtehen. Hat ſo ihr Glaube keine ſittliche Kraft, ſo beſtehen ihre Gebete aus formalen und leeren Wiederholungen. Das Gewicht, das ſie aufs Faſten legen, verführt viele zur Heuchelei, indem ſie ſagen, ſie hielten es und thun doch nicht ſo. Ihr Almoſengeben bringt Indolenz hervor und eine Menge ſozialer Paraſiten, wie die Derwiſche und Fakire. Ihre Wallfahrten nach Mekka und Medina ſind ein öffentlicher Skandal, ſelbſt an dem Maßſtabe mohammedaniſcher Sittlichkeit gemeſſen. Die „fünf Pfeiler" der Mohammedaner ſind alſo alle gebrochene Rohre, und wenn man oft verſichert hat, daß der Islam die eigentliche Religion für Arabien iſt, ſo kann man den Beduinen ſagen

hören: „Mohammeds Religion kann niemals für uns bestimmt gewesen sein. Sie fordert Waschungen, aber wir haben kein Wasser; Fasten, aber wir müssen immer fasten; Almosengeben, aber wir haben kein Geld; Wallfahrten — aber Allah ist allüberall". Der Islam hat schöne Erfolge auch in anderen als Wüstenländern gehabt. Seit 500 Jahren herrscht er in der Türkei, dem schönsten und reichsten Teile der alten Welt. Und was ist das Resultat? Die mohammedanische Bevölkerung hat abgenommen; die Schatzkammern sind bankerott; der Fortschritt ist versperrt; „anstatt des Reichtums überall Armut; anstatt der Wohlhabenheit Lumpen; anstatt des Handels, Bettelei — ein Mißerfolg größer und vollständiger, wie ihn die Geschichte sonst nirgends aufzuweisen hat". Ebenso hat der Mohammedanismus in anderen Ländern auf kulturellem Gebiet wenig geleistet: In Afrika hat er seine Anhänger bis zu einem gewissen Punkte vorwärts gebracht, aber durch einen Wall blinder Vorurteile und Unwissenheit ihnen jeden weiteren Fortschritt verschlossen. Hierfür giebt es keinen besseren Beweis als den Fortschritt oder besser den Mangel an Fortschritt in Arabien, der Heimat des Mohammedanismus, während der letzten 1000 Jahre. Erst wenn der Koran und Mekka aus Arabien verschwunden sein werden, wird es den Platz in der Civilisation einnehmen, von dem Mohammed und sein Buch mehr als alle anderen Ursachen es zurückgehalten haben. Nur Jesus Christus wird diesen Völkern ein neues Leben und neue Kraft geben.

Für die missionarischen Anstrengungen, die von Jahr zu Jahr auch in der Mohammedaner-Mission größer werden, sind nun folgende Punkte von Wichtigkeit: Einmal ist die mohammedanische Welt weder politisch noch religiös geeint. Die Macht des Sultans schwindet mehr und mehr. Der Islam hat keinen anerkannten Papst. Die Ottomanen-Herrschaft ist in Hejaz und Yemen mehr und mehr verhaßt geworden, und seit der englischen Suprematie in Oman und am persischen Golf blickt ganz Arabien nach Mekka für einen neuen Kalifen, nicht nach Konstantinopel zu dem alten.

Geistlich scheinen die Erwartungen der mohammedanischen Welt aufs äußerste gespannt zu sein: Die Erhebung des Mahdi im Sudan, die jetzt niedergeschlagen ist, die religiösen Anordnungen des Samusiyah in Marokko und Tunis, die Revolte gegen den traditionellen Mohammedanismus in Indien und das Aufkommen der Babi-Bewegung in Persien — dies alles zeigt ein sich Regen in den toten Gebeinen an. Der Babismus allein ist ein so wunderbares Phänomen, daß man sich nicht wundern kann, wenn er schon 800 000 Anhänger hat und sich weiter und weiter ausbreitet.

Dazu kommt, daß bereits wichtige Vorarbeiten für eine erfolgreiche Mohammedaner-Mission gemacht worden sind: Vor allem ist die Bibel in beinahe jede mohammedanische Sprache übersetzt worden. Die arabische Bibel wird sich als eine bessere Waffe in dem heiligen Kriege erweisen, als je eine Damascener-Klinge in der Hand der früheren Sarazenen war. Für Persien, die afghanischen Chinesen, die malayischen, russischen und Hausa-Mohammedaner ist die Bibel auch in der eigenen Sprache fertiggestellt. Der arabische Koran ist für sie ein versiegeltes Buch, da er nicht übersetzt werden darf, — aber die Bibel spricht zu ihnen in der Muttersprache und in der Sprache des Marktplatzes.

Was endlich die bisherigen Erfolge in der Mohammedaner-Mission betrifft, so weist Zwemer besonders auf die Geschichte der nord-afrikanischen

Mission, die Resultate der englischen Kirchenmissionsgesellschaft im Punjab und der Holländer auf Java hin. „Die Hälfte der eingeborenen Geistlichkeit im Punjab besteht aus ehemaligen Mohammedanern.“ Im Malayen-Archipelagos sind gleichfalls Tausende von Bekehrten. Es seien hier namentlich die schönen Erfolge der Rheinischen Mission hervorgehoben. Unter den Mohammedanern in der europäischen Türkei, Griechenland, Rumänien, Bulgarien, Serbien und Rußland stehen der Amerikanische Board und die englische Bibelgesellschaft in der Arbeit. In Asien außer den zuletzt und vorher Aufgeführten die Schottische Freie Kirche, die Reformierte Kirche Amerikas, die Presbyterianer und die S. P. G. In Afrika sind zu nennen die Vereinigten Presbyterianer, die englische Kirchenmissions-Gesellschaft, die Universitäten-Mission und die Nord-Afrika-Mission.

In der Lambeth-Konferenz 1897 in London lenkte das Spezial-Komitee für die äußere Mission die Aufmerksamkeit auf die „Ungleichheit der Anstrengungen in Sachen der Mohammedaner-Mission.“ „Bis zum Beginn des gegenwärtigen Jahrhunderts scheinen sehr wenige systematische Anstrengungen gemacht zu sein. In diesem Jahrhundert haben wir Versuche ausgezeichneter Pioniere aufzuweisen; aber wir bedürfen mehr: Wir bedürfen einer fortgesetzten und systematischen Arbeit, wie sie in der Diözese Lahore und einigen anderen Teilen Indiens begonnen worden ist.“

Koloniales.

II. Die deutschen Schutzgebiete im Jahre 1898.

Nach Mitteilungen der Deutschen Kolonialzeitung von Lic. D. Gloatz, Pfarrer in Dabrun bei Wittenberg.

4. Ostafrika.

Wenn auch die Kämpfe gegen die großen arabischen Sklavenhändler, raubsüchtige Stämme und treulose Häuptlinge mit der Niederwerfung der südlichen Wahehe durch Gouverneur Liebert[1]) nunmehr einen so erfolgreichen Abschluß erreicht haben, daß sogar die Hüttensteuern leicht eingegangen sind (S. 474), so wird es doch bis zur vollen Gewöhnung der Völker an Ruhe, Ordnung und Achtung vor dem Gesetz noch großer Anstrengungen bedürfen (S. 66). Um den Verkehr von der Küste ins Innere des Zukunftslandes Uhehe zu erleichtern, ist die Benutzung der bequemen Wasserstraße des Rufiji-Ulanga schon seit längerer Zeit ins Auge gefaßt, und der erste Flußdampfer in Deutsch-Ostafrika, der den Strom- und Landesverhältnissen angepaßte Hinterrad-Dampfer „Ulanga“, der in einzelne Teile zerlegt verladen war, an der Mündung des Rufiji zusammengesetzt (S. 219). Dr. W. Arning weist (S. 99) auch auf Naturschönheiten in Uhehe, wie den Schugulifall. Der gewaltige Ulangafluß, so groß wie die Elbe bei Magdeburg, stürzt gegen ein enges Felsenthor von 50—80 m Breite. Oberhalb des Falls geht es flußaufwärts durch das fruchtbare Ulanga-Thal. Auf der schmalen, aber tiefen Wasserader des Kihansi läßt sich die Reise fort-

[1]) Vgl. darüber sein interessantes Schriftchen: „Neun Tage im Zelt“ (Berlin, Mittler).

setzen; dicht unter dem Steilabfall des Uhehe-Hochlandes, das hier mauergleich ca. 1200 m hoch der Ebene entsteigt, endet die Fahrt. Klagten Gouverneur Liebert und seine Offiziere über das trostlose Einerlei, bis sie nach Iringa kamen, das außer Victor Giraud[1]) 1882 nie ein Europäer berührt, so spendet er nun diesem herrlichen Land warmes Lob. Auf die Erwartung, daß sich in Uhehe ein wirklicher Ackerbau mit Viehzucht entwickeln werde, antwortet freilich (S. 133) Graf Joachim Pfeil, der im „Globus" 1898, Heft 3, seine Erfahrungen von 1886 über Uhehe mitteilt, daß in ganz Afrika südlich vom Äquator Körnerbau nur stellenweis intensiv betrieben werden könne; selbst im berühmten Malmesbury-Distrikt des Kaplands werde nur in beschränktem Umfang Weizen gebaut, obgleich die Ernte vorzüglich sei. Eigentlicher Ackerbau dürfe nicht von künstlicher Wasserzufuhr abhängen. Im Kapland betrage die Einfuhr von Weizenmehl 15 000 Pfund Sterling, von Brotstoffen 500 000 das Jahr. Dagegen zur Viehzucht mit Gartenbau sei Uhehe vorzüglich geeignet. Immerhin erreichte in Iringa in einer Höhe von 1500—1600 m der Rotkohl ein Gewicht von 15 englischen Pfund; Zwiebeln wurden 300 g, rote Bete 1200 g schwer (S. 144). Kartoffeln lieferten in Rungwe am Nyassa auf gedüngtem Boden eine 50 bis 90 fache, auf ungedüngtem Boden eine 10 bis 15 fache Ernte (ebd.). Der Aufstand der durch die Wahehe in Mitleidenschaft gezogenen Wakonde am Nordrand des Nyassa ist durch Hauptmann von Elpons niedergeschlagen. Aus Briefen von Missionaren der Brüdergemeinde (wie den Berliner Missionsberichten) geht hervor, daß es sich um politische und heidnisch-religiöse Beweggründe handelte, obgleich das Treiben der Askaris, der schwarzen Soldaten der Schutztruppe, die die Eingebornen schädigten, als eigentliche Ursache des Aufstandes angegeben wird (S. 209). Im britischen Gebiet des Nyassalandes hatte auch der mächtige Häuptling des bis hierher vorgedrungenen Zulustammes der Angoni, Mpafuri, einen Aufstand begonnen und einige europäische Unterbeamte, sowie den Mitarbeiter der Kolonialzeitung Karl Wiese eingeschlossen. Der Häuptling selbst wohnt außer dem Bereich der englischen Schutzherrschaft. Doch brach sogleich eine Kolonne von Fort Johnston auf, befreite die Europäer und sprengte die Zulu auseinander (S. 69).[2])

An der ganzen Ostküste hat sich der Islam ausgebreitet und mit ihm die arabische Schrift, auch für das Kisuaheli und seine Dialekte, obgleich sie dafür ungeeignet ist und zu vielen Mißverständnissen Anlaß giebt. Die Mission[3]) hat in der arabischen Schrift eins der Bollwerke des Islam zu erkennen und die Regierung eine lästige Scheidewand zwischen sich und der Bevölkerung; die lateinische Transkription verdient in jeder Hinsicht den Vorzug und verbreitet sich auch schon im Süden, in Usaramo. In der

[1]) Er ist am 22. Aug. im 40. Jahre in Plombières gestorben. Sein Werk „Les grands lacs de l'Afrique équatoriale" berichtet über seine große Reise von Dar-es-Salaam nach dem Bangweolo- und Moero-See (S. 466).

[2]) Der Zug des Hauptmanns Ramsay zum Tanganyika nach Udschidschi und den Reichen Uha, Urundi und Ruanda, dessen neuer Sultan Juki gerade die Ceremonien seiner Krönung beging und nach anfänglichem Mißtrauen mit R. Blutsbrüderschaft schloß, sich unter deutschen Schutz stellte und die deutsche Fahne hißte (S. 309 aus einem Vortrag Ramsays zu Danzig 9. Aug. 1898), fand schon 1896 f. auf Anlaß des Gouverneurs von Wißmann statt.

[3]) S. 357 Bild des evangelischen Missionshauses zu Kisserawe in Usaramo.

Landschaft Kollutini daselbst, eine Tagereise hinter Dar-es-Salaam, beabsichtigte ein Mann, für sein verstorbnes Kind die Hetima, ein Gedächtnismahl, zu veranstalten, konnte aber keinen Mwalimu d. h. Lehrer, einen des Koranlesens kundigen Mann, auftreiben. Die Leute dort halten das Ramadanfasten nicht, wissen keine Koransuren, kennen wohl auch nur wenig vom Inhalt des Islam, aber wissen, daß es Jesturi, eine mitzumachende Sitte ist, daß bei der Hetima wie bei der Beschneidung und der Hochzeit Koran gelesen wird. Der Jumbe (Häuptling, Ortsvorsteher) Menegosa von Sungwi steht unter den Jumben des innern Usaramo ziemlich vereinzelt als Mwalimu, schriftkundiger Mann. Der Scheich Salemini in Mkamba, der arabisch spricht und liest, ist ein Araber. An der Küste mag es mehrere solche Leuchten der Weisheit geben; der Jumbe Perembo des Fischerdorfs Mayagoni bei Dar-es-Salaam hält dort selbst Schule (S. 52 aus Zeitschr. „Afrika" 1898 Nr. 1).[1] Wie bei den Heiden Usaramos ist auch in dem nördlich angrenzenden Useguha der große Mganga (Zaubrer) eine gefürchtete Person. Schon sein äußres Ansehen soll Schrecken erregen. Arme und Füße, Hals und Brust sind fast ganz mit Hörnchen, Fläschchen, Schnürchen und Amuletten bedeckt. Ihm fällt die schwierige Aufgabe zu, mit Hilfe dämonischer Kräfte die Natur zu beherrschen. Hat jemand ein Unglück in der Herde, wird jemand krank oder stirbt, und wenn es ein achtzigjähriger Greis ist, ruft man sogleich den großen Mganga. Er, der Himmel und Erde durchforscht, muß einen Geist fragen und den Elenden entdecken, der das Unglück über die Hütte gebracht hat. Dazu kommt er bei Einbruch der Nacht. Am Fuß eines alten Baumes empfangen ihn alle Männer des Dorfes, stumm in banger Erwartung. Schweigend setzt er sich in ihre Mitte. Langsam legt er seine Zaubermittel, eins nach dem andern, auf den Boden. Plötzlich steht er auf, wirft einen prüfenden Blick erst auf die Anwesenden, dann auf den Mond und murmelt: „Laßt uns beginnen", nämlich die Ceremonie des „Bretterschlagens" (kupiga mbau). Er streut Sand oder feine Erde auf ein Brett, zieht darin langsam Zickzacklinien, bis die ganze Fläche damit beschrieben ist, starrt diese geheimnisvollen Zeichen eine kleine Weile an und streckt plötzlich die Hände hoch mit dem Ruf: „Der Schuldige ist der oder jener", natürlich nie sein Freund, manchmal sein Feind oder jemand, der ihn noch nie beschenkt, meist aber ein armer unschuldiger Mensch, der keinen mächtigen Verwandten hat, ihn zu verteidigen oder zu rächen. Derselbe wird sogleich gebunden, mit geknebeltem Mund in ein Haus

[1]) Einer der 3 bis 4 angesehnen Privatlehrer, die die mohammedanische Jugend der Stadt Dar-es-Salaam in Lesen, Schreiben und Koran unterrichteten, der leider inzwischen im besten Alter an den Pocken verstorbene Suaheli Mbaraka war sogar ein Dichter, dessen Hymnus auf den deutschen Kaiser A. Seidel 1897 ediert und dessen episches Gedicht über die Vorgänge beim letzten Thronwechsel in Sansibar er jetzt in Nr. 7 S. 60 ff. mitteilt. Zur Probe hier nur der Anfang:

1. In Gottes Namen denn, ich will euch künden,
   O Freunde und Genossen dieses Lebens,
   Was jüngst geschehn; laßt euer Ohr mich finden.
2. Berichten will ich jetzo nach der Reihe
   Euch Wort für Wort und alles niederschreiben
   Von Anfang bis zuletzt in strenger Treue.
3. Als einst Sultan Said der Tod ereilte,
   Da folgte ihm Madschi, Aschmeds edler Sproß,
   Der lange Zeit im Königschloß verweilte u. s. w.

geschleppt; mit heißer Asche oder glühenden Kohlen, die jeder ihm aufs Haupt schüttet, gemartert, endlich in den Wald geschleppt, lebend mit den Füßen an einen Baumast gebunden und gesteinigt. Die Leiche muß hängen bleiben den Raubvögeln zum Fraß. Manchmal bezeichnet der Zauberer nicht direkt den Schuldigen, sondern bloß das Haus oder Nachbardorf, wo er wohnt. Um ihn herauszubringen, veranstaltet er dann die hier übliche Wasser- oder Feuerprobe; das Opfer ist aber immer schon vom Mganga zum voraus gewählt (S. 14 aus „Kreuz und Schwert" 1897 Nr. 11). In Dar-es-Salaam, Bagamoyo und Tanga, dem nördlichen Hauptort der Suaheliküste, sind Regierungsschulen (S. 358). Nordwestlich von dem deutschen Teil der Suaheliküste erstreckt sich das gebirgige Usambara. Prof. Koch sagt in seinen „Reiseberichten" (Berlin, Jul. Springer): „Ich habe die Überzeugung gewonnen, daß das Usambaragebirge in der Höhe von 1200 m und darüber für die Besiedlung durch Europäer in gesundheitlicher Beziehung vorzüglich geeignet ist" (S. 30). Dr. Beerwald hat im Auftrag der deutsch-afrik. Landwirtschaftsgesellschaft den nördlichen Teil von Deutsch-Ostafrika zwischen Tanga und Moschi bereist, die Gegend, die man durch eine Bahn zu erschließen leider nur versucht hat, da die Bahn von nur 40 km von Tanga bis Ruhesa 3 Mill. Mk. gekostet, während die Engländer für die nur durch Ebene gehenden 140 km Bahn Mombasa-Woi, den ersten Teil der Ugandabahn, schon 600 000 Pfund = 12 Mill. Mk. verausgabt. Wir haben nach Beerwald zwischen Tanga und Moschi 500 000 Hektar besten kulturfähigen Bodens in der für Einwanderer gesunden Höhenlage von 900 bis 1900 m, die sich auch für kleinere landwirtschaftliche Betriebe eignen. Tropische Kulturen brauchen 4 bis 5 Jahre, bis sie Erträge bringen. Nun ist Herrn Eick auf der kaiserlichen Gouvernementsstation Kwai der Nachweis gelungen, daß auch andre als tropische Kulturen in diesen Landschaften gedeihen. B. hat herrliche Gemüse in den Gärten von Kwai gesehen und üppig wogende Felder, durch die ihn der Leiter der Station führte. Von einer Gerstenstaude, die B. ohne Wahl aus dem Boden zog, zählte er als Ertrag eines Korns 62 Halme, jeden mit einer Ähre von 80 bis 100 Körnern; die Halme des Hafers hatten reiche Behänge; eine blühende Roggenähre war 22 cm lang; eine zufällig dem Boden entnommene Rübe wog 42 Pfund. Und was B. sah, reifte bereits zur zweiten Ernte von Körnern der ersten. Ebenso steht am Kilimandscharo Gerste und Weizen tadellos auf den Feldern; alle Stationen am Berge haben in ihren Gärten köstliche Gemüse. In Kilema haben im Vorjahr 29 sechsjährige Kaffeebäume 150 Pfund Kaffee gegeben. Usambara hat 16 Plantagen; auch Süd-Para ist Plantagenland (S. 98). Das Gouvernement will nach Moschi Fahrraddienst einrichten lassen (S. 90). Das Gebiet am Kwai wurde vom Grafen v. Zech, damals Leiter der Versuchsstation Murasa, als für europäische Kulturen geeignet ausgewählt. Der Name Kwai wird als Gesamtname für das betreffende Gebiet benutzt; doch sind bei den Eingebornen für einzelne Landschaften desselben besondre Namen üblich (S. 141; Karte S. 144). In West-Usambara liegt auch etwas südlicher, in Nähe von Korogwe, dem vorläufig projektierten Endpunkt der Usambarabahn, die Kaffeeplantage Sakarre, die, seit 1896 durch ein Syndikat betrieben, jetzt in eine Aktiengesellschaft mit einer Million Mark Kapital umgewandelt werden soll, in einer Höhenlage von 1400 m und

einem Urwaldgebiet mit bester Humuserde, von dem 2000 Hektar käuflich erworben, 3000 von der Regierung auf 99 Jahre in Erbpacht gegeben sind. Auf den gerodeten 150 Hektar standen 160 000 Bäume arabischen Kaffees; durch Auspflanzen werden es bis zum Eintritt der kleinen Regenzeit 300 000 Bäume sein. Um die Pflanzungen liegt eine Anzahl gut bevölkerter Dörfer. Die Eingebornen sind friedliche Ackerbauer und gute Arbeiter, deren die Plantage jetzt durchschnittlich 200 beschäftigt; die Hälfte steht in Monats-, die Hälfte in Tageslohn; das Angebot war stets so reichlich, daß bei weitem nicht alle Arbeiter beschäftigt werden konnten (S. 163). Die Weidenflächen von Usambara sind besonders geeignet zur Viehzucht, der der Reichtum der dortigen Bevölkerung an Groß- und Kleinvieh entspricht. Die am Weg von Kwai zur Steppe liegenden Fälle des Mkusuflusses ermöglichen den Bau von Schneidemühlen (S. 143). Usambara wird bewohnt von den Bantustämmen der Wambugu und Waschamba (S. 141). Erstere haben eine auffallende Form der Leichenbestattung, wie sie Graf von Zech 1896 bei Dorf Boma in der Kwai-Landschaft sah: In einem alten Wald, durch den er nicht gehen sollte, war auf den Astgabeln eines starken Baumes eine Plattform gezimmert, durch Streben unterstützt; auf derselben lag die Leiche in Matten gewickelt. Von fern sah sie aus wie die Bienenstöcke der Eingebornen.[1]) Die abgelöste Rinde des stärksten Waldbaums gilt als sehr wirksame daua d. h. Medizin, Zaubermittel (S. 142).

(Fortsetzung folgt.)

Japanisches.

XLVIII. Buddhismus und Christentum in Japan.

Aus der japan. Zeitschr. „The Orient".

Übersetzt von Pfarrer Hans Haas in Tokyo.

Im Juli 1899 treten in Japan die neuen Verträge in Kraft, die den Fremden das Recht freier Niederlassung im ganzen Lande gewähren. Als unmittelbare Folge erwartet man, je näher der Termin rückt, je mehr ein Einströmen von Fremden, und „Mixed Residence" ist deshalb seit Monaten ein stehendes Thema in der japanischen Presse. Die Monatszeitschrift: „The Orient" stellt in ihrer neuesten Nummer eine Betrachtung darüber an, welche Folge und Bedeutung die bevorstehende Neuordnung der Dinge für das Verhältnis zwischen Christentum und Buddhismus haben werde. Ich gebe im folgenden die Hauptgedanken dieser Erörterung wieder, ohne selber Stellung dazu zu nehmen. Man überläßt es am besten der Zeit zu zeigen, wie viel oder wie wenig an den Auslassungen des Herausgebers des „Orient" richtig ist:

„Das Zusammenwohnen verschiedener Nationalitäten wird sicher das Zusammenwohnen verschiedener Religionen nach sich ziehen, unter denen Buddhismus und Christentum führende Rollen spielen werden. Das wird

[1]) Bei den benachbarten Wabondei erzählt eine von Seidel (S. 12, Geschichten und Lieder der Afrikaner S. 183) aus des Rev. H. W. Woodward (von der Universitätenmission) Stories in the Bondei language mitgeteilte Fabel, daß es das Amt der Hyäne war, bei der Beerdigung von Leichen die Gebete zu lesen, bis eine Leiche gefunden wurde, die sie aus einem der vor dem Dorf befindlichen Gräber nachts ausgegraben, um sie zu fressen.

ein Schauspiel sein, wie es die Welt nie gesehen hat. Im alten Rom einst kam die niedrige Landesreligion in Berührung mit einem im Vergleich zu ihr viel mehr geläuterten Christentum. Da konnte es nicht ausbleiben, daß das Christentum bald trotz blutiger Verfolgungen den Sieg über die so viel niedrigere Religionsform gewann. Wiederum, als die Kreuzfahrerscharen nach Jerusalem zogen, wurden die Christen mit den Moslemin zusammengebracht. Aber das war mehr ein gelegentliches Zusammentreffen als ein dauerndes Zusammensein und hinterließ keine Spur weder in den äußeren Formen noch in den Dogmen beider Religionen. Sind auch des öfteren in der Geschichte verschiedene „Glauben" mit einander in Berührung gekommen, so waren doch ihre Beziehungen entweder nur vorübergehend oder oberflächlich. Das eine Mal war die Überlegenheit des einen über den andern so augenfällig, daß ihr Sieg von vornherein entschieden war. Das andere Mal waren es eher zwei verschiedene Nationen als Völker mit verschiedenem Glauben, die zusammentrafen. Nie und nirgendwo sind zwei gleich große Religionen in Freundschaft zusammengebracht worden, die sich weder wie Eroberer und Besiegter, noch wie Civilisierter und Wilder gegenüberstehen. Zum ersten Male in der Geschichte tritt der Fall in Japan ein, daß zwei so geläuterte Religionen wie Buddhismus und Christentum zusammengebracht werden, um ihre Dogmen von unvoreingenommenen Denkern diskutieren zu lassen und ihre Moral den scharfen Blicken der beiderseitigen Bekenner auszusetzen. Der Buddhismus hat noch einen festen Halt am Volk in Japan, während nicht wenige die Lehre Christi angenommen haben. Wenn die neuen Verträge in Kraft treten, wird die Zahl der Christen sich noch mehren durch Zuwachs von außen wie durch Übertritte im Lande.

Wenn das Wesen der Religion in der Religiosität liegt, die sie enthält, dann braucht man sich auf keiner Seite zu beunruhigen, wie stark auch die Konkurrenten und wie reich ihre Hilfsquellen sein mögen. Aber heutzutage kommt alles an auf die Zahl der Bekenner, die eine Religion hat, auf ihr Auftreten oder die Geldmittel, die ihr zur Verfügung stehen. Daraus Nutzen ziehend wenden sich die meisten Vertreter der Religion lieber an die oberflächliche Eitelkeit des Volkes, anstatt auf eine Hebung der allgemeinen Moral hinzustreben. Imposante Tempel, Millionen unwissender Fanatiker, das autoritative Auftreten der Kirche werden höher gestellt als Vernünftigkeit der Lehre oder das moralische Rechtverhalten von ein paar puritanischen Kämpen. Sollten nun die Christen, wie manche behaupten, in dieses Land einströmen, ausgestattet mit fremden Fonds und in gewissem Maß gestärkt durch politische Macht, es wäre kein Wunder, wenn die erschreckten Buddhisten danach streben würden, sich selbst kräftig zu behaupten, ehe es zu spät ist.

Wir stehen indessen durchaus nicht auf seiten derjenigen Buddhisten, die ihre eigene Position durch politische Mittel halten wollten. Manche von ihnen betrachten sich als die älteren Insassen von Japan und sehen auf die Christen als bloße Eindringlinge herunter. Bigotte Buddhisten kann man oft sagen hören, daß ihre Religion die japanische Sittlichkeit durch Jahrhunderte bestimmt und viele Werke zum Segen des Landes ausgeführt hat; daß die christliche Sittlichkeit der japanischen auf Konfuzianismus und Buddhismus beruhenden direkt entgegengesetzt ist, daß der

Buddhismus in Wirklichkeit eine öffentliche Religion ist, wenn er auch nicht den Namen einer solchen hat, so daß die Regierung den buddhistischen Tempeln und Priestern ihren besonderen Schutz gewähren müßte. Wir möchten indessen einmal wissen, was dies „besonderer Schutz" bedeuten soll. Was könnten ein paar Tausend Yen, die an die Haupttempel gegeben würden, helfen, den Niedergang des „alten Buddhismus" aufzuhalten? Staatliche Einmischnng in Religionsangelegenheiten könnte nichts anderes ausrichten, als höchstens dem Fortschritt ehrlicher buddhistischer Bewegungen Hindernisse bereiten. Die japanischen Buddhisten sind schon jetzt zur Genüge „gesegnet" mit solcher Einmischung.

Kein buddhistischer Priester ist berechtigt zu wählen oder sich als Mitglied des Parlaments wählen zu lassen; jede buddhistische Sekte muß ein Haupt haben, das vom Minister bestätigt wird; gesetzlich ist festgelegt, wie ein Prediger zu ernennen oder abzusetzen und wie über Tempeleigentum zu verfügen ist; jeder Priester muß zu einem bestimmten Tempel seiner besonderen Sekte gehören; keine unabhängige Kirche kann gesetzlich gebaut werden ohne die Genehmigung des Centralregiments der Sekte. Die Christen haben viel größere Bewegungsfreiheit und führen ihr Evangelisationswerk weiter ohne nennenswerte Einmischung von seiten des Staats. Ihre Geistlichen genießen dasselbe Recht und dieselbe Freiheit wie jeder andere Bürger. Ihre Kirchen stehen völlig unter geistlicher Verwaltung, nicht direkt oder indirekt unter der Regierung. Nichts ist thörichter, als wenn die Buddhisten etwas dawider haben, daß sie so behandelt werden wie die Christen, und wenn sie die Staatseinmischung wirklich wünschen sollten. Sie beabsichtigen, wenigstens sieht es so aus, mit dem Christentum zu ringen mit Hilfe einer dritten Macht. Dies zeigt nichts weiter als die Unfähigkeit der Buddhisten, in ehrlichem Kampfe mit ihren Rivalen sich zu messen.

Wir haben niemals gehört, daß etwas Gutes bei solcher Staatseinmischung in die religiösen Angelegenheiten herausgekommen ist. Vom staatlichen Gesichtspunkt aus betrachtet mag es ratsam sein, ein scharfes Auge auf eine Institution zu haben, die auf das Volk einen so weit und tiefgehenden Einfluß hat wie eine Kirche. Aber es ist kein Grund abzusehen, warum die Religionsvertreter selbst absichtlich diese leidige Einmengung heraufbeschwören sollten. Freie Untersuchung religiöser Doktrinen, freie Aufrichtung religiöser Institutionen, die Ausführung evangelischer Unternehmungen und Werke der Barmherzigkeit, — alles dies ist nur möglich, wenn die Kirchen und Tempel frei sind von jeglicher Einmischung von außen, die eine lästige Einmischung bleibt, wenn sie sich auch als „Protektion" giebt. Was bedeutet ein geringer Staatszuschuß für eine Kirche? Wie ist eine unwirksame gesetzliche Maßregel imstande, den Pfad der Wahrheit zu blockieren? Wenn eine eingeführte ausländische Religion überhaupt der Nationalität oder besser der nationalen Sittlichkeit nachteilig werden könnte, so gäbe es eine Million Methoden dem abzuhelfen, ohne daß der Staat zu dem Ende eine Nationalreligion zu protegieren hat.

Es ist interessant zu sehen, in welcher Weise das Zusammenwohnen von Japanern und Ausländern die Religion berühren wird. Von den zahlreichen Denominationen der beiden Religionen werden vielleicht die buddhistische Zen-Sekte und die christlichen Unitarier am meisten unberührt bleiben. Diese beiden Religionsformen wenden sich sehr wenig an das Gefühl,

sondern die eine mehr an den Willen, die andere an den Verstand. Das führt leicht einerseits zu Asketismus, andererseits zu unfruchtbarem Rationalismus. Aber richtig an beiden ist dies, daß sie frei sind von voreingenommenem Fanatismus. Von ihnen allein ist deshalb eine unparteiische, unbefangene und freie Erforschung des Glaubens und der Moral zu erwarten, sie allein können einmal den Weg bahnen zu der endlichen Einigung beider.

Was sehr wahrscheinlich ist und was wir fürchten, ist eine Kollision der Shin- und Nichirensekten und der sogenannten „orthodoxen" Christen. Im Gegensatz zu den ebengenannten ist ihr Hauptmerkmal ein feuriger Eifer ihrer Anhänger. Sie wenden sich beide an das Gefühl, so daß sich unter ihnen mehr fanatische Gläubige finden werden als in irgend einer anderen Sekte. Und zu dem sind sie einander auch in vieler Hinsicht ähnlich. Die anthropomorphische Gottheit, die Erlösungslehre, die völlige Abhängigkeit von einem Heiland, diese und einige andere mehr sind die Hauptpunkte, in denen Shinisten und Christen sich vergleichen lassen. Wenn wir uns deshalb zum Bewußtsein bringen, daß die Wahrscheinlichkeit eines Zusammenstoßes zweier verwandter Sekten größer ist als diejenige von zwei ganz verschiedenen, so können wir vernünftiger Weise schließen, daß die unversöhnbaren Frommen dieser beiden Parteien am ehesten den Streit herbeiführen werden.

Was kommen mag, muß kommen; wir fürchten uns nicht im geringsten vor dem Effekt, den das bevorstehende Zusammenwohnen der zwei großen Religionen haben wird. Erst kommt die Berührung, dann folgt die Kollision und dann wird es irgendwie zu dauerndem Ausgleich und zum Frieden kommen. Dies ist der natürliche Fortschritt der Dinge. Die Religion allein kann keine Ausnahme von der Regel machen. Alle Religionsformen, ob theistisch oder atheistisch, werden am Ende zu einer einträchtigen Union gelangen. Wenn Japan die Bühne ist, auf der dieses großartige Drama sich abspielen wird, so muß es die Pflicht jedes Japaners sein, zu seiner gelungenen Durchführung zu helfen, so viel oder so wenig er im stande ist".

Am Ende dieser Ausführungen aus der japanischen Zeitschrift sei mir nur die Erinnerung verstattet, daß die Buddhisten in Japan heute noch 250 mal mehr Anhänger zählen als die Christen. Und trotzdem meinen Buddhisten wie Shinisten bereits heute sich der Hilfe des Staats versichern zu müssen, um im Kampf mit dem numerisch 250 mal schwächeren Gegner zu bestehen. . . Warum? —

Litteratur.

Kyrialos, Diomedes, Prof. Geschichte der christlichen Kirche von ihrer Entstehung bis zur Gegenwart, quellenmäßig dargestellt. 2. Aufl. 3 Bde. Athen. 1898.

Vorliegende Kirchengeschichte in neugriechischer Sprache, herausgegeben von *Διομήδης Κυριακός*, Professor der Theologie an der Universität Athen, ist die 2. sehr vermehrte Ausgabe des Lehrbuchs dieses gelehrten und verdienstvollen Lehrers neugriechischer Theologie. Mit dieser 2. Ausgabe seiner zuerst 1881 erschienenen Kirchengeschichte, die auf Kosten einer opferwilligen griechisch-orthodoxen Christin veranstaltet ist, bietet der Verfasser allen gebildeten Gliedern der griechischen Kirche eine Gesamtdarstellung der Geschichte der ganzen christlichen Kirche, wie sie in dieser Art in neugriechischer Sprache noch nicht erschienen war. Das Buch

ist ein ehrenvolles Zeugnis für die geistige Kraft und Strebsamkeit, welche das neugriechische Volk trotz seiner so unglücklichen und mißleiteten Politik ohne Zweifel auszeichnet. Der Verfasser ist ein begeisterter Verehrer deutscher Theologie, besonders seines Lehrers Hase. An die Kirchengeschichte des letzteren schließt K. sich sehr häufig an; ebenso an die Darstellung von Kurtz; jedoch ist seine Abhängigkeit von diesem Werke, aus der er kein Hehl macht, durchaus keine sklavische; auf eigener Kenntnis der Quellen beruht freilich auch nur einzelnes. Die neuern und neusten Forschungen deutscher Theologen hat der Verfasser nur in sehr beschränkter Weise zu verfolgen Gelegenheit gehabt. Gieseler, Neander, Dorner sind ihm wohl bekannt, die neuern Arbeiten eines Harnack, Loofs, Hauck, K. Müller, Bonwetsch u. a. sind entweder garnicht erwähnt oder flüchtig berührt. Auch die Litteratur, die über den einzelnen Kapiteln angegeben ist, ist meist völlig veraltet. Aber dem Verfasser bietet ja die Athener Universitätsbibliothek nicht entfernt die nötigen Hilfsmittel. Was für uns das Buch interessant macht, ist für uns nicht sein zum größten Teil wohlbekannter Inhalt, sondern die Darstellungsweise, die Auffassung und Beurteilung des Verfassers, die im Gegensatz zur bisherigen griechisch-orthodoxen Überlieferung den Einfluß einer freien evangelischen Auffassung zeigt. Der Verfasser tritt nicht nur überall mit Wärme für die Freiheit der theologischen Wissenschaft ein, sondern zeigt auch ein geschichtliches Verständnis für die allmähliche Entwicklung der Lehre, der Verfassung und des Kultus. Auch für den Zusammenhang dieser Geschichte mit der politischen und kulturellen Entwicklung der Völker und für den Einfluß der Philosophie hat er ein offenes Auge. Er weiß, daß das Evangelium Jesu Christi letztlich nichts ist als die frohe Botschaft von der Liebe des himmlischen Vaters, von der Gotteskindschaft, dem Reich Gottes und der sittlichen Wiedergeburt aller Menschen — die monotheistische Religion des Geistes und der Liebe. Auch weiß er, daß die ursprüngliche Einheit der christlichen Kirche eine geistige, esoterische auf Glauben und Liebe gegründete war, und deshalb heißt er auch jede Annäherung der Kirchen unter einander willkommen und versucht nach bestem Wissen dem Guten, das er in der römischen und protestantischen Kirche findet, gerecht zu werden. Alles aber, was das friedliche Verhältnis der christlichen Kirche stört, wie die Herrschaftsansprüche Roms, die Propaganda der Jesuiten im Osten oder die Proselytenmacherei amerikanischer und englischer Protestanten verurteilt er auf das Schärfste. Dagegen finden alle allgemein christlichen Bestrebungen wie die der Britischen Bibelgesellschaft und die der Evangelischen Allianz oder auch die Annäherungsversuche der Altkatholiken und Anglikaner an die orthodoxe Kirche eine sehr wohlwollende Beurteilung. Bei alledem ist er, ohne aus der gegenwärtigen Schwäche der anatolischen Kirche ein Hehl zu machen, überzeugt, daß allein die griechische Kirche die ehrwürdigsten Überlieferungen der alten Kirche treu bewahrt hat, und daß sie allein prinzipiell die goldene Mitte hält zwischen der Überspannung des kirchlichen Einheitsgedankens in Rom und der protestantischen Zersplitterung, zwischen der Werkgerechtigkeit der westlichen Katholiken und dem einseitigen Glaubensbegriff Luthers: Zwischen der Überwucherung der Superstition und dem Radikalismus Luthers, zwischen dem pomphaften Ceremonialismus und der öden kahlen Nüchternheit protestantischer Gottesdienste. Daß er gegen den griechischen Erbfeind, den Türken, eine scharfe Sprache führt, versteht sich von selbst, und bei der Darstellung der neuesten Ereignisse im Orient bis zum Jahre 1897 erhebt er ernsteste Klage gegen die unbegreifliche Pflichtvergessenheit des christlichen Europa, das sich auf die Seite des mohammedanischen Unglaubens stelle. Die Schäden der eigenen Kirche werden offen charakterisiert, aber auch eine Erneuerung und Wiederbelebung der griechischen Kirche erhofft von der begonnenen Wiederaufnahme ernster wissenschaftlicher Arbeit unter der Anregung deutsch-protestantischer Theologie. In diese Arbeit auf dem Gebiet der Kirchengeschichte einzuführen, ist der ausdrückliche Zweck des vorliegenden Werkes. Der erste Band (S. 1—493) enthält in 2 Hauptabschnitten die Geschichte der alten Kirche. K. idealisiert dieselbe nicht, sondern weiß wohl das Wachstum der Lehre, des Kultus und der

Verfassung in seiner allmählichen Entwicklung von kleinen und einfachen Anfängen zu der spätern kirchlichen Gestaltung zu schildern. Übermäßige Kritik liegt ihm freilich fern, und an mehr als einem Punkte steht er noch unter dem Bann der griechisch-kirchlichen Überlieferung. Genug, daß er sich prinzipiell davon freigemacht und die wesentlichsten Grundzüge der Entwicklung richtig wiedergiebt. Die kirchliche Idealisierung einzelner Persönlichkeiten und Institutionen wird man ihm gern zu gute halten. Das Superstitiöse und Naive stellt er möglichst zurück. Aber Byzantinismus und Fanatismus in den Lehrkämpfen des 4. und 6. Jahrhunderts tadelt er unumwunden und stellt den großen Einfluß kaiserlicher Politik auf die Entscheidung der ökumenischen Synoden nicht in Abrede. In der Darstellung der theologischen Litteratur macht er sich vollends frei von der orthodoxen Überlieferung, dem Origenes giebt er ohne Bedenken den Namen des Vaters aller wissenschaftlichen christlichen Theologie und behandelt die Schriften des Dionysius Areopagita bei der Litteratur des 5. und 6. Jahrhunderts. Mönchtum und Askese sucht er als begreifliche Reaktionen gegen die auch in die Kirche eindringende weltliche Sittenlosigkeit zu verstehen. Die Entwicklung im Abendland ist etwas kürzer behandelt; jedoch sucht er zumal dem Ambrosius und Augustin in ausführlicheren Darstellungen gerecht zu werden.

Der zweite Band (335 Seiten) behandelt die Kirchengeschichte des Mittelalters von 860—1453; wie der Verfasser selbst besonders hervorhebt, schließt er sich hier ziemlich genau an die Darstellung von Kurtz an; in der byzantinischen Kirchengeschichte giebt er aber unter Mitbenutzung Krummachers ein bedeutend reicheres Material. Diese Abschnitte können jeden eines Besseren belehren, der noch den herkömmlichen Irrtum teilt, als sei die griechische Kirche des Mittelalters in einer unthätigen Erstarrung gewesen. Die Geschichte der abendländischen Kirche ist verhältnismäßig kurz behandelt; der Verfasser läßt hier auch das Superstitiöse stärker hervortreten als bei seiner eigenen Kirche; bei den Päpsten sieht er vor allem die wachsende Herrschsucht, bei den Völkern die Barbarei, bei den Kreuzzügen Fanatismus und Grausamkeit; die großen Ideen, welche dies Zeitalter beherrscht, läßt er weniger zur Geltung kommen. Es ist, als ob man noch etwas von dem Stolz des Hellenen durchfühle, der alles Fränkische als Barbarentum ansieht.

Das größte Interesse für uns hat der dritte Band (463 Seiten), der den Abschnitt von 1453—1897 behandelt, zumal das neunzehnte Jahrhundert eine ganz besonders ausführliche Berücksichtigung erfährt. Über die Zeit des Verfalls der griechischen Kirche unter der türkischen Fremdherrschaft geht er ziemlich schnell hinweg. Um so wichtiger ist die Darstellung der rechtlichen Neuordnung in den einzelnen Patriarchaten der Türkei sowohl wie in den neuen selbständigen Nationalkirchen der Balkanhalbinsel. Der Geschichte der Kirche des Königreichs Griechenland widmet K. ein eigenes ausführliches Kapitel. Ebenso schildert er die Neubelebung der russischen Kirche und das Schicksal der häretischen Kirchen des Ostens. Jeder, der diese Abschnitte liest, muß einen Eindruck davon bekommen, wie energisch die Anstrengungen in der griechischen Kirche sind, sie aus ihrem Verfall heraus zu neuem Leben und zu neuer Blüte zu bringen; auch ist nicht zu verkennen, daß die Bedingungen für eine innerliche Erneuerung und eine Beeinflussung durch evangelischen Geist — wenn es nur keine verkehrte Proselytenmacherei ist — ungleich günstiger sind als bei der römischen Kirche. Freilich verrät gerade unser Verfasser in seiner Darstellung der deutschen Reformation, wie wenig ihr eigentliches Wesen dem orthodoxen Christen verständlich ist; es ist der schwächste, einseitigste Teil des Buchs, eine schiefe und zum Teil auch geschichtlich falsche Darstellung. Ebenso sind dem Verfasser in den Berichten über die protestantische Kirche unserer Zeit nicht wenige Mißverständnisse und Irrtümer vorgekommen. Nur für die deutsche Theologie hat er ein uneingeschränktes Lob. Auch der innern Mission und christlichen Wohlthätigkeit zollt er warme Anerkennung. Den Bestrebungen der evangelischen Heidenmission steht er ebenfalls bewundernd gegenüber und sieht in ihr eine Äußerung wahren lebendigen Christentums. Auch der Gründung des

Allgemeinen protestantischen Missionsvereins thut er dabei kurz Erwähnung. Daß aber der Protestantismus die innere Kraft zu solcher Theologie und zu solcher Liebesarbeit nur aus der prinzipiellen geistigen und innerlichen Auffassung Luthers hat, die zwischen lebendigem Christentum und seinen menschlichen Überlieferungsformen zu unterscheiden wußte, das hat der griechische Gelehrte noch nicht verstanden. Deßhalb liegt in seinem ganzen Werk noch eine merkwürdige Verbindung griechisch-orthodoxer Begrenztheit und angeeigneter evangelischer Freiheit. Aber der Verfasser weiß, wie sein Epilog zeigt, daß die Christen bei aller Verschiedenheit der Auffassung vor allem das Band des Friedens halten und ihres gemeinsamen Glaubens sich bewußt sein sollen. Er weiß auch, daß geistige Kämpfe mit geistigen Waffen ausgekämpft werden müssen, und daß dazu Zeit notwendig ist. — Wir können jedenfalls nur wünschen, daß dieses in friedliebendem Geiste geschriebene, und einen reichen Stoff darbietende Werk in der griechischen Kirche die weiteste Verbreitung finde und ein besseres Verständnis der Geschichte und des Wesens des Christentums dort anbahne; ebenso aber ist zu wünschen, daß bei uns das Märchen von der hoffnungslosen Erstarrung der griechischen Kirche verschwinde und eine Annäherung nicht durch fruchtlose Proselytenmacherei, aber durch gegenseitiges besseres Verständnis stattfinde. Dieser Wunsch ist dem Rezensenten nicht nur von dem Athener Professor, sondern auch von Mönchen des heiligen Berges Athos und von dem frühern ökumenischen Patriarchen Joachim III, sowie von andern Würdenträgern der griechischen Kirche mehr wie einmal ausgesprochen worden. Erst wenn solcher Geist des Friedens unter den christlichen Konfessionen mächtiger wird und ihr gegenseitiges Verhalten bestimmt, kann die Heidenmission, zumal die unter dem Islam, einen wirklich innerlich durchgreifenden Erfolg gewinnen.

Deyelsdorf in Neuvorpommern. Lic. Ed. von der Goltz P.

Vereinsnachrichten.

Von unseren Arbeitsfeldern.

Aus Japan.

Bericht der Missionarin Agnes Heydenreich über die Zeit vom 15. Februar bis zum 6. Mai 1899.

1) Meine Thätigkeit. Seit dem 20. März wohne ich bereits hier in der Theologischen Schule und fühle mich sehr wohl in meinen zwei freundlichen Stübchen mit dem Blick auf meinen kleinen Garten hinaus! Meine missionarische Thätigkeit begann gleich 8 Tage nach meinem Umzuge. Eine junge Dame aus einer vornehmen japanischen Familie hat mich um Religionsstunden. Dieser Unterricht ist mir eine tiefe große Freude! Ihre Seele sucht mit einem heiligen Ernste nach Wahrheit, nach Frieden und Leben. Bald darauf brachte sie auch ihre Freundin mit. Sie hatte bereits den Bibelstunden einer amerikanischen Kollegin beigewohnt und sich schon vielfach mit dem Christentum beschäftigt, aber noch kein völliges Genüge darin gefunden und vermochte infolgedessen nicht Christin zu werden; darauf vertiefte sie sich in den Reformbuddhismus, doch unbefriedigt wandte sie sich zum Studium der Psychologie. Da hätte sie von mir gehört und möchte nun noch einmal mit dem Christentum in Berührung kommen. Wir fingen damit an, uns über die verschiedensten Religionen zu unterhalten, sahen von Stufe zu Stufe den Geist der Völker sich erheben bis hinauf zur Religion der Liebe. Hier angelangt, legte ich ihnen weiter dar, daß wir, um das Christentum in seinem wahren Wesen zu verstehen und beurteilen zu können, wir erst unser Wesen kennen gelernt haben müßten. „Mensch, erkenne Dich selbst!“ das ist die Grundlage alles Wissens, der Anfang aller Erkenntnis. Zu dieser Erkenntnis gelangt der Mensch allmählich durch Erziehung. Diese muß ihm von anderen beigebracht werden. „Pflanzen werden gezogen, Menschen erzogen.“ Dann wies ich auf die positive und negative Aufgabe der Erziehung

hin und kam allmählich auf Gott zu sprechen als den Vater über alle Väter, als den Erzieher des Menschengeschlechts über alle Erzieher. „Wer zu Gott kommen will, muß glauben, daß Gott sei." — Wie soll sich aber der Mensch von diesem unsichtbaren Wesen, Gott genannt, eine Vorstellung machen? Das führte uns zur Offenbarung und zu ihrer geschichtlichen Entwicklung. Augenblicklich haben wir „Gott und Seine Eigenschaften" zum Thema.

Meine Schülerinnen unterbrechen mich oft mit Fragen. Das ist das Allererfreulichste für mich, wenn sie so aus sich heraustreten und fragen. Ich komme ihnen dadurch näher, gewinne einen Einblick in ihr Gemüt und fühle, wie es sich darin regt und wie alles darin lebt, wie der Geist forscht und sucht, und das giebt mir selbst solch eine innige Freude ins Herz.

Nach einer Woche bekomme ich einen Zögling ins Haus, die Tochter eines ehemaligen japanischen Konsuls. Sie besucht die Adelsschule hier in Tokyo und wird bei mir wohnen und von mir erzogen werden. Ich darf sie christlich beeinflussen und sie zur Taufe vorbereiten, überzeuge ich sie von der Wahrheit des Christentums, überhaupt ihr alles beibringen, das ich für gut, schön und nützlich halte. Mitschan, so heißt mein künftiges Pflegekind, bleibt auch während der Ferien bei mir.

In der Armenschule haben wir nach Ostern 30 neue Schulkinder aufgenommen. Meine Bibelfrau zieht zu mir, und dann gedenke ich dort den Religionsunterricht der älteren Mädchen zu übernehmen, d. h. ich werde die Evangelistin dazu vorbereiten, und sie erteilt ihn dann in der japanischen Sprache. Ich freue mich sehr auf ihr Kommen, hoffe ich doch, durch sie manchen Gedanken zu verwirklichen. Frau Pastor Komai und ich haben ein Handarbeitskränzchen ins Leben gerufen; es soll uns dies ein Mittel zum Zweck sein. Ich suche die kleine Gesellschaft religiös zu beeinflussen, indem ich ihnen etwas vortrage, erzähle, Frau Pastor dolmetscht, was ich sage. Wir haben jetzt die Jugend in unserem Kreise, sobald meine Bibelfrau kommt, können wir uns mehr verteilen und wollen wir noch ältere Frauen hinzuziehen und allmählich zu einem Bibelunterricht übergehen.

Am 9. März fand im Saale der Theologischen Schule die Abschiedsfeier für Frau Pfarrer Dr. Christlieb statt. Ich habe eine Ansprache an sie gehalten und einen kurzen Rückblick über ihre Wirksamkeit den versammelten Frauen gegeben. Am 28. März wurde ich als ihre Nachfolgerin in die Armenschule durch Pastor Minami eingeführt, wobei ich den Kindern versprach, sie in gleicher Weise zu lieben, als es meine Vorgängerin gethan. In der April-Frauenversammlung sprach Frau Pfr. Schiller über das Thema: „Der deutsche Sonntag", im Mai ich über: „Maria und Elisabeth, ein Vorbild christlicher Freundschaft."

Meine englischen Stunden an Pastor Minami habe ich fortgesetzt, und ich beteilige mich noch an der Vorbereitung unseres künftigen Studenten für die Theologische Schule, indem ich ihm ebenfalls englischen Sprachunterricht erteile.

Im Japanischen arbeite ich mutig weiter. Mein Notizbuch spielt dabei eine wichtige Rolle. Anfangs lernte ich nur daraus. Es war mir recht sehr darum zu thun, bei meinen japanischen Besuchen gleich etwas sagen zu können. Ich schrieb mir deutsch alles auf, was ich gern wissen wollte, Pastor Minami übersetzte mir die Sätze ins Japanische, und ich lernte sie auswendig — so erschien mir die Sprache ziemlich leicht. Seit Mitte Januar studiere ich Lange's Grammatik, und da bin ich anderer Meinung geworden, überhaupt, je weiter ich vordringe, um so schwieriger finde ich sie, aber auch um so interessanter. Mein Notizbuch hat nun eine andere Aufgabe. Bekanntlich haben die japanischen Vokabeln eine mehrfache Bedeutung; das schreibe ich mir auf. Auf diese Art komme ich auch sehr häufig mit Pastor Minami auf den Volkscharakter, die Sitten und Gebräuche des Landes zu sprechen, die er mir in anschaulichen Bildern vorführt, so sind mir die Stunden doppelt wertvoll. Mit Prediger Wendt lese ich kleine Geschichtchen und erzähle sie ihm wieder.

Recht sehr freue ich mich auf meinen ersten Bazar im Herbst. Manche Arbeit habe ich in Deutschland im Werden gesehen, sie will ich alle als nette alte Bekannte freudig begrüßen. Dürfte ich die verehrten Missionsfreundinnen noch

bitten, die Kosten des Materials auf ein Zettelchen vielleicht zu schreiben und es an den betreffenden Gegenstand heften zu wollen — dadurch ließe sich hier der Verkaufspreis schnell bestimmen.

Nach dem Verkauf komme ich gern auf ein schriftliches Stelldichein mit unseren Freundinnen in der Heimat und erzähle ihnen, wie es mir ergangen. Bis dahin Gott befohlen!

2) Bericht über die Armenschule. In der Entwicklung unserer Armenschule sind erfreuliche Fortschritte zu verzeichnen. Die Anzahl der Kinder ist um 30 gewachsen, und die Handarbeitsschule hat sich um eine Klasse erweitert. Im März haben 3 Knaben und 5 Mädchen das Schlußexamen gemacht. Von den ersteren ist der eine in eine höhere Schule getreten, die beiden anderen sind als Lehrlinge in einer Druckerei thätig und setzen ihre Stunden bei Fräulein Inasawa fort. Die Mädchen traten sämtlich in die Handarbeitsschule ein.

In der Tagesschule hat Fräulein Inasawa nach wie vor die beiden oberen Klassen geleitet, in den beiden unteren unterrichtete die im September vorigen Jahres eingetretene Lehrerin Fräulein Murota. Den Religionsunterricht leiteten Pastor Minami und Fräulein Fuchisawa. An Stelle der verstorbenen Handarbeitslehrerin Fräulein Tomioka trat im vergangenen Herbst Fräulein Namiki ein. In der Pension haben wir noch nach wie vor Akimoto, sie arbeitet tüchtig ihrem Lehrerinnenexamen entgegen. Fräulein Inasawa wurde während ihres dreitägigen Urlaubs im März von ihr vertreten. Der übliche Ausflug findet beim nächsten schönen Wetter statt.

Aus China.

Aus dem Bericht des Missionars und Pfarrers Paul Kranz für das II. Quartal 1899.

„Da ich bei den jetzigen noch so unentwickelten Verhältnissen in Tsintau sonst vorläufig weiter nichts dort helfen konnte und meine Familie in Shanghai wegen der bereits eingetretenen Schwüle ihre Abreise nach Kuling auf den 15. Juni festgesetzt hatte, so verließ ich Tsintau nach achtwöchentlichem Aufenthalt am 11. Juni, traf Montag den 12. nachmittags in Shanghai ein, ging am 14. abends mit den Meinigen wieder an Bord und gelangte Sonntag, den 18. Juni, nachmittags 5 Uhr, hierher nach Kuling . . . . Ich bin hier damit beschäftigt, den chinesischen Text der ersten 50 Lektionen meines dritten Hefts der deutsch-chinesischen Lektionen in lateinischen Buchstaben wiederzugeben, eine Arbeit, welche in Tsintau sehr gewünscht wird. Über die günstige Aufnahme meiner deutsch-chinesischen Lektionen in Tsintau habe ich bereits berichtet. Soeben ist die zweite Auflage des I. Heftes erschienen. Über meinen früher verfaßten chinesischem Katechismus hörte ich kürzlich von Rev. Haden, daß er und mehrere Missionare der Southern Presbyterian Mission das Buch mit gutem Erfolg beim Unterricht von eingeborenen Gehülfen benutzen . . . . . Vor einigen Tagen erhielt ich von der Central China Religious Tract Society in Hankau das erste Exemplar der neuen durch mich veranlaßten Ausgabe von D. Faber's chinesischem Kommentar und Predigten zum Markusevangelium in einem handlichen Bande. Hierdurch wird nun dieses vorzügliche Buch von 636 Seiten auch für Missionare und Chinesen in Mittel-, West- und Nord-China leicht zugänglich gemacht. Dieses Buch, D. Fabers Civilisation und sein neues Werk über die Klassiker sind die besten christlichen Litteraturerzeugnisse in chinesischer Sprache, eine mächtige Waffe bei der Evangelisation Chinas. Für die Stereotypplatten des „Marcus" hatte ich laut Verabredung 195 Dollars zu bezahlen, wofür noch 197 Dollars für Verbreitung Faberscher Schriften gesammelter Gelder in meiner Kasse waren. Es blieben mir also 2 Dollars und die 164 Taels, welche ich auch noch für Faberſche Schriften aufbewahrt hatte. Schon vor einem halben Jahre hatte ich 300 Exemplare der neuen Ausgabe des Markuskommentars bestellt; dieselben sind nun nach Shanghai geschickt, und ich werde sie im Oktober mit nach Tsintau nehmen. Für 300 Exemplare hatte ich

104,84 Dollars zu zahlen (ein Exemplar etwa 80 Pfennig). Es bleiben mir jetzt noch 118 Dollars zur Verbreitung Faberscher Schriften, wofür ich teils andere Schriften Fabers, teils bares Geld im Herbst mit nach Tsintau zu nehmen gedenke.

Wie ich früher schon mitteilte, habe ich eine stattliche Sammlung von Laterna-Magica-Bildern über China angelegt; ich möchte dieselben in Deutschland und der Schweiz weiteren Kreisen vorführen und so etwas mithelfen, Gelder für ein Chinesen-Hospital in Tsintau zu sammeln. Denn ohne Geld können wir in Tsintau nichts Ordentliches bauen und ohne ausreichende Gebäude nichts Ordentliches leisten. Da nun aber der Sommer in Deutschland sich sehr wenig zur Vorführung dieser Lichtbilder eignet, so möchte ich womöglich schon gegen Ende des kommenden Winters mit einem solchen Vortragscyklus in größeren Städten Deutschlands beginnen. Zu diesem Zweck scheint es uns ratsam, etwa Mitte Dezember von Shanghai per Dampfer „Prinz Heinrich" abzureisen."

Bericht des Missionars und Pfarrers Wilhelm in Tsintau über die Zeit vom 13. Mai bis 29. Juni 1899[1]).

„Am 13. Mai abends kam ich hier an. Die erste Woche meiner Anwesenheit benutzte ich dazu, um mich von Herrn D. Faber und Herrn Pastor Kranz in die Arbeit einführen zu lassen, mich in dem von der Regierung mir zur Verfügung gestellten Häuschen einzurichten und mich mit Menschen und Verhältnissen bekannt zu machen. Von Pfingsten ab übernahm ich das Pfarramt bei der deutschen Garnisongemeinde. Die Gottesdienste an Sonn- und Feiertagen finden zunächst noch in der geräumigen Reithalle der neuen Artilleriekaserne statt. An Festtagen ist der ganze Raum mit Flaggen und Wimpeln ausgeschmückt. Als Altar und Kanzel zugleich dient eine Erhöhung an einem Ende des Raums. Die Gesänge werden von der Militärmusik begleitet; auch ist die Bildung eines Matrosenchors in Angriff genommen. Sitzplätze sind nur 8—10 vorhanden für etwa am Gottesdienst sich beteiligende Privatpersonen, und sie reichen auch für den genannten Zweck im allgemeinen vollständig aus. Doch habe ich das Versprechen bekommen, daß bis zum nächsten Sonntag auch für die Soldaten Sitzplätze fertig sein sollen. Von diesen erscheint jeden Sonntag außer dem Musikkorps eine Kompagnie und Abordnungen der übrigen.

Nach Beendigung der Regenzeit soll aus öffentlichen Mitteln eine provisorische Kapelle errichtet werden mit Platz für etwa 500 Personen, die den Bedürfnissen der nächsten Jahre genügen wird. Nach den bereits vorliegenden Plänen soll sie in ganz einfachem Spätrenaissancestil gehalten werden und innen hell und geräumig sein, so daß sie auch für spätere Zeiten noch als kirchlicher Nebenraum Verwendung finden kann. Für den Bau der endgiltigen Kirche soll dann an private Gaben hier und in der Heimat appelliert werden. Der von der Regierung zur Verfügung gestellte Platz ist einer der schönsten in ganz Tsintau auf einer kleinen Anhöhe mit dem Blick aufs Meer.

Neben den Gottesdiensten mache ich wöchentliche Besuche im Garnisonlazarett, wo infolge des Beginns der Regenzeit schon ziemlich viele Ruhr- und Malariakranke sich befinden, da die Wohnungsverhältnisse eben allenthalben hier noch mehr als primitiv sind. Eine militärische Beerdigung hatte ich auch abzuhalten, mit der die Einweihung des neuen Gottesackers hinter dem Ostpaß verbunden war.

An die Bildung einer Civilkirchengemeinde wird bei den hiesigen Verhältnissen noch nicht zu rasch gegangen werden können, jedenfalls nicht vor Fertigstellung der provisorischen Kapelle. Ich sehe mich daher zunächst darauf beschränkt, durch Hausbesuche und auf andere Weise mit den evangelischen Deutschen einzeln bekannt zu werden und ihnen näher zu treten. Unter dem Getriebe des Gelderwerbs und der Gestaltung der neuen Verhältnisse haben die Leute für Gott und Fragen

[1]) Von Pf. Wilhelm liegt auch ein ausführlicher und sehr interessanter Bericht über seine Reise von Deutschland nach Tsintau vor, den wir jedoch wegen Raummangels erst im nächsten Heft zum Abdruck bringen können.

der Ewigkeit im allgemeinen wenig Zeit übrig. Außerdem übt die heidnische Umgebung ihre unbewußten Einflüsse aus. Doch hoffe ich stark, daß, wenn von Gott aus erfüllte Zeiten gegeben werden, auch auf diesem Gebiet noch manches möglich wird.

Schon einige Zeit vor meiner Ankunft hatte sich ein Schulkomitee gebildet, dessen Vorsitzender Herr Pastor Kranz war, nach dessen Abreise Baudirektor Hildebrand den Vorsitz übernommen hat. Und sofort nach meiner Ankunft wurde mir die Bildung einer Schule für die hiesigen deutschen Kinder übertragen, deren technische Leitung und Hauptanteil am Unterricht (täglich 2 Stunden) ich zu übernehmen hatte. Außer mir beteiligen sich noch Herr Missionar Voskamp und Herr Pater Barthels am Unterricht mit je 1 Stunde täglich. Zunächst haben wir nur 6 Kinder im Alter von 5—11 Jahren; doch mußten wir sie des Altersunterschieds wegen in zwei Klassen einteilen. Unterricht wird erteilt in den elementaren Fächern und den Fächern der Quinta des Gymnasiums. Als Unterrichtslokal dient zunächst ein Raum im Gerichtsgebäude, da einzelne Eltern Besorgnis hegten, ihre Kinder in das mir überwiesene zugleich für Schulzwecke bestimmte Haus zu schicken, weil es in der Nähe der Typhusgegend liegt und auch sonst nicht gesund ist. Sowie die räumlichen Verhältnisse einigermaßen in Ordnung sind, werden wir einen Lehrer nötig haben, umsomehr als für die nächste Zeit Zuwachs der Schüler in Aussicht steht.

Die Zeit, welche ich neben diesen Geschäften übrig habe, verwende ich auf die Erlernung des Chinesischen, zu welchem Zweck ich bei einem chinesischen Litteraten 5 mal wöchentlich Unterricht nehme.

Der Bau des Hauses für D. Faber und mich ist nun begonnen und wird nach Kräften betrieben, so daß Hoffnung vorhanden ist, daß es bis September fertig wird. Das ist im Interesse von Herrn D. Faber dringend zu wünschen, denn so wie die Verhältnisse für ihn jetzt liegen, ist er in Gefahr, seine Kraft und selbst sein Leben in vollkommen unnützer Weise aufzureiben. Man kann sich zu Hause von solchen Zuständen überhaupt keinen Begriff machen. Bei jedem Regen, d. h. gegenwärtig fast täglich, strömt das Wasser durch die Decke in seine Räume, so daß der Fußboden in einen See verwandelt ist. Ganz abgesehen davon, daß seine sämtlichen Kleider, Bücher 2c. auf diese Weise zu Grunde gehen und seine litterarische Arbeit zur Unmöglichkeit wird, hat ihm die Sache auch bereits heftige Anfälle von fieberischem Rheumatismus und Dysenterie zugezogen, an welchen Krankheiten er gegenwärtig zu Bette liegt. Das Schlimmste ist, daß er sich nicht retten kann, da schlechterdings keine bessere Wohnung hier aufzutreiben ist. — (Nach den letzten Nachrichten wird das Haus zum 15. September fertig. D. Red.)

Im allgemeinen ist hier in jeder Beziehung Pionierarbeit zu thun, und dazu braucht es viel Geduld und Glauben. Aber wenn man die allgemeine historische Entwicklung ansieht, so bekommt man den ganz bestimmten Eindruck, daß hinter aller menschlichen Politik doch ein starkes göttliches Leiten steht, so daß alle Ereignisse zu einem ungeahnten Ziele zusammenwirken müssen. Das giebt dann aber viel Mut, auch unter schwierigen Verhältnissen auszuharren und weiter zu glauben, wo man aufs Sehen zunächst noch gänzlich verzichten muß. Der Sieg ist trotz allem in der Hand unseres Herrn. Also muß es recht werden.“

Aus den Zweigvereinen.

Der Weimarische Landesverein

feierte sein Missionsfest am 23. Juli in Gerstungen. In der Versammlung der Zweigvereinsvorstände und Vertrauensmänner gab der Vorsitzende Diak. Arper einen Rechenschaftsbericht über die Arbeiten des Landesvereins. Pf. a. D. Zinner erstattete den Kassenbericht. Die Einnahme des letzten Jahres von 3897,20 Mk. übersteigt die bisherige Höchsteinnahme 1896 um 100 Mk. Nachmittags 2 Uhr war der Festgottesdienst, bei dem Superint. Lic. Stölten die Liturgie las und Pf. Dr. Kohlschmidt-Mönchenholzhausen die Festpredigt über Matth. 9, 35—38 hielt. Er fand in der evangelischen Erzählung vom Heiland,

den des Volkes jammert und der ihm hilft, aber auch seine Jünger darauf hinweist, ein wie großes Arbeits- und Erntefeld noch der Arbeiter warte, des Missionswerks dreifache Losung: „Uns jammert des Volks, uns drängt die Arbeit, uns ruft der Herr." In der Nachversammlung hielten Pf. Pühn-Dankmarshausen, Pf. Kögler-Linderbach und Diak. Arper Ansprachen. Das Schlußwort sprach Sup. Lic. Stölten, der als Ortsgeistlicher allen denen dankte, die zum Gelingen des Festes beigetragen hatten.

Aus dem Centralvorstande.

Überlassungsurkunde des Missionsgrundstücks in Tsintau.

Dieses wichtige Dokument, das unseren Missionaren am 13. Juni d. J. zugestellt wurde, hat folgenden Wortlaut:

„Dem Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsverein zu Tsintau überläßt das Kaiserliche Gouvernement in Tsintau das in der Nähe des Pulverhauses gelegene, durch Grenzsteine markierte, von Herrn Pastor Kranz laut Protokoll vom 22. April d. J. ausgewählte Terrain in Größe von 1,5000 ha zu dauernder Nutzung für die Missionszwecke des Vereins. Die Überlassung ist unentgeltlich und abgabenfrei unter den Rechtsverhältnissen, wie sie im Grundbuche der Umgebungen von Tsintau Band I B No. 1 niedergelegt werden. Der Antrag auf Abgabenfreiheit ist laut § 3 der Verordnung betreffend die Erhebung von Steuern und Abgaben vom 2. September 1898 nach je 5 Jahren zu erneuern.

Das Kaiserliche Gouvernement will dem Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsverein durch diese Terrainüberlassung seinen Dank für die thätige Hülfsbereitschaft zum Ausdruck bringen, die der Verein der Kolonie von Anfang ihres Bestehens hat zu teil werden lassen; es knüpft daran die Erwartung, daß der Verein, wie es in seiner Absicht liegt und er dem Gouvernement gegenüber zum Ausdruck gebracht hat, durch Errichtung von Unterrichtsgebäuden oder Hospitälern oder durch Leistung sonstiger aus der Missionsthätigkeit entspringender Arbeiten sich an den allgemeinen Kulturaufgaben unter den Chinesen der Kolonie beteiligt.

In voller Anerkennung der hohen Verdienste, die der Verein und seine Mitglieder sich um die Verbreitung christlicher Sitte und christlicher Weltanschauung in China erworben haben, übergiebt das Kaiserliche Gouvernement dem Missionsverein hiermit das Terrain zur Nutzung in der Überzeugung, daß der Verein mit dem Gouvernement zusammenwirken und ihm hülfreiche Hand bieten wird in der hohen Aufgabe der christlichen und intellektuellen Hebung der der deutschen Hoheit unterstellten chinesischen Massen.

Mit dem Verein ist das Gouvernement darüber einig, daß jede spekulative Ausbeutung des zur Nutzung überlassenen Terrains seitens der Mission für immer ausgeschlossen bleibt; das Gouvernement vereinigt seinen Wunsch mit dem der Mission, daß der Platz eine Heimstätte hier ansäßiger, ein Erholungsort fremder Missionare bleiben werde; daß die dort errichteten Anstalten und Gebäude zum Segen für die chinesische Bevölkerung des deutschen Gebiets gereichen, zum Ausgangspunkt christlicher Erbauung und liebevoller Fürsorge sich entwickeln mögen.

Sollte der Verein als solcher zu bestehen aufhören, oder das Land aus anderen Gründen wieder an das Gouvernement zurückfallen müssen, so wird eine aus einem vom Gouverneur ernannten Beamten, einem von der Mission ernannten Mitgliede und einem von dem Kaiserlichen Richter ernannten Obmann, der weder Beamter noch Missionar sein soll, bestehende Kommission über die gerechte Ablösung dort befindlicher Gebäude und Anlagen zu befinden haben. —

Diese Urkunde ist ausgefertigt am fünften Juni Achtzehnhundertundneunundneunzig unter meinem Siegel und Unterschrift. Der Kaiserliche Gouverneur Jaeschke."

Unser Centraljahresfest in Meiningen

findet vom 19.—21. September statt und wir wiederholen hiermit an alle unsere Freunde und Mitglieder unsere herzliche Einladung zu zahlreichem Besuch.

D. Ernst Faber †.

Ein schwerer Schlag hat unsern Missionsverein, ein schmerzlicher Verlust die ganze evangelische Mission getroffen. Ein Telegramm unseres Missionars Wilhelm in Tsintau meldet uns, daß unser D. Faber, ein Senior unter den Missionaren Chinas, am 26. Septbr. dort entschlafen ist.

Daß D. Faber schon seit längerer Zeit kränkelte, wußten wir, daß sein Leben ernstlich bedroht sei, darauf waren wir nicht gefaßt. Unerwartet und darum desto erschütternder ist für uns diese Trauerkunde. Ungünstige Wohnungsverhältnisse, unter denen er in Tsintau zu leiden hatte, scheinen seine ohnehin angegriffene Kraft vorzeitig zerrüttet zu haben. Erst 60 Jahre alt, ist er mitten aus seiner Lebensarbeit abgerufen worden. Als der erste deutsche evangelische Missionar hat er am 5. April 1898 das neue deutsche Schutzgebiet Kiautschou betreten; er ist auch der erste deutsche evangelische Missionar, der dort seine letzte Ruhestätte findet. Trotz der Schwachheit seines Leibes hat er in Tsintau auf dem Posten, um dessen Übernahme wir ihn gebeten hatten, ausgehalten, als treuer Streiter seines himmlischen Königs ist er dort gestorben.

Wie in Vorahnung seines nahen Endes hat er in seinem letzten Aufsatze: „Theorie und Praxis eines protestantischen Missionars in China", der in Heft 8 und 9 unserer Zeitschrift zum Abdruck gelangte, Bericht und Rechenschaft auch von seinem eigenen Leben und Wirken gegeben. Aus seinen schlichten Ausführungen leuchtet hervor, mit wie staunenswertem Fleiß er gearbeitet hat, welch' seltene Vielseitigkeit ihm eigen gewesen ist, und wie unermüdlich sein Drang war, in Liebe zu seinem Herrn und Heiland den Heiden zu dienen. Beinahe 35 Jahre hat er in China zugebracht. Er ist vor allem schriftstellerisch thätig gewesen. Seine Feder hat der heimischen Wissenschaft und der heimischen Missionsgemeinde viele wertvolle Werke geschenkt, geradezu Unvergleichliches hat er für das chinesische Volk selbst geleistet. Wie wenig andere hat er die chinesische Sprache beherrscht, das chinesische Wesen gekannt. Als unbestrittene Autorität galt er in China auf dem Missionsfelde, von den verschiedensten Missionsgesellschaften wurden seine Schriften geschätzt und benutzt, und die Chinesen selbst blickten mit großer Verehrung zu ihm empor, versenkten sich mit Andacht in seine Arbeiten, in denen er ihnen die Civilisation des Westens vorführte, ihre eigenen Klassiker ihnen zum Bewußtsein brachte, Gotteswort predigte, das Evangelium auslegte.

Ein hervorragender Geist ist dieser so anspruchslose Mann ge-

wesen, aber das Größte an ihm war seine Frömmigkeit, so weit und so reif, daß er immer nur die entscheidenden Punkte des christlichen Glaubens in den Vordergrund stellte, und so tief und so warm, daß er all sein reiches Wissen und Können für die Wahrheiten und Grundsätze des Evangeliums und ihre Verbreitung einsetzte. In einer Reihe von Jahrgängen unserer Zeitschrift ist seine englische Arbeit: „Der Apostel Paulus in Europa", in deutscher Übersetzung weiten Kreisen der Heimat zugänglich geworden. In ihr hat er nicht nur eine Fundgrube missions-methodischer Weisheit uns gegeben, sondern auch ein schönes Zeugnis abgelegt von seinem über alle enge Schranken hinausgehobenen, echt evangelischen Christentum.

Seit 1885 hat er im Dienst unseres Missionsvereins gestanden. Wir haben ihn immer nur mit Stolz zu den Unsern zählen und seine Mitarbeit für unsere Sache als besondere Gnade von oben betrachten können. Auf unserem neuen Missionsfelde in China ist er es gewesen, der mit seinem erfahrenen Rate alles in die Wege geleitet hat. Aber nicht nur wir, sondern auch die Verwaltung der dortigen Kolonie hat ihn als treuen und kundigen Freund zu schätzen gewußt. Große Hoffnungen waren noch auf ihn gesetzt. Anders hatte es der Allmächtige beschlossen. Ehe wir es gedacht, ist D. Faber aus dem Lande der Lebendigen gerissen worden, um den Gott, an den er in Christo Jesu geglaubt hat, zu schauen. Der Gnade unseres Gottes empfehlen wir die Seele des teuren Mannes, hoffen aber, daß das Andenken dieses Gerechten ein Segen bleiben wird unter uns in der Heimat und draußen unter dem Volk der Chinesen, dem er sein Leben gewidmet hat.

Der Heimgegangene hat auf die litterarische Mission seine Kraft verwandt und sich gerade von dieser Thätigkeit heilsamen Einfluß versprochen. Für die Verbreitung der Schriften dieses gottbegnadeten christlichen Apologeten zu sorgen, sei unsere Ehrenpflicht. Das Beispiel unseres heimgegangenen Missionars, der nie das Seine, sondern mit ungeteiltem Eifer das Jesu Christi suchte, und der glaubensfreudige Geist, von dem er sich leiten ließ, sollen uns fort und fort zur Nacheiferung wecken. Das sei über das Grab hinaus unser Dank an unseren Faber, den wir ihm schuldig sind!

Berlin, den 27. September 1899.

Der Centralvorstand
des Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsvereins.
Arndt.

Gott will es!

Predigt über 1. Tim. 2, 4 bei der 15. Jahresversammlung des Allgemeinen evang.-prot. Missionsvereins am 19. September 1899 zu Meiningen gehalten von Professor D. P. Drews in Jena.

Liebe Festgemeinde! Geladen vom Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsverein zu seinem Jahresfeste, sind wir hier in dieser schönen Stadt, in diesem schönen Gotteshaus zusammengekommen. Selten hat wohl dieses Gotteshaus eine so bunte Gemeinde gesehen als an diesem Abend. Um dich, liebe Meininger Gemeinde, hat sich ein reicher Kreis von Gästen gesammelt, die einen aus der nahen Umgebung, die andern vom fernen Norden und Süden, Westen und Osten. Wir sind uns fast alle fremd. Fremd ist euch auch der Prediger in dieser Stunde. Und doch reichen wir uns alle brüderlich die Hand; und doch stehen wir alle wie auf heimischem Boden. Was uns zusammengeführt hat und eint — ein einziger Gedanke ist es — und Gedanken binden fest —: Es ist der Gedanke an die Mission, an die Ausbreitung des Evangeliums von Jesu Christo unter den Heiden. Dieser Gedanke soll heute und morgen unter uns allein lebendig sein, ihm sollen wir ganz gehören, hinter ihm sollen einmal in den Nebel der Vergessenheit versinken unsere Berufssorgen, unsere Familien- und sonstigen Interessen. Es hat etwas überaus Segensreiches, Gesundes, Erfrischendes, sich einmal einem einzigen Gedanken ganz hinzugeben. Nur so wachsen große und gute Gedanken in uns fest; nur so werden sie wirklich unser Eigentum. Nicht nur der ist groß, der viel weiß und viel bedenkt, sondern erst recht der, der einmal über einer Sache alles andere vergessen kann.

Wir sollen aus diesen Meininger Tagen einen Segen mit heim nehmen. Der soll vor allem darin bestehen, daß unser Missionssinn sich stärkt, daß auch dann, wenn die vom Missionsgebiet vielleicht sehr weit abliegenden täglichen Pflichten über uns wieder Macht gewinnen, die Missionssache am Horizont unserer Interessen als ein fester Punkt bleibt, für den wir ein Auge und ein Herz übrig haben. Daß dies erreicht wird, dazu genügt aber nicht, daß uns nur von kundigem Munde allerlei Treffendes, Belehrendes, Interessantes, Neues über die Mission gesagt wird, sondern dazu hilft allein, daß uns die Missionssache zur Gewissenssache wird, daß uns klar wird, daß dieser Gedanke unlösbar zu unserem gegenwärtigen Christsein gehört. Mit einem Wort: Als die Sache Gottes muß uns der Missionsgedanke erfassen vor Gottes Angesicht selbst. Die Mission in ihrer ganzen Reinheit und Größe und Erhabenheit muß überwältigend vor unserem Auge stehen. Gott muß erst zu uns vernehmlich reden, ehe wir reden. Was sein heiliger Wille, sein großer, heiliger Gedanke ist, das muß uns ans Herz dringen. Darum kommen wir auch zu allererst hier im Gotteshaus zusammen, um Gottes Wort zu hören. Und was Gott uns zu sagen hat, das steht geschrieben im 1. Timotheus-Brief, im 4. Vers des 2. Kapitels:

„Gott will, daß allen Menschen geholfen werde und sie zur Erkenntnis der Wahrheit kommen".

In aller Schlichtheit, aber auch in aller Bestimmtheit und in seiner ganzen Größe steht in diesem Worte der Missionsgedanke vor uns. Allen Menschen soll geholfen werden. Allen Menschen. Damit richtet sich unser Blick über das ganze Erdenrund; darin liegt die Aufgabe der Mission.

Und „Gott will es“. Damit richtet sich unser Blick zum Himmel empor, oder wenn ihr wollt, hinunter in die Tiefe, wo die Kraft zu diesem Riesenwerk zu finden ist. In dem Worte: „Gott will, daß allen Menschen geholfen werde“, liegt der ganze Missionsgedanke. Betrachten wir darum dieses Wort jetzt ein wenig näher!

I.

„Gott will“ — ja, was er eigentlich will, dem denken wir zuerst näher nach. Allen Menschen soll geholfen werden. Das ist ein gewaltiger Gedanke. Er ist so unendlich wie der Himmel und die Ewigkeit. Um das Unendliche in seiner Unendlichkeit zu begreifen, pflegen wir es zu vergleichen mit unseren eng begrenzten menschlichen Dingen. Thun wir so auch hier! Hast Du schon jemandem geholfen? Geholfen, als ihm die Not bis an die Kehle ging, als er nicht mehr aus und ein wußte, als er ohnmächtig die Arme sinken ließ? Was war das für eine Freude! Eine selige Stunde für ihn und für dich! Und doch mußtest du ihn dann sich selbst überlassen, daß er aus eigener Kraft weiter kämpfe! Gott aber will helfen, nicht einem nur, sondern allen, und so helfen, wie sich's für Gott eben gebührt, so ganz und gar, so im tiefsten Grund, daß alles Seufzen sich in Jubel und aller Tod in Leben wandelt. Und er will allen helfen! Allen! Welchen Jammer schließt oft schon ein eine einzige Straße, ein Haus, ein einziges Menschenherz! All dem Jammer, der sich über diese Erde ergießt, will er helfen — endloser, unermeßlicher Gedanke! Kannst du ihn fassen, ausdenken? Du möchtest wohl sagen: „Das ist zu viel! Erde bleibt Erde, Welt bleibt Welt! Gott will's vielleicht, allem Jammer helfen, aber thut er's denn? Ein Traumbild ist's, das nie Wahrheit wird, ein Gedanke für den Himmel, nicht für die Erde.“ —

Und ein anderer fügt wohl hinzu: „Aber so schau' doch in Deinen Text. Lies doch weiter, was er sagt: —, und zur Erkenntnis der Wahrheit kommen'. Das giebt dem Gedanken doch eine starke Einschränkung, giebt ihm eine ganz andere Wendung. Das will Gott, daß die menschliche Wissenschaft immer tiefer gräbt und ihre Schätze immer weiter austeilt. Der Unbildung, dem Aberglauben, der geistigen Beschränktheit soll abgeholfen werden und damit den Menschen ein Dienst gethan.“

Laßt mich, liebe Freunde, solche Hirngespinste zerreißen mit der nochmaligen nachdrücklichen Frage: „Was will Gott eigentlich?“ Freilich will er auch, daß wir unsere Erkenntnis mehren. Als er den Menschen zum Herrn der Erde schuf und sprach: „Herrsche über sie“, hat er auch gemeint, daß wir herrschen durch Wissen, denn Wissen ist Macht. Aber ist der Menschheit wirklich mit Wissen geholfen? Wenn die heilige Schrift von „Wahrheit“ redet, denkt sie nie an die trockene, kalte, leblose Wahrheit, das Wissen um die Dinge, sondern ihr steht hinter diesem Worte immer die Wahrheit, die Fleisch und Blut getragen hat, der, der sich selbst die Wahrheit genannt hat, Jesus Christus. Du legst unseren Spruch sicher nicht falsch aus, wenn du ihn so verstehst: Gott will, daß allen Menschen geholfen werde dadurch, daß sie zur Erkenntnis Christi kommen.

Christum erkennen als die Wahrheit — das ist wieder ein so großer, überwältigender Gedanke, und ich kann nicht daran denken, ihn hier zu erschöpfen. Sonntag für Sonntag ist dies doch der Gegenstand der Predigt. Nur einiges zur Sache laßt mich sagen!

Christus nennt sich die Wahrheit in dem Sinne der echten, einzig wertvollen Wirklichkeit, des reinen, heiligen Lebens, das wie eine Sonne lebenweckend sich erweist. Und diese Wahrheit brauchen wir alle. Sonst braucht der einzelne nur Wahrheiten, der eine diese, der andere jene, aber die Wahrheit Jesus Christus braucht jeder. Christum erkennen — was aber heißt das? Auch um dies Erkennen ist's ein besonderes Ding. Jedenfalls ist es nicht eine Sache des kühlen Verstandes. Ein Vergleich mag uns sagen, was es ist. Es ist, als wenn jemand in den verwitterten alten Zügen eines Fremden plötzlich einen alten treuen Freund erkennt. Zu solchem Erkennen gehören nicht nur scharfe Sinne, sondern Empfindung, Liebe. Eine ganze Welt von Erinnerung steigt dabei in der Seele auf und ein Strom von Freude durchzittert das Herz. So etwa ist's mit der Erkenntnis Christi. Das kann nur verstehen, wer es erlebt. Sonst bleiben alle Worte darüber Redensarten, hohle Phrasen. Wer's aber erlebt, dem genügen nicht Worte.

Wer aber Christum erkannt hat, dem ist geholfen, geholfen mitten in Leid und Jammer. Ja, alles Elend wird ihm selbst zu einer Hilfe. Vor etlichen Wochen sagte mir ein unendlich schwer geprüfter Christ mit thränendem Auge: „Und dennoch habe ich Frieden, Frieden in Gott". War diesem Manne noch nötig zu helfen? Oder tretet unter das Kreuz selbst! Tausend verschiedene Gedanken haben da ihr Recht. Wenn aber einer käme und spräche: „O könnte ich doch diesem Ärmsten am Kreuze helfen", er spräche wie ein Kind, er wäre thöricht wie Petrus, der mit dem Schwert dreinschlagen wollte, wie die Kriegsknechte, die höhnen: „Er hat andern geholfen und kann sich selber nicht helfen!" Nein, er brauchte sich nicht zu helfen, denn ihm war geholfen mitten in seiner Todespein. „Wer so stirbt, der stirbt wohl." Und für unsere äußerste Not beten wir: „Wenn mir am allerbängsten wird um das Herze sein, dann reiß mich aus den Ängsten, kraft deiner Angst und Pein."

Christum erkennen, damit ist uns geholfen. „Also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingebornen Sohn gab, auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben". — Alle, die an ihn glauben. Glaube, Erkenntnis drängt Gott nicht auf. Er hat Achtung vor dem Menschen. Wer sich nicht helfen lassen will, dem kann auch Gott nicht helfen. Wer aber glaubt, wer Christum erkennt, dem ist ganz und wahrhaftig und für ewig geholfen. Darum: Es ist kein Traum, kein leeres Idealbild, das das Wort: „Gott will, daß allen Menschen geholfen werde" vor uns hinzaubert. Es ist eine große, gewaltig große Wirklichkeit; es ist nicht ein, es ist der Gedanke Gottes, der große Plan mit der Menschheit. Gott will helfen.

II.

Aber er will helfen durch uns. — Wie geschieht das? Darüber laßt uns nun nachdenken.

Überall, wo es sich um Erkenntnis handelt, sind wir auf andre angewiesen, sind wir auf den Boden der Geschichte gestellt. So viel neue Erkenntnis ein genialer Mensch auch finden mag, er muß an Gegebenes, Überliefertes anknüpfen, er steht auf den Schultern andrer. So ist's auch bei der Erkenntnis Christi. Niemand wird ein Christ ohne andre Christen.

„Wer an mich glaubt", sagt Christus, „von des Leibe werden Ströme lebendigen Wassers gehen". Das geschieht tausendmal unbewußt und unbeabsichtigt. Es soll aber auch bewußt und absichtlich geschehen. So geschieht es in jedem Gottesdienst hier, so geschieht es in der Mission.

Von der Mission reden wir jetzt. Was Gott will, das wollen wir auch: Daß allen Menschen geholfen werde. Nichts, schlechterdings nichts anderes darf die Mission wollen. Vielleicht würde sie mehr Beifall finden, wenn sie, statt Christum den Gekreuzigten und Auferstandenen zu predigen, Erkenntnis menschlicher Wahrheiten, unsere Kultur verbreitete. Das leuchtet einem kulturstolzen Geschlecht außerordentlich ein. Und gewiß, was unsre Geistesarbeit in langem, mühsamem Ringen erworben hat, wir wollen es nicht ansehen als einen Raub, sondern wollen's weitergeben als ein geliehenes Gut unsres Gottes. Wahrlich, es ist nichts Kleines, wenn wir diese Geistesschätze den Heiden, zu denen Gott uns die Thore aufgethan hat, in den Schoß legen. Wir helfen ihnen auch, wenn wir sie lehren, verständig die Kranken zu behandeln oder mit unseren technischen Mitteln die Erde und ihre Produkte zu verwerten. Aber was hilft es ihnen, wenn ihr Leib gesund ist, und ihre Seele ist krank? Ist denn Kultur, Kultur ohne den lebendigen Gott, nicht Gift? Merkt das denn nicht selbst unter uns ein kulturmüdes Geschlecht? Nein, nichts anderes darf die Mission bringen wollen, als Christum den Herrn, den wahrhaftigen einzigen Heiland. Damit ist auch den Heiden allein geholfen.

Wir wollen Christum verkündigen und damit unter den Heidenvölkern eine neue Geschichte beginnen. Denn die Menschheitsgeschichte ohne Christus bewegt sich um die Schlagworte: Unterwerfen, Beherrschen. Wo das Kreuz aufgerichtet wird, wird das Wort „helfen" zur geschichtlichen Macht. Da beginnt der Kampf zwischen Licht und Finsternis, Zeitlichkeit und Ewigkeit, Sünde und Reinheit, Christus und Satan. Das ist aber das eigentliche Thema der Weltgeschichte. Die Mission erst zieht die heidnischen Völker wirklich in die Geschichte herein. Darum ist die Mission ein geschichtlicher Faktor ersten Ranges.

Wir wollen allen Menschen helfen. Die Grenzen der Mission reichen gerade so weit als die Grenzen der bewohnten Erde. Kein Norden ist zu kalt, kein Süden zu heiß, kein Volk steht zu hoch, kein Volk steht zu tief, — wo nur Menschen sind, da zwingt unsere Aufgabe. Und doch gehen wir an unser Werk nicht heran so, daß wir etwa die Erdkarte vor uns ausbreiteten und auf einen beliebigen Punkt der Heidenwelt unsern Finger legten: Hier wollen wir arbeiten. Wir warten auf Gottes Finger und folgen ihm. Er hat in unsrer Zeit unsrem Volk Herrschaft verliehen über ferne Völker. Dahin richtet sich unser Blick. Nicht der Reichsadler nur soll aufgerichtet sein, sondern vor allem das Kreuz. Wir wollen nicht herrschen, wir wollen dienen. Wir wollen nicht gewinnen, wir wollen helfen.

Und dazu ein anderer Gedanke! Gewiß ist es vor Gott ganz gleich, ob ein gelehrter Brahmine Indiens sich bekehrt oder ein armer Dualla-Neger Kameruns. Vor Gott gilt eine Seele so viel wie die andre. Aber für die Missionsgeschichte ist es nicht gleich. So gewiß es unbedingt notwendig ist, den Völkern Afrikas zur Erkenntnis der Wahrheit zu helfen, so richtig ist es auch, daß wir vor allem den Völkern uns zuwenden, die nach

unsrer menschlichen Voraussicht in der Weltgeschichte eine führende Rolle im nächsten Jahrhundert haben werden. Wenn es wahr ist, daß Gott durch uns Menschen sein Werk treiben will, so werden wir zu jener großen Geschichte, von der ich sprach, gerade unter den Völkern den Anstoß geben müssen, von denen wir hoffen können, daß sie selbst wieder Missionsvölker werden können. In den Dienst des Evangeliums soll ihre Macht gestellt werden. Daher hat unser Missionsverein nach Gottes Willen gehandelt und recht daran gethan, gerade zu den Völkern des Ostens sich zu wenden, nach China und Japan. Dort herrscht eine alte Kultur. Nicht das kann unsre Aufgabe sein, dort etwa eine Kultur durch die andre zu ersetzen, sondern allein Jesum Christum in die Seelen zu pflanzen. Dadurch ist ihnen allein geholfen.

Was Gott will, das und das allein sollen auch wir wollen. Das ist unsere Aufgabe! —

III.

Und nun laßt uns endlich noch einen Augenblick still stehen vor dem kurzen Wörtchen: „Gott will es". Darin liegt für uns viel, unendlich viel, der ganze Antrieb und die ganze Kraft zur Mission. Freilich, dieses Wort versteht nur der Glaube. Aber der Glaube versteht auch die ganze Tiefe dieses Wortes.

„Gott will es" — das Wort ist wichtig für den Anfang der Mission. Wer in den Missionsdienst eintreten will, der muß dieses Wort mit unabweisbarer Kraft in sich vernehmen und seine Antwort darauf darf nur sein: „Ich muß". Der braucht etwas von prophetischer Inspiration, von dem Geist, der aus Luther sprach: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir." — Diesen Geist braucht aber auch die Missionsgemeinde. Nicht menschlich kluge oder unkluge Überlegungen dürfen uns zur Mission drängen, sondern der Gehorsam gegen Gott: Er will's! Und doch steht das nicht als ein kaltes, äußeres Gesetz über uns, sondern auch dies Gesetz ist uns mit dem Evangelium ins Herz geschrieben. Wer Christum kennt, der hört dieses Wort aus seiner eigenen Seele heraus: Christus mein Heiland, Christus aller Heiland!

„Gott will es". Wir brauchen dieses Wort auch zum rechten Fortgang der Mission. Daraus holen wir uns Kraft und Trotz und Freudigkeit. Wenn uns eine philisterhafte Klugheit vorrechnet, wie es doch tausend andre Notstände gäbe, wo wir Geld und Kraft nützlicher anwenden könnten; wenn sie uns beweisen will, daß das Geld für die Mission zum Fenster hinausgeworfen sei; wenn sie spottet über den schwachen Erfolg, — was antworten wir? „Gott will es"! Das hält uns aufrecht und fest bei der Sache; das macht uns trotzig: „Laßt sie reden, was sie wollen — Gott will es, und wir wollen's auch, wir müssen!" Wenn wir auf so viel Verständnislosigkeit, Kälte und Teilnahmlosigkeit selbst unter denen stoßen, die auf den Namen von Christen nicht verzichten wollen, wie kommt's, daß wir nicht mutlos werden? Gott will es! Das macht's.

„Gott will es" — Das ist uns der einzige Trost unter allen Mißerfolgen. Denn die Geschichte der Mission ist eine Geschichte von Niederlagen. Fast jedes Blatt ist mit dem Kreuz gezeichnet. Was aber giebt

die Geduld, die Hoffnungskraft, die Leidensfreudigkeit? Warum ziehen wir die Hand nicht ab vom Pflug, obwohl der Boden oft so hart ist, daß die Pflugschar nicht eindringen mag? Warum halten wir aus unbedingt und mit der stillen Hoffnung auf eine endliche Ernte? „Gott will es!“ — Arbeiten, nicht verzweifeln! Wir stehen nicht im selbsterwählten Dienst — „Gott will es!“ —

„Gott will es!“ Wir brauchen diesen Trost vor allem gegen unsere eignen Mißgriffe, Verfehlungen, Menschlichkeiten. Und damit meine ich nicht nur technische Fehler, sondern Sünden, schwere, ernste Sünden. Denn unsre Sünde geht überall mit. Da macht sich die Eitelkeit und der Ehrgeiz, der Kleinglaube und die Ungeduld, die Lieblosigkeit und die Herzensträgheit breit. Da fehlt es nicht an oberflächlichem Wesen und an Bequemlichkeit. Und wie das alles hindert! Wahrlich, wem das zum Bewußtsein kommt, dem kann wohl der Mut sinken. Was lähmt mehr als Schuldgefühl? „Ich bin zu schwach, zu arm, zu leer, wie kann ich's hinausführen? Herr, ich bin ein Mann unreiner Lippen, sende einen andern!“ Was giebt da Trost und Geduld mit sich selbst? „Gott will es“: „Du hast mich berufen, du willst's, daß ich auf diesem Posten stehe, sei du stark in meiner Schwachheit, gieb mir deinen heiligen Geist, tilge meine Sünde und gieb mir einen neuen Mut! Du willst's! So will ich's auch! Hilf mir!“ —

„Gott will es!“ O Freunde! Dieses Wort ist einst wie ein Sturmwind durch die Herzen der abendländischen Völker hindurchgefahren und hat alles, was an Funken der frommen Begeisterung darin lag, zu hellen Flammen entzündet. „Gott will es!“ damit sind die Kreuzfahrer hinausgezogen, um die heiligen Stätten den Händen der Ungläubigen zu entreißen. Da sieht man, was Glaube vermag. Und doch war in dieser Begeisterung viel falscher Enthusiasmus, und das Ziel, dem man nachjagte, war zum guten Teil eine Illusion. Das alles wünschen wir nicht zurück. Aber wollte Gott, daß doch in unsrer evangelischen Christenheit gerade in unsern Tagen das Wort: Gott will es! ein rechtes Missionsfeuer entzündete! Wir brauchen es wahrlich! Aber wollte Gott vor allem, daß etwas von dieser echten Glaubensbegeisterung uns in diesen Tagen hier ergreife, eine Begeisterung, die bleibt, die zu Thaten drängt, die uns selbst aber innerlich tief beseligt — die Begeisterung: „Gott will es, daß allen Menschen geholfen werde!“ Amen.

Kolonniales.

II. Die deutschen Schutzgebiete im Jahre 1898.

Nach Mitteilungen der Deutschen Kolonialzeitung von Lic. D. Gloatz, Pfarrer in Dabrun bei Wittenberg.

4. Ostafrika.

(Schluß.)

Dr. Hans Meyer aus Leipzig hat auf seiner letzten Expedition das ganze Kilimandscharogebirge oberhalb der Urwaldzone zu umkreisen und den in ewigem Eis starrenden Gipfel zu erreichen versucht, die Höhe des Ge-

birges genau festgestellt auf 6010 m und eine Detailkarte entworfen. Als wichtigste Entdeckung erklärt er, daß der Schluß auf eine afrikanische Eiszeit gerechtfertigt sei, möge diese mit dem europäischen Diluvium zusammenfallen oder nicht. Die Gründe sind der Befund weiter Gletscherfelder, der nachweisbare Wechsel in der Vereisung des Gipfels, besonders das beständige Zurückgehen desselben und der nachweisbare Rückgang in der Größe der afrikanischen Seen (S. 462). Die Wadschagga am Kilimandscharo besitzen, ganz abweichend von andern Bantustämmen, gleichzeitig 3 Hüttenformen: die spitze Kegelhütte, nach Hühnerkorb-Manier errichtet, die pilzartige Cylinderhütte mit Kegeldach und die wohl auf hamitische Einflüsse vom Norden oder Westen zurückzuführende Sattelhütte mit rechteckigem Grundriß. Das Gerüstwerk wird mit langhalmigen Steppengräsern oder den trocknen Scheiden der Bananenblätter bedeckt. Der Hütteneingang, ca. $1^1/_2$ m hoch, $^1/_2$ m breit, wird durch Flechtwerk oder dicke Holzplatten verschlossen. Mehrere Hütten zusammen, deren eine der Mann, andre seine Weiber und nicht mehr arbeitsfähigen Eltern bewohnen, werden zugleich mit dem meist aus Flechtwerk und Grasdach hergestellten Speicherhäuschen von einer dichten lebenden Hecke umgeben. Dörfer giebt es am Kilimandscharo nicht; denn jeder Familienvater errichtet sich seine Behausung gesondert und möglichst versteckt innerhalb seiner Bananenschamba. Von höherer Kunstfertigkeit zeugen die Schauri- (Beratungs-, Gerichts-) Hallen, deren Längenausdehnung etwa 18 m, die Breite und Höhe 10 m beträgt. Vorn offen, werden sie in halber Höhe über dem mit Brettern belegten Fußboden durch eine höhere Zwischenwand in 2 Stockwerke geteilt; von dem oberen, zu dem eine Leiter führt, geht eine Art Dachluke ins Freie zum nötigen Ausblick für seinen Zweck als Wachtlokal. Auch die Hallen sind mit den trocknen Scheiden der Bananenblätter bedeckt (S. 463 f. mit Bildern). Den Höhepunkt erreicht die Bauthätigkeit der Wadschagga in den Befestigungen, welche einzelne Häuptlinge, besonders die von Rombo Mku und Kiboscho, ihrem sogenannten Palast (Boma) zu geben verstanden, der schon in seinem Stil arabischen und europäischen Einfluß verrät, aber nur das Centrum eines ausgedehnten Gevierts solider, künstlich gefügter Steinwälle ist, die an der Basis mehrere Meter dick sich nach oben etwas verjüngen und auch noch weitere Höfe bilden, die sich schief oder rechtwinklig anschließen. Dazu kommen noch eigenartige Außengräben rings um die Mauern, um die sich, wie vielfach auch um die ganze Landschaft, immer wenigstens ein bis 6 m tiefer, nach unten spitz zulaufender Erdschacht zieht, aus dem die Erde nicht herausgehoben, sondern durch fließendes Wasser herausgespült ist, indem man sich das Gefälle der vielen Bergbäche zunutze macht. Als von Wißmann seiner Zeit den Häuptling Sina von Kiboscho bekriegte, haben ihm diese Gräben die Hauptschwierigkeit bereitet; sie mußten unter dem Gewehrfeuer des Feindes mit umgeschlagenen Bananenstämmen ausgefüllt werden (S. 464). Die Wadschagga haben aber auch für Bewässerung ihrer Felder den Wasserreichtum ihres Berges sich nutzbar gemacht durch ein sorgsam ausgeführtes Kanalsystem mit hochgelegenen Sammelbassins, während auf den saftigen Matten Ziegen- und Rinderherden weiden mit Glocken aus Schneckenschnüren um den Hals (S. 393). Hinter der Gouvernements-Boma zu Moschi erstreckt sich, stets bedroht von deren Kanonen, die Boma des Meli, der, Sohn und Nachfolger des Man-

dara, der eingeborene Herrscher in Moschi ist, wie auch eine unter einem eigenen Manki oder Häuptling stehende Landschaft heißt. Denn das kräftige intelligente Bergvolk der Wadschagga ist wohl nie unter einem Häuptling vereint gewesen; seit altersher zerfallen sie in verschiedene Reiche, die durch die tiefen Schluchten und Bergströme ihre natürlichen Grenzen finden, und die früheren Bruderkriege unter einander mögen mit den Überfällen der Massai die Ursache sein, daß jetzt nur ca. 25 000 Wadschagga am Berge wohnen. Vor allem hatte Sina, der grausame Herrscher von Kiboscho, dem nur Mandara von Moschi sich nicht beugte, die Schwächeren mit Feuer und Schwert seine Macht fühlen lassen (S. 392); in seiner Boma hält jetzt sein jugendlicher Sohn Mlelia Hof, der Dr. Beerwald die von Kaiser Wilhelm erhaltenen Geschenke zeigte; täglich hat er um sich, auch an seiner Tafel, 100 Krieger und die durch ein Amtsabzeichen am linken Arm kenntlichen Akiden d. h. Staatsräte. Die französischen Pères lehren in ihrer Missionsschule hierselbst zunächst Dinge, von denen der Neger einen direkten praktischen Vorteil hat (S. 293). In Moschi arbeiten die evangelischen Missionare Walther und Faßmann. Sie erlebten ein Beschneidungsfest daselbst, den 10. Juli beim Häuptlingsgehöft, den 11. in Ndawi bei der Häuptlingsmutter. Etwa 100 Knaben aus der Landschaft wurden beschnitten unter Beteiligung ihrer Verwandten und der ganzen Landschaft. Schon am 9. wurde auf das Fest gerüstet, den Burschen der Kopf glatt rasiert, von den Alten Bier gebraut. Nur Männer durften der Beschneidung beiwohnen; nach derselben war es Sache der Frauen, allerlei Vogelstimmen nachahmende Töne den Knaben ins Ohr zu schreien, eine Art Beglückwünschung, die hier stets auch Bräuten während der Hochzeit zu teil wird. Die Beschneidung ist eine althergebrachte Stammessitte, deren religiöse Bedeutung nicht hervortritt, obgleich nach derselben eine Art Opfer stattfindet, indem eine Ziege geschlachtet wird, deren Mageninhalt wie, nach Anlegung von Fellstückchen, dem Kichongo, ein Wasser über die Beschnittnen gesprengt wird (S. 465 aus dem Evangelisch-Lutherischen Missionsblatt). Im nordwestlichen Madschame erfuhren am Sonntag vor Pfingsten die evangelischen Missionare Müller und Raum von der Ankunft des großen Zauberers Makimende aus Marangu. Alle Leute, Männer, Weiber und Kinder, mußten auf Befehl des Häuptlings Uri trinken d. h. einen Zaubertrank, eine Mischung von Wasser, Bier und geschabtem Kupfer, worin ein Menschenknochen, ein Eselsschädel und ein Huhn mit abgeschnittenem Hals schwamm. Die Leute von Mamba, Moschi, Kiboscho, Siva hatten den Trank schon genommen. Der Trinkende versichert, keine für Menschen oder Vieh schädliche Zauberei zu treiben, da sonst der Trank ihn töten werde (S. 390 aus Ev. Luth. Missionsbl.). Ein Märchen der Wa-Madschame ist aufgeschrieben von dem 1896 am Meruberg erschlagenen ev. Missionar E. Ovir: Nrille hütet die Ziegen seines Vaters und versteckt die neugebornen in einem hohlen Raum. Der jüngre Bruder sagt es dem Vater, der sie fortholt. Nrille aber klettert auf einem Baum, der auf sein Geheiß immer höher wird, zum Himmel, wo er nacheinander Menschen trifft, die Früchte essen, Ziegen hüten, Getreide jäten u. s. w., aber nicht den Gebrauch des Feuers zum Kochen kennen; er reibt Hölzer, röstet an dem entstandenen Feuer Bananen, giebt sie den Menschen im Korb des Mondes, erhält dafür 10 Rinder und viel Ziegen und kehrt damit zur Erde zurück.

Der Stier trägt ihn über ein großes Wasser unter der Bedingung, daß er ihn nachher nicht verzehre. Doch schlachtet ihn Nrilles Mutter, als das Fleisch zu Ende geht; als Nrille davon ißt, stirbt er (S. 12 ff. Originaltext in Zeitschr. f. afr. Spr. 1894 S. 75 ff.). Die Wadschagga, obgleich reine Bantu, haben nach Dr. Max Schöller hamitische Bewaffnung und teilweis hamitischen Schmuck von den durchwandernden Massai, führen Lanzen, Schilde, Schwerter, die denen der Massai ähnlich sind (S. 281). Um den Kilimandscharo, schon am obern Pangani gab es früher Massai in größerer Zahl, welche die Bantu zurückdrängten und den Wadschagga ihre Eigenart aufprägten. Durch die Viehseuche vor einigen Jahren sind die meisten Massai verhungert oder als Sklaven an die Küste verkauft; jedenfalls war in kurzer Zeit ihre Macht gebrochen. So entstanden ganz junge Bantu-Niederlassungen am obern Pangani und es wurde, wie in Unter-Aruscha, das Bantu-Element überwiegend. In Ober-Aruscha, am Meruberg sind hingegen die alten Wakuafi vermischt mit Massai und vereinzelt nur einige Bantu, Wadschagga; so ist die Sprache lediglich Massai, ebenso Sitten und Gebräuche. Hinter Aruscha behalten wir auch weiterhin in der Massaisteppe[1]) Hamiten (S. 282). Aus Schöllers ausführlichen Berichten über seine äquatorial-ostafrikanische Expedition 1896/7 heben wir nur noch hervor seine Entdeckung der ethnologischen Identität der Massai, Wakuafi und Wandorobbo. Diese 3 Namen bezeichnen nicht verschiedne Stämme, sondern verschiedne Berufsarten: die Viehzüchter, die zugleich den kriegerischen Geist behalten, die Ackerbauer, die sich zugleich stärker vermischt, und die Jäger, die sich in die Wälder zerstreuten und infolge ihrer Verarmung, schlechten Ernährung und Abschließung bis zum Schein von Zwerghaftigkeit verkümmerten (S. 283). Erinnert diese Kasteneinteilung nicht an das alte Ägypten, und giebt sie nicht zugleich den Schlüssel zur Erklärung der Entstehung der afrikanischen Zwergstämme?

Schöller hat aber außer den Bantu und Hamiten auch Niloten im äquatorialen Deutsch-Ostafrika genauer erforscht, die Kavirondo am Viktoria-Nyanza. Sie haben das Musikinstrument, die nubische Ballaba des mittlern Nils, sind Schilluk, die vom obern Nil herstammen. Zwar findet sich dies Musikinstrument in ähnlicher Form in Uganda und Ussoga, aber gerade bei den Kavirondo am übereinstimmendsten mit der nubischen Form (S. 281). Im allgemeinen sind in Nordost- und Südostafrika bei den Speeren die Lanzenklingen in Holz eingelassen, das dann zum bessern Halt umwickelt wird, während dazwischen, im mittlern Ostafrika, allgemein das Holz in den Ansatz der Klinge hineingearbeitet wird. Hier bilden gleichfalls die Kavirondo, die die nördliche bez. südliche Art haben, die Verbindung (S. 282). Sie sind auf ihrer Wanderung vom obern Nil nach Süden vom Ostufer des Viktoria-Sees abwärts gezogen und haben das Südende erreicht, wohin sie augenscheinlich bei ihrer Verschiedenheit von den Hamiten (Massai) und Bantu ursprünglich nicht gehören; vielmehr haben sie alles mit den Bewohnern des obern Nil gemein und gelten allgemein als Schilluk. Ihre Sprache ist das Lur; doch müssen wir jetzt schon in Kavirondo 2 verschiedene Dialekte unterscheiden. Die unmittelbar

[1]) Oberleut. Werther's Zug durch dieselbe nach Irangi, Turu, Usukuma 1896/7 (S. 414) ist von ihm selbst beschrieben in dem Werk: „Die mittlern Hochländer des nördl. Deutschostafr." 1898 (mit Beiträgen namhafter Forscher).

am Ufer ansässigen sprechen ihre Sprache noch rein, wie sie auch ihre Sitten rein erhalten haben; die weiter vom See entfernten, welche nahe der Berührungszone mit den benachbarten Hamiten leben, haben ein vollkommen andres Idiom. Die Beeinflussung der Kavirondo an ihren Grenzen zeigt sich auch in ihren Waffen. Die ursprüngliche Bewaffnung scheint ein überaus langer Speer, vielleicht der längste in Afrika, gewesen zu sein, mit schlecht gearbeitetem Schaft und kleiner ovaler Klinge, dazu ein ungemein umfangreicher, in der Mitte eingeknickter Schild, dazu berechnet, dem dahinter knieenden Krieger von vorn und beiden Seiten genügenden Schutz zu geben. Die Kavirondo sind groß, starknochig, mit vortretendem Oberkiefer, ohne sympathische Momente in den Zügen und Bewegungen. Sie entnehmen wie die Niloten ihre Schmucksachen dem Tierreich, von Flußpferd- und Wildschweinzähnen, Elfenbein oder Antilopenhörnern; auch Knochengerüste von Schlangen dienen oft als Hals- oder Armband. Die Kleidung ist äußerst primitiv; einzelne Männer tragen ein auf der Schulter zusammengehaltnes Ziegenfell, das in eigenartiger Weise ausrasiert wird, indem man die Haare nur figurenweise stehen läßt. Die Frauen sind ganz nackt bis auf eine kleine Quaste, die um die Mitte an einer dünnen Schnur befestigt in der Verlängerung des Rückgrats herabhängt. Auch Eisenketten und Ringe sind oft Schmuck, ein Produkt eigener Hausindustrie. Man gewinnt aus den dortigen reichhaltigen Eisenerzen selbst das Eisen in primitiven Hochöfen und verarbeitet es auch zu Lanzenspitzen und Hacken (S. 284). Oberleutnant Kollmann[1]) rühmt den Wert des deutschen Besitzes am Viktoriasee, die Fruchtbarkeit der Landschaft, ihre reichen Produkte in Wald, Feld, Wasser und stellt diesem Besitz die beste Zukunft in Aussicht, wenn eine Eisenbahnverbindung nach der Küste gelingt, um die Schätze von Elfenbein, Flußpferdzähnen, Rhinozeroshörnern, Kaffee und Feldfrüchten, Bananen, Citronen, Ananas, Holz und Gold, das am Bismarckriff festgestellt sei, dem Weltverkehr zuzuführen (S. 446).

5. Kaiser Wilhelmsland auf Neu-Guinea.

Der Küste von Kaiser Wilhelmsland fehlen bis auf den Huon-Golf und die Astrolabe-Bai größere Einschnitte (S. 325). Mit den um ersteren wohnhaften südlicheren Stämmen der Papua macht uns die Beschreibung einer großen Zusammenkunft derselben zum sog. Friedens- oder Trommelfest, das allerdings nur auf das Balum- oder Beschneidungs-, das Hauptfest dieser Heiden[2]), vorbereitet, bekannt durch die Missionare Zwanzger und Held in den „Kirchl. Mitteil. aus und über Nordamer., Austral. u. Neuguinea." Nachdem nämlich vor einigen Jahren die südwärts wohnenden Jabim ein Balumfest gefeiert, wollten auch ihre nordwärts bei Finschhafen wohnenden Stammgenossen ein solches veranstalten und hielten das einleitende Trommelfest Mitte Dezember 1897 in Dorf Suam bei Finschhafen ab, wozu alle benachbarten Stämme und Dörfer eingeladen waren und kamen, aus den Dörfern der Bukaua ca. 25 Bote, von Tami 4 große Zweimaster, die Jabim aus ihren Dörfern teils zu Fuß, teils zu Schiff,

[1]) Von ihm liegt auch nunmehr ein eignes Werk vor.

[2]) Vergl. Dr. O. Schellong, Das Balumfest der Gegend Finschhafens. Internationales Archiv f. Ethnogr. 1899 (Band 2).

auch aus Bonga, dem nördlichsten Grenzdorf der Jabimsprache, ja noch weiter von Norden, einige Tagereisen weit her eine Schaar Poum sogar mit den Frauen; auch die Kai fehlten nicht; selbst aus Dörfern hinter dem Sattelberg waren Leute zur Stelle. Festplatz war der geräumige, ebene Dorfplatz von Suam, mit Palmzweigen belegt und mit vielen in den Boden gesteckten Bäumchen geschmückt. Auf zwei Gerüsten saßen die Frauen von Laulabu, zur Bewirtung der Gäste Taro schälend, während andre in großen Töpfen diese Nationalspeise kochten. Auf tischähnlichen Gestellen innerhalb eines von Palmennadeln eingefriedigten viereckigen Platzes standen Körbe von Pandanusblättern mit den gespeerten, in Stücke zerlegten Schweinen, die hernach unter die Eingeladenen verteilt werden sollten. Gegen 700 Menschen waren anwesend, während sonst die Papua sich aus Furcht und Mißtrauen kaum über die Grenzen ihres Dorfes und Stammes hinauswagen. Jeder Stamm saß gesondert. Die Taui als Handelsleute gesellten sich bald hier-, bald dorthin, saßen aber die meiste Zeit auf ihren Booten. Der Verkehr unter den Festgenossen war sehr lebhaft. Doch waren trotz des Friedensfestes Waffen genug zu sehen, garnicht bei den Jabim und Bukaua, die weniger Furcht haben, vielmehr überall als tapfer gefürchtet sind; aber von den Kai hatte jeder 1 oder 2 Speere vor sich aufgepflanzt; die Poum, die als Kannibalen mit einander in stetem Krieg leben, trugen alle Bogen, Pfeilbündel, Steinkeulen. Übrigens hatten auch alle ihren Festschmuck angelegt d. h. Schweinshauer, mit Hundezähnen besetzte Taschen und Stirnbänder, schöne Armringe. Viele hatten sich das Gesicht auch mit Graphit geschwärzt. Nur die Häuptlinge und Angesehenen von Laulabu trugen keinen Schmuck. Ein durch einen Alten vom Gerüst angekündigter langer Festzug aus dem Dorf trug Taro, Hunde und Schweine, an Stangen gebunden, herzu; letztere wurden mit Speeren, erstere durch Schlag mit einem Holzschwert auf dem Kopf getötet, dann nebst dem Taro unter die Gäste verteilt — eine Privatschenkung an Freunde im Gegensatz zur folgenden offiziellen Austeilung, die nach Dörfern, in diesen nach Sippen oder Geschlechtern erfolgt. Schon vorher wird jedem sein Teil genau bestimmt, seiner Würde entsprechend, wozu aus jedem fremden Dorf Ratgeber herbeigezogen werden, um keinen Anlaß zu Verdrießlichkeiten und Streit zu geben. Nach der Austeilung erklärte Anatau, ein Häuptling und Zauberer von Laulabu, vom Gerüst dieselbe beendet und forderte zum Nachhausegehen auf. In den Dörfern, die sich beteiligt, finden dann noch Tanzlustbarkeiten zur Trommel statt; doch zeigt diese Vorfeier nichts auf den Götzendienst bezügliches; auch die Frauen dürfen alles mitansehen und anhören, was bei den spätern Balumfestlichkeiten nicht der Fall; auch war der Austeiler nicht tabung d. h. keine Person, die sich durch Enthaltung gewisser Speisen u. a. darauf vorbereitet, sondern ohne weitere Ceremonien zu diesem Geschäft bestimmt (S. 370). Charakteristisch erzählt Missionar Kunze, „Wie wir dem Papua das Evangelium bringen“ (in Warnecks Allg. Missionszeitschr. Heft 1): „Ihr sagt, ihr habt eine nutun (Seele); warum laßt ihr diese im Schmutz, im Bösen? Ihr wißt, daß Stehlen, Lügen, Zauberei und Blutrache eine schlechte Sache ist; auch wie eure Dörfer immer kleiner und die Leute darin immer weniger werden, wenn ihr Böses thut“ u. s. w. (S. 28). Ein Mann beklagte sich bei Missionar Dessel, daß wir beim Anlegen eines Wegs auch einige dem

Götterriesen Kelibob heilige Bäume umgeschlagen; zur Strafe habe Kelibob einen Platzregen geschickt, der auch sein eignes Feld beschädigt (S. 29). Märchen (sepoao) der Jabim und Kai teilt von der Station Simbang bei Finschhafen der Neudettelsauer Missionar J. Vetter in den schon genannten „Kirchl. Mitteil." mit. Es ist darin öfter von Verwandlungen die Rede z. B.: Ein schwer verwundeter Bursche, zum Spott zum Tanzen aufgefordert, klagt der ältern Schwester, die Krebsgestalt annehmen konnte, sein Leid; diese vertritt ihn in entsprechender Verkleidung und geht dann in den Bach als Krebs. Der Bruder nimmt dann eine Frau, die ihn für den gewandten Tänzer hält und ihm ein Söhnlein gebiert. In Abwesenheit der Mutter kommt die Tante aus dem Bach, putzt es, bestreicht seinen Kopf mit der beliebten roten Ockerfarbe, schaukelt es und singt: „Als dein Vater Tukalu Geschwüre hatte, habe ich, deine Tante, der Krebs, getanzt." Der vom Feld zurückkehrenden Mutter sagt der Vater, er habe das Kind geschmückt; aber sie erfährt bei einem weiteren Besuch der Krebsschwägerin die Wahrheit. Doch als diese sich beim Braten von Taro die Hand verbrennt, daß dieselbe einem gekochten Krebs gleicht, und klagend in den Bach geht, behält sie dauernd die Krebsgestalt; die anderen Personen dieser Geschichte aber werden in ihre Größe entsprechende Steine verwandelt, unter denen der Krebs nun seine Wohnung nimmt. Ein andres Märchen hat eine moralische Abzweckung: Ein selbstsüchtiger Mensch stellt sich überall, wo ein Schmaus stattfindet, ein, erhält auch stets sein Teil, aber geht damit nicht zu Frau und Kindern, sondern verzehrt es einsam im Wald, wobei er seine Augen von sich wirft, um sie nach dem Mahl wieder zu sich zu rufen. Aber einmal nehmen sie ihm seine 2 Söhne, die ihm nachgeschlichen, weg, bringen sie der Mutter und geben sie dem klagend Umhertappenden nicht eher als am Abend wieder mit der Ermahnung, künftig nicht bloß an sich zu denken (Nr. 30). (Fortsetzung folgt.)

Missionsrundschau.

China.

Von Prediger H. Lehmpfuhl in Berlin.

VII. Die litterarische Mission in China.

(Schluß.)

Das große Problem, vor das wir in der chinesischen Mission gestellt sind, lautet: Wie ist es möglich, diese 400 Millionen Heiden christlich zu beeinflussen? Alle Mittel, mit denen die Mission in China arbeitet, sind doch nicht hinreichend, an die große Masse des chinesischen Volkes heranzukommen. Es sind in den Küsten-Provinzen schon eine stattliche Reihe von Stationen angelegt worden, und von Jahr zu Jahr wächst die Macht und der Einfluß des Christentums. Auch zeigt sich jetzt vielfach ein recht erfreulicher zahlenmäßiger Erfolg. Aber trotz dieses Fortschritts, trotz des unaufhaltsamen Vordringens der Missionare auch in die Innenprovinzen bleibt die Frage doch immer bestehen: Wie erreichen wir die großen heidnischen Massen? Auch Hudson Taylor hat sie mit seinem großartigen Unternehmen der China-Inland-Mission nicht gelöst. Denn wenn die Zahl der chine-

fischen Missionare verdoppelt, ja selbst verdreifacht würde, — eine wirksame Beeinflussung wäre auch dann noch nicht möglich. Ferner kann nicht in Abrede gestellt werden, daß die Mission ihre hauptsächlichsten Erfolge bisher nur bei den niederen Schichten der Bevölkerung zu verzeichnen hat, — die oberen Klassen fast noch nicht erreicht, — ja daß diese gerade die erbittertsten Feinde des Christentums sind. Und doch kommt beinahe alles darauf an, daß gerade sie für dasselbe gewonnen werden. Jedenfalls darf die Mission nicht müde werden, immer wieder trotz aller Mißerfolge auf neue Mittel und Wege zu sinnen, auch diesen oberen Zehntausend, den berufenen Führern des chinesischen Volkes, ein besseres Verständnis unseres Glaubens beizubringen.

Da hat sich denn in den letzten Jahren das Augenmerk der chinesischen Missionskreise mehr als bisher wieder der litterarischen Mission zugewandt, und namentlich den unermüdlichen Bemühungen des Rev. Tim. Richard, des Sekretärs der Society for the Diffusion of Christian and General Knowledge in Shanghai, ist es gelungen, diesen Zweig chinesischer Missionsthätigkeit mehr als bisher in den Vordergrund zu rücken. Um größere Mittel für einen energischeren Betrieb der litterarischen Mission aufzubringen, hat Tim. Richard 1897 eine Reise nach Amerika und England unternommen, die vom besten Erfolg begleitet war. In England allein erzielte er für seine Zwecke 31 800 Mk. Er hofft, jährlich in England und Amerika je 40 000 Mk. aufzubringen. Über seinen Gegenstand hat er sich auch in einer Reihe von Flugschriften verbreitet. Am instruktivsten, weil die Frage nach allen Seiten ausführlich beleuchtend, ist das Schriftchen: The Crisis in China, and how to meet it, dem ein Vortrag in der Secretaries Association in London zu Grunde liegt. In der Einleitung weist T. Richard auf die Krisis, in die China infolge des Kriegs mit Japan getaten ist, und geht dann zu einer Charakteristik der verschiedenen Methoden der protestantischen Mission, der Evangelisation, der Schularbeit, der ärztlichen Mission über, die zwar sämtlich unentbehrlich sind, neben denen aber die litterarische Mission deshalb einen besonderen und nicht unwichtigen Platz beanspruchen muß, weil sie in ihrer Wirkung vor jenen eine größere Universalität voraus hat. Sie macht es eben möglich, die breitesten Schichten der Bevölkerung zu erreichen, sie ist auch der Weg, zwischen dem Missionar und den vornehmen und einflußreichen Chinesen, die weder in die Kirche gehen, noch dem Missionar den Eintritt in ihr Haus gestatten, eine Brücke zu schlagen und die Vorurteile zu zerstreuen, sie empfiehlt sich endlich auch deshalb, weil diese Art des Missionierens der Eigenart der Chinesen am meisten entspricht. Auch die anderen Religionen, der Konfuzianismus, Taoismus und Buddhismus haben in China weniger durch Predigten als durch Bücher ihre Verbreitung gefunden. Wollen wir nicht aus der Geschichte lernen? Man sorge daher für eine gute christliche Litteratur und sehe dabei nicht so auf die Quantität als die Qualität der Leistungen. Es kommt darauf an, den gebildeten Chinesen einen möglichst tiefen Eindruck vom Christentum zu geben. Das kann nur durch eine Litteratur geschehen, die inhaltlich und stilistisch es mit den besten Erzeugnissen des chinesischen Geistes aufnehmen kann. Dann aber suche man gute Bücher möglichst planmäßig unter die Mandarine, Litteraten und Studenten zu verbreiten. Man setze auch, wie es bereits mit bestem Erfolg geschehen ist, Preise für Abfassung geeigneter Schriften durch chinesische Studenten aus. Die litterarische Mission hat bereits einen tiefgehenden Einfluß in China ausgeübt, und die Erfolge sind durchaus nicht so unnachweisbar, wie man vielfach angenommen hat.

Soweit die Argumentationen Tim. Richards. In Jahrgg. 1897 unserer Zeitschrift S. 202 ff. hat sich unser Missionar Pf. Kranz ausführlich zu der gleichen Frage geäußert, und wir konstatieren gern, daß auch in den deutschen Missions-Fachkreisen die Stimmen sich mehren, die für eine energischere Betreibung der litterarischen Mission in China eintreten. Bisher hat freilich unser Verein fast ausschließlich die deutsche Mission auf diesem Gebiete vertreten, und er wird seiner Tradition, trotz der Übernahme einer praktischen Mission in Tsintau, auch ferner

treu bleiben. Möchte es nur gelingen, wie in England und Amerika auch in Deutschland größere Summen zur Verbreitung christlicher Litteratur in China aufzubringen!

Soviel über die Bedeutung der litterarischen Mission. Im folgenden soll nun versucht werden, eine Übersicht über die gesamte bisher geleistete Arbeit auf diesem Gebiete in China zu geben, und zwar werden wir unser Ziel am besten erreichen, wenn wir zuerst die Arbeit der Bibelgesellschaften, sodann der Traktatgesellschaften und endlich der Missionspressen uns vor Augen führen. Es dürfte dies die erste zusammenfassende Darstellung dieses Gegenstandes in deutscher Sprache sein[1]).

a. Die Bibelgesellschaften.

Die erste Bibelgesellschaft, die christliche chinesische Litteratur verbreitet hat, ist die 1804 gegründete British and Foreign Bible Society gewesen, mit deren Unterstützung 1805—1810 die Baptisten-Missionare in Serampore in Indien eine Übersetzung des Neuen Testaments durch Marshman in chinesischer Sprache druckten. 1812—1814 wurde die Morrison'sche Übersetzung des Neuen Testaments in 2000 Exemplaren hergestellt. Dr. Milne sorgte für seine Verbreitung. In der Zeit der Taiping-Rebellion erhielt die Gesellschaft die nötigen Mittel, um eine Million Neuer Testamente zu verbreiten. Die ganze Bibel wurde zum ersten Male 1855 in der sog. Delegierten-Übersetzung in 10 000 Exemplaren gedruckt. Diese Übersetzung beruhte auf den früher von Medhurst, Gützlaff und Bridgman hergestellten. Während man bis dahin die Schriften umsonst verteilt hatte, begann man seit 1864 mit dem Verkauf zu einem niedrigen Preise. Am meisten gedruckt worden sind die Evangelien und die Apostelgeschichte. Außer im Wenli und im Nord-Mandarin ist die Bibel und Teile derselben auch im Shanghai-, Futschow-, Kanton-, Hakka-, Ningpo-, Wentschow-, Taitschow-, Amoy-, Swatow-, Hainan-Dialekt gedruckt worden. Der Durchschnitt des jährlichen Absatzes der Schrift und ihrer Teile beträgt 220 000.

An zweiter Stelle ist die American Bible Society zu nennen, die 1822 ihre Arbeit für China begann und zur Verbreitung gleichfalls die in Serampore hergestellten Übersetzungen benutzte. 1834 bestimmte die Gesellschaft 3000 Dollars = 6000 M. zur Schriftenverbreitung durch den bekannten Evangelisten Leang A-fa und Dr. Medhurst. 1835 stellten Medhurst, Gützlaff und Bridgman ihre Bibelübersetzung fertig. In den Jahren 1847—1853 erschien dann die schon erwähnte Delegierten-Übersetzung, 1862 ein neue von Bridgman und Culbertson, 1854 wurde das Neue Testament in das Süd-Mandarin durch Dr. Medhurst und Stronach übertragen. Zu allen diesen Übersetzungen gab die Amerikanische Bibel-Gesellschaft Zuschüsse. Von 1867 an wurden die Schriften nur noch verkauft. Das Jahr 1869 ist dadurch bemerkenswert, daß in ihm mit der größte Absatz erzielt wurde: 216 485 Exemplare. Es wurde erst wieder durch das Jahr 1892 mit 245 087 Exemplaren übertroffen, 1896 wurden 273 821 Bände abgesetzt. 1874 erschien die erste Übersetzung ins Mandarin, während bisher das Alte Testament nur im Wenli herausgegeben worden war. Bis 1875 waren durch die Gesellschaft 1 224 145 Bibeln und Teile derselben in Umlauf gebracht. In diesem Jahre schuf der Agent der Gesellschaft Dr. Gulick das System der fremden Bibel-Kolporteure für China und eine Vermehrung der eingeborenen Kolporteure unter Aufsicht der Missionare. 1896 hatte man 5 fremde und 89 einheimische Kolporteure. Über letztere übten 26 Missionare die Aufsicht. Bis 1893 hat die Gesellschaft die Bibel

[1]) Vgl. zu dem Folgenden: China Mission Handbook, S. 296 ff.; ferner die betr. Referate in den Records of the General Conferences of the Protestant Missionaries of China. Shanghai, 1877 u. 1890, und Alexander Wylie, Memorials of Protestant Missionaries. Shanghai 1867; endlich die letzten Jahresberichte der betreffenden Gesellschaften.

und Teile derselben in 3 075 972 Bänden und 17 verschiedenen chinesischen Dialekten verbreitet. Der Bericht von 1896 spricht von 6 Millionen Bänden, die bis zu diesem Jahr in Umlauf gebracht worden seien.

1863 begann die dritte große Bibelgesellschaft, die National Bible Society of Scotland, 1860 gegründet, ihr Werk für China. Ihr bekanntester Mitarbeiter ist Rev. Murray in Peking geworden, der ein besonderes Schriftsystem für die blinden Chinesen erfunden hat. Seit 1877 ist die Centrale der Gesellschaft für China in Hankow, wo sie auch eine eigene Presse hat. Wie bei den beiden anderen beläuft sich auch ihr Vertrieb auf ca. eine viertel Million Bibeln, Neuer Testamente und Teile derselben. Bis 1894 waren 2 669 001 Bände verbreitet, darunter 86 351 Vollbibeln und Neue Testamente. Nach ihrem Statut hat die Gesellschaft sich auch durch Herstellung und Verbreitung anderer christlicher Schriften verdient gemacht.

b) Traktatgesellschaften.

Es war nur natürlich, daß die protestantische Mission in China sich zunächst die Herstellung guter Übersetzungen der Bibel in die verschiedenen chinesischen Mundarten und ihre Verbreitung angelegen sein ließ, wenn wir es auch verstehen können, daß man heute im protestantischen Lager sagen kann: „So unendlich überlegen jedem anderen Buch auch die Bibel ist, so ist es doch unbestreitbar wahr, wie wir glauben, daß das erste Buch für einen Heiden nicht eigentlich die Bibel oder irgend ein besonderes Buch der Bibel ist, sondern das, welches ihn für ein Verständnis der Bibel geschickt macht und in ihm das Verlangen erweckt, jenes beste aller Bücher zu besitzen; wir meinen nämlich einen sorgfältig abgefaßten Traktat über die Grundlehren der Bibel, geschrieben von einem geisterfüllten Manne unter dem Antrieb und der Führung des heiligen Geistes, des großen Autors des Wortes Gottes.“ Das Bedürfnis guter christlicher Traktate und überhaupt einer anderweitigen christlichen Litteratur neben der Bibel machte sich sehr bald bemerkbar. Schon 1811 wurde der erste von einem Protestanten verfaßte Traktat in chinesischer Sprache gedruckt: Es war eine Broschüre Dr. Morrisons, 6 Blätter umfassend, über das Dasein und die Einheit Gottes und die wesentlichen Grundwahrheiten des Christentums. Aber es dauerte bis 1844, ehe sich eine besondere Gesellschaft zur Verbreitung solcher Traktate bildete, die in den ersten Jahrzehnten auch nur wenig Energie entfaltete. Erst als Dr. Murdoch, der Agent der Religious Tract Society in Indien, auf Veranlassung der Missionare Hill und Richard Anfang der achtziger Jahre China einen Besuch abstattete und einen Plan für ein zielbewußteres Vorgehen entwarf, wurde eine gute Organisation geschaffen[1]). Heute bestehen folgende Traktat-Gesellschaften in China:

1. The East China Religious Tract Society, die aus der oben erwähnten Vereinigung einiger Missionare der London und Church Missionary Society 1885 hervorgegangen ist und sich mit der von Dr. Farnham 1878 gebildeten Chinese Religious Tract Society zu der Chinese Tract Society vereinigt hat, 1894. Ihr Sitz ist in Shanghai. Unsere beiden Missionare D. Faber und Pf. Kranz gehören dieser Gesellschaft an. Die East China Tract Society hat u. a. auch D. Fabers Old Testament Meditations und seine Kommentare zum Lukas- und Markus-Evangelium herausgegeben. Auch hat sie die bekannten 20 Bogentraktate D. Fabers gedruckt. Sie hat aus der Kasse unseres Vereins und von Pf. Kranz wiederholt Unterstützungen für die Herstellung dieser Bücher erhalten. 1896 druckte sie 636 590 Bücher mit ca. 6 Millionen Seiten für einen Aufwand von 31 144 M.

[1]) Dr. Murdoch hat in seiner Schrift: Report on Christian Literature in China, 86 S., eingehend über seine Erfahrungen berichtet.

2. 1876 wurde die Central China Religious Tract Society gegründet mit ihren Depots in Hankow und Wutschang, die 1896 nicht weniger als 1 306 352 Bücher drucken ließ, darunter auch D. Fabers Werk über Civilisation. Diese Gesellschaft schickt ihre Bücher nicht nur in sämtliche 18 Provinzen des chinesischen Reichs, sondern auch zu den Chinesen in Korea, Siam, Tonkin und Ceylon, ja selbst nach Australien und Britisch-Kolumbien.

3. Wichtig ist auch die North China Tract Society, die 1882 ins Leben trat und ihre Hauptdepots in Tientsin, Tai-yuen und Shansi hat. Sie setzt durchschnittlich 250 000 Bücher im Jahr ab und macht sich namentlich auch durch Herausgabe von Sonntagsschul-Lektionen und einer chinesischen Zeitschrift: Hwa Pei Yueh Pao verdient. Unter ihren sonstigen Publikationen nehmen die Werke Dr. Martins und Dr. Nevius einen hervorragenden Platz ein.

4. und 5. sind noch zu nennen die North Fuhkien Religious Tract Society, 1891 gegründet, und die Kiukiang Tract Society, 1894 gegründet, die noch sehr jungen Datums sind und von denen keine Berichte vorliegen.

In diesem Zusammenhang muß nun aber auch die Society for the Diffusion of Christian and General Knowledge among the Chinese ausführlich behandelt werden, die uns durch die engen Beziehungen, die Pf. Kranz mit ihr unterhält, besonders nahe steht. Die Gesellschaft ist aus dem Schul- und Text-Buch-Komitee hervorgegangen, das die Shanghai-Konferenz 1877 gebildet hatte und dessen Sekretär Dr. A. Williamson war. Bei einem Besuch in seiner schottischen Heimat 1884 gründete er in Verbindung mit dem Schul- und Text-Buch-Komitee in Glasgow eine Buch- und Traktat-Gesellschaft, die die Mittel zur Einrichtung einer Presse in Shanghai aufbrachte. Dies war der Anfang unserer Gesellschaft, die 1887 ins Leben trat und zu der der Glasgower Verein nach wie vor beisteuert. In dem Prospekt, der 1887 herausgegeben wurde, heißt es: „Unser Ziel ist ein zwiefaches, nämlich: 1) Bücher herzustellen für die intelligenteren Klassen in China mit einem verhältnismäßig hohen Inhalt, und 2) Illustrierte Werke für die Familien zu schaffen. Wir wollen in keiner Weise den Arbeiten der Bibel- oder Traktat-Gesellschaften, noch dem Schul- und Text-Buch-Komitee oder irgend einem schon bestehenden privaten Unternehmen der Art in den Weg treten. Wir wollen in unserem Werk einer Richtlinie folgen, die von alledem verschieden ist und in der man bisher noch keinen Versuch gemacht hat, der ihrer Wichtigkeit in irgend einer Weise angemessen wäre.“ Nach dem baldigen Tode Dr. Williamsons wurde Timothy Richard 1891 von der englischen Baptisten-Mission Sekretär der Gesellschaft, und ihm ist es gelungen, ihre Ziele mit großem Geschick zu fördern. Schon 1891 und 1892 gaben die Revolten der Chinesen gegen die Fremden Gelegenheit, die Aufmerksamkeit auf die höheren Klassen Chinas hinzulenken, da die Mandarine und Litteraten die Anstifter dieser Revolten gewesen waren und sie mit ihrem blinden Haß und ihren Vorurteilen und ihrer Macht über die niederen Klassen das fortwährende Hindernis jeglicher Missionsarbeit bildeten. Wir haben in den vorhergehenden Jahrgängen unserer Zeitschrift regelmäßig über den Fortgang der Arbeit berichtet und verweisen auf die betreffenden Artikel. Wir begnügen uns hier mitzuteilen, daß nach dem letzten Jahresbericht die Gesellschaft 181 249 Bücher und Traktate mit 37 121 788 Seiten druckte. Als der Kaiser von China im vergangenen Jahre seine Reformen ins Werk setzen wollte, ließ er sich u. a. auch 129 verschiedene Werke christlicher Missionare kommen. Unter diesen waren nicht weniger als 89 Bücher, die die Diffusion Society herausgegeben hat, an erster Stelle D. Fabers Werke über Civilisation und die chinesischen Theorien über die menschliche Natur. Es sei endlich bemerkt, daß die Gesellschaft sich nicht nur die Verbreitung direkt christlicher Litteratur angelegen sein läßt, sondern in ihrem Katalog auch eine ganze Reihe von Werken allgemeineren Inhalts hat. Sie hat auch Bücher über Astronomie, Geographie, Geschichte, ja selbst Agrikultur herausgegeben. „Der Zweck von alledem ist, dem intelligenteren Chinesen zu zeigen, daß das Christentum

nicht gekommen ist, um zu vernichten, wie er fürchtet, sondern zu erfüllen, und unzählige materielle, intellektuelle und politische Wohlthaten wie soziale, sittliche und geistliche Segnungen zu bringen.'

Hiermit könnten wir unsere Übersicht schließen; aber sie wäre nicht vollständig, wenn wir nicht noch kurz auch

c. die Missionspressen,

die Einrichtungen behandelten, die zur Herstellung dieser christlichen Litteratur dienen. Soweit unser Material reicht, giebt es im ganzen 8 große Missionspressen, abgesehen von einer ganzen Anzahl kleinerer. Die Londoner Missionsgesellschaft war die erste, die 1818 durch ihre Missionare Dr. Morrison und Dr. Milne in Malacca eine Presse einrichtete, die dann später nach Hongkong verlegt wurde und zeitweilig auch unter der Aufsicht Dr. Legges stand. Sie wurde jedoch 1879 verkauft. Gleichzeitig hatte die Londoner Gesellschaft aber auch in Shanghai eine Presse, die dadurch berühmt geworden ist, daß mit ihr die sog. Delegierten-Übersetzung des Neuen Testaments gedruckt wurde. In den Zeiten der Taiping-Revolution hat sie mit dazu gedient, die großen oben erwähnten Aufträge der British and Foreign Bible Society erledigen zu helfen. Diese Presse wurde gleichfalls aufgegeben, als die amerikanischen Presbyterianer 1860 ihre Druckerei von Ningpo nach Shanghai verlegten. Diese Presse hat mit der Zeit alle anderen Missionsdruckereien in China überflügelt. Von ihren Leitern ist Mr. Gamble durch die Erfindung der Herstellung chinesischer Prägestöcke durch Galvanoplastik und verbesserter Schriftkasten am bekanntesten geworden. Durch diese Erfindungen „that er ein Werk für die Presbyterianer Presse im besonderen und alle Missionspressen im allgemeinen, das kaum in den Missionsannalen und der Geschichte der Entwicklung der Druckerkunst seines Gleichen hat". 1895 druckte die Presse 40 319 350 Seiten. 9 Druckpressen waren im Gebrauch, 96 Bedienstete hatte die Druckerei. Die vor einigen Jahren der Kaiserin von China zu ihrem 60. Geburtstage geschenkte Prachtbibel ist in dieser Presse angefertigt worden. Größere Pressen sind außer dieser dann noch die des Amerikanischen Board in Kanton, die von Bridgman 1832 gegründet und 1858 nach Peking verlegt wurde, die Presse der Methodist-Episcopal-Mission in Futschow, die der Church Missionary Society in Ningpo und der englischen Presbyterianer in Swatow. Die Diffusion Society hatte auch erst ihre eigene Presse, die jedoch 1891 an die Schottische Bibelgesellschaft nach Hankow verkauft wurde, wo sie jetzt zum Bibeldruck und Druck von Traktaten für die Central China Religious Trust Society dient. Viele Missionen haben auch Handpressen oder lassen kleinere Drucksachen von den Chinesen ausführen, die auch heute noch vorwiegend von Holztafeln drucken und denen darin schwer Konkurrenz zu machen ist.

Wir sind am Schlusse unserer Rundschau. Die Darstellung selbst wird den Beweis geliefert haben, wie weit es möglich ist, eine Geschichte der chinesischen Mission nach den einzelnen Zweigen des Missionsbetriebs zu schreiben. Sie wird zugleich aber auch gezeigt haben, welch' großes Feld hier noch der Bearbeitung harrt; denn was wir bisher darüber besitzen, ist, wenn auch z. T. wertvolles, so doch durchweg ungesichtetes Material. In einer Reihe von besonderen Aufsätzen hoffen wir im Anschluß an diese Rundschau nunmehr die wichtigsten Probleme der chinesischen Mission zu behandeln.

Litteratur.

Aus Zeitschriften.

I. Allgemeines.

a) Missionswissenschaftliches: D. Kawerau, Adrian Saravia und seine Gedanken über Mission (A. M. Z. 99, 8). R. Bielinski, Die Heidenmission des Generalkonzils der evang.-luth. Kirche in Nordamerika (ebenda u. 9). R. Gundemann, Die Mission auf der Kreissynode (ebenda). Dr. Schott, Die christliche Mission und der soziale Fortschritt (ebenda, 9). Haccius, Die Hermannsburger Mission (Evgl. Miss. 99, 7). Jahresbericht über das Missionswerk der Brüdergemeine. Rückblick auf unsere Generalsynode (Miss.-Bl. d. Brüderg. 99, 8). Festbericht zum 50jährigen Dankfest 1899 und Jahresbericht für 1898 der Hermannsburger Mission (Hermbg. Miss.-Bl. 99, 7—9). Jahresfest und Generalversammlung (Berl. Miss.-Ver. 99, 7). Jahresbericht der Norddeutschen Missionsgesellschaft (Nord. Miss.-Bl. 99, 8). Dr. Nottrott, Aus dem Jahresberichte der Kolsmission (Biene a. d. Miss.-Felde 99, 7). A. T. Pierson, The Worlds Missionary Conference of 1900 (Miss. Rev. 99, 8). P. Turner, The Student Missionary Campaign (ebenda). Rev. Samuel Henry Kellogg (ebenda). M. Brain, The Story of Pastor Harms and the Hermannsburg Mission (ebenda, 7). A. T. Pierson, Medical Missions, Samuel Fisk Green (ebenda, 9). Teachers at Home and Progress Abroad (Ch. Miss.-Int. 99, 7). M. R. Gedge, Women's Work in the Mission-Field (ebenda). T. W. Drury, Methods of Training Missionaries (ebenda, 9). H. U. Weitbrecht, Literary Work (ebenda). Urgent Needs for Clergymen in the Missions (ebenda 8). Verslag van den Staat en de werkzaamheden van het Nederlandsche Zendelinggenootschap 1898/99. (Maandber. van het Nederl. Zendelingg. 1898, 8 u. 9)

b) Religionswissenschaftliches: P. Sartori, Die Totenmünze (Arch. f. Relig.-Wiss. 99, 3). D. G. Brinton, The origin of the sacred name Jahva (ebenda). A. Vierkandt, Zur Psychologie des Aberglaubens (ebenda). Fr. Schwally, Die religiösen Verhältnisse in Tunis (ebenda). R. Blochet, Études sur l'histoire religieuse de l'Iran (Rev. de l'Hist. des Relig. 40, 1). A. Barth, Bulletin des Religions de l'Inde. II. Le Brahmanisme (ebenda). L. Marillier, La doctrine de la réincarnation des âmes et les dieux de l'ancienne Irlande (ebenda). J. Louwerier, Over begrafenissen en gebruiken daaran verbonden in de Minahassa (Mededeel. van wege het Nederl. Zendelingg. 43,2).

II. Die Arbeitsfelder der Mission.

A. Amerika.

D. Buchner, Missionarische Probleme auf einem alten Missionsfelde (A. M. Z. 99, 7). Th. Schmidt, Die königlich dänische und die Brüdermission in Grönland (B. M. M. 99, 9). Nicaragua (Miss.-Bl. d. Brüderg. 99, 7 u. 9). Suriname (ebenda, 8 u. 9). Die seitens unserer Generalsynode beschlossene Übergabe unserer grönländischen Mission an die dänische Staatskirche (ebenda 8). Die Übergabe der grönländischen Mission (Nord. Miss.-Bl. 99, 9). E. Marsden, William Duncan's Work on Annette Island, Alaska (Miss. Rev. 99, 7). W. Duncan, The Christian Settlement at Metlakahtla (ebenda). Frohnmeyer, die Moskitomission (Monatsbl. f. öffti. Miss.-Std. 99, 9). W. Henderson, Straight University (Am. Miss. 99, 3).

B. Afrika.

C. Meinhof, Im Kampf mit den Sprachen Afrikas (A. M. Z. 99, 9). H. Wolff, Hohenfriedberg, eine Missionsstation und Christengemeinde im Lande Usambara (B. M. M. 99,7). J. Arndt, Erinnerungen an eine Reise nach Basutoland (ebenda, 8). G. Haccius, Die Hermannsburger Sulumission in Afrika (Evgl. Miss. 99, 8). Deutsch-Ostafrika (Miss.-Bl. d. Brüderg. 99, 7 u. 8). Südafrika-Ost (ebenda, 8). Deutsch-Südwest-Afrika (Rhein. Miss. 99, 8). The Uganda Mission, Letters and Journals (Ch. Miss. Int, 99, 7 u. 8).

C. Asien.

a) China: Fr. Müller, Ein Blick in die chinesische Schule (B. M. M. 99, 7). M. Schaub, Die Entwicklung der evangelischen Mission in China im Zusammenhang mit den politischen Ereignissen (ebenda, 8). G. Olpp, Aus der ärztlichen Mission in Tungkun (Evgl. Miss. 99, 9). Ein Zeitungskorrespondent über die ärztliche Mission in China (Calw. Miss.-Bl. 99, 8). A. H. Smith, Reform Movements in China (Miss. Rev. 99, 7). G. Ensor, The Outlook in the Farther East (Ch. Miss. Int. 99, 8). The Recent outbreak in North-West Fuhkien (ebenda, 9). W. S. Ament, Sketch of Peking (Miss. Her. 99, 7).

b) Japan: J Richter, Missionsrundschau (A. M. Z. 99, 7 u. 9). W. W. Curtis, Prison Reform in Japan (Miss. Rev. 99, 9). G. C. Needham, Kaleidoscopic Japan (ebenda). J. L. Barton, Kobe College for Girls (Miss. Her. 99, 8). M. L. Gordon, Japans new Treaties and their Effect on Mission Work (ebenda, 9).

c) Indien: K. Schaal, Die Entdeckung des Seewegs nach Ostindien und die Anfänge des Christentums daselbst (B. M. M. 99, 7). West-Himalaya (Miss.-Bl. d. Brüderg. 99, 9). A. T. Pierson, Ramabai and the Women of India (Miss. Rev. 99, 7). D. Fairbairn, The Power of Missions in India (ebenda, 9). The Agra Medical Missionary Institute, India (ebenda, 8).

d) Andere Missionsgebiete. Sumatra. Nias (Rhein. Miss. 99, 7 u. 9). M. Joustra, Verslag van een bezoek aan het onaf hankelijk Karo-Batakgebied (Mededeel. van wege het Nederl. Zendelingg. 43, 2). Bericht nopens den voortgang der Evangelisatie in de Minahassa over 1897 (ebenda).

D. Südsee.

D. Kurze, Samoa (A. M. Z. 99, 7 u. 8). P. Richter, Bilder aus Samoa (Evgl. Miss. 99, 9). Australien (Miss.-Bl. d. Brüderg. 99, 8). Aus der Geduld- und Glaubensarbeit in Neu-Guinea (Rhein. Miss. 99, 8). O. Käferle, Lebenskeime in Kaiser-Wilhelms-Land. (Monatsbl. f. öffti. Miss.-Std. 99, 8).

Vereinsnachrichten.

Von unseren Arbeitsfeldern.

Die fünfzehnte Jahresversammlung des Allgemeinen evangel.-prot. Missionsvereins in Meiningen am 19. und 20. September 1899.

Der Meininger Landesverein hatte es übernommen, diesmal dem Gesamtverein zu seinem Jahresfeste in Meiningen eine gastliche Stätte zu bereiten, und alle, die dies Fest mitgefeiert haben, sind darin einig, daß die Meininger Freunde die übernommene Pflicht aufs schönste erfüllt haben. Getragen von der herzlichsten Teilnahme der Bevölkerung, durchweht von einem frischen Zug auf-

Litteratur.

Aus Zeitschriften.

I. Allgemeines.

a) Missionswissenschaftliches: D. Kawerau, Adrian Saravia und seine Gedanken über Mission (A. M. Z. 99, 8). R. Bielinski, Die Heidenmission des Generalkonzils der evang.-luth. Kirche in Nordamerika (ebenda u. 9). R. Gundemann, Die Mission auf der Kreissynode (ebenda). Dr. Schott, Die christliche Mission und der soziale Fortschritt (ebenda, 9). Haccius, Die Hermannsburger Mission (Evgl. Miss. 99, 7). Jahresbericht über das Missionswerk der Brüdergemeine. Rückblick auf unsere Generalsynode (Miss.-Bl. d. Brüderg. 99, 8). Festbericht zum 50jährigen Dankfest 1899 und Jahresbericht für 1898 der Hermannsburger Mission (Hermbg. Miss.-Bl. 99, 7—9). Jahresfest und Generalversammlung (Berl. Miss.-Ver. 99, 7). Jahresbericht der Norddeutschen Missionsgesellschaft (Nord. Miss.-Bl. 99, 8). Dr. Nottrott, Aus dem Jahresberichte der Kolsmission (Biene a. d. Miss.-Felde 99, 7). A. T. Pierson, The Worlds Missionary Conference of 1900 (Miss. Rev. 99, 8). P. Turner, The Student Missionary Campaign (ebenda). Rev. Samuel Henry Kellogg (ebenda). M. Brain, The Story of Pastor Harms and the Hermannsburg Mission (ebenda, 7). A. T. Pierson, Medical Missions, Samuel Fisk Green (ebenda, 9). Teachers at Home and Progress Abroad (Ch. Miss.-Int. 99, 7). M. R. Gedge, Women's Work in the Mission-Field (ebenda). T. W. Drury, Methods of Training Missionaries (ebenda, 9). H. U. Weitbrecht, Literary Work (ebenda). Urgent Needs for Clergymen in the Missions (ebenda 8). Verslag van den Staat en de werkzaamheden van het Nederlandsche Zendelinggenootschap 1898/99. (Maandber. van het Nederl. Zendelingg. 1898, 8 u. 9)

b) Religionswissenschaftliches: P. Sartori, Die Totenmünze (Arch. f. Relig.-Wiss. 99, 3). D. G. Brinton, The origin of the sacred name Jahva (ebenda). A. Vierkandt, Zur Psychologie des Aberglaubens (ebenda). Fr. Schwally, Die religiösen Verhältnisse in Tunis (ebenda). R. Blochet, Études sur l'histoire religieuse de l'Iran (Rev. de l'Hist. des Relig. 40, 1). A. Barth, Bulletin des Religions de l'Inde. II. Le Brahmanisme (ebenda). L. Marillier, La doctrine de la réincarnation des âmes et les dieux de l'ancienne Irlande (ebenda). J. Louwerier, Over begrafenissen en gebruiken daaran verbonden in de Minahassa (Mededeel. van wege het Nederl. Zendelingg. 43,2).

II. Die Arbeitsfelder der Mission.

A. Amerika.

D. Buchner, Missionarische Probleme auf einem alten Missionsfelde (A. M. Z. 99, 7). Th. Schmidt, Die königlich dänische und die Brüdermission in Grönland (B. M. M. 99, 9). Nicaragua (Miss.-Bl. d. Brüderg. 99, 7 u. 9). Suriname (ebenda, 8 u. 9). Die seitens unserer Generalsynode beschlossene Übergabe unserer grönländischen Mission an die dänische Staatskirche (ebenda 8). Die Übergabe der grönländischen Mission (Nord. Miss.-Bl. 99, 9). E. Marsden, William Duncan's Work on Annette Island, Alaska (Miss. Rev. 99, 7). W. Duncan, The Christian Settlement at Metlakahtla (ebenda). Frohnmeyer, die Moskitomission (Monatsbl. f. öffti. Miss.-Std. 99, 9). W. Henderson, Straight University (Am. Miss. 99, 3).

B. Afrika.

C. Meinhof, Im Kampf mit den Sprachen Afrikas (A. M. Z. 99, 9). H. Wolff, Hohenfriedberg, eine Missionsstation und Christengemeinde im Lande Usambara (B. M. M. 99,7). J. Arndt, Erinnerungen an eine Reise nach Basutoland (ebenda, 8). G. Haccius, Die Hermannsburger Sulumission in Afrika (Evgl. Miss. 99, 8). Deutsch-Ostafrika (Miss.-Bl. d. Brüderg. 99, 7 u. 8). Südafrika-Ost (ebenda, 8). Deutsch-Südwest-Afrika (Rhein. Miss. 99, 8). The Uganda Mission, Letters and Journals (Ch. Miss. Int, 99, 7 u. 8).

C. Asien.

a) China: Fr. Müller, Ein Blick in die chinesische Schule (B. M. M. 99, 7). M. Schaub, Die Entwicklung der evangelischen Mission in China im Zusammenhang mit den politischen Ereignissen (ebenda, 8). G. Olpp, Aus der ärztlichen Mission in Tungkun (Evgl. Miss. 99, 9). Ein Zeitungskorrespondent über die ärztliche Mission in China (Calw. Miss.-Bl. 99, 8). A. H. Smith, Reform Movements in China (Miss. Rev. 99, 7). G. Ensor, The Outlook in the Farther East (Ch. Miss. Int. 99, 8). The Recent outbreak in North-West Fuhkien (ebenda, 9). W. S. Ament, Sketch of Peking (Miss. Her. 99, 7).

b) Japan: J Richter, Missionsrundschau (A. M. Z. 99, 7 u. 9). W. W. Curtis, Prison Reform in Japan (Miss. Rev. 99, 9). G. C. Needham, Kaleidoscopic Japan (ebenda). J. L. Barton, Kobe College for Girls (Miss. Her. 99, 8). M. L. Gordon, Japans new Treaties and their Effect on Mission Work (ebenda, 9).

c) Indien: K. Schaal, Die Entdeckung des Seewegs nach Ostindien und die Anfänge des Christentums daselbst (B. M. M. 99, 7). West-Himalaya (Miss.-Bl. d. Brüderg. 99, 9). A. T. Pierson, Ramabai and the Women of India (Miss. Rev. 99, 7). D. Fairbairn, The Power of Missions in India (ebenda, 9). The Agra Medical Missionary Institute, India (ebenda, 8).

d) Andere Missionsgebiete. Sumatra. Nias (Rhein. Miss. 99, 7 u. 9). M. Joustra, Verslag van een bezoek aan het onaf hankelijk Karo-Batakgebied (Mededeel. van wege het Nederl. Zendelingg. 43, 2). Bericht nopens den voortgang der Evangelisatie in de Minahassa over 1897 (ebenda).

D. Südsee.

D. Kurze, Samoa (A. M. Z. 99, 7 u. 8). P. Richter, Bilder aus Samoa (Evgl. Miss. 99, 9). Australien (Miss.-Bl. d. Brüderg. 99, 8). Aus der Geduld- und Glaubensarbeit in Neu-Guinea (Rhein. Miss. 99, 8). O. Käferle, Lebenskeime in Kaiser-Wilhelms-Land. (Monatsbl. f. öffti. Miss.-Std. 99, 8).

Vereinsnachrichten.

Von unseren Arbeitsfeldern.

Die fünfzehnte Jahresversammlung des Allgemeinen evangel.-prot. Missionsvereins in Meiningen am 19. und 20. September 1899.

Der Meininger Landesverein hatte es übernommen, diesmal dem Gesamtverein zu seinem Jahresfeste in Meiningen eine gastliche Stätte zu bereiten, und alle, die dies Fest mitgefeiert haben, sind darin einig, daß die Meininger Freunde die übernommene Pflicht aufs schönste erfüllt haben. Getragen von der herzlichsten Teilnahme der Bevölkerung, durchweht von einem frischen Zug auf-

richtiger und warmer Missionsbegeisterung, haben unsere Versammlungen einen hocherfreulichen Verlauf genommen, die alten Mitarbeiter, die so zahlreich erschienen waren, zu neuen Thaten ermuntert und die neuen Freunde in dem Bewußtsein gestärkt: Es ist wahrlich ein gutes und großes Werk, das da getrieben wird, da müssen wir auch mit unseren Gedanken, Herzen und Thaten dabei sein!

Der Centralvorstand vereinigte sich am Vormittag des 19. Septembers unter Vorsitz des Predigers Dr. Arndt zu einer 6stündigen Konferenz, deren wichtigste Beschlüsse im nächsten Hefte mitgeteilt werden. Von den Centralvorstands-Mitgliedern waren außer dem Vorsitzenden anwesend: Prof. D. Bassermann, Oberkirchenrat D. Dreyer, Pf. Dr. Hering, Pred. Lic. Dr. Kind, Past. Lic. Dr. Meincke, Pf. D. Rade, Gymnasiallehrer Schmiedel, Stadtpf. von Schöpffer, Oberhofpred. D. Spinner, Standesbeamter E. Stolze. Außerdem wohnten der Konferenz als Gäste mit beratender Stimme bei: Se. Excellenz Staatsminister Dr. von Heim-Meiningen, Past. Baars-Bremen, Pf. Dr. Christlieb-Stuttgart, Pf. Lauchenauer-Toggenburg (Schweiz), Superint. Rolle-Gräfenthal.

Die eigentliche Feier wurde durch einen Festgottesdienst an demselben Tage abends 6 Uhr in der schönen Stadtkirche eingeleitet. Prof. D. Drews aus Jena hielt die Festpredigt über 1. Tim. 2, 4, die S. 291 ff. vollständig abgedruckt ist. Seine warmen und herzlichen Worte klangen überall in den Reden der nachfolgenden Versammlungen wieder und zeigten dadurch deutlich, wie gewaltig sie die Festgemeinde gepackt hatten. Die Kollekte betrug 163 Mk.

Nach dem Festgottesdienst fand die erste volkstümliche Abendversammlung im Schützenhause statt, dessen geräumiger Saal beinahe überfüllt war. Nach einer Begrüßungsansprache durch Oberkirchenrat D. Dreyer und einigen trefflichen Gesängen des Gesangvereins „Erholung" hielt der frühere Missionar des Vereins D. Schmiedel, jetzt Gymnasiallehrer in Eisenach, einen längeren Vortrag über das moderne und das alte Japan, in dem er zunächst ein anschauliches Bild von den Fortschritten und Umwandlungen in Japan in den letzten Jahrzehnten gab, sodann aber darauf hinwies, wie vieles jedoch auch im neuen Japan noch alt geblieben sei. Vor allem seien der Konfuzianismus und Buddhismus noch zwei Mächte, die in den breiten Massen des Volks einen starken Anhang haben, und der gebildete Japaner stehe auch heute noch allem, was Religion heißt, ebenso kühl gegenüber wie in alten Zeiten. Das macht die Arbeit der Mission so schwer; das Schlimmste ist jedoch, daß der Japaner sich selbst gleichgeblieben ist. In früheren Zeiten war das Ideal die Ritterehre, heute ist es das „Vaterland", und der Chauvinismus, der nirgends solche Blüten getrieben hat wie in Japan, ist das schwerste Hemmnis des Christentums, — so wunderbar es auch erscheinen mag, da die Japaner noch vor einem Jahrzehnt das Christentum, gerade weil es eine fremde Religion war, annahmen, und es heute aus dem gleichen Grund aufs heftigste bekämpfen. Sie haben eben eingesehen, daß man die moderne Kultur auch ohne das Christentum haben kann. Der Redner schloß mit dem Hinweis, daß man trotz dieser Schwierigkeiten und der geringen Erfolge in letzter Zeit nicht an der Zukunft der christlichen Mission in Japan verzweifeln dürfe. Wenn auch die Zahl der protestantischen Christen nur etwa 40 000 betrage, so würden doch in den Schulen der protestantischen Missionen an 39 000 Kinder (die katholische Mission hat noch nicht 6000 Schüler) unterrichtet, die zu guten Hoffnungen für das kommende Jahrzehnt berechtigen.

Den zweiten Vortrag hielt Pf. D. Rade-Marburg. Er gab einen Rückblick über die Motive, die in alter Zeit, im Mittelalter und in der Gegenwart zur Mission getrieben haben. Zuerst war es der Asketismus des Mönchtums, dann der Plan, das an den Protestantismus verlorene Terrain für den Papst draußen in der Heidenwelt wieder zu erobern, jetzt beim Protestantismus ist es allein die helfende und erbarmende Liebe. Aber jeder muß etwas für die Mission thun, wenn auch nicht jeder Missionar werden kann. Wir müssen eine Gemeinde sein,

die so viel überschüssige Liebeskraft hat, daß sie Missionare hervorbringt. Sonst ist es schlimm um unsere Zukunft bestellt. Mit gemeinsamem Gesang wurde der Abend beschlossen.

Am 20. September früh 9 Uhr traten die Vertreter der einzelnen Zweig- und Landesvereine und die Vertrauensmänner zur Erledigung des geschäftlichen Teils der Tagesordnung der Generalversammlung zusammen. Es waren folgende Vereine vertreten: Baden (10 St.), Berlin, Hauptverein (11 St.), Frauenverein (11 St.), Bremen (8 St.), Frankfurt a/M. (9 St.), Gotha (5 St.), Hamburg (21 St.), Koburg (1 St.), Meiningen (6 St.), Pfalz (16 St.), Schweiz (27 St.), Weimar (10 St.). Aus der Reihe der gefaßten Beschlüsse ist folgendes mitzuteilen: Durch Zuruf wurden die fünf statutengemäß ausscheidenden Mitglieder des Centralvorstandes Oberkirchennat D. Dreyer-Meiningen, Pred. Lic. Dr. Kind-Berlin, Pred. D. Kirmß-Berlin, Pf. Röhrich-Genf und Oberhofpred. D. Spinner-Weimar auf 3 Jahre (1899—1901) wiedergewählt. Zu Ehrenmitgliedern wurden die Herren Karl Illies und Philipp Lieder in Hamburg ernannt. Ferner wurde beschlossen, daß sofort mit dem Bau einer Chinesenschule in unserem neuen Pachtgebiet in Kiautschou begonnen und daß sobald wie möglich noch ein weiterer Pfarrer dorthin ausgesandt werden soll. Ebenso soll ein deutscher Arzt gewonnen werden, der, sobald es die Mittel erlauben, als Missionsarzt hinausgehen und dort die Gründung einer ärztlichen Mission in die Wege leiten soll. Festort der nächstjährigen Generalversammlung wird Hamburg sein.

Alles Weitere wird den Zweigvereins-Vorständen und Vertrauensmännern durch ein Cirkular mitgeteilt werden, das auch im nächsten Heft zum Abdruck gelangen soll.

Der öffentliche Teil der Generalversammlung fand um 10 Uhr im großen Saale des Kasinos statt. Das Einleitungsgebet sprach Oberhofpred. D. Spinner, dann begrüßte Pred. Dr. Arndt die zahlreiche Versammlung, indem er die große Bedeutung der Thüringer Lande als der Wiege der Reformation hervorhob und auf die vielen uns Protestanten so teuren Stätten in der Nähe Meiningens hinwies. Telegramme wurden an den Kaiser, den Großherzog Karl Alexander von Sachsen-Weimar und den Herzog Georg von Sachsen-Meiningen gesandt. Das Telegramm an Se. Majestät Kaiser Wilhelm II. lautete: „Eurer Majestät, dem weitblickenden und machtvollen Beschützer und Förderer der Verbreitung des Evangeliums und der deutschen Kultur in Ostasien, sendet ehrfurchtsvollen Huldigungsgruß die 15. Generalversammlung des Allgemeinen evang.-prot. Missions-Vereins." Der Gruß an Se. Kgl. Hoheit Großherzog Karl Alexander, unseren hohen Protektor, hatte den Wortlaut: „Eurer Königlichen Hoheit, dem hochgesinnten Förderer der Verbreitung evangelischen Glaubens und christlicher Sitte in der nach Licht sich sehnenden Heidenwelt Asiens, dem unentwegten, huldreichen Beschützer unseres Vereins, naht mit dem Ausdruck tiefsten Dankes und ehrfurchtsvollsten Segenswünschen die 15. in Meiningen tagende Jahresversammlung des Allgemeinen evang.-prot. Missions-Vereins." Seiner Hoheit Herzog Georg von Sachsen-Meiningen wurde telegraphiert: „Dem edlen Fürsten, der nicht bloß für sein Volk, sondern für alle Menschen ein warm fühlendes Herz hat, in dem Freiheit und Frömmigkeit unauflöslich vereinigt sind, sendet der in gleicher Gesinnung ihm verbundene, in seiner Residenz gastlich aufgenommene Allgemeine evgl.-prot. Missions-Verein ehrfurchtsvollen Gruß." Noch im Laufe des Tages antwortete unser Protektor: „Den soeben erhaltenen Gruß der 15. Jahresversammlung des Allgemeinen evang.-prot. Missions-Vereins erwidere ich dankend durch den innigen Wunsch, daß der Allbarmherzige auch ferner uns in seinem Dienste der Verbreitung des evangelischen Glaubens in Asien segnen wolle, wie er es bisher gethan. Carl Alexander."

Auf den Gruß an den Kaiser ging am folgenden Tage nachstehendes Telegramm ein: „Se. Majestät der Kaiser und König lassen der 15. Generalversamm-

lung des Allgemeinen evang.-prot. Missions-Vereins für den Huldigungsgruß bestens danken. Auf allerhöchsten Befehl von Lucanus, Geh. Kab.-Rat." Ebenso antwortete Se. Hoheit Herzog Georg: „Für den so freundlichen mich sehr erfreuenden Gruß des in meiner Residenz tagenden Missions-Vereins, den ich herzlich erwidere, wärmsten Dank. Möchten Sie alle sich in Meiningen wohl fühlen. Georg." Grüße waren eingegangen vom Ehrenpräsidenten Pf. D. Buß-Glarus, Prof. D. Pfleiderer-Berlin, Kons.-Rat D. Ehlers-Frankfurt a/M., Prof. D. Kesselring-Zürich, Senator Wessels-Bremen, dem Centralvorstand des Evangelischen Bundes, der theologischen Fakultät der Universität Marburg, dem Schlesischen Provinzalverband, dem Mannheimer Frauenverein, dem Hirschberger Zweigverein und dem Missionarskollegium in Tokyo. Im Auftrage des Meininger Oberkirchenrats entbot Kirchenrat Füßlein, im Namen der Gemeindebehörden Oberbürgermeister Schüler, des Meininger Landesvereins Oberkirchenrat D. Dreyer, des Weimarischen Kirchenrats Oberhofprediger D. Spinner herzliche Grüße und Wünsche. Pred. Dr. Arndt dankte für alle so warm bekundete Teilnahme an dem Werke des Vereins und erstattete sodann den Jahresbericht, der diesem Hefte beigegeben ist.

Darauf erhielt Pf. Dr. Christlieb, unser kürzlich aus Tokyo zurückgekehrter Missionar, das Wort zu einem einstündigen Vortrage über das Thema: „Japanische Kulturinteressen und die evangelische Mission", der mit großem Beifall aufgenommen wurde. Der Vortrag ist in der Reihe unserer Flugschriften (Nr. IX) erschienen und von unserer Verlagsbuchhandlung A. Haack-Berlin zu den üblichen Bedingungen zu beziehen.

Den Schluß der Verhandlungen bildeten die Berichte der Vertreter der einzelnen Zweigvereine, in denen wiederholt auf die erfreuliche Wirksamkeit unserer Frauenvereine hingewiesen und zur Gründung weiterer Frauengruppen aufgefordert wurde. Zu unserer Freude können wir mitteilen, daß der Appell bei den Meininger Damen einen lebhaften Wiederhall fand und sich im Laufe des Tages ein neuer Frauenverein für Meiningen konstituierte. Endlich wurden folgende Festgaben überreicht: Vom Badischen Landesverein 1300 M., darunter 100 M. Gabe der Konfirmandinnen des Stadtpf. von Schöpffer, vom Gothaer Landesverein 150 M., Sammlung in Bremerhaven und Vegesack 100 M., Sammlung des Pf. Apfelstädt-Leubnitz-Dresden 120 M., des Pf. Heyn-Greifswald 113,87 M., des Senators Wessels-Bremen 70 M., des Pfarrers Blumhardt Bad Boll 50 M.; Konsul Schoeller-Zürich hatte 1000 M. für Kiautschou gesandt und Past. Lic. Dr. Meincke meldete, daß in Hamburg 1300 M. Mehrbeiträge von neugewonnenen Mitgliedern gezahlt worden sind.

Nachmittags 2 Uhr wurde ein einfaches Mittagsmahl im Kasino eingenommen, das ca. 100 Teilnehmer vereinigte. Pred. Dr. Arndt brachte das erste Hoch auf Se. Majestät den Kaiser und Se. Hoheit Herzog Georg aus, Oberkirchen-Rat D. Dreyer toastete auf den Protektor, Prof. D. Bassermann auf das Meininger Festkomitee, Se. Excellenz Staatsminister Dr. von Heim auf den Verein. Es folgten dann noch Toaste auf die Missionare in Japan und China, den Festprediger, den Vereinspräsidenten. Sup. Lic. Stölten brachte ein Hoch auf die Schweizer Mitarbeiter aus, Pf. Lauchenauer (Schweiz) feierte Deutschland. Um 4 Uhr hatte das Mahl sein Ende.

Um 7 Uhr war der zweite Familienabend im Schützenhause, der wieder eine große Besucherzahl vereinigte. Die Gesänge wurden vom Kirchenchor ausgeführt. Den ersten Vortrag hielt Pf. Munzinger, früher Missionar des Vereins, der in anziehender Weise und mit vielen Einzelheiten drei Gottesdienste, einen der Buddhisten, einen in der japanischen Christengemeinde des Vereins und einen in der deutschen Gemeinde in Tokyo schilderte. Pred. Lehmpfuhl-Berlin, der Vereinssekretär, sprach über unseren inzwischen verstorbenen Freund D. Faber in Tsintau, sein Leben und seine Schriften, und machte auf die Wichtigkeit seiner litterarischen Leistungen aufmerksam. Sein Appell, im Saale eine Kollekte zur Verbreitung chinesischer christlicher Schriften in unserer neuen

deutschen Besitzung in Kiautschou zu veranstalten, fand vielen Beifall. Die Kollekte brachte 182 M. Den Schlußvortrag hielt Diak. Arper-Weimar, der ein anschauliches Bild von dem Leben und Wirken des Apostels der Japaner Nischima gab. Die Versammlung schloß mit dem Gesange eines Missionsliedes, das unser Missionar Pf. Wendt in Tokyo für das 15. Centraljahresfest gedichtet hatte.

H. Lehmpfuhl.

Aus China.

Bericht des Pfarrers Wilhelm über seine Reise nach China vom 1. April—13. Mai 1899.

„Die Tage zwischen meiner Abordnung und meiner Abreise verbrachte ich in Bad Boll, wo auch meine Mutter und Schwester während dieser Zeit sich aufhielten. Am 1. April in der Frühe, am Samstag vor Ostern, fuhr ich mit meiner Braut und Schwiegermutter, die mich bis an die Endstation Europas begleiteten, von dort ab. Nachmittags kamen wir in Zürich an, wo uns außer einigen sonstigen Freunden Herr Professor Kesselring am Bahnhof erwartete und ins Hotel Central ablieferte. Die Absicht, mich den Schweizer Mitgliedern des Vereins vorzustellen, konnte nicht in vollem Maße verwirklicht werden, da sie teils abwesend, teils wegen des bevorstehenden Festes in Anspruch genommen waren. Doch konnte ich mich in einer Zusammenkunft am Abend wenigstens mit einigen der Herrn über wesentliche prinzipielle Punkte betreffend die Auffassung meiner Aufgabe verständigen.

Am Nachmittag des Osterfestes ging die Fahrt weiter. Rasch türmten sich die Berge auf. Man flog an all den Schweizer Sehenswürdigkeiten vorüber, traumhaft wechselnde Eindrücke in sich aufnehmend, bis die Gegend immer einsamer und zerklüfteter wurde und durch viele Windungen und Tunnel der Zug sich zum Gotthardpaß hinaufgearbeitet hatte. Es war Dämmerung, als wir Göschenen erreichten, und nur noch auf den höchsten Spitzen lag fern und leuchtend der Sonnenschein. Als wir den großen Tunnel hinter uns hatten, war der Abend vollends ganz hereingesunken, und aus der grauen Luft winkte nur noch da und dort etwa neben einer zerfallenen Herberge ein blühender Pfirsich- oder Mandelbaum, als Zeichen, daß wir in wärmere Gegenden kamen. Mailand erreichten wir im Lauf der Nacht und machten Halt, um am andern Morgen nach kurzer Besichtigung des Doms und seiner nächsten Umgebung, der Bazarhalle, Galleria Vittore Emanuele und dem Reiterstandbild dieses Königs — beides Charakteristika italienischer Städte — uns nach Genua weiter zu begeben.

Im Sonnenschein gings durch die lombardischen Gefilde, die im ersten Frühlingsgrün dalagen, vorbei an so manchen Denkmalen der Kunst und Geschichte, bis die Berge der italienischen Westküste auftauchten und durch endlose moderige Tunnels die Bahn ihren Weg nach Genua sich bohrt. Dort erwartete uns am Bahnhof ein Bediensteter des Ospizio Tedesco, so daß wir ohne Schwierigkeit unser Unterkommen fanden.

Der Nachmittag wurde neben den für die Reise nötigen Abmachungen dazu verwandt, die Stadt zu durchstreifen. Mit Aufbietung unsres besten Italienisch, das sich freilich in sehr bescheidenen Grenzen bewegte, fanden wir uns überall zurecht. Es hat seinen eigenen Reiz, in einer fremden Stadt sich planlos dem hinzugeben, was einem entgegenkommt. Und so ließen wir denn Genua in dieser Weise auf uns wirken: Die engen Straßen, die von villenbesetzten Hügeln mit üppigem Pflanzenwuchs überragt sind, alte Kirchen und moderne Kaffeehäuser, das ganze Gewühl und Gedränge der Seestadt. Auch auf dem Campo santo waren wir. Man fährt landeinwärts eine ziemliche Strecke, bis man an den

Bergabhang kommt, deſſen Cypreſſen und Marmordenkmäler ſchon von Ferne zeigen, daß er den Toten gehört. Und es iſt wirklich ein Gefilde des Todes, in das man eintritt; alles wirkt zuſammen: Die Maſſenhaftigkeit der Gräber, die raffinierte Technik, die in den Grabdenkmälern darauf verwandt iſt, in tauſend Scenen das Sterben und den Tod mit erſchreckender Wahrheit vors Auge zu malen, die Stille, die über dem Ganzen liegt, nur unterbrochen von einer ſonderbaren Art von Glockenſpiel, wie ich nie etwas Ähnliches gehört: Es klingt ſo gepreßt und troſtlos, wie weinende, ſeufzende und ſchluchzende Stimmen, von jähem Riß unterbrochen, bis ſich die Stimmen aufs neue zur Klage erheben. Ein Totenkult, ein Totenreich, wie es in China nicht ſchlimmer iſt, mit dem einzigen Unterſchied, daß die Toten hier auf den Campo santo beſchränkt ſind, während ſie dort unter der Form der Pietät das ganze Leben erſticken.

Am andern Morgen fuhren wir durch die Straßen, in denen eine geſchäftige Menge ſich drängte, zum Hafen, wo wir in einem kleinen Boote übergeſetzt wurden auf die „Preußen", auf der ſich für die Damen eben noch zwei Plätze bis Neapel fanden. Die Paſſagiere ſtanden auf dem Promenadendeck, einander noch fremd und mit den verſchiedenſten Gefühlen. Die Sonne brach durch die Wolken durch, aber die Küſte blieb von Dunſt und Nebel umzogen, als unter den Klängen der Stewardsmuſik die Anker gelichtet wurden. Die See war ziemlich ruhig, ſo daß wir ohne ernſtlicheres Unwohlſein uns auf dem Schiff umſehen konnten, wenn auch eine ziemlich kühle Temperatur und ein ſtarker Luftzug den Aufenthalt auf Deck ein wenig beeinträchtigte. Dieſes günſtige Wetter hielt während der ganzen Fahrt an, ſo daß mir Seekrankheit von Anfang bis Schluß der Reiſe gänzlich unbekannt geblieben iſt.

Andern Tags in den warmen Mittagsſtunden langten wir in Neapel an. Noch immer war die Luft nicht ganz klar, ſo daß die Umriſſe alle nur leicht angedeutet waren und die Stadt nicht mit ihrem vollen Zauber einen überfiel. Doch konnten wir, als wir die Chiaja entlang nach unſerem Hotel fuhren, einen vollen Eindruck von dem ſüdlichen Leben mit ſeinen Blumen und Bettlern, ſeinem Gewühl und ſeiner Heiterkeit bekommen. Wir verwandten die Zeit, die uns zur Verfügung ſtand, zu einem Ausflug auf das Schloß San Martino, das auf ſteilem Felſen über der Stadt liegt und in ſeinen weiten Räumen wertvolle Sammlungen beherbergt, auch ſind die — früher ein Kloſter bildenden — Räume ſelbſt ſehr bedeutend, beſonders eine Kapelle im ſpäten Barockſtil iſt überaus glänzend in ihrem Geſamteindruck. Nachher machten wir noch einen Gang durch die Straßen der Stadt und durch die herrlichen Anlagen am Meer. Neapel iſt ein merkwürdiges Stück Erde. Überall ſonſt wäre man entſetzt über dieſen Schmutz, dieſe Aufdringlichkeit der Kutſcher und Bettler, dieſe Primitivität des ganzen Lebens. Aber wie die vulkaniſche, lebensfeindliche Natur des Grundes allenthalben von dem ſproſſenden Leben überwunden iſt, das ſelbſt die Lavaſchlacken überwuchert, ſo iſt auch dies alles zum Schönen gekehrt. Das Leben bewegt ſich auf den Straßen, da ſitzen und ſtehen Kinder, Frauen und Männer herum, von den Balkonen herunter hört man Geſang und Gelächter, jeder Anblick bietet ein künſtleriſch abgerundetes Bild, und alles iſt umſpielt von der warmen Frühlingsluft und den Düften der Blüten. Das Leben iſt hier zum Spiel geworden, die Menſchen ſind ganz anders als in unſern kalten Gegenden, und die Natur giebt freundlich, was zum Leben dient, im Überfluß.

Der Abend brach herein und mahnte uns zum Abſchied. Wir fuhren noch zuſammen zum Dampfer. Vom Himmel glänzten die Sterne, und die tauſend Lichter der Stadt ſpiegelten ſich im Meer, während eine trübrote Glut hoch oben vom Veſuv herunterſchien. So ging es von Europa fort. —

Als ich erwachte, tauchte der Stromboli mit wolkenumhülltem Gipfel aus der Ferne, und bald kamen wir durch die enge Straße von Meſſina an Sizilien und der Spitze Italiens vorüber, ſo nahe, daß wir Berge und Felſen, Ströme und Städte wie aus der Vogelſchau vorbeiziehen ſahen, und die großen Umriſſe

und die Wolken, die über den Höhen lagerten, gaben der Gegend die Bedeutung der Erscheinung, die sie in der alten Sage behauptet. Als wir um das letzte Vorgebirge Italiens herum waren, kam ein frischer Wellenzug schäumend heran, was bei einigen Damen leichtes Unwohlsein verursachte.

Es war am Sonntag Morgen, als die Wellen sich grün färbten, und bald darauf ein Leuchtturm an der flachen ägyptischen Küste sich zeigte. Port Said war erreicht und damit zugleich eine gänzlich veränderte Umgebung. Schon durch die vielen dunklen Gestalten, die dem Schiff entgegenruderten und durch Taucherkunststücke und Handel Geschäfte zu machen suchten, bekam man einen neuen Eindruck. Um 10 Uhr etwa konnte man ans Land. Die ganze Stadt, in flacher, sandiger Gegend erbaut, macht einen etwas provisorischen Eindruck, wie auch die Bevölkerung, die sich hier herumtreibt, ein buntes Gemisch von Europäern, Afrikanern und Asiaten ist, zum Teil recht malerische Gestalten in rotem Fez und gestickten Gewändern, vielfach auch Abenteurer und unsichere Gesellen. Mit Missionar Reusch von der Basler Mission ging ich in die geräumige englische Kirche und wohnte dem kühlen Gottesdienste bei, der in gewohnter Weise verlief. Das Leben draußen mit seinem Feilschen und Handeln, seiner Hitze und Helligkeit bietet einen scharfen Kontrast. Wir trieben uns ein wenig durch die Straßen, dies und jenes kaufend, dann ging es wieder an Bord, und langsam setzte sich das Schiff durch den Suezkanal in Bewegung. Wüstenumgebung zu beiden Seiten mit zitternder Luft, die in unbestimmten Umrissen die entferntesten Gegenstände noch zeigte. Vor der Hitze schützte uns eine leichte Nordbrise, die das ganze rote Meer hindurch uns begleitete, so daß wir die Felsengrate und Wadis der Sinaihalbinsel, die gelbbraun und trocken in der Sonnenglut dalagen, kühlen Bluts mitansehen konnten. Diese kahlen steilen Gebirge machen trotzdem einen großen Eindruck durch die Macht historischer Erinnerungen, die sie hervorrufen. Man begreift die Zeit der ersten Liebe, von der die israelitischen Propheten im Hinblick auf die Wüstenwanderung des Volks redeten und wie das Volk — von Lebenswundern Gottes umgeben — in frischer Jugendkraft durch diese majestätische Einsamkeit wanderte.

Nachdem das Schilfmeer passiert ist, treten die Ufer auf beiden Seiten zurück, und aus den fischreichen, blauen Fluten tauchen nach einander die zahlreichen Inseln auf, die sich den Küsten vorlagern. Und so erreichten wir an schönem Morgen das felsenumtürmte Aden. Die Sonne ging eben auf über den starken Festungsanlagen des Hafens Steamerpoint, als wir einfuhren. Sofort tauchten wieder auf einer Masse von Booten die Eingebornen auf, um uns ans Land zu bringen und durch ihre Schwimmkünste zu unterhalten. Es ist eine sehr schön gebaute Rasse, diese Somalis mit ihrer mattglänzenden Haut, deren dunkle Bronzefarbe die Stelle überflüssiger Kleidung vertritt. Auch läßt sich sehr gut mit ihnen auskommen, und die Streitereien, in die sich die durchfahrenden Europäer stürzen, scheinen im allgemeinen hauptsächlich auf einer gewissen Abenteuerlust zu beruhen. Neben den Somalis bilden die herrschende Klasse die Araber, die sehr gewandte Handelsleute sind und mit Straußenfedern und andern Verkaufsgegenständen auch an Bord kommen. Auch die merkwürdige ethnologische Erscheinung der schwarzen Juden trafen wir, die übrigens außer der Hautfarbe ihren Typus vollständig bewahrt haben und sich in der Umgebung recht vorteilhaft ausnahmen, da sie hier als Orientalen unter Orientalen am Platze sind. Durch all dieses Völkergewimmel gelangten wir an Land und unternahmen auf einem kleinen Pferdewagen eine Fahrt nach der eigentlichen Stadt Aden, die eine beträchtliche Strecke vom Schiffshafen entfernt hinter steilen Bergen liegt. Die Sonne schien warm vom wolkenlosen Himmel, die Berge traten scharf und braun mit ihren Umrissen hervor, nur stellenweise mit einem grünen Schimmer von Vegetation belebt. Und diese Felsenphysiognomie trägt eigentlich alles; der zerlumpte Bettler, der herbeihumpelt, um sich eine Gabe zu erhaschen, die Negerjungen, die neben dem Wagen herrennen zu demselben Zweck und die sich oft zu

besonderer Verzierung die Haare weißlich rot färben, wie es scheint mit Kalk oder Pfeifenthon, die schwieligen Kamele, die schwankenden Schritts ihre Lasten tragen, die munteren Zebus mit ihren Karren: Alles ist wie aus der Umgebung herausgewachsen und rundet sich zum einheitlich geschlossenen Bild. Von der Paßhöhe aus hat man einen großen Blick aufs Meer und die vorgelagerten Felseninseln und den Bootshafen, der von türkischen und anderen Segelbooten voll ist. In blauer Ferne sieht man die Umrisse Arabiens sich verlieren. Dann geht es durch Felsenthore und enge Wege zwischen hohem, rotem Gestein hinunter nach Aden, das in einer Ebene flach und ziemlich reizlos daliegt. Dahinter erheben sich die Hügel mit den Wasserwerken, kolossalen Zisternen, durch die das Leben hier erhalten bleibt. In ihrer Umgebung finden sich auch einige südliche blühende Bäume, Banianen und Kakteen. Unter einer Laube wird einem von einem Verkäufer ein Glas (allerdings in seinen Wirkungen, wie sich zeigte, ziemlich gefährliches) Wasser angeboten. Dann ging es zurück, und wir verließen diesen ungemein charakteristischen Punkt, um an der Insel Sokotra vorbei in den Indischen Ozean hinauszusteuern.

Durch diesen Ozean hatten wir die längste ununterbrochene Seereise zu machen. Ich kann diese Zeit daher füglich zu einer kleinen Umschau auf dem Schiffe verwenden. Allerdings hat auch eine Fahrt auf dem weiten Meere ihre eignen Reize und Abwechslungen. Die ewig wechselnden Wellen und Farben, die spielenden Delphine und die wie Schwärme silberweißer Vögel über die Wellen hinfliegenden Fische, der strahlende Sternhimmel des Nachts mit den Phänomenen des südlichen Kreuzes, des Centauren u. a. neuer Sternbilder, die gleich einem Boote wagerecht auf den Wellen schwimmende Mondsichel, helle Zodiakallichter im Westen und gleich Funken im Kielwasser aufleuchtende Quallen, dann wieder die brennenden Farben beim Sonnenauf- und Untergang, die seltsamen Wolkenbildungen der südlichen Breiten, bald ruhig klares Wetter, bald heftige Tropenregengüsse, bald rollende Dünungen von fernen Stürmen: Das alles sind Dinge, die trotz der wüsten Öde des Meeres und seiner eintönigen Unendlichkeit die Fahrt anziehend machten. Doch zur Bevölkerung des Schiffs, wie sie in der 2. Klasse sich zeigte: Eine Zeitlang war der allgemeine Ton, besonders Damen gegenüber, direkt niedrig. Die Passagiere waren in drei Nationen: Engländer, Holländer und Deutsche geschieden. — Allmählich bildete sich jedoch ein kleiner Kreis, in dem ganz ungesucht auch höhere Fragen zur Sprache kamen. Auf der andern Seite hatte ich reichliche Gelegenheit, in Gesprächen mit Missionar Reusch einen Einblick in Basler Missionsart und Missionsarbeit zu bekommen. Die Sonntagsgottesdienste wurden von Herrn Missionar Reusch und mir abwechselnd im Speisezimmer 2. Klasse gehalten. Aus diesem Anlaß hatte ich Gelegenheit, mit Admiral Fritze bekannt zu werden, der auf der Preußen zu seinem Geschwader hinausfuhr. Auch General Hannecken traf ich verschiedene Male und hatte Gelegenheit, seine sehr absprechenden Urteile über Missionserfolge bei den Chinesen zu hören.

So ging die Zeit herum, als wir, nachdem wir die Malediven passiert, Colombo uns näherten, in dessen Hafen wir um $^1/_2$1 Uhr nachts einfuhren. Schon am Nachmittag aber, als wir ferne an einzelnen Inseln vorbeikamen, lag ein charakteristischer Zimmt- und Gewürzgeruch in der Luft. So waren wir vollends in diese Atmosphäre eingehüllt, als wir im Hafen von Colombo lagen. Allmählich hob sich aus den dunkeln Umrissen des Horizonts rot und glänzend der neue Tag, und das Gewimmel der Boote, die man nur an dem Rufen der Ruderer hatte unterscheiden können, war plötzlich von der hellen Sonne beleuchtet. Wir fuhren hinüber durch das Meer der Düfte und des Lichts, das von den Wellen widerblitzte. — Und das war also Colombo. — Es ist schwer, eine Schilderung all der Eindrücke zu geben, die man in dieser traumhaft schönen Welt bekommt. Mit einigen der jungen Leute machte ich dann eine Fahrt nach Mount Lavinia, die uns für ein paar Stunden durch ceylonesische Wälder brachte.

Allenthalben Palmen, Bananen und Brotfruchtbäume. In den Zweigen lärmt es fast wie ein Schwarm von Singvögeln. Es soll eine Cikadenart sein. Der schattige, rote Weg, die dichten Gebüsche am Rand, die seltsam duftenden Pflanzen mit den farbigsten Blüten ließen die ganze Strecke wie einen zusammenhängenden Park erscheinen. Große, weiße, luftige Bauten der Europäer in herrlichen Gärten, dann Strohhütten der Eingebornen und eine bunte, gemischte Bevölkerung von Singhalesen mit kronenartigen Schildpattkämmen, Malayen u. s. w. kamen an uns vorüber. Mount Lavinia selbst ist ein kleiner Felsenhügel am Strande des weiten blauen Meers, das sich in weißen Schaumwellen bricht. Luftige Hallen bieten einen erfrischenden Aufenthalt.

Auf dem Rückweg brachte uns unser Führer in einen buddhistischen Tempel, in dem wir herumgeführt wurden. Man ist gewohnt, in Europa mit einer gewissen Hochachtung vom Buddhismus zu reden, ihn womöglich als eine Art Konkurrenzreligion des Christentums aufzufassen. Aber wo ist dieser Buddhismus? Die unter diesem Namen laufende Volksreligion ist ein ebenso buntes Durcheinander von Aberglauben und Heidentum, wie irgend eine andere Religion. Hinduistische Elemente sind mit aufgenommen. Vishnu wird in dem Buddhatempel neben dem in drei Positionen (liegend, sitzend, stehend) dargestellten Buddha angebetet. In eine ausführliche Darstellung der verschiedenen Himmel und der mit besonderer Sorgfalt ausgeführten Höllen wurden wir von unserem Führer eingeweiht.

Colombo ist überhaupt ein Ort, an dem die verschiedenen Religionen sich begegnen. Die Mohammedaner machten sich an dem Tag unsres Aufenthalts besonders geltend, da sie ein Fest hatten („Christmas", wie man uns erklärte) und in Feierkleidern durch die Straßen gingen. Unser Führer war ein orthodoxer Buddhist und wußte uns die Vorzüge dieser Religion gegenüber dem Islam und Hinduismus, von denen sich ebenfalls Tempel vorfinden, ins Licht zu setzen und nebenbei den Tempelpriestern durch unsern Besuch einen kleinen Verdienst in die Tasche zu spielen. Auch das Christentum in seinen verschiedenen Denominationen ist in der Reihe der im Konkurrenzkampf befindlichen Religionen vertreten.

Es war Mittag geworden, als wir die Schönheiten Colombos verließen und vorbei an den Molen, an denen die Brandung hoch aufspritzte, aus dem Hafen fuhren, aber den ganzen Tag noch hatten wir die Ufer der großen Insel in Sicht, in deren Innerem sich die Umrisse der Gebirge zu bedeutender Höhe erhoben.

Charakteristisch von Colombo unterschieden ist die nächste Reisestation: Singapore, durch deren enge Hafengewässer wir am Morgen des 26. April einfuhren, nachdem wir schon eine lange Zeit an den Urwäldern Sumatras entlang gefahren waren. Der Hafen von Singapore ist umgeben von einer Menge kleiner Inseln, an deren Ufern sich Malayen zum Teil in Pfahldörfern angesiedelt haben. Der Hafen ist durch Geschütze, die in den Felsen ringsum versteckt liegen, vorzüglich gedeckt und bietet großartig schöne Landungsgelegenheit, so daß selbst unser Dampfer direkt am sogenannten Borneowharf anlegen konnte. Hier beginnt nun die chinesische Bevölkerung: Als Rikschaführer und Verkäufer verdienen sie ihr Geld, und es kehren dann mit jedem Dampfer große Massen in ihre Heimat zurück. Singapore ist überhaupt in gewissem Sinn der Wendepunkt zwischen Osten und Westen. Die Hälfte der europäischen Passagiere ging hier ans Land (namentlich die Holländer), um sich in andere Gegenden der Erde zu zerstreuen. Chinesen und Japanerinnen kamen an Bord. Die verschiedensten Dampferlinien kreuzen sich, so daß in der That hier ein Punkt ist, der im modernen Sinne den Sammlungspunkten der Menschheit in den uralten Centren der Geschichte und Sage entspricht. Man bekommt hier ein ungefähres Bild des Weltverkehrs und des Schwergewichts, mit dem sich jede Nation daran beteiligt. Unser deutsches Vaterland darf sich da kühnlich sehen lassen. Nächst den Engländern

nahm es wohl die erste Stelle ein. Eine stattliche Anzahl der im Hafen befindlichen Schiffe führten die deutsche Flagge, allein vom Lloyd waren 5 Schiffe da. Eine wenn auch bescheidene Vorstellung unsrer Kriegsmarine gab der Kreuzer Ersatz-Iltis, der auf der Durchreise hier vor Anker lag. Auch in der Stadt selbst machte sich das deutsche Element sehr stark geltend.

Eine Fahrt durch die Stadt, in der alle Europäer sich in Rikscha's, Wagen oder Sänften befördern lassen, zeigte das bunte Leben, das hier herrscht. Malayen und Chinesen bilden das Gros der Bevölkerung, europäischer Einfluß drückt dem Ganzen den Stempel auf. Zu den Sehenswürdigkeiten der englischen Orte im Osten gehört immer (neben den Sportingplätzen) in erster Linie der botanische Garten, so auch hier. Eine Stunde etwa hat man zu fahren und findet eine herrliche Übersicht tropischer Gewächse und Tierarten daselbst. Bei der Rückkehr sperrte ein chinesischer Leichenzug den Weg. Vorreiter, Knaben mit langen Wedeln von Zweigen und Räucherwerk, Priester auf Wagen mit Cymbeln und Pauken, die in gemessenen Zeiträumen geschlagen wurden wegen der Geister, Flötenbläser, die eine kurz abgerissene Weise wild durcheinander bliesen, dann an die 30 Träger, die den schweren, roten Sarg im Schnellschritt heranbrachten, dann ein langer Wagenzug mit Leidtragenden: Das alles tauchte auf, drängte sich durcheinander und verschwand wieder wie ein Schattenspiel, und nur aus der Ferne hörte man noch lange das Geräusch der Cymbeln untermischt mit abgebrochenen Flötentönen. —

Nach dem Mittagessen zog man sich während der heißesten Zeit ein wenig in den innern Garten des Hotels zurück, der von weiten Bogengängen umgeben ist. Hoch droben schaute der blaue Himmel zwischen den weißen Häusermauern herein, ein leichtes Wölkchen zog vorüber, und der Windhauch bewegte die Bäume des Gartens: Die Stille des Mittags lag über dem Ganzen, es war einer jener zeitlosen Momente, die zuweilen das Getriebe des Lebens unterbrechen.

Der Nachmittag brachte dann noch einen Ausflug nach den Wasserwerken, weiten Seen mit landschaftlicher Perspektive, während des Abends beim Mondschein und fernen Blitzen eine Rikschafahrt durch die phantastisch durch Lampions und Fackeln erleuchteten Straßen mit ihrem bunten Völkergewühl und Lärm eine Ergänzung des Bilds der Stadt bot.

Die Weltherrschaft der Engländer kommt nicht in letzter Linie darin zum Ausdruck, daß sie sich alle entscheidenden Punkte der Verkehrsstraßen zeitig zu sichern wußten. Den Eindruck bekommt man besonders stark in dem internationalen Verkehrscentrum Singapore. Aber sie haben die faktische Herrschaft nicht ohne Recht; denn sie wissen ihre Besitzungen alle so zu leiten, daß jeder darin leben kann. Großartigkeit des Besitzes und eine gewisse Großartigkeit der Verwaltung geht Hand in Hand. Geben und Nehmen steht auch hier in einem Verhältnis, das den höheren Gesetzen entspricht, ohne die kein weltgeschichtliches Faktum sich dauernd behaupten kann.

Und nun ging es in die chinesischen Gewässer! Das Gefühl des unbeteiligten Reisens verlor sich allmählich immer mehr, und unter der ganzen Schiffsbevölkerung machte sich ein anderes Wesen geltend. Es war am ersten Mai, als wir im Abendschein, von Scharen fliegender Fische begleitet, an jenen vielen kleinen Inseln vorbeikamen, die noch jetzt den vielen chinesischen Fischerdschunken eine Unterkunft bieten, die weit hinaus die Gewässer bevölkern, vor nicht allzu langer Zeit aber die gegebenen Schlupfwinkel für allerhand Piraten waren. Endlich in der Dämmerung tauchte das Felsennest Hongkong auf. Zu imposanter Höhe erhebt sich unmittelbar aus den Meereswellen heraus der Pik, an dessen nordwestlichem Hang, der Halbinsel Kaulun gegenüber, die festen Steinpaläste der Stadt Victoria sich hinlagern. Im Glanz der unzähligen Lichter erinnert es fast an Neapel. Die Stadt, die Wälder, von denen der Berg bewachsen ist, die durch die Felsen gehauenen Spazierwege und die dem Boden abgerungenen

prächtigen Gartenanlagen sind, namentlich im Vergleich mit den gegenüberliegenden kahlen chinesischen Ufern, ein Zeugnis von den Mächten, die trotz allem in der Civilisation liegen. Es ist ja nicht das Entscheidende, aber es ist doch eine gewisse Grundlage, die für weiteres Leben erforderlich ist. Gerade in China, bei der allgemeinen Verkommenheit auch der einfachsten Lebensverhältnisse, erscheint es wesentlich, daß durch die Europäer das Volk selbst gegen seinen Willen hereingezogen wird auf den allgemeinen Menschheitsboden, bis von Gott aus erfüllte Zeiten es ermöglichen, daß zugleich mit der Erlösung von innerlicher Gebundenheit das Persönliche Gottes Fuß fassen kann.

Ein Gang durch das fremdartige Gedränge der Chinesenstraßen, die eng und steil am Berg hinaufkriechen, eine Fahrt mit der Drahtseilbahn auf den Pik, von dem aus man einen großen Blick auf den Hafen, das Meer und das chinesische Ufer hat, eine Rikschafahrt im Sonnenschein nach dem Race court und den Gartenanlagen des Happy valley gab einen Überblick über das Äußere der Erscheinung. Fast kein Anzeichen außer den Hunderten von Gräbern an der entlegensten Ecke der Insel und einem Isolirschiffhospital deutete auf den schleichenden Feind, der dort haust, die Pest. Nur als ich fragte, warum so viele Chinesen mit brennenden Weihrauchstangen und festlich geschmückten Opfermahlzeiten, bestehend aus einem ganzen geschmorten Schweine, Früchten und schön rot und weiß gefärbten Broten vor den Tempel zogen, bekam ich zur Antwort, daß die Seuche und die Dürre diese Gebete veranlassen. Ein Besuch im Basler Missionshaus und der damit verbundenen Tages- und Kinderschule, beide von eingeborenen Gehilfinnen geleitet, ebenso wie im Berliner Findelhaus machten mich mit den Missionseinrichtungen wenigstens einigermaßen bekannt.

Am 3. Mai in der Frühe ging es wieder weiter zur letzten Station vor Tsintau: Shanghai. Die letzten beiden Tage auf der Preußen gingen vorüber: Man war mit Packen beschäftigt, man brachte seine Verbindlichkeiten in Ordnung, die besonderen Pläne jedes einzelnen traten in den Mittelpunkt, die divergierenden Tendenzen einer solchen bunt zusammengewürfelten Reisegesellschaft traten nun wieder zu Tage. Eine ziemlich starke Dünung, die über uns kam, als wir schon in dem vom Jangtse gelb gefärbten Teil des Meeres waren, sorgte dafür, daß der Abschied vom Schiff niemand zu schwer fiel, und so kamen wir am 5. Mai abends im Hafen von Shanghai, Wusung, an, wo wir die Nacht über liegen bleiben mußten, da wir, als von Hongkong kommend, eine Quarantäne auszuhalten hatten. Am andern Morgen nach ärztlicher Untersuchung wurden wir durch eine Steamlaunch den Fluß hinauf nach Shanghai gebracht.

Vom 6.—11. Mai mußte ich mich in Sanghai aufhalten, da die „Knivsberg", mit der ich den letzten Teil der Reise machte, Verspätung hatte. Ich genoß während dieser Zeit Gastfreundschaft im Haus von Herrn Pastor Kranz, während er selbst in Tsintau war. Die Lage von Shanghai ist durchaus eben und reizlos in sumpfiger, ungesunder Gegend. Amerikanischer und englischer Komfort suchen das Beste zu thun und haben eine Weltstadt um die eng und schmutzig gebaute Chinesenstadt herum gebaut, auch Frankreich übt entscheidenden Einfluß auf eines der Europäerviertel aus.

Die Tage in Shanghai waren ausgefüllt durch die nötigen geschäftlichen Besorgungen. Außerdem hatte ich auch Gelegenheit, mehrfach mit Herrn Pastor Hackmann zusammen zu sein und seine Einrichtungen kennen zu lernen. Die Art seiner Wirksamkeit hat etwas sehr Anziehendes. In aller Stille hat er sehr viel erreicht, und ich hoffe, nicht umsonst diese Dinge kennen gelernt zu haben. Die Schule — ein unter den Verhältnissen des Ostens sehr schwieriges Unternehmen wegen der großen Verschiedenheit in Alter und gesellschaftlicher Herkunft der Kinder — ist in voller Blüte. Es war mir eine große Freude, bei einigen Lektionen anwesend sein zu können und die Frische und das Interesse zu sehen, das Herr Pastor Hackmann in den Kindern hervorzurufen versteht. Auch die

Einrichtungen der geſelligen Abende für Schiffsmannſchaften und des Seemannsleſezimmers ſind im ganzen Oſten ſehr dankbar anerkannt. So gingen dieſe Tage vorüber, und am 12. Mai begann der letzte Abſchnitt der Fahrt, der unter herrlichem Wetter und frohen Erwartungen ſehr ſchön verlief.

Ich ſtand vorn am Schiff und ſchaute in die ſchäumend ſich brechenden Wellen, als im Abendſonnenſchein die Berge Tſintaus ſichtbar wurden. Ein unendlich ſchönes Land, was die Formation der Gebirge und den Wechſel des Terrains anlangt, namentlich im Vergleich mit der niederdrückenden Sumpfebene Shanghais. Der Zukunft und ihrer Entwicklung iſt ein reiches Feld geöffnet, äußerlich und innerlich, das zeigte ſich ſchon an der dürftigen Vegetation, die unter der Hand der Chineſen verdarb, wie alles Leben. Aber zur Arbeit ſind wir ja da, jeder in ſeinem Teil, und ich hoffe, daß auch meine Anweſenheit hier nicht verſchwendet iſt, ſondern Frucht ſchaffen darf für Gottes Reich".

Aus dem Centralvorſtande.

Trauerfeier zum Gedächtnis des Miſſionars D. Ernſt Faber †.

Zum Gedächtnis ſeines heimgegangenen Mitarbeiters D. Faber wird der Centralvorſtand am Sonntag, den 29. Oktober, abends 6 Uhr eine Trauerfeier in der Neuen Kirche zu Berlin veranſtalten. Die Mitglieder unſeres Vereins und alle Freunde der evangeliſchen Miſſion werden zu dieſer Gedenkfeier herzlich eingeladen. Über den Lebensgang des Entſchlafenen teilen wir heute, indem wir uns die Veröffentlichung einer ausführlichen Biographie vorbehalten, folgendes mit:

D. Ernſt Faber, geb. zu Koburg am 25. April 1839, erhielt ſeine Ausbildung zum Miſſionar im Seminar der Rheiniſchen Miſſionsgeſellſchaft zu Barmen 1858—1862. Darauf ſtudierte er 4 Semeſter in Baſel und Tübingen Theologie. Im Laboratorium des Zoologiſchen Muſeums zu Berlin und im Geographiſchen Inſtitut von Dr. Petermann zu Gotha erwarb er ſich naturwiſſenſchaftliche und geographiſche Kenntniſſe. Am 14. Auguſt 1864 wurde er von der Rheiniſchen Miſſionsgeſellſchaft nach China abgeordnet, wo er am 25. April 1865 eintraf. Sein erſtes Arbeitsfeld war die Stadt Fumun in der Kantonprovinz. 1880 gab er ſein Verhältnis zur Rheiniſchen Miſſionsgeſellſchaft auf. Am 30. September 1885 trat er in den Dienſt unſeres Vereins und ſiedelte nach Shanghai über. 1888 ernannte ihn die theologiſche Fakultät in Jena zum Ehrendoktor der Theologie. Zweimal, 1876 und 1881, war er auf kurze Zeit in Deutſchland. D. Faber iſt der Begründer der deutſchen Gemeinde in Shanghai. Am 5. April 1898 betrat er als erſter deutſcher evangeliſcher Miſſionar den Boden unſerer neuen Beſitzung in Kiautſchou, um dort ein neues Miſſionsunternehmen für unſeren Verein in die Wege zu leiten.

Das „Gut und Böse“ der Naturvölker,

bemessen nach dem Seligkeitsglauben.

Von L. Frobenius in Charlottenburg.

Wir wollen die Kolonien nicht nur ihrer Naturreichtümer wegen, wir wollen auch Arbeitskräfte aus den sie bewohnenden Menschenmassen gewinnen, wollen — und es ist nicht zu vergessen! — müssen auch diese Menschen erziehen zu kräftigen Mitarbeitern am Kulturwerke, das wohl unserem Wohlergehen zunächst gewidmet ist, das aber nach den Anschauungen unseres veredelten Zeitalters nicht durchgeführt werden kann ohne Erfüllung der Verpflichtungen gegen an Kulturhöhe niedriger stehende Völker. Dem guten Willen entspringt es auf der einen Seite, wenn wir Missionare hinaussenden, die den Naturvölkern unsere Religion bringen sollen, und dem Zwange folgen wir, wenn wir von den Bewohnern unserer Kolonien eine nach unseren Rechts- und Moral-Anschauungen abgestimmte Lebensweise verlangen. Und das rasende Tempo unserer Kulturausdehnung verlangt es, daß diese niedrigen Menschengeister schnell emporschnellen aus dem Bereiche einer primitiven Anschauungsweise zu unserem gesitteten Zustande. Es ist eine Riesenforderung, die wir an sie stellen. Vielfach und allerorts drängt sich die Frage auf: Werden sie das können? Aber mit gleichem Rechte können wir auch fragen: Ja, können wir denn dies Erziehungswerk leisten, und wie stellen wir es am besten an?

Täuschen wir uns nicht über die Schwierigkeiten hinweg, die diesem Werke entgegenstehen und unter denen die Schwierigkeit eines gegenseitigen Verständnisses nicht die geringste ist. Es handelt sich nicht nur um ein sprachliches einfaches Übersetzen, wie so häufig angenommen wird, denn gerade die einfachsten Begriffe sind nicht identisch und übersetzbar. Man hat also in der Verdolmetschung die einfachen Bezeichnungen — und ich denke dabei noch gar nicht an so komplizierte Begriffe wie etwa „Gott“ — in der Weise durchzuführen, daß man definiert, klarlegt, eingehend demonstriert. Aber das kann der Europäer erst, wenn er über die Begriffsart der vor ihm stehenden Eingeborenen im Reinen ist, wenn er also den Unterschied zwischen den verwandten Begriffen unserer und jener Auffassung kennt. Und hier liegt der Haken. Wie sollen wir hinter ihre Begriffe und Anschauungen kommen? Ach, wir wissen so wenig davon, und es ist so arg schwer, das Klarersehen! Man hat es versucht, linguistisch zu analysiren und wehe! was für schlimme Sachen sind da herangezüchtet! Immer und immer wieder gehen wir von unserer Anschauung aus und haben ihre Begriffe mit unseren Begriffselementen zu erläutern versucht.

Das praktische Interesse mag zuvörderst erörtert werden, wir wollen aber das wissenschaftliche deshalb nicht vergessen, das heute reger denn je der Frage gewidmet ist, wie die embryonalen Anfänge unserer hochentwickelten Kultur und somit auch die wichtigen Moralbegriffe aussähen.

Im Laufe jener Jahre, in denen ich die „Weltanschauung der Naturvölker“ (Weimar 1898) studiert habe, ist mir die Differenz zwischen den

hohen und niederen Anschauungen und Begriffen wohl deutlicher geworden wie vielen anderen, und nur mit Hülfe meiner mythologischen Übersetzungsweise ist mir überhaupt einige Klarheit geworden. Und während ich das Wesen der verschiedenen Gottesarten untersuchte, ward mir auch mancherlei über das Wesen der verschiedenen Moralanschauungen verständlich, das ich später weiter verfolgte und heute darlegen möchte. Es ist der einfache Begriff von „Gut und Böse", dessen Formen ich an der Hand mythologischer Vorstellungen erörtern möchte. Wenn ich mich dabei darauf beschränke, aus den Seligkeitsvorstellungen die Schlüsse zu ziehen, so mag man das mit Recht als einigermaßen einseitig bezeichnen; ich hoffe damit aber wenigstens einiges wichtige Material zur Entwicklungsgeschichte der Moral beizutragen, wobei von folgenden Gesichtspunkten ausgegangen wird.

Die primitive Anschauung projiciert alle Verhältnisse dieses Lebens ins Jenseits, wobei genau die gleichen Gesetze für die Art des Seelenzustandes wie für die des Erdenlebens gelten. Demnach müssen die Moralbegriffe nicht nur die gleichen sein, sondern es ist auch anzunehmen, daß dort, wo die Gebundenheit durch die Materie aufhört und somit die Körperlosen schärfer an Einsicht und Erkenntnis sind, die Strafe für alle Vergehungen alsbald eintrete. Es sind nämlich zwei Quellen zu berücksichtigen, aus denen für den Menschen, die Menschheit oder den sozialen Organismus stets die Bestrebung fließt und genährt wird, im Jenseits eine verschärfte Macht und Urteilskraft aufzusuchen. Einerseits ist es das ängstliche Bedürfnis, in den unbekannten Zuständen und Kräften der körperlosen Welt auch eine regelnde und gesetzmäßig funktionierende zu finden, — also Angst vor Ungewißheit und dem Unwissen und Gespensterfurcht —, dann ist es die Macht des Ganga, Priesters oder wie man diese Leute, die den Verkehr zwischen Gott, den Verstorbenen und den Menschen regeln und aufrecht erhalten, nennen will, die sich auf die Angst der Gemeinde vor den richtenden Mächten des Jenseits stützt, — weshalb von den Religionslehrern und Ganga diese Furcht durch weiteren Ausbau des Verpflichtungssystems stets in Flor erhalten wird.

Da nun zum Ausbau der richtenden Mächte und entscheidenden Gesetze des Jenseits das Material aus dem Anschauungsschatz des Diesseits gewählt wird, so treten in den Seligkeitsbestimmungen der Naturvölker die gleichen Begriffe und Verhältnisse hervor, die das bürgerliche Leben kennzeichnen. Demnach also vermag man aus den Seligkeitsbestimmungen auf den Moralbegriff zu schließen.

Ehe ich dem Stoff selbst näher trete, möchte ich nun zeigen, wie schwierig es ist für den Forscher, sich der eigenen Anschauung zu entblößen. Wir finden nämlich in der Litteratur, — zumal des sehr ungenauen und subjektiven Mittelalters — eine Unmasse von Angaben über die „Teufel" der Naturvölker, in deren „Hölle" die Seelen der „Bösen" kommen. Ich will mich nicht mit der Wiedergabe dieser Mitteilungen aufhalten, da sie von vorne herein als mißverstandene Auffassung zurückgewiesen werden müssen, deren Kontrolle erst möglich ist, wenn die klaren Züge der wirklichen Seligkeitsvorstellung erkannt sind. Wohl aber möchte ich jenen bedachten Männern das Wort geben, die nach einem europäischen Moralbegriffe bei den Naturvölkern gesucht und ihn *nicht* gefunden haben. Was diese sagen, ist von vorne herein ein wichtiger Beitrag zu der uns beschäftigenden Frage.

Von den Hottentotten sagt der alte Peter Kolb: „So sehr ich mich bemüht habe, unter diesen Völkern einen zu finden, der glaubte, die frommen Leute kämen nach ihrem Tode in ein glückliches Land und die Bösen an einen Ort der Strafe und Qual, so habe ich doch keinen gefunden." — Den Begriff eines vorgeschriebenen Gesetzes für das Gutthun vermißt New bei den Wanika. Die Tahitier glauben nach Cook nicht, daß die auf der Erde begangenen Unthaten nach dem Tode auf die Dauer bestraft werden, da die Gottheit die Seelen der Guten wie der Bösen unterschiedslos verschlingt. Kubary konnte eine Ahnung von der Wiedervergeltung nach dem Tode weder bei den Palauinsulanern noch sonst bei einem Südseevolke finden, und nach Thomson fehlt die Strafe nach dem Tode den Neuseeländern. Ellis stellt fest, daß den Polynesiern zufolge nur der das Mißbehagen der Götter erweckte, der die Ceremonien oder Spenden irgend wie vernachlässigte, daß der Zustand im Jenseits vollkommen von dem im Diesseits abhinge, daß er aber niemals eine Spur von dem Glauben eines unterschiedlichen Glückes der Liebenswürdigen, Freigebigen, Friedfertigen und der Grausamen, Geizigen, Streitsüchtigen vorgefunden habe[1]).

Beachten wir vor allem, was Steinen von der Moralanschauung der Stämme des inneren Brasiliens sagt: „Es giebt ein Schlechtsein oder Gutsein nur in dem groben Sinne, daß man anderen Unangenehmes oder Angenehmes zufügt, aber die göttliche Erkenntnis und das ideale, weder durch Aussicht auf Lohn, noch durch Furcht vor Strafe geleitete Wollen fehlt ganz und gar[2])."

Dieser Befund scharfsinniger und objektiv urteilender Menschen lehrt uns, was wir schon nach einem flüchtigen Blick durch eine Entwicklungsgeschichte der Ethik annehmen müssen: Wenn schon unser Begriff von „Gut und Böse" in einem beständigen Umbilden begriffen ist, dann wird das Jenseits oder Diesseits von „Gut und Böse" uns Formen des Moralbegriffes zeigen, die mit den unseren nur insofern etwas gemeinsam haben, als sie den Boden darstellen, in dem die Moralanschauung, deren Blüte unser „Gut und Böse" ist, einst Wurzel schlug.

Betrachten wir nunmehr die Formen des primitiven Seligkeitsglaubens.

Der Seligkeitsglaube.

1. Gruppe. (Lebensstellung entscheidend). In Aschanti sollen der König, die Cabocirs und die oberen Klassen nach dem Tode bei der oberen Gottheit wohnen in ewig erneutem Genuß des Prunkes und der Üppigkeit, die sie auf Erden hatten. Mit diesem Gedanken töten sie eine gewisse Anzahl von beiderlei Geschlecht bei der Leichenfeier, die den Verstorbenen begleiten sollen, seinen Rang zu verkündigen und Diener seines Vergnügens zu

[1]) Peter Kolb: Beschreibung des Vorgebirges der guten Hoffnung und der Hottentotten." 1745. S. 106. Charles New: „Life, Wanderings and Labours in Eastern Africa" 1873 S. 104. James Cook: „Troisième Voyage. Voyage à l'Ocean Pacifique" 1785 Bd. II S. 303. Kubary in Bastians: „Allerlei aus Volks- und Menschenkunde" Bd. I S. 7. Arthur Thomson: „New Zealand; The Story of New Zealand: Past and Present; Savage and Civilized" 1859 Bd. I S. 113. William Ellis: „Polynesian Researches During a Residence of nearly six years in the South sea Islands 1830 Bd. I S. 517/8.

[2]) Carl von den Steinen: „Unter den Naturvölkern Central-Brasiliens." S. 351.

werden. Die Geister der unteren Klassen sollen dagegen in den Tempeln wohnen in einem Zustande träger Erschlaffung. — Im Kutomen, dem Aufenthaltsort der Toten in Dahome, bleibt der König ein König, der Sklave ein Sklave. Während die Seele der Gemeinen am Stanleypool verkommt, wird der König im Jenseits wie im Diesseits leben, und an der Loangoküste werden nur die Seelen derer vom Königsgeschlecht wiedergeboren, während die der Gemeinen mit dem Körper in die Erde kommen.[1])

In Melanesien geht die Seele eines hervorragenden Mannes in einen Zustand über, in dem sich die Macht, die der Häuptling im Leben besaß, noch vermehrt und erweitert. Die Seelen der gemeinen Fidschier gehen meist zu Grunde, da sie von der Gottheit gefressen werden. Die Seelen der Häuptlinge wohnen dagegen in Mbulu, wohin auch die Seelen der Gerätschaften flüchten. Von dort können dann die Ahnen abgeschiedener Vornehmer zur Erde zurückkehren, um die Nachkommen zu Heldenthaten zu ermutigen. Nach tonganischem Glauben kommen die Seelen der Vornehmen nach Bolotu, die Seelen des niederen Standes dagegen werden entweder am Grabe von einem Vogel verschlungen, oder auch sie bleiben auf Erden als Seelen von Schlangen und Ameisen, oder sie vergehen endlich, ohne Bewußtsein zu bewahren. Auf Samoa werden die Seelen der Vornehmen und der Völker in zwei verschiedenen Bassins untergebracht. Ähnliche Anschauung herrschte auf Tahiti, wo man die Vornehmen auch als Gerät nach Fatama, dem Palaste der Götter, brachte. Auf Neuseeland nahm man an, daß ein Sklave im Diesseits auch ein Sklave im Jenseits bleiben müsse. Nur an die Geister der Häuptlinge richteten die Priester auf den Marianen Gebete.[2])

Schön ist der Glaube, den uns Gottfried aus Virginia kennen lehrt: Die Vornehmen und Priester kommen nach dem Tode „uber die Berge an ein ort bey dem Undergang der Sonnen | da werden ihnen ihre Haeupter mit öl | Peronen und Feddern gezieret | sie haben auch allda Kräntze | Beyhel | Ertz und Taback | und da bringen sie mit allen ihren Vorfahren in alle Ewigkeit ihr Leben mit nichts anders zu | als mit tantzen | singen | springen und Jubiliren. Was aber das gemeine Volck anlangt | halten sie davor | es vergehe und werde durch den Todt gar zu nichts.[3]) —

---

[1]) Edward Bowdich: „Mission der Englisch-afrikanischen Kompagnie von Kap Coast Castle nach Aschanti" 1820 S. 358 (vergl. auch Herm. Soyaux: „Aus Westafrika" 1874 Bd. II S. 125). Richard Burton: „A Mission to Gelele King of Dahome" 1864 Bd. II S. 157. A. Bastian: „Allerlei aus Volks- und Menschenkunde" Bd. II S. XLIX. J. A. Skerchley: „Dahomey as it is. Being a narrative of 8 Months Residence in that Country" S. 461. Liebrechts im: „B. d. l. Soc. B. de Géogr." 1889 S. 534. A. Bastian: „Ein Besuch in San Salvador" S. 258/9. Dapper: „Umständliche und eigentliche Beschreibung von Afrika" 1670 Bd. I S. 531. A. Bastian: „Die Deutsche Expedition an der Loangoküste" Bd. I S. 196. „Allgemeine Historien der Reisen zu Wasser und zu Lande" 1848 Bd. III S. 682.

[2]) Codrington: The Melanesians; Studies in their Anthropology and Folk-Lore" 1891 S. 254. A. Bastian: „Inselgruppen in Oceanien" S. 30, 35, 64. J. Cook: „Troisième Voyage". a. a. O. Bd. III S. 85. Turner: „Nineteen Years in Polynesia; Missionary Life, Travels and Researches" 1861 S. 276. Hawkesworth: „Geschichte der Seereisen und Entdeckungen im Südmeer von Comm. Byron, Capt. Wallis, Charteret und Capt. Cook" 1773—1774 Bd. II S. 237. Forster: „Observations faites pendant le second voyage de M. Cook" 1778 S. 454. Thermann und Bennet: „Journal of Voyages and Travels 1831 Bd I S. 531. Thomson: „New Zealand" a. a. O. Bd. I S. 112. Rienzi: „Weltgemälde-Galerie; Oceanien" Bd. II. S. 11.

[3]) Gottfried: Historia Antipodium oder Newe Welt" 1631 S. 185.

So einfach diese Form des Seligkeitsglaubens drein schaut, so kann sie sich doch nur in einem entwickelteren Staatsorganismus herausgebildet haben, in welchem der Unterschied der Stände eine erbliche Gestalt angenommen hat. Immerhin schließt sich die Art der Vorstellung direkt an das primitive Anschauungswesen insofern an, als wir hier die direkte Übertragung der Verhältnisse des Diesseits in das Jenseits gewahr werden.

---

2. Gruppe. (Sitte entscheidend.) Riedel giebt an, auf Babar, einer der kleinen Sunda-Inseln, hinge die Ausweiterung der Ohrlöcher mit der Vorstellung zusammen, wonach der Zutritt in das Totenland nur denen gestattet wird, die diese Verschönerung des Ohrläppchens in gehörigem Maße vorzuzeigen vermögen. Einige Stämme der Neuholländer (Bewohner des Festlandes Australien) behaupten, daß diejenigen, die nicht die Nasenscheidewand durchbohrt hätten und durch die Öffnung einen Knochen, ein Schilfrohr oder etwas Ähnliches trügen, im Jenseits gestraft würden. Bei den Motu, einem Stamme des englischen Neuguinea, giebt es keine Strafe nach dem Tode. Nur die Seelen solcher, deren Nase nicht durchbohrt ist, kommen an einen bösen Ort, wo es wenig Nahrung und keine Betelnuß giebt. Nach dem Glauben derer von Maevo (Neu-Hebriden) dürfen alle, deren Ohren nicht durchbohrt sind, kein Wasser trinken, die nicht tätowiert sind, nicht gute Speisen genießen. Nach dem Tode beginnt für die Seelen der Bewohner Floridas eine Wanderschaft, in deren Verlauf sie am Ufer der Seeleninsel einen gewissen Tindalo (=Geist) antreffen. Dieser prüft, ob die Nase durchbohrt ist, in welchem Falle sie leicht in das Reich der Glücklichen gelangen, wogegen im Nichtfalle eine Zeit der Pein und Mühsal anhebt. Schlimm geht es auf Mota (Banks-Inseln) denen, deren Ohren nicht von Paged durchbohrt gefunden werden, und auf den Gilbert-Inseln gelangen nur die Tätowierten in das Land der Seligen. Im Seelen-Lande der Fidschier werden alle, deren Ohren nicht durchbohrt wurden, von allen verhöhnt. Frauen, die nicht tätowiert wurden, werden von den Seelen der eigenen Geschlechter niedergeschlagen und zum Brode der Götter. Und nicht besser geht es den Männern, die keinen Feind zu Boden streckten.[1])

Selig sind die, deren Ohren durchbohrt sind; selig sind die, deren Nasen durchbohrt sind; selig sind die Tätowierten! Eine recht liebliche Anschauung, die nicht genügend gewürdigt werden kann. Ich habe mir lange Zeit den Kopf zerbrochen, im Grübeln nach einer Erklärung für diese eigenartigen Seligpreisungen. Anfangs mag man dazu neigen, irgend ein besonderes mythologisches Motiv für diese Anschauung verantwortlich zu machen. Aber welches? Das dürfte kaum die richtige Erklärung sein.

Vielmehr möchte ich dafür eintreten, das Stammesabzeichen in seiner ganzen Gewalt für die Anschauung verantwortlich zu machen. Es ist ja selbstverständlich, daß in das Seelenland eines primitiven Volkes nur die Mitglieder des eigenen Stammes gelangen, daß demnach diejenigen, die

---

[1]) Jacobsen: „Reise in die Inselwelt des Bandameeres" 1896 S. 160 nach Riedel. Brough Smyth: „The Aborigines of Victoria" 1875 Bd. I. S. 274. James Chalmers: „Pioneering in New Guinea" 1887 S. 168. Codrington a. a. O. S. 280, 256, 265. Otto Finsch: „Ethnologische Erfahrungen und Belegstücke aus der Südsee" S. 316. Thomas Williams: „Fiji and the Fijians" 1858 Bd. I. S. 247.

nicht die Stammes„marke" tragen, also nicht die Tätowierung, die Nasen- oder Ohren-Durchbohrung, die die Volkszugehörigkeit belegen, besitzen, — ich sage, daß diese ungenügend Gekennzeichneten nicht in das Seelenland der Stammesmitglieder aufgenommen werden.

Demnach sorgt der soziale Organismus nur für die Seligkeit der eigenen Angehörigen, — eine Anschauung, die wir später wieder finden werden unter verwickelteren Verhältnissen. Aber hart und grausam richtet die Anschauung auch über diejenigen, die sich nicht der Sitte beugen. Das ist die Allgewalt der Sitte!

---

3. Gruppe. (Todesart entscheidend.) Bei den Aschanti liegt Asaman, das Land der abgeschiedenen Seelen, unter der Erde. Ein langer über ein Gebirge sich hinziehender Weg führt in diese Totenstadt. Nun ist für denjenigen, der diese Straße pilgert und der einen gewöhnlichen Tod starb, der Himmel schwarz und dunkel. Wer aber durch einen Unfall oder in der Schlacht starb und jetzt dahin abzieht, von dessen Körper fällt der weiße Thon, mit dem sein Körper eingerieben ist, auf den Weg; das färbt den Himmel weiß (Milchstraße!), und er wandelt im Hellen.[1])

Bei den Battak werden nur die Seelen derer, die gewaltsam um das Leben kamen, unsterblich. Alle, die an Krankheiten starben, werden betrachtet als in die Gewalt der Begu (Krankheitsdämone) gefallen und als gänzlich umgekommen. Nun die Land-Dajak! Wenn ein Mensch einen natürlichen Tod stirbt, weilt seine Seele an der Stätte des Begräbnisses oder der Verbrennung. Wenn ein Mensch im Kriege fällt, irrt seine Seele in kriegerischer Stimmung umher. Wenn ein Mensch eines zufälligen Todes stirbt, verbringt seine Seele die Zeit mit Weinen über ihr Schicksal. — Auf den kleinen Sunda-Inseln (Watubela, Tanembar, Babar ꝛc.) ist das Seelenschicksal derer, die im Kriege fallen, und derer, die eines natürlichen Todes sterben, ein verschiedenes. Böse Geister sind auf der Tanembar- und Timorlaut-Gruppe solche, die eines unnatürlichen Todes sterben. Hat man auf den Marianen das Unglück, eines unnatürlichen Todes zu sterben, so wird die Seele in Zazarraguan (Hölle) eingesperrt; stirbt man eines natürlichen Todes, so hat man das Glück, in das Paradies zu kommen. Die Bewohner der Neuhebriden und Banks meinen, die, die erschossen, die, die durch Zauber getötet, und die, die erschlagen wurden, lebten je in einem gesonderten Raume. Die Bewohner Neuseelands, die Maori, meinen, der Mensch, der vom Feinde getötet und verzehrt worden sei, werde zum ewigen Feuer verdammt. Auf Mangaja sind die Geister derer, die eines natürlichen Todes sterben, schwach. Sie werden für immer vernichtet. Aber die im Kampfe gefallen sind, sind stark; diese sind unsterblich.[2])

Die eines gewaltsamen Todes sterbenden Tlingit kommen in den Himmel;

---

[1]) Cristaller bei Bastian: „Allerlei aus Volks- und Menschenkunde" Bd. II. S. XLIX.

[2]) Junghuhn: „Die Battaländer auf Sumatra" 1877 Bd. II. S. 293/4. Spenser-John: „Life in the Forrest of the far east; Travels in Northern Borneo; Second Edition" 1863. Bd. I. S. 181, 182, 83, 84. Riedel: „De Sluik en Kroesharige Rassen tuschen Selebes en Papua" 1886 S. 211/2, 307. 282, 339. Rienzi: „Oceanien" Bd. II. S. 67, 11. Codrington a. a. O. S. 276, 288. Gill a. a. O. Bd. I. S. 84/5.

die im Kranken- oder Kindbett sterben, gelangen in ein Land jenseits des Erdenrundes.[1])

Es gleiten hier die verschiedensten Anschauungen durcheinander, die wir versuchen wollen, uns einzeln klar zu machen.

1. Natürlicher Tod, böser Seelenzustand. — Das primitive Volk glaubt nicht an einen natürlichen Tod, weil es von der Selbstverständlichkeit des Todes nichts weiß. (Vergl. mein Aufsatz in der „Afrika" 1897). Wer also ohne bestimmt erkennbare Ursache wegstirbt, dessen Seele befindet sich in den Händen eines Zaubernden. Daher ist ihr Zustand kein beneidenswerter. Auch bestimmte Unglücksfälle werden auf Zaubermacht zurückgeführt, weshalb die gewaltsam ums Leben Gekommenen auch desselben Loses teilhaftig sind.

2. Natürlicher Tod, glücklicher Seelenzustand. — Auf höherer Kulturstufe (wie auf den Marianen) wird die Selbstverständlichkeit des Todes bewußt und wird gepriesen im Gegensatz zu einem gewaltsamen Ende, das dem Körper wie der Seele Schmerzen und Unglück bringt.

3. Kriegerischer Tod — glücklicher Seelenzustand. — Hier tritt die Mannestugend eines streitbaren Volkes hervor, eines Volkes wie die Germanen, deren sterbende Krieger von den Walküren gen Walhalla getragen wurden, wie der alten Karaiben, deren Seelen nur dann glücklich wurden, so sie tapfer gefochten oder auch im Kampfe gefallen waren, oder der Torresinsulaner, die nur dann mit dem Prädikat gut ausgezeichnet werden, wenn sie sich durch wilde Tugenden wie Tapferkeit oder Blutdürstigkeit auszeichnen.[2])

4. Kriegerischer Tod — böser Seelenzustand. — Aber auch in diese edlere Anschauung mischt sich die Zauberkraft, und der vom Feinde getötete und verzehrte Maori ist zum ewigen Feuer verdammt, — denn seine irdischen Reste sind in die Gewalt des Feindes gelangt, der auch seinen Schädel daheim aufgehängt hat. So schmachtet seine Seele in der Glut des Sonnenballes, auf dem sie um die Erde pilgert, statt an seinem Lichtglanze sich erfreuen zu können. (Vergl. das Motiv: Die Seele folgt der Sonne. „Weltanschauung der Naturvölker.")

Also dreierlei! Die Seele schmachtet in der Gewalt dessen, der dem Menschen den Tod bereitete. Die Seele der Tapferen ist glücklich. Die dritte Anschauung (Fall 2) kümmert uns wenig, denn sie hat sich offenbar nur im Gegensatz zur Anschauung, daß die Seele der gewaltsam um das Leben Gekommenen im Unglück schmachte, herausgebildet. Daß die beiden in dieser Gruppe aufgefundenen Seligkeitsanschauungen oder -Motive in allen möglichen Variationen spielen, ist eine Folge der Gegensätze, die hier deutlicher und verwirrender zu Tage treten wie bei den anderen Gruppen.

---

4. Gruppe. (Begräbnis entscheidend.) Die Neger der Goldküste halten die Glückseligkeit in jenem Leben für etwas, das am meisten auf äußere Vorzüge in diesem und einem denselben entsprechenden Begräbnis beruhe.[3])

---

[1]) Boas: „Verhandl. der Berl. Anthrop. Ges." 1895 S. 231.

[2]) Gottfried a. a. O. S. 134. Hadden: „Legends from Torres Straits" in der „Folk-Lore" Bd. I London 1890 S. 78 vergl. auch Thomson a. a. O. Bd. I S. 113.

[3]) Monrad: „Gemälde der Küste Guinea" S. 4.

Wenn auf Huahine der Vater den Sohn oder einen anderen nahen Verwandten in unheiliger Erde bestattet hatte, erschien der Geist des Verstorbenen dem Überlebenden am folgenden Tage und sagte: „You have burried me in common earth, and so long as I lie there, I cannot go to heaven.“ (Du hast mich in gewöhnlicher Erde bestattet, und so lange ich hier liege, kann ich nicht gen Himmel gelangen.) Nach madagassischem Glauben sind die Geister der unbegraben Gebliebenen dazu verdammt, mit wilden Katzen, Eulen und Fledermäusen umherzuschweifen oder wohl auch sich in diese Tiere zu verwandeln. Mit Erstaunen bemerkten die Südseereisenden, daß die Polynesier die Seligkeit von dem Begräbnis abhängig machten, und Cook ruft aus: „Es sei uns vergönnt, die Anmerkung zu machen, daß nichts ungereimter sein kann, als der Wahn: »Die Glückseligkeit und Unglückseligkeit eines künftigen Lebens hänge noch gewissermaßen davon ab, wie man nach überstandener Lebenszeit mit dem toten Körper verfahre«; so abgeschmackt diese Vorstellung sein mag, so ist doch nichts allgemeiner als eine besondere Sorgfalt für den Leichnam.“ Bestattung, sagt Codrington vom melanesischen Glauben, ist Wohlthat für den Menschen. Wenn ein Mann getötet, sein Körper aber nicht bestattet ist, irrt der Geist umher. Wenn einem Mann der Kopf abgeschlagen und in die Schädelsammlung eines Häuptlings eingefügt ist, so irrt dessen Seele umher.[1])

Wir werden noch eine ganze Reihe entsprechender Sitten kennen lernen, wollen hier nur zunächst das Motiv ausfindig zu machen versuchen. —

Also wer nicht rechtmäßig in heimischer Erde bestattet ist, kann nicht selig werden. Das Ausschlaggebende ist nach meiner Ansicht darin zu suchen, ob die Bestattung eine Folge einer bestimmten Mythe ist, oder wenn das nicht der Fall ist, — in welchem man feststellen muß, wie die Sitte entstanden sei, in welcher Richtung das Motiv liegen könne. Nun dürfen wir wohl einfach die Bestattung als eine rein praktisch entstandene Sitte betrachten, sich von den üblen Ausdünstungen der ekelhaften Kadaver zu befreien. Oder auch den Wunsch, die Leiber der Stammesverwandten vor dem gierigen Raubgetier zu schützen, mag dazu geführt haben, die Körper mit Steinen oder Erde zu bewerfen.

Sobald einmal die Sitte sich gefestigt hatte, hat man die Anschauung dazu, daß die Seele in der Nähe des Leichnams und der Gräber weile und vom Grabe aus die Wanderung in die Seelenwelt antritt.

Nun sehen wir schon gelegentlich der Besprechung der dritten Gruppe (Todesart entscheidend) eine scharfe Berücksichtigung des Falles, daß die Seele des vom Feinde verzehrten Kriegers leide. Hier hören wir, daß der, dessen Schädel in fremden Besitz übergeht, nicht selig wird. Das ist deswegen, weil der Seele der Besitz des zugehörigen Körpers oder Körperteiles entzogen wird. Also muß eine Gruppe von Anschauungen abgelöst werden.

Für den Hauptteil bleibt nunmehr eine sehr einfache Erklärung übrig. Es ist einmal Sitte, daß der Verstorbene begraben wird. Vom Grabe

---

[1]) Thermann und Bennet a. a. O. Bd. I 273. James Sibree: „Madagaskar; Geographie, Naturgeschichte, Ethnographie der Insel“ 1881 S. 302/3. Hawkesworth a. a. O. Bd. II S. 142; französische Ausgabe Bd. II S. 394/5. Codrington a. a. O. S. 255.

nimmt demgemäß die Wanderschaft ihren Ausgang. Dieser gewöhnliche Weg der Entwicklung wird aber unterbrochen, wenn der Leichnam nicht im Grabe, demnach da, wo er hingehört, bestattet liegt. Folglich kann die Seele nicht glücklich werden. Noch verschärft wird die Genauigkeit der Bestimmung, indem von den Huahinen sogar Bestattung in heiliger Erde, auf dem Gottesacker, verlangt wird.

Demgemäß ist es die Sitte, die den Ausschlag giebt. Es ist nun einmal Brauch, und wenn er nicht eingehalten wird, sind die Folgen Unseligkeit. Wir haben es einmal wieder mit der Sittenmacht zu thun.

---

5. Gruppe. (Totenopfer und Totenfest entscheidend.) Auch die guten Seelen haben es bei den Anima und Mokko schwer, glücklich zu werden, denn ein böser Geist sucht sie auf dem Wege umzubringen. Nur durch auf den Weg gestreute Geschenke kann er beschwichtigt werden. Da man am Kongo die Rückkehr der Geister sehr fürchtet, verhindert man sie dadurch von der Rückkehr, daß man einige Hühner erwürgt, deren Blut man an die Wände innen und außen spritzt und deren Körper man auf das Dach wirft. Im Reiche Kongo ward die Ceremonie der Mutamba von den Verwandten angestellt, um den umherflatternden Seelen Ruhe bei Nzámbi zu verschaffen. Bei Unterlassung fällt die Seele dem in der Unterwelt residierenden Kadiampembe anheim. Gewöhnlich wird ein Schwein geschlachtet, dessen Kopf man in den Fluß wirft, um von demselben fortgeschwemmt zu werden.[1])

Die Tanimbar-Insulaner glauben, böse, umherirrende Geister werden solche, die keine Blutsverwandten hatten, welche ihnen die Fahrt nach der Stätte der Toten besingen konnten. Die Seele eines Dajak, der ganz arm ist, also nichts in die Totenstadt schicken kann, dem also kein Totenfest begangen werden kann, irrt als tote Seele auf dem Hügel, der den Sarg enthält, umher. Die Geister der Bewohner Mangajas, die dem am Eingange zur Unterwelt harrenden Geist Tiki keine Gaben (bei der Totenbestattung mitgegeben) darbringen können, müssen für immer draußen im Regen und in der Dunkelheit, zitternd vor Frost und Hunger, stehen bleiben. Vor dem Eingange in Reinga, dem Seelenlande auf Neuseeland, muß auf einem Brett ein Fluß überschritten werden. Wenn die Seele keine Nahrung für Reinga erhalten hat, kehrt sie hier um und zur Erde zurück. Die beim Beerdigungsfest der Nukahiver den Schweinen des Festmahles abgeschnittenen Köpfe fallen den Göttern zu, „damit sie dem Verstorbenen eine sichere und ruhige Fahrt in die Unterwelt zugestehen mögen". Damit die Seelen derer auf den Neuhebriden eine rechte Existenz haben, schlachten die Hinterbliebenen Schweine.[2])

Nur dann findet die Seele der Tlinkit mühelos den Weg in das Schattenreich, wenn die Totenfeier von den Hinterbliebenen mit sorgfältiger

---

[1]) C. G. A. Oldendorp: „Geschichte der Mission der englischen Brüder" 1777 S. 340. Allg. Hist. A. R. a. a. O. Bd. IV. S. 724/5. A. Bastian: „Ein Besuch in San Salvador" S. 101/2.

[2]) Riedel: a. a. O. S. 282. Grabowsky im „Internationalen Archiv für Ethnographie" Bd. II. 1889 S. 204. Gill: a. a. O. S. 91. Taylor: „Te Ika O Maui or New Zealand and its Inhabitants" 1885 S. 104. Krusenstern: „Reisen um die Welt in den Jahren 1803 bis 1806", zweite Aufl. Bd. I. S. 249. Codrington: a. a. O. S. 282.

Beachtung aller althergebrachten Förmlichkeiten begangen wird. Sonst muß die Seele lange umherirren, ehe sie ihr Ziel erreicht.[1])

Die Entwicklung der hier vorliegenden Seligkeitsvorstellung ist eine sehr einfache, etwa folgendermaßen zu verstehende:

Anzuknüpfen ist an die schon festgestellte Annahme, daß die Zustände der Seele denselben Gesetzen unterworfen seien, wie die der Lebenden. Demgemäß muß sie auch Speise und Trank erhalten, und folglich sehen wir bei allen Naturvölkern das einfache Totenopfer. Schalen mit Nahrung stehen auf den Gräbern der Toten in Afrika, und der Südseeinsulaner versieht auch seine Lieben mit Speisung, die er zwar in materieller Gestalt niederlegt, deren geistiger Teil — denn auch die Speise wie alles Gerät ist beseelt, — also den Toten zu Gute kommt. Aus dieser Anschauung heraus entwickelt sich ein ungeheures Meer von Meinungen und Sitten, deren häufigste es wohl ist, dem Verstorbenen, von dem der Lebende träumt, ein Opfer darzubringen, da anzunehmen sei, daß er hungere oder sich vernachlässigt fühlt; das ist eine große Summe von Meinungen und Sitten, die auf diesem Boden sprießen und aus deren Bereich auch die kompliziertesten Totenfeste stammen.

Zu dieser Vorstellung gesellt sich die Mythe von der Wanderschaft, die aus verschiedenen Quellen fließt. Einmal wandert die Seele dahin zurück, woher der Stamm einst kam. Dann wandert die Seele aber auch zur Sonne, in die Tiefe der Erde, gen Himmel oder welchen Ort nun die Seelen zu bewohnen pflegen. Diese Mythen haben komplizierte Gestalt. Mit der Sonne sinkt z. B. die Seele am Horizonte unter. Das Phänomen ist gewaltig und unerklärlich. Die blutige Röte läßt auf Kampf schließen. Also wohnt ein Wiedersacher am Horizonte, den die Seele entweder bekämpft oder dem sie klingenden Lohn für die gute Fahrt bietet.

Somit wirken zwei Motive zusammen: Einmal braucht die Seele drüben just wie hüben Nahrung und allerhand Gerät, — wenn sie es sehr gut haben soll, auch Sklaven, die am Grabe geopfert werden, — weshalb ihr geopfert wird. Zum andern aber ist die einmal so weit entwickelte, nun aber in den Motiven nicht mehr verstandene Sitte an sich eine Notwendigkeit, so die Seligkeit erreicht werden soll. Daher wird die Seele des Tlinkit unglücklich, wenn nicht alle Ceremonien der Totenfeier ganz genau nach Schema F. ausgeführt werden. Also wieder die Macht der Sitte, der Gewohnheit.

---

6. Gruppe. (Lebenswandel entscheidend.) An der Goldküste erfuhr Boßmann in den 1690er Jahren folgende Vorstellung: „Es giebt einige, so lediglich glauben, daß der Abgelebte alsbald an ein bekanntes Wasser gebracht werde, welches tief im Lande unter dem Namen Bosmanque sich findet — sonder Zweifel müssen sie hierdurch die Seelen verstehen, denn den Leib sehen und behalten sie bei sich — und daß da von einer Gottheit (statt Götzen) gefragt werde, wie er zeither in der Welt gelebt; dafern er nun seinem Abgott reichlich und fleißig geopfert, auch kein verbotenes Fleisch zu sich genommen, lasse ihn die Gottheit allgemach mit Gelindigkeit über den Fluß herüber und geleite denselben in ein sehr köstliches Land; wäre

[1]) Aurel Krause: „Die Tlinkit-Indianer" 1885 S. 281.

es aber, daß der Tote von verbotenem Fleische genossen, auch die den Gottheiten geweihten Tage nicht fleißig in Acht genommen, so stürzt er denselben in das Meer, ersäufet denselben und sei seiner also in Ewigkeit vergessen". Bowdich berichtet vom Aschanti-Glauben: „Wer seine Schwüre einhielt und seine Quixillen beobachtete, wird vom Fährmanne anstandslos über den Totenfluß gefahren. Die dies nicht einhielten, die würden in den Strom geworfen und so für immer vernichtet." [1])

Nun ist das, was hier vorliegt, aber gar nicht so einfach zu verstehen, als es aussieht, und wir müssen sehr warnen, diesem Seligkeitsglauben einen allzu hohen ethischen Wert beizulegen. Denn hier kommt es, — so wir nach dem eigentlichen Motive fragen, — vor allen Dingen darauf an, was denn die Quixille sei und in welcher Beziehung sie zum Tode stehe, eine Frage, die gar nicht so einfach ist.

Die Quixille, Xina (Westafrika), Pamali, Tabu (Oceanien), von deren Innehaltung die Seligkeit hie und da abhängt, sind Enthaltungsgebote, die in erster Linie, und hier gilt es wohl auf den ursprünglichen Sinn einzugehen, von den Verstorbenen ausgehen. Das Eigentum des Toten darf von den Lebenden erst angenommen, mit Beschlag belegt werden, wenn dieser im Seelenlande weilt oder darauf verzichtet. Bis dahin ist es Tabu, d. h. also die Quixille verbietet den Lebenden seine Nutznießung.

Die Macht der Priester oder Ganga ist es, die diesen Quixillen und Tabugesetzen eine ungeheure Bedeutung verliehen, ihnen ein enormes Wirkungsfeld geschaffen hat. Hier ist es ein segensreicher Zweck, wenn die Priester die Früchte, die sonst allzu schnell verschlemmt und verpraßt würden, tabuieren, um vornehmlich Hungersnöten vorzubeugen. (Vergleiche z. B. Schurtz in den Preußischen Jahrbüchern 1895.) Dort ist es der krasse Egoismus des nach Herrschaft ringenden Priesterstandes, wenn er die Lebendigen mit den Quixillen der Toten überhäuft, zumal die Mächtigen und Gewaltigen, derart zum Beispiel, daß wegen der vielen und schweren Verpflichtungen in Boma keiner mehr König werden wollte, derart, daß die übermäßig belasteten Bürger nicht alles erfüllen können und zu häufigen Vergehen gezwungen werden, denen dann stets die Furcht vor der Strafe und endlich ein Gang zum Ganga und reiche Bußgeschenke folgen.

Diese Gebote also (z. B. Beschränkung in der Speise, Tragen bestimmter Amulette, Einhalten von Opfern, Bestimmungen über die Einteilung des Tages, ja Einschränkung im Sprechen ꝛc.) sind ausschlaggebend für die Seligkeit. Da nun, wie gesagt, der ganze Apparat dieser Quixillen und Tabus in den Händen einer meist wenig ehrbaren Priesterschaft liegt, so erscheint dieser Quell der Seligkeitsanschauung doch weniger edel, wie man nach dem ersten Einblick meinen möchte.

Mehrere Glauben neben einander. Die Menge dieser Seligkeitsglauben ist eine ganz unheimliche. Dazu ist bemerkenswert, daß sie nicht getrennt etwa auftreten, sondern oftmals in größerer Anzahl neben einander. Dafür nun will ich wenigstens ein Beispeil, nämlich das der Völker an den Goldküste anführen.

---

[1]) Boßmann: „Reise nach Guinea" 1708 S. 189/90. Bowdich: „An Essay on the Superstitions, Customs and Art etc." London 1821 S. 43.

1. Bericht Spieth. Nach dem Tode muß die Seele wandern, bis sie endlich an den Ufern eines großen Flußes anlangt. In seinem Wasser bergen sich schreckliche Ungeheuer und seine Ufer sind schaurig kalt. Die angekommene Seele wird dann gegen Entrichtung eines Fährgeldes von einem alten Manne übergesetzt. Vom jenseitigen Ufer führt sie der Weg in die große Totenstadt zu den vorangegangenen Vätern. Mit diesen darf der Ankömmling nach vorangegangener Gerichtssitzung für immer vereint zusammenleben, denn dort giebt es keinen Tod mehr.

2. Bericht Herold. Ein breiter Fluß ist zu überschreiten, bevor man die Welt der Toten betritt, welche am andern Ufer beginnt. Ein kleiner alter Fährmann setzt mit einem Kahn über den Fluß gegen Entrichtung eines geringen Fährgeldes. Er setzt jedoch nur die über, welche ihr Fährgeld zahlen können und für welche bereits ein Totenfest veranstaltet wurde. Ist letzteres nicht geschehen, so pflegt er das Übersetzen zu verweigern mit der Bemerkung: „Ich habe noch nicht für Dich schießen hören." Am andern Ufer sitzen viele Tote, meist mit schönen weißen Tüchern angethan und gemütlich eine Pfeife rauchend; etwas abseits von diesen sitzen andere, welche nicht rauchen, und welche große Wunden haben, aus denen Wasser läuft.

3. Bericht Oldendorp. Die Neger stellen sich vor, daß auch die guten Seelen Mühe haben, bei einem gewissen Geiste vorbei bis zu Gott hinzukommen. Daher kommt die Gewohnheit, daß sich die Überlebenden mit dem Didi (durch auf den Weg gestreute Geschenke) abfinden. Nach der Aussage anderer machen sie sich durch Hinweis auf die Zeichen, die sie auf dem Leibe haben, von den Ansprüchen der boshaften Gottheit los.[1])

Addieren wir das, so hören wir von folgenden entscheidenden Momenten:

1. Ob das Totenopfer beigefügt ist, (Fährgeld)
2. ob der Verstorbene seine Quixille einhielt, (Gerichtssitzung)
3. ob das Totenfest gefeiert ist,
4. wie einer gestorben ist, (vergl. die mit den Wunden)
5. ob der Verstorbene tätowiert ist.

Wichtig ist ferner, daß die Gerichtssitzung über den Lebenswandel der Verstorbenen in den Händen der Toten liegt, was an die Entwicklungsgeschichte der Quixille erinnert, wie sie oben skizziert ward.

Damit wollen wir diesen Teil der Untersuchung abschließen. Erkannt haben wir, daß es nicht nur verschiedenartige Gruppen des Seligkeitsglaubens giebt, sondern auch daß die Motive dieser verschiedenen Glaubensarten arg von einander abweichen. Indem wir das derart gewonnene Material an Motiven den Untersuchungen des zweiten Teiles zu Grunde legen, hoffen wir, eine verhältnismäßig sichere Basis für weitere Schlüsse damit zu gewinnen.

---

[1]) Missionar Spieth in einer Rede, gehalten am Missionsfest in Bremen Juni 1893. „Herold in den Mitteilungen aus den Deutschen Schutzgebieten" Bd. V S. 156/7. Oldendorp a. a. O. S. 340.

2. Vom „Gut und Böse".

Unsere Frage ist also: Läßt sich im Bereiche dieser erörterten Anschauungen ein Motiv finden, das als sittliche Regung, als der Keim eines dem Gut und Böse entsprechenden oder verwandten Begriffes auffinden? Revidieren wir noch einmal! Entscheidend, ob einer selig wird, sind etwa folgende Faktoren:

1. Geschick (oder Geburt!), — je nachdem der Verstorbene einer bestimmten Gesellschaftsklasse angehörte oder einen bestimmten Tod starb oder nicht rechtmäßig bestattet ward.

2. Böswillige, — denn der Zauberer kann sich der Seele des Lebenden bemächtigen und diesen somit töten und die Seele in seiner Macht behalten.

3. Die Hinterbliebenen, — indem sie dem Verstorbenen das Grab rüsten oder das Totenfest begehen, ihm opfern, ihn also nähren und pflegen.

4. Der Verstorbene selbst, — insofern er tapfer war oder nicht, oder er seine Quixille einhielt, also seine einmal vorhandenen Pflichten erfüllte.

Von diesen sind die ersten drei Gruppen völlig bar einer sittlichen Regung insofern, als die Entscheidung außerhalb dessen liegt, auf dessen Seligkeit es ankommt. Hingegen läßt sich in der vierten Gruppe das ethische Moment nicht verkennen, denn seine Handlungsweise ist das Entscheidende. Allerdings ist der Wert ein sehr geringer. Denn kriegerischer und tapfrer Sinn schließen nicht die häßlichsten Nebenumstände aus und sind, — im Geiste der Naturvölker aufgefaßt, — auch nur in kriegerischen Zeiten eine Tugend. Was also die Erfüllung der Quixille anbelangt, so steht deren Wert vielleicht noch tiefer, da die absolute Furcht die Quixille nicht nur hervorruft, sondern auch ihre Einhaltung gebietet. Aber immerhin müssen wir im letzteren Falle von einer sittlichen und moralischen Regung sprechen. Doch sehen wir uns einmal nach dem Ursprunge der andren Anschauungen näher um, die weit wichtiger sind.

Dem Menschen selbst fehlt jeder Einfluß auf die Entwicklung seines Geschickes. Das ist der echte Naturmensch, der durch das Erdenleben taumelt, der überall nur die Ausnahmen beobachtet, weil er die Regeln nicht kennt (Mangel an Bewußtsein!), der sich anstandslos vor den Erscheinungen der Natur beugt, der gar nicht daran denkt, daß er sterben muß. Was ihn in dieser Hinsicht auszeichnet, ist die Anerkennung einer Macht, der Sittenmacht. Er beugt sich derselben. Er bohrt ein Loch in die Nase, er tätowiert sich u. s. w., damit er selig wird. Das ist die einzige entscheidende Macht, die geregelt und gesetzmäßig ist, und ich werde zeigen, daß thatsächlich von hier der Strom einer sittlichen Anschauung ausgeht, der für das Volksleben von allergrößter Bedeutung ist. Zu diesem Behufe ziehe ich eine Reihe von Belegen über die Bestattungsgebräuche heran.

---

1. Bestattung geregelt nach dem Seligkeitsglauben. a) Stand entscheidend. Von den Kapez und Kumba (am Sierra Leona Flusse) werden die verstorbenen Könige auf die Straßen, die nach ihren Wohnungen

gehen, begraben. Sie rechtfertigen dieſe Gewohnheit damit, daß diejenigen, die durch ihren Rang und Stand ſo ſehr von anderen Perſonen unterſchieden ſind, billig auch nach dem Tode von ihnen abgeſondert werden müſſen. Vornehme Waganda, zumal die Könige, werden mumifiziert, gemeine Leute aber und Sklaven in den Buſch geworfen, denn nur vornehme Häuptlinge werden Halbgötter. Auch die Wanjamweſi beſtatten nur Häuptlinge, und auf den Salomonen werden die Körper der gemeinen Menſchen in die See geworfen, die der Vornehmen aber beſtattet, da ihre Macht im Diesſeits für die im Jenſeits ausſchlaggebend iſt.[1])

Da doch nur die Vornehmen im Jenſeits glücklich werden, hat es gar keinen Wert, daß man den Gemeinen erſt die Möglichkeit bietet hierzu, indem man ſie beſtattet; das iſt der Sinn.

b) Todesart entſcheidend. Jemand, der durch einen Unglücksfall umkommt, zum Beiſpiel ertrinkt, wird nicht erſt begraben, ſondern in den Wald gebracht und dort niedergelegt. Denn die Seele eines ſolchen Unglücklichen wandert in einen Baum, Fiſch oder ein anderes Tier. Man meint, die Götter hätten ſolche Menſchen von der Seligkeit ausgeſchloſſen, verbannt, darum mußten ſie eines ſolchen Todes ſterben und die Seele in ein Tier ꝛc. fahren. Soweit der Dajak-Glaube und -Brauch, der ſoweit geht, daß auch im Kampfe Gefallene nicht beſtattet werden. In Togo werden Leute, die auf unnatürliche Weiſe geſtorben, z. B. erſchlagen, ermordet oder hingerichtet worden ſind, auf Gerüſten im freien Felde aufgeſtellt. Das iſt, wie wir ſehen werden, in Weſtafrika gleichbedeutend mit dem Nichtbeſtatten. Bei den Wambugwe werden nur die an einer Speerwunde, alſo im Kriege Sterbenden außerhalb der Tembe, die anderen in derſelben beſtattet.[2])

Das Ausſchlaggebende mag hier zweierlei ſein. Entweder herrſcht die Meinung, „der ſo und ſo Umgekommene wird ja doch nicht ſelig, warum alſo ihn erſt beſtatten" oder der Sinn, „der ſo und ſo Umgekommene wird ein ruheloſer und bösartiger Geiſt, alſo wollen wir ihm das Geiſtwerden und das Weiterexiſtieren doch einfach damit abſchneiden, daß wir ihn nicht beſtatten". Die letztere Anſchauung führt uns zur nächſten Gruppe herüber.

---

2. Anwendung des Seligkeitsglaubens. In Vaiſali ließ man auf der Erde oder vergrub man die Leiche, je nach dem man die Wiederkehr des Verſtorbenen fürchtet oder nicht. Und etwas Ähnliches hören wir von der ſüdlichen Weſtküſte Afrikas. Wenn ein Geiſt aus dem Grabe zurückkehrt, um die Menſchen zu beunruhigen, ſo gräbt man ihn aus und verbrennt die Leiche.[3])

Wir ſehen, der Menſch beginnt von ſeiner Macht Gebrauch zu machen. Da ihm die Beſtattung zufällt, liegt es ja in ſeiner Hand, den Geiſt, der ihm läſtig wird, zu verderben. Es taucht alſo hier die Anſchauung auf,

---

[1]) Allg. Hiſt. d. R. Bd. III. S. 267. Herm. Stuhlmann: „Mit Emin Paſcha ins Herz von Afrika" 1893 S. 186/7. Oskar Baumann: „Durch Maſſailand zur Nilquelle" 1894 S. 236. Codrington a. a. O. S. 258.

[2]) Grabowsky a. a. O. S. 181. John a. a. O. Bd. I. S. 69. v. François in den „Mitteilungen aus den Deutſchen Schutzgebieten" Bd. I. S. 162. Baumann: „Maſſailand" a. a. O. S. 187.

[3]) A. Baſtian: „Inſelgruppen in Oceanien" S. 88. „Loangoküſte" a. a. O. II. Bd. S. 49.

daß der dem menschlichen Leben schädliche Geist einfach vernichtet werden muß. — Damit gleitet die Waffe in die Hand des Menschen, und alsogleich beginnt er sie zu gebrauchen. Fassen wir die einzelnen Fälle in das Auge.

Nach Wilson spricht sich an der Westküste Afrikas der einzige Begriff einer zukünftigen Vergeltung in der Sitte aus, daß man diejenigen, die unter dem Rotwasser-Gottesgericht gestorben sind, oder sich besonders schlechter Handlungen (?) schuldig gemacht haben, an abgesonderten Plätzen begräbt. Bei den Baschilange sah Poggedie Leichen von solchen, denen durch das Capa-ordal nachgewiesen worden war, daß sie irgend ein Vergehen begangen hatten. Die Leichen waren eingewickelt und an eine Stange gehängt, welche zwischen den Ästen zweier Bäume hing. Ähnlich verfährt man mit der Leiche ebenso eines Vergehens überwiesenen Verbrechers bei den Ewenegern. Stirbt der Verdächtige innerhalb 7 Tage, so hat ihn Manyo getötet, und er wird außerhalb des Ortes von den Ganga auf einem Gestell von 4 Pfählen Wind und Wetter ausgesetzt. Das Gleiche vernehmen wir aus Madagaskar. [1])

So ein Mensch plötzlich stirbt, woraus geschlossen wird, daß irgend jemand ihn behext habe, so eine Krankheit ausbricht, was gleicher Weise gedeutet wird, so einer bestohlen ist, wird in Westafrika eine Volksversammlung berufen, und der Verdächtige oder die Verdächtigen festgestellt. Diesen wird dann ein Trank, das Kapa oder Rotwasser verabfolgt. Erbrechen die Verdächtigen dieses Gebräu, so sind sie unschuldig, behalten sie es im Leibe, so sind sie schuldig. Nun hören wir, daß diejenigen, die derart als Schädiger der Ordnung und der Gesellschaft auftreten, von den Negern auch für das Jenseits bestraft werden, indem sie unbestattet bleiben. Es ist genau das Gleiche, wenn Dapper von den Quoja erzählt, daß sie die Zauberer verbrennen oder in den Fluß werfen, oder wenn Bastian aus Westafrika berichtet: „Die Leiche eines insolventen Schuldners wurde früher seinem Gläubiger übergeben und von diesem zwischen zwei Bäumen in einem Käfige aufgehängt. Dort besuchte er sie täglich, erkundigte sich spöttisch nach ihrem Befinden und riet ihr wohlmeinend an, nur baldmöglichst ins Leben zurückzukehren, da, bis seine Schuld bezahlt sei, er sicher keine Ruhe im Grabe finden werde."

Das heißt also, der menschliche Gesellschaftsorganismus beginnt, das Schädliche auszurotten. Und demnach beginnt hier eine Moral zu herrschen, in der das Schädlich gleich Schlecht den Ausgang bildet.

Und gehen wir danach auf die Genealogie dieser Moral, auf ihren Stammbaum ein, so sehen wir folgende drei aufeinander folgende Anschauungen oder Epochen:

1. Epoche. Der Mensch beugt sich unter das Joch des Geschickes.
2. Epoche. Die Sitte herrscht absolut.
3. Epoche. Der Mensch benutzt die Sittenmacht und -Gewalt, um gegen Schädlinge im Staats- und Gesellschaftsleben vernichtend vorzugehen.

Aber immerhin: Diese Moral des „schädlich gleich schlecht" ist eine recht kümmerliche, zumal man bedenkt, daß die richtende Macht nur den

[1]) Wilson: „Westafrika" 1862 S. 155. Wißmann, Pogge: „Unter Deutscher Flagge quer durch Afrika von West nach Ost" 1889 S. 383. Herold in den „Mitt. a. d. Deutschen Sch.-geb." 1892 Bd. V S. 147. Sibree: „Madagaskar" S. 302/3.

richtet, den sie erwischt. Wenn wir diese Moral mit der unseren vergleichen, so erkennen wir den gewaltigen Unterschied sogleich. Denn wir thun das Gute des Guten wegen und lassen nicht das Schlechte aus Furcht vor der Strafe.

Worin liegt das Scheidende?

Nun, dort herrscht der Mensch, und er benutzt die Moralmacht.

Bei uns aber herrscht die Moral selbst; denn das Gute des Guten willen thun heißt nichts anderes.

Das erstere ist die natürliche Moral, die sich schon im Tierleben nachweisen läßt, die den Starken und die Macht entscheiden läßt. Unsere aber ist die kulturelle Moral, eine selbständige Moral, die den Wertmesser in sich selbst trägt. Wohl vermögen wir auf primitiven Kulturstufen schon Anfänge zu den Sittlichkeitsanschauungen unserer Kulturstufe zu erkennen — ebensogut, wie wir Rückfälle zur natürlichen Moral bei uns nachweisen können, — aber beiderseits sind es nur leichte Regungen im Gebiete einer anderen Anschauungswelt. — Um aber ja nicht mißverstanden zu werden, was man unter natürlicher und unter kultureller Moral zu verstehen habe, stelle ich den Hauptsatz für die natürliche Moral fest, wie es sich uns hier dargestellt hat:

Nicht der wird unselig, der Böses thut, sondern der, der von den Menschen als schädlich oder böse erklärt worden ist.

Mit dieser kurzen Abhandlung will ich nichts Abgeschlossenes bieten, sondern mehr anregen. Ich glaube nämlich — womit ich auf die Einleitung zurückgreife, daß es für unsere Missionare und Kulturpioniere von allergrößtem Werte sein muß, festzustellen, auf welchem Boden sie ihre geistigen Samenkörner ausstreuen, und welche Art Pflanzen überhaupt auf solchem Boden Wurzel fassen und gedeihen können. Erst wenn ich weiß, was jener für eine Auffassung von Gut und Böse hat, kann ich ihm die meinige klar machen.

Japanisches.

XLIX. Die Gefährdung des Missionsschulwesens in Japan.

Von Missionar Pf. E. Schiller in Tokyo.

In dem letzten Aufsatze zur Lage des Missionswerkes in Japan, S. 234 ff., wurde schon hingewiesen auf Versuche in pädagogischen Kreisen, die dahingingen, das blühende Missionsschulwesen in diesem Lande zu vernichten. Der japanische Chauvinismus feiert ja gerade in diesen Kreisen seine schönsten Triumphe, und daß auch das Erziehungsministerium sich von solchen Einflüssen nicht frei zu erhalten vermochte, zeigte die Vorlage, die es dem High Educational Council machen ließ, S. 238, die dann auch von diesem angenommen worden war. Die Hoffnung nun, daß die gefaßten Beschlüsse, wie so oft schon, auf dem Papier stehen bleiben würden, ist leider diesmal gründlich getäuscht worden. Durch neuere Erlasse des

Ministers ist in der That jenen Beschlüssen weithin Folge gegeben worden und infolgedessen das Missionsschulwesen ernstlich gefährdet, wenn nicht gar dem Untergange geweiht.

Am 17. Juli und 4. Aug. dieses Jahres traten die neuen Verträge zwischen Japan und den Westmächten in Kraft, durch welche ersteres auf gleichen Fuß mit den Staaten der christlichen Kulturwelt gestellt wurde. Unter der Fülle von Kaiserlichen Erlassen und Ministerialverfügungen, welche diese Wandlung notwendig machte, befand sich auch eine Anzahl das Schulwesen betreffender. Und zwar waren der Kaiserliche Erlaß und die ersten das Schulwesen betreffenden Ministerialverfügungen nur dazu angethan, alle Besorgnisse zu zerstreuen, denn chauvinistische Hoffnungen fanden darin keine Nahrung. Aber das längst Befürchtete kam am 3. Aug. nach durch einen kurzen Ministerialerlaß folgenden Wortlauts: 'Alle Schulen, welche eine allgemeine Bildung vermitteln, sollen unabhängig sein von Religion; deshalb ist es nicht gestattet, in Staats- und anderen öffentlichen Schulen, sowie in solchen Schulen, welche den Bestimmungen der öffentlichen Schulen folgen, Religionsunterricht zu erteilen oder religiöse Ceremonien zu veranstalten, und zwar weder innerhalb noch außerhalb der regelmäßigen Schulstunden.'

Was bedeutet dieser Erlaß? Zunächst dies, daß allerdings nicht alle Hoffnungen der Chauvinisten erfüllt sind. Es wird auch in Zukunft nicht verlangt, daß Gründer und Leiter von Privatschulen ein japanisches Lehrerzeugnis erworben und eine hinreichende Kenntnis der Landessprache nachweisen müssen, so daß also keineswegs auf die Hülfe von Philanthropen im In- und Auslande verzichtet wird und den Ausländern die Möglichkeit bleibt, Schulen für Japaner zu errichten. Aber da Schulen der letzteren Art in der Regel Missionsschulen sind, so werden die vorhandenen an ihrem Lebensnerv getroffen durch die obige Bestimmung, welche die Zuhülfenahme der Religion bei der pädagogischen Leistung der meisten unmöglich macht. Das scheint einer Vernichtung des Missionsschulwesens in Japan gleichzukommen, welches bisher von Jahr zu Jahr stetig emporgeblüht war, wie ein Vergleich der einschlägigen statistischen Zahlen von Anfang und Ende des letzten Decenniums ersichtlich macht. Vor 10 Jahren zählte man an protestantischen Missionsschulen 15 Knabenpensionate mit 2704, 39 Mädchenpensionate mit 3663 und 47 Tagesschulen mit 3299 Schülern, in Summa 106 Schulen mit 9666 Schülern. Daraus waren in einem Jahrzehnt geworden: 20 Knabeninstitute mit 2244, 50 Mädchenpensionate mit 2900 und 94 Tagesschulen mit 7187 Schülern, in Summa 164 Schulen mit 12 342 Besuchern, das ist ein Zuwachs von 27,68 %. Und dazu kommen noch 4 Schulen der griechischen Mission mit 199 Zöglingen und 97 Schulen der römischen Kirche mit 6550 Schülern, so daß die Totalsumme die stattliche Ziffer von 265 Schulen mit 19 091 Schülern erreicht. Wie viel religiöser Einfluß ist nicht von diesen Schulen ins Land hinausgegangen, wie viele fürs Christentum Gewonnene haben nicht ihre Bekehrung dem direkten Einfluß dieser Schulen zuzuschreiben! Diese Wirkung soll nun in Zukunft möglichst verhindert werden, — so ist es der Wunsch der japanischen Regierung.

Aber auch für einen oberflächlichen Beobachter muß es leicht ersichtlich sein, daß die Störung des Missionsschulwesens für Japan unter den jetzigen

Verhältnissen unstreitig einen großen Nachteil bringen wird. Denn einerseits reichen die wenigen höheren Staatsschulen, die bisher errichtet werden konnten, noch keineswegs aus, um den vorhandenen Bedürfnissen zu genügen, und Mittel zur Vermehrung derselben sind noch auf Jahre hinaus nicht flüssig. In den 8 Gymnasien des Landes müssen jährlich Hunderte von Bewerbern abgewiesen werden aus keinem anderen Grunde, als weil es an Raum für dieselben mangelt. Und andererseits bieten auch die vorhandenen Volksschulen bei weitem nicht Raum genug für alle Kinder schulpflichtigen Alters. Beträgt doch in Tokyo die Besuchsziffer sämtlicher Volksschulen, die zahlreichen christlichen Armenschulen mit eingerechnet, nur 64,65 % aller schulpflichtigen Kinder. Es ist klar, daß darum das Aufhören der Missionsschulen einen großen Verlust für die allgemeine Volksbildung bedeuten würde. Auch die Kenntnis der europäischen Hauptsprachen (Englisch, Deutsch und Französisch), welche für Japan noch auf wenigstens ein Jahrhundert hin die Vorbedingung für wissenschaftlichen und überhaupt kulturellen Fortschritt ist, würde noch mehr zurückgehen, als es im letzten Jahrzehnt schon der Fall gewesen ist; denn leider findet man heutzutage verhältnismäßig wenig Japaner, die sich wirklich in einer europäischen Sprache unterhalten oder eine Auseinandersetzung in einer solchen Sprache zu verstehen vermöchten, und namentlich in der heutigen japanischen Frauenwelt trifft man in dieser Beziehung auf ein gewaltiges Manko. Aber der schlimmste Verlust für Japan ist natürlich der ideale, daß die Ausbreitung eines gesunden Idealismus und einer kräftigen Sittlichkeit, wie beides vom Christentum dargeboten wird, verlangsamt wird, und daß das Land noch auf längere Zeit dem Vorherrschen der ungenügenden konfuzianischen Ethik, des buddhistischen Pessimismus und eines aufklärerischen Atheismus und Materialismus überlassen wird, daß also die geistliche Armut, der Mangel an höheren Idealen, woran das Land so schwer leidet, noch auf weitere Jahrzehnte hinaus festgelegt wird.

Erstaunlich ist auch die Rücksichtslosigkeit, mit welcher festgesetzt ist, daß dem Erlasse binnen dreier Monate Folge zu geben sei. Es liegt darin eine Grausamkeit gegen die Missionen, welche sich bisher mit großer Hingabe der Ausbildung der japanischen Jugend gewidmet haben, aber auch gegen die japanische Jugend selbst. Wie denn, wenn nun alle christlichen Armenschulen in Tokyo binnen 3 Monaten geschlossen werden, weil es unmöglich ist, sich der gestellten Bedingung zu fügen? Dann gehen allein in Tokyo wiederum Hunderte, vielleicht gar Tausende von schulpflichtigen Kindern, die zu arm sind, um das Schulgeld der öffentlichen Schulen zu erschwingen, des Segens der Schulbildung verlustig, und Tokyo steht doch schon ohnehin in Bezug auf den Schulbesuch seiner Kinder um 1 % hinter dem Durchschnitt des ganzen Landes zurück!

Was soll nun werden? Die Missionen scheinen entschlossen zu sein nicht nachzugeben. Ein Komitee von sechs der größten höheren Missionsschulen, darunter auch die zu den alten Statuten zurückgekehrte Doshisha — Schulen der Kongregationalisten, Methodisten, Presbyterianer und Episkopalisten — hat die Aufforderung erlassen, fest bei den christlichen Grundsätzen zu verharren. Freilich diese höheren Missionsschulen sind in ihrem Bestehen nicht direkt gefährdet; sie können weiter bestehen auch mit Religionsunterricht; nur gelten sie dann nicht als öffentliche Schulen, und ihre Schüler bleiben von dem Übertritt in die Obergymnasien und Universitäten ausge-

schlossen und genießen keine Erleichterungen in Bezug auf ihre Heerespflicht. Die Folge wird natürlich eine bedeutende Reduktion in der Schülerzahl sein, die auf die Dauer vielleicht doch indirekt das Weiterbestehen dieser Schulen in Frage stellt. Technische Schulen, wie Handarbeitsschulen, Sprachschulen, theologische Schulen und ähnliche, welche keine allgemeine, sondern eine spezielle Unterweisung geben, werden von dem Verbote überhaupt nicht berührt, und die höheren Töchterschulen, deren Besucherinnen auf die Vergünstigungen der höheren Staatsschulen keinen Anspruch machen, werden auch kaum geschädigt werden. Was sollte auch für ein Zustand eintreten, wenn die Frauenwelt eines Landes von ca. 45 Millionen auf die 19 höheren öffentlichen Schulen beschränkt sein sollte, die der letzte statistische Bericht des Unterrichtsministeriums nachweisen kann! So trifft der schwerste Schlag die christlichen Volksschulen (Armenschulen), und es ist fraglich, ob diese denselben überdauern werden.

Eins ist noch zu beachten, daß der Erlaß natürlich auch die buddhistischen ebensogut wie die christlichen Schulen trifft. Der Grundsatz der Parität ist also gewahrt. Aber die Buddhisten werden schwerlich eine Bewegung zu Gunsten des Religionsunterrichtes entfachen. Denn es ist ihnen nicht sehr ernst gemeint mit ihren Schulunternehmungen, dieselben wurden ins Leben gerufen, wohl mehr 'der Not gehorchend als dem eignen Trieb', weil die Rivalität und die Fortschritte des Christentums sie zwangen, etwas Ähnliches zu unternehmen, um nicht dem Urteile praktischen Unwertes zu verfallen und so den Boden unter den Füßen zu verlieren, wie denn auch ihr Schulwesen keine besonders hohe Blüte erreicht hat. Sie werden mit dem Ministerialerlaß recht zufrieden sein, weil sie wissen, daß damit ihrem starken und gefährlichen Gegner, dem Christentum, ein schwerer Schlag versetzt wird.

Ebenso ist von den politischen Parteien des Landes, die meist so schöne liberale Namen tragen, wenig zu erhoffen. Man sollte eigentlich denken, daß dieselben sich als Wächter der Verfassung gegen den Ministerialerlaß auflehnen würden, der insofern als eine Verletzung der durch die Konstitution garantierten Religionsfreiheit gelten kann, als diejenigen Eltern, welche es für wichtig halten, ihren Kindern den Segen einer religiösen Schulbildung zu teil werden zu lassen, daran in Zukunft ganz oder teilweise verhindert werden. Aber die politischen Parteien werden sich schwerlich vor ihren Wählern zu Gunsten des Christentums kompromittieren. Überhaupt wird es auch in dieser Beziehung wieder klar, wie stark die konservative Strömung im jetzigen Japan ist. Es scheint fast, als ob Japan nach dem starken Anlauf, den es während mehrerer Jahrzehnte genommen hat, um die westliche Kultur sich anzueignen, nun zu einem Haltepunkt auf diesem Wege gekommen sei. Die fieberhafte Hast, mit welcher Neues und zwar das Allerneueste eingeführt zu werden pflegte, ist längst verschwunden. Pessimistische Beobachter reden schon von einem Zustande der Stagnation, der sich auf den verschiedensten Gebieten vorbereite, wie er z. B. typisch an der Reichshauptstadt Tokyo wahrzunehmen sei, die in den letzten 5 Jahren in Bezug auf den unwürdigen Zustand der Straßen, mangelnde Beleuchtung, Verkehrsmittel, Schulwesen und vieles andere auch nicht im geringsten fortgeschritten sei. Munzinger hat es in seinem trefflichen Buche über Japan[1])

[1]) Munzinger, Die Japaner; Wanderungen durch das geistige, sociale und religiöse Leben des japanischen Volkes. Berlin 1898, S. 107 u. ff.

in meisterhafter Weise geschildert, wie in diesem Lande die Entwicklung bisher sich nicht stetig, sondern sprunghaft vollzogen hat, wie z. B. auf die kurzen Perioden plötzlichen, gewaltigen Fortschritts durch die Berührung zunächst mit der koreanisch-chinesischen Kultur zur Zeit der Völkerwanderung in Europa und später mit der mittelalterlich-katholischen Kultur im europäischen Reformationszeitalter gar bald wieder eine Zeit des Stillstandes und jahrhundertelangen Schlafes gefolgt ist. Ob auch jetzt wieder, nachdem der mächtige Impuls, welchen die Berührung mit der modernen protestantischen Kultur hervorrief, sich ausgewirkt hat, eine Zeit der Ruhe, des Stillstandes, des Schlafes kommen wird? Gott wolle es verhüten zum Besten des japanischen Volkes, das durch seine ernstlichen Kulturbestrebungen in der Neuzeit die Augen der überraschten Welt auf sich gezogen und so große Erwartungen erweckt hat!

Wiederum gilt es für die Missionsarbeiter in Japan, sich in Bezug auf ihre Missionsmethode mehr zu konzentrieren. Medizinische Missionen, die auf anderen Arbeitsfeldern sich als wichtig und segensreich erweisen, sind in Japan bei der Menge wissenschaftlich gebildeter Ärzte und eines wohlgeschulten Pflegerpersonals nicht mehr am Platze. Das Missionsschulwesen wird nun auch immer mehr eingeengt, was längst vorauszusehen war, wenn auch keiner eine so baldige Hinderung desselben erwartet hätte. Es bleibt für die Arbeit in Japan nun bei den alten apostolischen Mitteln: Verkündigung des Wortes, sei es gesprochenes oder geschriebenes, und Einfluß von vorbildlichen christlichen Persönlichkeiten. Damit hat das Christentum in alten Zeiten im Bereiche der griechisch-römischen Kultur seine Siege erfochten, und damit wird es auch in Japan in der Neuzeit 'die Starken zum Raube haben', wenn dieselben auch noch eine Zeitlang sich gegen die Religion des Westens stemmen. Aber mehr noch als bisher ergiebt sich nun für die Missionsarbeiter die Pflicht, sich in des Landes Sprache und Art zu vertiefen, was leider auf diesem Missionsfelde, auf dem man in verhängnisvollem Irrtum vor einem Jahrzehnt schon fast gesiegt zu haben glaubte, allzusehr vernachlässigt worden ist. Vielleicht beginnt mit der Einführung der neuen Verträge nicht nur eine neue Periode japanischer Staatsgeschichte, sondern auch eine solche der japanischen Mission, in welcher zwar langsamer, aber um so tiefer, sicherer und zielbewußter am Reiche Gottes gebaut wird als bisher. Dann werden auch die neuen Hindernisse der Missionsarbeit die alte Wahrheit bestätigen: 'Gott sitzt im Regimente und leitet alles wohl'.

L. Shintoistisches.

Von Pf. H. Haas in Tokyo.

Die Japan Daily Mail vom 6. Sept. 1899 brachte den nachstehenden Artikel, dessen Inhalt uns beachtenswert genug erscheint in deutscher Übersetzung hier wiedergegeben zu werden.

„Die Beamten und Priester des Daijinguschreins von Ise bildeten bisher eine Vereinigung, genannt Jingu Kyokai. Es ist vielleicht notwendig zu bemerken, daß die Unterscheidung zwischen Beamten und Priestern, die sich bei andern Religionen nicht findet, im Shintokult sehr ausgeprägt ist. Die Pflichten des Shinto-Beamten (shinkwan) sind rein rituell: Sie

beschränken sich auf den Vollzug der vom Kult vorgeschriebenen Riten und Ceremonien. Dem Priester »minister« (kyodo-shoku) fällt als einzige Funktion Predigt und Moralunterricht zu. Nach seiner eigenen Theorie betet der Shinto-Beamte nicht: Er unterbreitet dem Himmel bloß Bitten, er ist ein Mittler zwischen den Göttern und den Menschen. Vor einiger Zeit — vor mehr als Jahresfrist, wenn wir uns recht erinnern — stellten die Vorsteher der Jingu Kyokai eine Theorie auf, nach der sie keine religiöse Körperschaft und Shinto keine Religion ist. Er ist nichts als ein Mechanismus, der dem Zwecke dient, eine Generation mit der anderen in Fühlung zu erhalten und die Fortdauer der Verehrung der Nation für ihre Vorfahren zu sichern. Das klingt für den ersten Augenblick befremdlich, ist aber sehr schlau. Die Verfassung erklärt Gewissensfreiheit. Kein japanischer Unterthan ist gebunden, irgendwelches Glaubensbekenntnis anzunehmen. Er mag glauben, an was er will, oder mag überhaupt an nichts glauben. Nur darf er sich nicht von Grundsätzen leiten lassen, die Gesetz und Ordnung zuwider sind. Daraus folgt, daß, wenn Shinto eine Religion ist, niemand in Japan ihn zu respektieren oder anzunehmen braucht. Ist dagegen Shinto ein bloßer Kult mit dem Prinzip der Ahnenverehrung, dessen wichtigste Funktion im Vollzug von Riten zum Gedächtnis der göttlichen Kaiserahnen besteht, so ist jeder loyale japanische Unterthan gehalten, ihn zu unterstützen. In solcher Weise argumentierend und ihre Absicht an den Tag legend, haben die Vorsteher der Jingu Kyokai bei den Behörden um die Genehmigung nachgesucht, sich als Jingu Hosaikai betrachten zu dürfen, indem sie zugleich auf jede Rechtstitel, eine religiöse Körperschaft genannt zu werden, Verzicht leisteten und eine rein weltliche Organisation wurden, eine zaidan hōjin mit den Rechten einer juristischen Person, frei von der staatlichen Aufsicht, der alle religiösen Gemeinschaften in Japan unterworfen sind. Dai-Jingu zu Ise ist der Hauptschrein. Er ist Tenshoko Daijin, der Ahnin der Kaiser, geweiht, und wenige japanische Kaufleute glauben prosperieren zu können, ohne durch direkte oder stellvertretende Verehrung ihre Verbindung mit dem Schrein aufrecht zuerhalten; daß die Schreindiener freiwillig auf den Anspruch, Religionsdiener zu sein, verzichten und sich selbst zu bloßen Ritualisten herunter-setzen lassen, ist ein bemerkenswertes Ereignis. Und überdies, das Gesuch ist von den Behörden genehmigt worden. Am 2. d. Mts. hörte Jingu Kyokai auf zu existieren und wurde durch Jinku Hosaikai (reverential representation society of Jinku) ersetzt. Es fehlt nie an Leuten, die in menschlichen Handlungen ein niedriges Motiv entdecken. Diese Umänderung, heißt es, wurde den Shintoisten durch die Furcht nahegelegt. Die Vorsteher der Jingu Kyokai sollen vorausgesehen haben, daß ihr Glaube vor dem Christentum, nachdem dasselbe mit dem Inkrafttreten der neuen Verträge durch Privilegien gestärkt werde, nicht Stand halten könne. So haben sie sich klüglich vom Kampfplatz zurückgezogen. Wir stimmen dieser Erklärung zu, soweit sie den Shintoisten den Wunsch zuschreibt, ihren Kult den Angriffen kämpfender Glaubensformen zu entrücken. Shinto kann niemals hoffen, als eine Religion bestehen zu bleiben. Aber er mag bestehen bleiben als Verkörperung eines nationalen Gedankens. Und die Vorsteher des Dai Jingu haben, indem sie sich für letzteres entschieden, große Klugheit bewiesen."

Kolonialles.

II. Die deutschen Schutzgebiete im Jahre 1898.

Nach Mitteilungen der Deutschen Kolonialzeitung von Lic. D. Gloatz, Pfarrer in Dabrun bei Wittenberg.

5. Kaiser-Wilhelmsland auf Neu-Guinea.

(Schluß.)

Während der Huon-Golf nur bei Anwerbung von eingebornen Arbeitern besucht wird, hat sich die Astrolabe-Bai jetzt als Centrum der Kultur in Kaiser-Wilhelmsland entwickelt, hat leider keinen großen oder geschützten Hafen, da der an der Ostecke gelegene Konstantin-Hafen sehr klein und gegen den Nordwest-Monsun nicht genug geschützt ist. Bei Erima-Hafen ist eine durch vorgelagerte Riffe geschützte Landungsstelle für Boote. Östlich vom Mikjim-Fluß ergießen sich viele kleinere Flüßchen und Bäche ins Meer. Die Strandvegetation wird besonders an den Dünen von einem Gürtel der mannshohe Büsche bildenden Scaevola Koenigii zusammengesetzt. Die Dörfer der Eingebornen sind schon von weitem an den Kokospalmen kenntlich. Nördlich schließt sich an die Astrolabe-Bai der Friedrich-Wilhelms-Hafen an, eine tiefe vielverzweigte Einbuchtung, die in dem durch die vorgelagerte Ragatta-Insel geschützten Teil ein leicht zugängliches, geräumiges und tiefes Hafenbecken bildet, das großen Schiffen gestattet, ihre Ladung direkt ans Land zu löschen. Der Hafen mit seinen vielen Inseln gehört zur Korallenformation. Mehrere kleine Flüßchen münden in die Buchten des Hafens, dessen Ufer mit Mangrove-Gebüsch bestanden sind. Eine Zeit lang war Friedrich-Wilhelms-Hafen Sitz der Verwaltung der Neu-Guinea-Kompagnie, ist jetzt Kohlenstation, Arbeiterdepot, und hat einige Kokospflanzungen, ist aber für Europäer ungesund durch größere Regenmenge und seine eingeschlossene, den Winden weniger zugängliche Lage. Die Bevölkerung von Friedrich-Wilhelms-Hafen unterhält mit der der Astrolabe-Bai nur geringe Beziehungen, besonders durch Vermittlung der intelligenten Leute von Bili-Bili, einer Insel vor der Mündung des Gogol; auch ist ihre Sprache eine ganz abweichende (S. 325 aus Dr. Lauterbach, die Astrolabe-Bai, in Zeitschr. der Gesellsch. f. Erdkunde III. Nr. 33). Prof. Dr. Dahl in Kiel berichtet von seiner Reise nach Neu-Guinea: In nächster Umgebung des schönen, leider ungesunden Friedrich-Wilhelms-Hafens sind nur die hübschen Pfahlbauten der deutschen Ansiedlung; mit Boot kommt man flußaufwärts zu den Pflanzungen der Eingebornen, die diese sauber halten und gegen die Wildschweine sorgsam einfriedigen. Die Wohnungen der Papua liegen getrennt von den Pflanzungen auf den Inseln und sind primitivere Pfahlbauten als die der Malaien auf Celebes, hinter denen die Eingebornen auch in der Kleidung zurückstehen. Die Männer tragen einen Gurt aus geklopfter Rinde, die Frauen einen Schurz aus Palmblattrippen; dafür ist der ganze Körper behängt mit Schmuck: Eber-, Hunde- und Beutelrattenzähnen, Federkielen, Muscheln und Schnecken. Das Essen kocht auf diesen Inseln, deren eine, Siar genannt, von Dahl besucht und unter Führung des dortigen deutschen Missionars Bergmann besichtigt wurde, jedes Dorfviertel gemeinsam in einem großen Topf d. h. nur die Männer,

während die Frauen im Haus sich begnügen müssen mit dem, was übrig bleibt. Auf Siar werden der dortigen Waldungen wegen viele Kanus gebaut; auf andern thonreichen Inseln werden Töpfe, auf andern Steinbeile gefertigt, die man viel neben den eingeführten Stahlbeilen findet. Waffen werden nie im Dorf, wohl aber außerhalb desselben getragen. Die Vegetation ist üppig (S. 98). Missionar Bergmann hat auf den Sprachkonferenzen der Rheinischen Missionare einen Übersetzungsversuch des Vaterunsers vorgelegt mit interessanten Erläuterungen; so zur 1. Bitte: „Heilig möchte ich mit tibun oder tiwun übersetzen[1]). Beide Schreibarten sind üblich. Schon seit Jahren ist mir dies Wort bekannt; es war aber schwer dahinter zu kommen, was es eigentlich bedeutet. Fragt man z. B.: Warum ißt diese Familie kein Krokodilfleisch, jene kein Schlangenfleisch, die andre kein Vogelfleisch u. s. w., so wird geantwortet: Es ist der betr. Familie tibun. Heißt das nun heilig oder im Gegenteil unrein? Fragt man weiter, warum es tibun sei, so bekommt man eine Geschichte zu hören, die zu der Urväter Zeiten einmal geschehen sei, deren Inhalt der ist, daß in dieser oder jener Familie einmal ein Kind geboren sei, das Merkmale eines Krokodils, einer Schlange, eines Vogels u. s. w. an sich trug; oder auch, daß aus der betr. Familie einmal jemand von einem Krokodil, einer Schlange gefressen sei, sie also möglicherweise, wenn sie Krokodil- oder Schlangenfleisch ißt, ihr eignes Fleisch und Blut esse. Ich nahm daher meine Zuflucht zu dem Wort ganai „gut"; doch habe ich mich wieder mit tibun befreundet, nachdem ich einen Eingebornen befragt, warum ihre Weiber die Gerätschaften ihres Ahnenkults nicht sehen dürften, und er mir geantwortet, weil sie tibun seien" (S. 406 aus den Rheinischen Missionsberichten). Der Friedrich-Wilhelms-Hafen war schon von der Kompagnie einmal aufgegeben, ist aber jetzt wieder geöffnet. Der Plantagenbau in Stephansort soll reduziert, die Station Erima aufgegeben werden, dafür aber eine neue Station Jomba 5 km vom Friedrich-Wilhelms-Hafen angelegt werden (S. 402 aus einem Brief des bei der Triangulation des Landes beschäftigten Leutnants Kühne).

Vom Gogol südlich bis zum Mikjim, im Westen bis ans Örtzengebirge reichend dehnt sich die weite Astrolabe-Ebene aus, die außer vom Gorifluß von kleineren Bächen durchschnitten ausgedehnte Flächen besten Kulturlandes bietet. Selten vergeht eine Woche ohne Regen bei einer Mitteltemperatur von 26 bis 17° C. 10 bis 12 m über dem Meer ist die Ebene durchweg mit mächtigem Hochwald bedeckt, dessen Zusammensetzung sehr mannigfach ist. Die Fauna ist arm. Schwein und Hund sind Haustiere der Eingebornen. Das erstere trifft man in verwildertem Zustand oft weit von jedem Dorf in den Wäldern an, dürfte aber jedenfalls durch den Menschen eingeführt sein. Reich sind die Vögel vertreten: Kasuare, Papageien, Nashorn-, Paradies-Vögel, Weberstaare. Giftschlangen sind selten. Prächtige Schmetterlinge und Käfer finden sich in größeren Lichtungen und Plantagen (S. 325, Dr. Lauterbach a. a. O.). Die Astrolabe-Ebene beherbergt trotz ihrer relativ geringen Ausdehnung 5 Dorfgemeinden: Marraga, Erima, Bogadjim, Male, Bongu. Jede besteht aus mehreren Dörfern und unterscheidet sich von der nächsten durch andre Sprache oder doch Dialekt. Diese Gemeinden stehen unter einander in Handelsverkehr, zum Teil wohl auch in Connubium;

[1]) Doch wohl dasselbe Wort wie das polynesische tabu. Vgl. oben den tabung beim Balumfest am Finschhafen.

doch werden diese Beziehungen auch auf das gebirgige Hinterland z. B. Uja am Ortzengebirge und Bili-Bili ausgedehnt. Aber auch feindliche Zusammenstöße sind nicht selten. So standen zur Zeit von Dr. Lauterbachs Anwesenheit Bogadjim und Male in blutiger Fehde; Bogadjim ist die bedeutendste dieser Gemeinden und scheint seit Niederlassung der Europäer noch gewachsen. Die Bewohner der Astrolabe-Ebene sind ein schlanker, mittelgroßer Menschenschlag von dunkelbrauner Farbe, der sich wenig von den südöstlich wohnenden Papua unterscheidet. Das Haar wird meist an den Schläfen abgeschoren und nur mäßig lang getragen. Die Bekleidung besteht aus einem um den Leib geschlungenen, zwischen den Beinen durchgeführten reingehaltnen Streifen Rindenstoff bei den Männern, Grasschürzen bei den Weibern. Bemalung ist überall üblich. Als Schmuck dienen Brust- und Ohrgehänge von Eber- und Hundezähnen, verziert mit Muscheln oder Coixperlen, Armbänder und Ohrringe aus Schildpatt, alles in der Form der weiter östlich üblichen Schmucksachen, doch in der Ornamentierung abweichend. Die Bewaffnung besteht in Bogen mit Rotangsehne, Pfeilen mit Holz- oder Bambusspitzen und kräftigen Holzspeeren. Die Steinaxt ist meist dem Eisenbeil, der Knochendolch dem Messer gewichen. An Hausgerät sind außer Holzschalen die von Bili-Bili importierten Thontöpfe in Gebrauch; aber überall beginnt sich europäischer Einfluß zu zeigen. So werden auch beim Hausbau europäische Vorbilder auf Papua-Art nachgeahmt. Typisch ist ein rechteckiger Grundriß, spitzes, gewölbtes, bis zum Boden reichendes Giebeldach, mit Palmblättern gedeckt. Meist haben die Häuser ein oberes Stockwerk, das zur Aufbewahrung der Vorräte benutzt wird, und einen kleinen gedeckten Vorraum mit ca. 1 m von der Erde abstehendem Boden. Jedes Dorf hat ein oder mehrere sich durch Größe auszeichnende Junggesellenhäuser, deren Pfosten meist kunstvoll geschnitzt sind. In diesen Häusern finden die Signaltrommeln, Tanzschmuck, mitunter auch Ahnenfiguren Aufstellung (S. 326). Die oft weit von den Dörfern liegenden Pflanzungen werden sorgsam gepflegt. Die hauptsächlichsten Produkte sind: Taro, Jams, Bananen, Zuckerrohr; auch der Wald liefert einige Früchte. In den Dörfern selbst werden Kokospalmen kultiviert, sowie Ziergewächse, deren bunte Blätter beim Tanz als Schmuck dienen. Im ganzen Vegetarianer, verschaffen sich die Küstenbewohner die nötige Zukost durch Fischfang, den sie mit Netzen, auch Nachts mit Fackel und Fischspeer auf ihren Kanus betreiben; Hunde und Schweine finden meist nur bei einem Festschmaus Verwendung (S. 327). Nachdem Freiherr von Schleinitz in Nr. 8. die mit Unterstützung der deutschen Kolonialgesellschaft ausgeführte Forschungsexpedition von Dr. Lauterbach in der sich hinter dem Küstengebirge nördlich der Astrolabe-Bai, weit nach Nordwest erstreckenden großen Tiefebene und seine Entdeckung und Festlegung des Oberlaufs eines sie durchströmenden, anscheinend in seiner ganzen Länge bis zur Mündung schiffbaren größeren Flusses, des Ramu, in ihrer Wichtigkeit gewürdigt (S. 75), auch die Gründe für und wider seine Vermutung der Identität des Ramu mit dem Ottilienfluß, den S. schon bei seiner ersten Fahrt nach dem noch weiter nördlich vor dem Kap de la Torre mündenden Kaiserin-Augusta-Fluß mit dem Dampfer Ottilie 1886 explorierte (S. 75), erörtert (S. 77 mit Karten und Profilen S. 74 f.), hat der Dampfer „Johann Albrecht"

durch unbehinderte Fahrt die Identität des Ottilienflusses und des Ramu festgestellt (S. 189). Hoffentlich geht Kaiser-Wilhelms-Land nach unmittelbarer Übernahme durch das Reich neuer Blüte entgegen.

6. Die kleineren deutschen Südsee-Inseln.

Von den Salomons-Inseln, die noch zum Teil ins Schutzgebiet der Neu-Guineakompagnie fallen, dringt nur selten eine Kunde zu uns. Im deutschen Gebiet liegen die Inseln Bougainville, Choiseul, Isabel, im englischen Neu-Georgia, Guadalcanar, Malaita und San Christoval. Die zahlreichen kleinern Inseln sind von geringer Bedeutung. Sie liegen weit ab vom Weltverkehr; an ihren Küsten weilen nur einige Händler, und einige Missionare sind auf den in englischem Besitz gebliebnen Inseln thätig. Arbeiterschiffe besuchen hin und wieder ihre Buchten; aber trotz des fruchtbarsten Bodens hat sich wohl noch kein größerer Unternehmer nach diesen Gebieten gewagt. Der Grund ist die Wildheit der Bewohner, die zum Teil noch Kanibalen sind, und ihr verräterischer Charakter. Zwar sind die Leute von Buka, der nördlichsten, Bougainville vorgelagerten Insel, als Arbeiter auf den Plantagen der Südsee geschätzt, aber werden nach ihrer Rückkehr oft den Weißen gefährlich; die Mörder von Ehlers und dem stellvertretenden Landeshauptmann von Hagen stammten von dieser Insel. Doch geht im großen und ganzen die Ansicht der Reisenden dahin, daß diese Melanesier für die Kultur empfänglich, ja sogar ein Bevölkerungselement von hervorragender Tüchtigkeit sind (S. 87). Es ist daher bedauerlich, daß, wie der Kaufmann und Ethnolog R. Parkinson der Norddeutschen Allg. Zeitung mitteilt, die überhand nehmende Kopfjägerei in der Südsee große Teile der Bevölkerung mit dem Untergang bedroht. Er schreibt: „Es ist hier seit vielen Jahren bekannt, daß die Eingebornen der zu den Salomonsinseln gehörenden kleinern Inseln Vella, Lavella, Bonongo und Bendova jährlich große Streifzüge unternehmen, um Menschenköpfe zu erbeuten. Sie haben dadurch ihre Nachbarinseln Kulambangra und Neu-Georgia fast entvölkert. Was am Strand wohnt, ist landein geflüchtet und dort noch nicht sicher. Für das deutsche Schutzgebiet ist dieser Brauch in den letzten Jahren verhängnisvoll geworden; denn als in der engern Heimat die Köpfe seltner wurden, suchte man neue Jagdgründe und fand sie in den Inseln Choiseul und Isabel, die 30 bis 60 Seemeilen östlicher liegen. Seit über 10 Jahre werden die Westküsten dieser Inseln von den auf englischem Gebiet wohnenden Kopfjägern heimgesucht, und die Bevölkerung ist schrecklich dezimiert worden. Als ich vor Jahren diese Gegend zuerst kennen lernte, traf ich überall gut bewohnte Ortschaften; jetzt ist auf weite Strecken kein Haus zu sehen; die wenigen, die den Kopfjägern entgingen, leben in elenden Hütten auf den Bergabhängen und in den Schluchten. Die englische Regierung hat gelegentlich schwache Versuche gemacht, diesem Greuel ein Ende zu machen, aber ohne wirklichen Erfolg. Eine gemeinsame Aktion englischer und deutscher Kriegsschiffe im Interesse der Humanität wäre das geeignetste Mittel zur Beseitigung dieses Schreckenszustandes." Das Kopfabschneiden (Koppesnellen holländisch) zum Zweck der Erlangung von Trophäen ist bisher besonders von den Malarien bekannt. Die Sitte hängt bei ihnen wohl mit religiösen Anschauungen zusammen; aber in diesem Fall

ſcheinen doch andre Motive vorzuliegen. Auch das Recht der Wiedervergeltung, auf das Guppy (The Salomons Islands and their Natives 1887) dieſe Sitte zum Teil zurückführt, ſcheint nicht in Frage zu kommen. Hier handelt es ſich um organiſierte Raubzüge nach weit entfernten Inſeln zur Gewinnung von Trophäen zur Erhöhung der Macht der einzelnen Häuptlinge (S. 88).

Prof. Dr. Dahl erreichte von Friedrich-Wilhelms-Hafen in Neu-Guinea aus mit Dampfer die Inſel Neupommern, wo er den Eindruck von ſchleswig-holſteiniſchem Landleben um ſo mehr gewann, als ſein Hauswirt ſein Landsmann, deſſen Frau freilich Miſchling war. Die Küche iſt hier ganz europäiſch; 40 Kühe liefern Milch, Schweine, Hühner, Enten, wilde Tauben, Schildkröten, Fiſche das Fleiſch; Kartoffeln und Mehl werden eingeführt; aber man gewöhnt ſich ſchnell an die dort wachſenden Knollenpflanzen. Apfelſinen und Bananen fehlen nie auf dem Tiſch. Bohnen, Kohl, Gurken ſind Gemüſe; Erbſen gedeihen nicht. Mit den Getränken ſteht es weniger gut; das Bier ſchmeckt mäßig, Waſſer kann man gefahrlos nach Belieben trinken; auch Kokosmilch ſteht zu Gebote. Die Häuſer ſind wegen der alle 8 Tage eintretenden Erdbeben aus Holz; auf Cementblöcken liegt der Unterbau aus Eukalyptusholz, das der Termiten wegen angewandt wird. Die (nach der Landſeite der kühlen Briſen halber fehlenden) Fenſter ſind unverglaſt, beſtehen aus durchbrochnen Läden. Gepflanzt wird beſonders Mais und Taro, Kaffee nur für den Hausgebrauch gebaut (S. 98). Die Arbeiter, meiſt von Neu-Mecklenburg und den Salomonsinſeln geholt, ſind ein muntres Volk, arbeiten ihr Tagespenſum und vergnügen ſich abends mit teilweis ſehr hübſchen Tänzen; ihre Koſt beſteht in Taro, unreifen Bananen u. dgl.; Fleiſch erhalten ſie nur einmal wöchentlich, ſoweit ſie es ſich nicht durch Jagd und Fiſchfang ſelber verſchaffen. Die Europäer haben ihnen Tabak, Porzellanperlenſchmuck, Meſſer, Beile, Kleidung durch Tauſchhandel angewöhnt; Schnaps dagegen lehnen ſie ab. Urſprünglich war die Kleidung auf prähiſtoriſchem Standpunkt; noch jetzt gehen ſie im Innern des Landes abſolut nackt. Kochtöpfe benutzen ſie nicht, röſten ihren Taro direkt und braten ihr Fleiſch, nachdem ſie es mit Blättern umhüllt, auch ohne Geſchirr. Die Arbeit in den eignen Pflanzungen und die Beförderung der Produkte an den Markt hat die Frau zu beſorgen; der Mann begleitet ſie bewaffnet, beſchäftigt ſich aber ſonſt mit Hausbau, Einfriedigung der Pflanzungen, Herſtellung von Kanus und von 500 m langen Tauen für Fiſcherei. Er arbeitet nicht nur für die Exiſtenz, ſondern will Geld — Muſchelgeld erwerben, von dem mancher für 10 000 bis 30 000 Mk. im Hauſe hat; das Geld iſt dort eine wirkliche Macht. Die Eingebornen geben ſelbſt zu, Menſchen zu freſſen d. h. nur Verbrecher und beſiegte Feinde; ſonſt ſind ſie brav, anhänglich, treu. Der Sohn beerbt nicht den Vater, ſondern den Onkel. $^1/_3$ vom Vermögen des Geſtorbenen wird aber unter die Leidtragenden verteilt, damit jeder ein gutes Urteil über ihn behalte. Die Sittlichkeit ſteht hoch; ſprechen ein Mann und eine Frau auf der Straße unter 4 Augen, ſo kann es beiden das Leben koſten. Die Leute ſind intelligent, ſchlau und ſelbſtändig im Denken (S. 99).

Die Inſulaner von Neu-Mecklenburg (abgebildet S. 220 f.) laſſen ſich ſchon längſt, teilweiſe durch Übervölkerung oder Mißernten ihrer nicht zu

fruchtbaren Heimat gezwungen, für Plantagenarbeit in der Südsee anwerben und sind jetzt das Hauptkontingent der Arbeiter des Schutzgebiets von Neu-Guinea. Von nicht so lebhaftem Temperament wie dessen Bewohner sind sie dafür ausdauernder. Neu-Mecklenburg kommt an Flächeninhalt etwa Belgien gleich (S. 219). Es ist eine lange gebirgige Insel, die fast in ihrer ganzen Ausdehnung von einer relativ hohen Bergkette durchzogen wird, deren Abhänge rasch und ohne Übergang bis zum Meere auslaufen und deren Vegetation, die auf einem ganz steinigen Boden wächst, ganz zu den größten Arten der äquatorialen Flora gehört. Niederer Pflanzenwuchs fehlt; denn die wolkenbruchähnlichen Regen vom Oktober bis Mai entkleiden die Abhänge der geringen Erdrinde, die sich durch Abfall der Blätter und Baumrinde bildet; dafür ziehen sich die Hochwälder so dicht bis an den äußersten Rand des Ufers, daß man bei jedem Schritt durch dichte Gruppen von Kallophylen, Gummi- und Teakbäumen aufgehalten wird, deren Höhe zwischen 25 und 70 m wechselt (S. 222).

(Schluß folgt.)

Litteratur.

G. Margoliouth, Die Urreligion des hebräischen Volkes. The Contemporary Review, 1898, Nr. 10. London. Verlag von Isbister & Comp.

Eine „neue Theorie" über die Urreligion des hebräischen Volkes hat ein englischer Orientalist, der im Britischen Museum mit der Herausgabe syrischer Handschriften beschäftigte Rev. G. Margoliouth, kürzlich aufgestellt.

Daß die Religion des jüdischen Volkes nicht im Schoße desselben entstanden sei, sondern in ihrer ältesten Form babylonischen Ursprungs sein müsse, ist eine längst anerkannte Thatsache. Es braucht hier nur an die bemerkenswerten Übereinstimmungen in den biblischen und den babylonischen Berichten über die Schöpfung und die Urgeschichte des menschlichen Geschlechts, sowie in den wichtigsten Kultusgebräuchen beider Völker erinnert zu werden, um den etwa noch Zweifelnden zu veranlassen, durch Eindringen in die Fülle des Materials, das für den gemeinsamen Ursprung der babylonischen und der hebräischen Religion spricht, den Ergebnissen der neueren Forschung näher zu treten.

Herr M. unternimmt nun nichts Geringeres, als den Beweis für die aus seinen religionsgeschichtlichen Studien erwachsene Meinung anzutreten, daß einerseits die Verehrung des israelitischen Gottes Jahweh, so hochentwickelt uns die Vorstellungen von diesem Gott auch bereits in den ältesten biblischen Darstellungen entgegentreten, doch in ihren frühsten Anfängen nichts anderes gewesen sei, als die Anbetung eines Mondgottes, und zwar der im Altertum am besten unter dem Namen Sin bekannten Gottheit, anderseits Sin, dessen Kultus schon in sehr alter Zeit vom Ufer des Euphrat durch Arabien hin sich bis in die durch ihren Namen an ihn erinnernde Sinaihalbinsel erstreckte, identisch sei mit dem ältesten und obersten Gott der Babylonier, Ea.

Es läßt sich nicht leugnen, daß mehrere der Beweise, die unser Gewährsmann für seine Ansicht beibringt, viel Bestechendes haben. Der Mondkult ist im Euphratlande uralt und bis auf die sumerischen Urbewohner zurückzuführen. Abraham wanderte aus Ur (Erech), einem Hauptsitze des Mondkultus, nach Haran, wo gleichfalls der Mond verehrt wurde, und darf aus diesem wie aus andern Gründen als Mondanbeter in Anspruch genommen werden. Die Gesetzgebung des Moses fand auf dem Berge des Mondgottes statt, und endlich haben sich Spuren

der Mondverehrung im Kultus der Israeliten bis auf die neueste Zeit erhalten. Anderseits entspricht der Gott Ea der babylonischen Flutsage und der Adapalegende sowohl dem Jahweh in der biblischen Flutsage und der Erzählung von Adam, wie er auf babylonischem Boden mit Sin identifiziert wird, z. B. im Epos von der Höllenfahrt der Göttin Istar.

Größere Zweifel erheben sich, wie M. selbst zugiebt, bei dem Versuche, auch sprachlich Jahweh mit Ea zusammenzubringen. Jahweh ist, wie M. bemerkt, nach Ansicht der Assyriologen aus Aa oder Ja verlängert, sonderbarer Weise aber gerade dem Namen eines Gottes, dessen Funktionen noch nicht aufgeklärt sind und nach Hommel nie Aussicht haben, aufgeklärt zu werden. Daß dieser Gott eben der alte sumerische Gott Ea von Eridu sei, sucht Herr Margoliouth wahrscheinlich zu machen. Warum es nun überhaupt dieses Zwischengottes bedürfe, und warum der Name Jahweh nicht ebensogut mit Ea, der nach Hommel ursprünglich In-ki'a, später blos J'a hieß, in Verbindung gebracht werden könne, das ist dem Referenten aus der Darstellung des englischen Forschers nicht recht klar geworden.

Ich denke an anderer Stelle ausführlicher über die genannte Abhandlung zu berichten; für jetzt schien es der Mühe wert, auch in diesen Blättern durch einige Worte die Aufmerksamkeit auf dieselbe zu lenken.

Bremen. Wilhelm Heymann.

Beach, H. P., Dawn on the Hills of T'ang or Missions in China. 181 S. New York 1899. Student Volunteer Movement for Foreign Missions. 3 West 29th Street.

Dies Werk ist als Lehrbuch für Missionsseminare gedacht und bringt in recht angemessener und sachgemäßer Form alles, was ein Missionar zu seiner ersten Einführung in chinesische Verhältnisse zunächst wissen muß. In 8 Kapiteln handelt es zuerst über Land und Leute I—III, dann über die Religionen IV, ferner über die Geschichte der katholischen und protestantischen Mission V und VI, über die einzelnen Zweige chinesischer Missionsarbeit und Methode VII, und giebt endlich einen Ausblick VIII. Beigefügt sind noch Anhänge, in denen die einzelnen Provinzen Chinas charakterisiert, die hauptsächlichsten Ereignisse der chinesischen Geschichte und ein Plan zum Studium der Geschichte jeder einzelnen Missionsgesellschaft in China mitgeteilt wird. Eine Karte von China und ein Verzeichnis der gesamten benutzten Litteratur erhöhen den Wert des Ganzen. Es dürfte das vollständigste Verzeichnis der Litteratur in englischer Sprache über China sein, das wir jetzt besitzen. Von D. Fabers religionswissenschaftlichen Arbeiten ist aber nur sein Werk über Mencius aufgeführt, während doch auch die anderen Werke sämtlich ins Englische übertragen worden sind. — Das Werkchen will selbstverständlich für den Missionar nur eine erste Anleitung geben, der immer zu den größeren Werken von Williams, Martin, Smith und namentlich zu den Protokollen der großen Missionskonferenzen in Shanghai wird greifen müssen. Dem Pfarrer bietet es eine Fülle gut gesichteten und zuverlässigen Materials für Missionsstunden. Verfasser war selbst in China Missionar und hat sich auch später fortwährend mit dem Stoff beschäftigt, kurz, wir können dies vortreffliche Büchlein allen denen, die des Englischen mächtig sind und sich über China orientieren wollen, nur aufs angelegentlichste empfehlen. Zum Schluß wollen wir noch unseren Lesern verraten, daß „The Hills of T'ang" = die Hügel von T'ang ein Name für China ist, der mit der T'ang-Dignastie aufkam, durch die China zur größten Blüte gelangte. H. Lehmpfuhl.

Kahnis, H., Kirchengeschichte für höhere Schulen. 107 S. Leipzig J. C. Hinrichs'sche Buchhdlg. 1889. 1,40 M.

Uns interessieren in erster Linie in diesem Büchlein die missionsgeschichtlichen Partien, und wir sind dem Verfasser dankbar, daß er der Mission einen verhältnismäßig großen Raum in seiner Darstellung gewährt. Doch ist uns aufgefallen,

daß in einem Buche, das 1899 erschienen ist, Kuba und Portoriko noch als „katholisches Gebiet“ S. 96 bezeichnet werden, was nach dem Zusammenhang doch als unter „katholischer Herrschaft stehend“ heißen soll. Ferner ist zu berichtigen, daß der Bahnbrecher der evangelischen Mission in China nicht Gützlaff, S. 97, sondern der Engländer Morrison ist. Gützlaffs Thätigkeit hat nur geringe Spuren hinterlassen. Sodann, wenn der Thätigkeit der deutschen Missionen in unserer ostafrikanischen Kolonie gedacht ist, warum wurde nicht das Vorgehen unseres Vereins und der alten Berliner Missionsgesellschaft (Berlin I) in Kiautschou erwähnt? Wir vermissen überhaupt eine Notiz über die in China arbeitenden deutschen Missionsgesellschaften, auch ist unser Werk in Japan nicht genannt, obwohl wir dort doch der einzige deutsche Missionsverein sind. Vielleicht trifft Verfasser bei einer 2. Aufl. noch eine bessere Auswahl seines Stoffes. S. 95. 5. Z. v. u. muß es statt § 38, 4 „§ 38, 2“ heißen. — Als besonderes Verdienst rechnen wir es dem Verf. an, daß er, soweit es im Rahmen einer Kirchen-Gesch. möglich ist, den Schülern einen schönen Einblick in die hauptsächsten Fragen giebt, die gegenwärtig die Kirche bewegen.

H. Lehmpfuhl.

Vereinsnachrichten.

Von unseren Arbeitsfeldern.

Aus Japan.

Shinri.

Mai 1899 (Nr. 112). Frucht des Leidens. H. Haas, Theologische und philosophische Ethik (Schluß 113). H. Hiroi, Lockes Stellung in der Geschichte der Philosophie (Schluß 113). A. Wendt, Citate des Alten Testaments im Neuen Testament. — Verschiedenes. — Dr. Christlieb, Vorträge über das Christentum: Die Natur Gottes. (Fortsetzung Nr. 114.)

April 1899 (Nr. 113). R. Aoki, Das Evangelium des ewigen Lebens. E. Schiller, Nachrichten aus der Ferne. Verschiedenes.

August 1899 (Nr. 114). H. Haas, Warum sich ein Christ seines Christentums nicht schämen darf? — Derselbe, Schopenhauer und der Buddhismus. — Dr. Christlieb, Christentum und Staat. — E. Schiller, Neuigkeiten. — Vermischtes.

Nachträglich eingesandt:

Juli 1897 (Nr. 89). Betrachtung. — Minami, C. Munzingers Anschauungen über die japanische Geisteswelt und die christliche Mission. — Minami, Die letzte evangelische Allianz in Japan. — Dr. Christlieb, H. Holtzmanns neues Werk über neutestamentliche Theologie. — E. Schiller, Neuigkeiten. Vermischtes.

Aus China.

Bericht für das II. Quartal 1899 vom Missionar D. Ernst Faber in Tsingtau.[1])

„Hochverehrter Herr Präses! Leider wurde dieser Bericht durch länger anhaltende Krankheit und darauf folgende Schwäche verzögert. Aber jetzt bin ich, Gott sei Dank, frei von Fieber, Ruhr und Durchfall.

Den Monat April verbrachte ich in Shanghai und vollendete daselbst den Aufsatz über „Theorie und Praxis eines protestantischen Missionars in China.“ Ich war einige Zeit unschlüssig, ob es nicht angezeigt sei, in Shanghai wieder eine Wohnung zu mieten, da beide Missionen noch immer kein Grundstück in Tsingtau erhalten hatten. Da aber Kollege Kranz schrieb, es sei ihm gelungen,

[1]) Letzter Bericht unseres am 26. September d. J. heimgerufenen Missionars D. Ernst Faber, beim Centralvorstande am 2. October d. J. eingegangen.

eine gute Stube für mich zu mieten, so wagte ich es hierher zu kommen. Die Seereise war stürmisch, eine Welle fand auch den Weg durchs Deckfenster in meine Kabine und richtete mir etliche Sachen durch das Seewasser übel zu. Schließlich kam ich aber doch am Abend des 5. Mai wohlbehalten hier an. Ich suchte mich in der gemieteten Stube einzurichten, nahm auch eine Dachstube hinzu, um reinere Luft zum Schlafen zu haben. Das ging gut, bis der erste Regen kam, der beide Stuben überschwemmte. Es wurde mehrmalige Reparatur nötig, worüber etliche Wochen hingingen. Ich wurde krank und recht schwach. Was ich von Büchern ausgepackt hatte, mußte ich zum Kollegen Wilhelm retten, wo dieselben noch harren, außer den Bänden, welche ich zu augenblicklichem Gebrauch hie und da hole. Mir wurde unter den Umständen dringend zur Abreise nach Japan geraten, aber ich konnte mich nicht dazu entschließen. Daß aber in solcher Lage sich manche ernste Fragen einstellen, wer kann das verhüten? — Hoffentlich findet sich bald die richtige Lösung.

Natürlich ist an Arbeit in solchen Verhältnissen kaum zu denken. Doch habe ich für die hier erscheinende Zeitung „Deutsch-Asiatische Warte" „Goldkörner aus dem Sand der chinesischen Geschichte" zusammengesucht und übersetzt. Auch sonst gedenke ich hie und da einen kleinen Aufsatz oder Notizen über China in diesem Wochenblatt zu veröffentlichen, ohne jedoch meinen Namen zu nennen. In den Goldkörnern hebe ich das Edelmenschliche hervor, das sich auch in China, obschon recht spärlich, hie und da kundgegeben hat. Diese „Goldkörner" bilden darum eine passende Ergänzung zu meinem Schriftchen „China in historischer Beleuchtung". Ich werde Ihnen bald eine Anzahl Nummern der „Warte" zusenden. Sie können natürlich daraus in den Blättern des Vereins abdrucken, was Sie für gut finden.

Mit dem Bau des Hauses geht es nur langsam voran. Der Baumeister, Herr Mauerer, ist noch zu unbekannt mit den chinesischen Verhältnissen, dazu liegt nun sein deutscher Gehilfe, wohl für Wochen, am Typhus darnieder. Wir werden froh sein dürfen, wenn wir im November oder Dezember die neuen Räume beziehen können.

In einigen Wochen wird auch Herr Pastor Kranz einmal wieder hierherkommen, dann können wir wohl gemeinsam über die Lage berichten und vielleicht weitere Vorschläge machen. Mit herzlichen Grüßen und besten Wünschen. Ihr treu ergebener E. Faber. Tsingtau, 25. August 1899."

Neue Zweigvereine.

In Siegburg im Rheinland,

wo unser Missionar Pf. Emil Schiller in Tokyo längere Zeit als Hilfsprediger thätig war, hat sich ein Zweigverein gegründet, der bis jetzt ca. 30 Mitglieder zählt.

Aus dem Centralvorstande.

Beschlüsse der Generalversammlung am 20. September 1899 in Meiningen.

Über die Beschlüsse der Meininger Generalversammlung hat der Centralvorstand ein Rundschreiben an die Zweigvereine und Vertrauensmänner am 16. Oktober d. J. gerichtet, aus dem wir Folgendes mitteilen:

„1. Unsere Mission in Japan soll mit ungeschwächtem Eifer fortgesetzt und nach wie vor als unsere vornehmste Aufgabe in Ostasien angesehen werden. Im Jahre 1898/99 haben wir 53234 M., soviel wie noch nie zuvor, für unser japanisches Werk aufgewandt. Die allgemeine Lage der Mission hat sich nicht geändert. Die Vermehrung der Christen beträgt bei sämtlichen Missionen im letzten Jahre nur 403. Es kommt etwa nur ein Getaufter auf einen Missionar. Aber es ist bestimmt zu erwarten, daß die Eröffnung des Landes infolge der neuen Handelsverträge auch der Verbreitung des Christentums förderlich sein wird.

Unser Missionar Dr. Christlieb versichert uns, daß die Art unseres deutschen Christentums ganz allmählich auch in den anderen japanischen Christengemeinden, und namentlich bei den jungen japanischen Pfarrern immer mehr Verständnis findet, und fügte hinzu, daß wir nur mutig ausharren sollten; der Erfolg würde nicht ausbleiben.

Unsere japanische Zeitschrift Shinri wird vom nächsten Jahre ab alle in deutscher Sprache gelieferten Beiträge auch deutsch veröffentlichen, so daß Shinri halb in deutscher, halb in japanischer Sprache erscheinen wird. Als die Vertreter des Deutschtums haben wir die Pflicht, das in Japan unleugbar vorhandene Bedürfnis einer deutschen Zeitschrift zu befriedigen.

2. Da Pfarrer Wilhelm den dringenden Wunsch hat, lediglich für die Mission zu arbeiten, so haben wir unter lebhafter Zustimmung der Generalversammlung beschlossen, möglichst bald einen zweiten Theologen auszusenden, dem in erster Linie die Arbeit an der deutschen Gemeinde zufallen wird. Ebenso hat sich die Generalversammlung damit einverstanden erklärt, daß jetzt sobald wie möglich mit dem Bau einer chinesischen Tagesschule, die eine Grundlage für unsere praktische Missionsarbeit bilden wird, begonnen und eventuell auch mit der Errichtung eines Missionsmuseums vorgegangen werden soll. In dem Schulgebäude soll auch ein Buchladen zum Verkauf der Schriften unseres verewigten D. Faber und des Missionars Pfarrer Kranz eingerichtet werden.

Endlich wurde beschlossen schon jetzt einen geeigneten Missionsarzt zur Begründung einer ärztlichen Mission in Tsingtau ausfindig zu machen und diesen auszusenden, sobald es unsere Mittel erlauben.

Mit großer Befriedigung können wir Ihnen mitteilen, daß der Bau der deutschen evangelischen Kirche in Shanghai beim Eintreffen dieses Cirkulars bereits begonnen sein wird. Es ist dies die zweite evangelische Kirche in Ostasien, die unter Mitwirkung unseres Vereins erbaut wird.

3. Nach dem mäßig berechneten Voranschlage für 1899/1900 werden die Ausgaben für unser japanisches Arbeitsfeld 31100 M., für China 38000 M. (incl. der Neubauten) betragen, wozu noch über 10000 M. anderweitige Ausgaben für Verwaltung und Gehälter in der Heimat kommen. Diesen Ausgaben steht nur eine voraussichtliche Einnahme von ca. 53000 M. gegenüber, sodaß wir, wenn uns nicht ganz bedeutende Extragaben zufließen, ein Deficit von circa 27000 M. erhalten werden. Wir sind deshalb fortgesetzt bemüht, durch eine energische Propaganda unsere Einnahmen zu erhöhen; was nach unserem Dafürhalten not thut, ist Folgendes:

a) Daß für die älteren Missionsgebiete unseres Vereins in der Heimat noch weit mehr Wanderprediger gewonnen werden als bisher.

b) Daß noch weit mehr als bisher die Landbevölkerung für unseren Verein interessiert wird. Wir haben bisher fast nur die Städte erreicht.

c) Daß namentlich die Pfennigsammlungen mehr betrieben und die Sammelbücher mehr in Bewegung gesetzt werden.

d) Daß alle Anstrengungen gemacht werden, die Frauenwelt zur energischen Mitarbeit heranzuziehen. Gerade die Kiautschou-Mission bietet der Frauenwelt ein weites Feld der Bethätigung.

e) Daß die Flugschrift unseres Vereinssekretärs: „Unsere Arbeit in der Heimat", die im Auftrage des Centralvorstandes herausgegeben ist, eingehend studiert wird. Sie enthält Winke und Ratschläge zur Pflege des Missionssinns in den Gemeinden und ist den einzelnen Zweigvereinen und Vertretern zugeschickt worden.

4. Für die Pflege des Interesses an unserem Verein und für die Propaganda in Ihren Gemeinden haben wir bereits einen kurzen Auszug aus unserem Jahresbericht und einen neuen Werbebrief fertiggestellt. Ebenso wird ein neues Konfirmandenflugblatt ausgearbeitet werden. Sie können diese Blätter in beliebiger Zahl unentgeltlich und portofrei von unserem Centralbüreau

Berlin C. 19, Friedrichsgracht 53, beziehen, und wir bitten Sie, recht viele Bestellungen an uns zu richten.

5. Die Zeitschrift für Missionskunde und Religionswissenschaft hat nach ihrer Umgestaltung in ein Monatsorgan eine kleine Vermehrung ihrer Abonnenten erfahren. Es fehlen aber noch immer mehrere Abonnenten an der der Verlagsbuchhandlung garantierten Abonnentenzahl. Nach einstimmigem Urteil hat die Z. M. R. durch die Umwandlung in ein Monatsorgan noch gewonnen. Es ist jetzt aber dringend notwendig, daß es sich unsere Freunde angelegen sein lassen, bei jeder sich bietenden Gelegenheit neue Abonnenten zu werben. Bei einem Verein, der ca. 25 000 Mitglieder zählt, müßte es ein Leichtes sein, 600 Abonnenten und mehr für sein Hauptorgan zu gewinnen.

6. Auch in diesem Jahre legen wir Ihnen wieder den Vertrieb unserer Flugschriften, der Hirtenrufe und unserer Ansichtspostkarten ans Herz. Ganz besonders machen wir auf unsere neue Flugschrift: „Die moderne Kultur und die Aufgaben der evangelischen Mission in Japan", die Pfarrer Dr. Christlieb geschrieben hat, sowie auf den demnächst erscheinenden Hirtenruf Nr. 4, den Pfarrer Lic. Hackmann verfaßt hat, und der über die deutsche Gemeinde in Shanghai handelt, aufmerksam. Von der Schrift des Lehrers J. Volljahn, eines langjährigen Mitarbeiters unserer Mission in Tokyo, „Das japanische Schulwesen", deren Reinertrag zum Besten unserer Armenschule in Tokyo bestimmt ist, ist noch ein großer Vorrat vorhanden. Wir bitten Sie herzlich, sich den Vertrieb auch dieses Büchleins, das von unserem Centralbüreau zu dem Partiepreis von 1 M. bezogen werden kann, namentlich in den Kreisen der Lehrerwelt angelegen sein zu lassen. Wenn jeder Zweigverein und Vertrauensmann nur 1 oder 2 Exemplare absetzt, so würde auch für die Vereinskasse ein Gewinn erwachsen.

Endlich ersuchen wir Sie herzlich, nach Kräften eine Erhöhung der Einnahmen anzustreben. Wir können unser Missionswerk unmöglich so ausbauen, wie es nötig ist, wenn unser Etat nicht auf 100 000 M. gebracht wird. Von den Verpflichtungsscheinen sind bisher nur 27 Zeichnungen eingegangen trotz unserer wiederholten Bitten. Es sollte doch nicht so schwer sein, in jedem Zweigvereine und jeder Ortsgruppe mindestens eine Zeichnung zu 50 M. zu erzielen. Helfen Sie uns bei der Lösung der großen und schönen Aufgaben, die uns gestellt sind! Mit Gottes Hilfe wird und muß es uns gelingen!"

Lic. Wilhelm Schüler.

Am 20. Oktober ist vom Geschäftsausschuß in unserem Auftrage der bisherige Repetent an der Universität Marburg in Hessen Lic. Wilhelm Schüler zum Pfarrer und Missionar für Kiautschou gewählt worden. Wilhelm Schüler, geboren am 8. Oktober 1869 als Sohn des Pfarrers Wilhelm Schüler in Harmuthsachsen bei Witzenhausen in Hessen-Nassau, besuchte das Gymnasium in Marburg und studierte nach Ablegung des Abiturientenexamens 1889 in Marburg und Berlin Theologie. 1893 bestand er die erste theologische Prüfung in Marburg, 1897 promovierte er zum Licentiaten der Theologie ebendort und 1898 machte er sein 2. Examen in Cassel. Seit 1894 bekleidete er am Seminarium Philippinum in Marburg die Repetentenstelle. Er ist mit Fräulein Hedwig von Verschuer verlobt. Anfang 1900 wird Lic. Schüler für sein neues Amt abgeordnet werden und dann seine Reise nach Tsingtau antreten. Möge unser Gott seinen Eintritt in unseren Dienst segnen!

Unser Missionar Pfarrer Kranz

und seine Gattin in Shanghai sind am Sonntag, den 13. August d. J., durch die Geburt eines Söhnchens erfreut worden.

Korea, Land und Leute.

Von J. Volljahn in Söul in Korea.

Die uns unter dem Namen Korea bekannte Halbinsel, die im Norden mit der Mandschurei und der Amur-Provinz — letztere gehört bekanntlich seit dem Pekinger Vertrage (1860) zu Rußland — zusammenhängt, im Westen vom gelben Meere, im Osten vom japanischen Meere und im Süden von der Korea-Straße begrenzt wird, erstreckt sich zwischen dem 34. und 43. Grade nördlicher Breite. Ihre Küstenlänge beträgt etwa 1740 englische Meilen, und mit allen Inseln und Inselchen zusammen wird sie Groß-Britannien an Größe gleich kommen. Die Einwohnerzahl wird bis auf etwa 16 Millionen geschätzt. Von seinen Bewohnern wird sie Tschosen d. h. Morgen-Frische oder Morgen-Strahlen, nicht Morgen-Ruhe — wie oft fälschlich übersetzt wird — genannt. Da aber Korea nach dem japanisch-chinesischen Kriege als ein unabhängiger Staat anerkannt wurde, so glaubte die koreanische Regierung und mit ihr der denkende Teil der Nation, dies auch öffentlich zum Ausdruck bringen zu müssen. Seine Majestät nahm daher am 12. Oktober 1897 den Kaisertitel an, und der Name Tschosen wurde in Tai Han d. h. Groß Han (Han der Name für je eine der alten Provinzen) umgewandelt. Korea gehört in Bezug auf Klima und Naturschönheiten wohl mit zu den gesegnetsten und schönsten Ländern der Erde. Wer je den südlichen oder westlichen koreanischen Archipelagos durchsegelt, der wird den herrlichen Eindruck nie vergessen, den die vielen tausend, von der Kultur meist noch unbeleckten Inseln und Inselchen mit ihren teilweise wunderbar geformten Felsen, die oft von einer langen Nebelkette, woraus die Sonnenstrahlen wunderbare Gestalten und Formen zaubern, umhüllt werden, auf jeden Naturfreund machen. Mein Reisegefährte, ein sich auf einer Studienreise befindlicher, bekannter deutscher Maler war entzückt von dieser Fahrt und äußerte, daß er auf seinen zahlreichen Reisen in den verschiedensten Weltgegenden selten wie hier so eine Mannigfaltigkeit von Naturschönheiten in Bezug auf Kolorit und Motiven kombiniert vorgefunden habe. Selbst die Luft weht hier mitten im heißen Sommer kühler und erquickender als in der sonst so herrlichen japanischen Inlandsee.

Fast ebenso interessant, aber bei nebeligem Wetter nicht minder gefährlich ist die Einfahrt in den Hafen von Chemulpo oder Jinsen, wie ihn die Japaner nennen. Giebt es doch hier für den Schiffer kein Wahrzeichen, das ihm den richtigen Weg zeigt. Trotzdem fahren die Kapitäne der Nippon Yusen Kaisha, der größten japanischen Dampfschiffahrts-Gesellschaft, an der gefahrvollen Küste mit einer Sicherheit, die unsere volle Anerkennung verdient.

Da der Fluthub, d. h. der Unterschied zwischen der Ebbe und der Flut, hier sich auf ca. 30 Fuß beläuft, so bleiben größere Dampfer meist im Vorhafen liegen. Vom Schiffe aus erkennt man schon aus ziemlicher Entfernung die am Bergabhange malerisch gelegene Stadt, die sich scheinbar um ein auf dem höchsten Punkte gelegenes Schloß gruppiert. Im kleinen Boote oder auch in einer Dampfpinasse wird man ans Land gesetzt.

Am Landungsdamme warten schon die kräftigen koreanischen Kulis, jeder mit einer Rückentrage, Jiggi genannt, zum Auflegen des Gepäckes versehen; bald entsteht ein Drängen, Schelten, Schlagen und Raufen um die Sachen des Reisenden, daß man schließlich gezwungen ist, selber ein kräftiges resp. nachdrückliches Wort mitzureden. Beim Passieren des Zollhauses mit seinen vielen Speichern und den dort aufgestapelten Waren gewinnt man sofort den Eindruck, daß Chemulpo, vor fünfzehn Jahren noch ein winziger, unbedeutender Ort, heute zu einem ansehnlichen Handelsplatze emporgewachsen ist.

Über dem Zollhause erhebt sich die chinesische Kolonie, rechts davon die japanische, woran sich die koreanische Stadt schließt, die mit ihren Lehmhütten und Strohdächern gegen die schönen festen Steingebäude der fremden Niederlassungen einen sehr kläglichen Eindruck macht. Die vorhin erwähnte Burg auf dem Berge entpuppt sich als eine herrliche Villa, das Eigentum der bekannten Hamburger Firma E. Meyer & Co. Dort oben herrscht deutsches Familienleben und deutsche Gemütlichkeit; jeder wird herzlich empfangen und erhält mit größter Bereitwilligkeit genaue Auskunft über alles Wissenswerte über Land und Leute. Diese einzige deutsche Firma hat hier seit Jahren erfolgreich gewirkt und deutschen Waren oft unter den schwierigsten Verhältnissen Eingang verschafft.

Können wir uns so mit Recht über die schönen Erfolge unserer regen deutschen Firma freuen, so haben wir alle Ursache, stolz zu sein auf unsere deutsche Reichsvertretung hier. Konsul Krien, seit Jahren in Söul, hat mit aller Energie und Ausdauer die deutschen Interessen gefördert, und wenn es not that, dieselben auch mit diplomatischer Schneidigkeit vertreten, was auch besonders von den Vertretern der Firma E. Meyer & Co. dankbar anerkannt wird. Ihm ist es gelungen, für die genannte Firma die Konzession zur Ausbeutung von Goldminen, wofür die koreanische Regierung im nordöstlichen Teile von Korea ein großes Areal vorläufig auf 25 Jahre zur Verfügung gestellt hat, durchzudrücken. Was für Mühen und Schreibereien es gekostet, ehe die koreanische Regierung sich dazu verstand, darüber ließe sich allein ein Buch schreiben. Den Amerikanern ist obige Erlaubnis zuerst erteilt worden, wir Deutsche folgten und dann schließlich die Engländer. Der Betrieb der Goldmine, die etwa in drei Tagereisen von Söul zu erreichen ist, wird energisch in Angriff genommen. Deutsche Ingenieure sind schon dort, andere folgen, und dann wird das kostbare gelbe Metall bald in großem Maßstabe gewonnen werden.

Aber auch auf andere Weise hat Konsul Krien für Förderung des deutschen Einflusses Sorge getragen. Bisher waren an den von der koreanischen Regierung errichteten Fremdsprachschulen nur Engländer, Russen, Japaner, Chinesen und Franzosen thätig. Am 15. Sept. v. J. wurde, dank den eifrigen Bemühungen unseres Konsuls die deutsch-koreanische Sprachschule, die jetzt bereits zweiklassig ist, feierlichst eröffnet. Der damalige Unterrichtsminister Ko wies in seiner Eröffnungsrede auf die Bedeutung der deutschen Sprache hin. Konsul Krien sprach in seiner Begrüßungsrede zunächst seine Freude darüber aus, daß eine so stattliche Anzahl junger Koreaner sich dem Studium der deutschen Sprache widmen wolle. Er betonte dann die Wichtigkeit der deutschen Sprache für das Studium, erwähnte, daß alljährlich Tausende von Ausländern nach Deutschland gehen, um Künste und Wissenschaften zu studieren, und schloß dann

mit einem Hoch auf den Regenten des Landes. Auch der Leiter der Schule hielt eine kurze Ansprache. Nach der Feier wurden Erfrischungen dargereicht, bei welcher Gelegenheit Konsul Krien auf das Gedeihen der Schule toastete. Unter den geladenen Gästen befand sich auch Vice-Konsul Reinsdorf, der auf eine langjährige Thätigkeit in Söul zurückblickt. Er hat, da Konsul Krien seinen wohlverdienten Urlaub zu Anfang dieses Jahres angetreten, die Führung der Konsulatsgeschäfte übernommen und ist bei Einheimischen und Fremden sehr beliebt.

Was ich nun schreibe, hätte ich am liebsten verschwiegen; aber ich glaube, es wäre unrecht, wenn ich es dem Leser vorenthalten würde. Nämlich die Russen, Engländer, Franzosen, Amerikaner und Japaner haben fürstliche Wohnungen mit Türmen und Zinnen auf käuflich erworbenen Grundstücken für ihre Vertreter herrichten lassen; dagegen wohnt der Vertreter des mächtigen Deutschen Reiches in einem sehr bescheidenen koreanischen Häuschen, das der leider so traurig und so früh ums Leben gekommene Weltreisende O. Ehlers seiner Zeit, als er Korea besuchte, mit einem Landkruge im Kreise Schievelbein (Hinterpommern) verglich. Dieses Häuschen mit reizender Lage und Umgebung macht zwar immer einen ganz freundlichen Eindruck, kann jedoch sicherlich nicht den Koreanern im Vergleich mit den Palästen anderer Nationen imponieren, wenn sie, wie es z. B. alle Jahre am Kaisersgeburtstage geschieht, kommen, um zu gratulieren, und dann wegen Platzmangel nicht wissen, wo sie stehen, viel weniger noch sich setzen sollen. Da Deutschland durch die Erwerbung von Kiautschou gewissermaßen Nachbar von Korea geworden ist, — sollte nicht so viel Geld vorhanden sein, um das jetzige Konsulats-Grundstück, das augenblicklich noch verhältnißmäßig billig, später vielleicht überhaupt nicht mehr käuflich zu haben ist, zu erwerben und darauf eine Wohnung herzurichten, die der Würde des Deutschen Reiches entspricht? Es ist nun einmal Thatsache, daß außereuropäische Nationen die Macht und Größe eines Landes nach dem Luxus und Glanze des Hauses beurteilen, worin der Vertreter der betreffenden Nation wohnt. Das „Auswärtige Amt" in Berlin ist sich darüber auch vollkommen klar und würde gern Abhilfe schaffen, wenn nur der Reichstag die Mittel bewilligen wollte. Aber es ist bedauerlicher Weise so, daß manche unserer Abgeordneten einfach aus Prinzip Regierungsforderungen, mögen sie auch noch so dringend geboten sein, ablehnen. „Dies ward schon oft gesprochen, doch spricht man's nie zu oft."

Vergiß die Gegenwart, lieber Leser, und begleite mich zurück in die Vergangenheit, in die Zeit, wo das heutige Söul[1]) überhaupt noch nicht existierte, etwa ums Jahr 1390 n. Chr. Damals, noch unter der Herrschaft der Wang-Dynastie, die sich zuletzt keines Ansehens mehr erfreute, hatte ein Offizier, I Täjo mit Namen, die Militärgewalt an sich gerissen und war Schwiegersohn des Königs geworden. Da der König von Korea versäumt hatte, dem mongolischen Beherrscher Chinas den üblichen Tribut zu senden, so versuchte er es, ihn durch Gewalt zu erzwingen, wurde aber von I Täjo zurückgeschlagen. Da jetzt ein Mitglied der Ming-Dynastie auf dem chinesischen Throne saß und ebenfalls den Tribut verlangte, den

[1]) Söul bedeutet Hauptstadt. Die deutsche Hauptstadt Berlin würde auf koreanisch heißen: Tockguck Söul, also Deutschlands Hauptstadt. Tockguck d. i. Tugenland-Deutschland.

der koreanische König gegen den Willen seiner Unterthanen zu zahlen verweigerte, so ergriff I Täjo, der Chinas Stärke kannte, die Zügel der Regierung, entthronte seinen König und schloß Frieden mit dem Kaiser von China. Mit I Täjo fing 1392 die neue Dynastie an, die ihren Sitz nach der jetzigen Residenz verlegte und u. a. auch die Haartracht und die Kleidung der Ming-Ära aus China einführte, die heute noch in Korea Mode ist. — Mancherlei schöne Sagen knüpfen sich an die Gründung Söuls. Früher war hier der kleine Ort Hanyang, in dem das Kloster- und Mönchswesen blühte. I Täjo beabsichtigte ursprünglich seine Hauptstadt weiter im Süden zu begründen, aber ein kluger Mönch aus Hanyang, Namens Mu Hak, bezeichnete I Täjo's Wahl als eine unglückliche und erzählte, daß ihm im Traume die Weisung geworden sei, seinen König aufzufordern, um Hanyang herum seine Hauptstadt anzulegen, weil er und seine Nachfolger hier zu großer Macht gelangen würden. Nichts Besseres konnte sich I Täjo wünschen. — Kaum war er in Hanyang angekommen, so fielen dicke Schneeflocken auf die Erde, und am andern Morgen sah man deutlich im Schnee die frischen Spuren eines Tigers, der in einem Bogen von 6 Meilen um den Ort herumgegangen war. Dies galt als ein neues glückbringendes Zeichen und wurde von Mu Hak als Grenze der neuen Hauptstadt bezeichnet, eine Ringmauer, genau den Tigerspuren folgend, wurde angelegt, die heute noch mit ihren 7 resp. 8 imposanten Eingangsthoren — das eine ist ein Geheimthor und dem Publikum nicht zugänglich — jedes Fremden Bewunderung erregt. Die herrliche Lage der Hauptstadt in einem großen Thale, das von zwei Bergketten, deren höchste Punkte der Nam-san (Südberg) und der Sam-kak-san (Drei Hörner-Berg) im Norden sind, gebildet wird, ist ein beredtes Zeugnis, daß auch diesem asiatischen Volksstamme die schöne Gottes Natur ein Tempel der Freude und des Genusses ist.

Vor wenigen Jahren noch erschien Söul mit seinen vielen Strohhütten und seinen schmutzigen, teilweise sehr engen Straßen dem Fremden nicht besonders einladend. Heute ist das schon anders. Breite Straßen, bessere Häuser — freilich sind die Strohhütten noch lange nicht alle verschwunden — ja, selbst eine elektrische Straßenbahn sind Zeugen des Kulturfortschrittes.

Schauen wir uns nun unter den Sehenswürdigkeiten Söuls etwas um. Da finden wir im Gesandtschaftsviertel gegenüber dem deutschen Konsulate das neue Palais, das den schön klingenden Namen: Kyong Un Kung d. i. Vergnügens- und Glücks-Palast trägt, welches der König nach seiner Rückkehr aus der russischen Gesandschaft, woselbst er ein Jahr lang Gast gewesen, am 20. Februar 1897 bezog. Die Räumlichkeiten sind hier nur beschränkt, teilweise noch im Bau begriffen, jedoch fühlt sich Seine Majestät in der Nähe der fremden Vertreter sicherer, als in seinem früheren Palais, dem Kyong Pok Kung d. i. Vergnügens- und Segens-Palast, wo die Ermordung seiner von ihm heißgeliebten, sehr klugen Gemahlin stattfand. Dieser Palast ist eine der größten Sehenswürdigkeiten hier. Er ist im Norden der Stadt gelegen und umfaßt ein über 50 Hektar großes, von hohen Mauern umschlossenes Gebiet, das mit dem In Wang san, dem Königs-Berge, im Hintergrunde abschließt. Der Begründer dieser Dynastie, I Täjo, hat diesen Palast gleich zu Anfang seiner Regierung erbauen

lassen. Als die Japaner vor 300 Jahren unter Hideyoshi ihre Kriegszüge nach Korea unternahmen, da wurde dieser Palast zerstört; König Sun Tscho ließ ihn wieder herrichten, aber er wurde aufs neue, diesmal von den Chinesen, teilweise zertrümmert. Darüber vergingen fast 200 Jahre, bis endlich in den ersten Regierungsjahren des jetzigen Herrschers der Vater des Königs — bekannt unter dem Namen Tai won Kun —, der während der Minorität seines Sohnes die Zügel der Regierung führte, aus diesen Trümmern einen Palast, prächtiger als je, entstehen ließ.

Es wird erzählt, daß der Tai won Kun den buddhistischen Priestern, denen sonst der Aufenthalt in der Hauptstadt verboten war, während des Aufbaues gestattete, in Söul zu bleiben, damit sie sich am Palastbau beteiligen konnten. Der Tradition nach soll der Tai won Kun, ehe dieser seinen Sohn zum Thronfolger bestimmte, mit ihm hinaus zum Ostthore gegangen sein, wo ein wahrsagender Priester prophezeite, dieser Knabe würde einst ein großer Mann werden. Als die Prophezeiung sich erfüllte, ließ der Vater den Priester rufen und unterhielt sich lange mit ihm über Regierungsreformen. Insonderheit empfahl der schlaue Priester den Wiederaufbau des Kyong Tok Kung, des Erbpalastes der Dynastie. Da keine Originalpläne mehr vorhanden waren, so erbot sich der Priester, die Leitung des Baues übernehmen zu wollen, falls allen Priestern gestattet sein würde, die Stadt zu betreten, was mit Freuden bewilligt wurde. Von diesem Priester heißt es weiter, daß er, als 1867 die französische Flotte vor Chemulpo lag, um die Ermordung französischer Missionare zu sühnen, den Franzosen das Landen wehren wollte, aber dabei selbst als Gefangener auf ein französisches Kriegsschiff gebracht wurde. Da er aber einen Zauberstempel besaß, der ihm die Fähigkeit verlieh, sich durch die Lüfte zu schwingen, so wird es wohl unmöglich gewesen sein, ihn am Bord des Schiffes zu behalten.

Den Haupteingang zu diesem Palaste bildet das große Südthor; vor demselben befindet sich eine erhöhte Steinterrasse mit Steinbalustraden zu beiden Seiten und zwei mächtigen Steinlöwen, die den Eingang vor bösen Geistern schützen, besonders aber das Eindringen des gefährlichen, stets von Süden kommenden Feuergottes hindern sollen. Gehen wir durch dieses Thor, so betreten wir den Exerzierplatz der Palastsoldaten und gelangen durch ein zweites Thor in einen kleineren Hof, in dem zu beiden Seiten Wohnhäuser stehen. Durch ein drittes Thor gelangt man in einen mit Steinen gepflasterten Hof; hier steht die große Audienzhalle, ein riesiges Gebäude, mit kolossalen, mastähnlichen Strebepfeilern. Die kunstvolle Decke zeigt in der Mitte den koreanischen Drachen. Das ganze Gebäude ist von einer kunstvoll gearbeiteten Steinbalustrade umgeben. Vor der Halle, unterhalb der Terrasse, auf der die Audienz-Halle steht, sind Reihen kleiner Steinpfosten angebracht, von denen jeder mit einem chinesischen Zeichen versehen ist, welches den Rang des Beamten bezeichnet, der sich an dem betreffenden Steine aufzustellen hatte, um sich vor Sr. Majestät zu verbeugen.

Ein wenig in westlicher Richtung von dieser Halle finden wir den berühmten Sommerpavillon, der inmitten eines großen Teiches voller Lotusblumen steht, die dem Ganzen zur Blütezeit einen märchenhaften, zauberischen Anblick verleihen. Auf 48, sich etwa zehn Fuß hoch über der Plattform erhebenden gewaltigen Steinpfeilern ruht eine große Banketthalle, die mit

ihrem schweren, schwungvoll schön gebogenen Dache von imponierender Wirkung ist. Hier pflegte der König die Diplomaten und höheren Beamten zu bewirten; hier war es auch, wo er zum ersten Male mit der Königin öffentlich vor Fremden erschien.

Es ist unmöglich, alle Palastgebäude, sowie deren Nebenbauten, in denen mehr als 3000 Beamte untergebracht waren, zu beschreiben. Erwähnen will ich nur noch das im Hintergrunde des Schloßgartens bei einem Tannenwäldchen und einem kleinen See befindliche, europäische Gebäude, das aber nie bewohnt worden ist. Dort in der Nähe, in einem der koreanischen Häuser kam ihre Majestät die Königin am 8. Oktober 1895 auf grausame Weise ums Leben. Ihr Leichnam wurde ins Wäldchen geschleppt, mit Petroleum begossen und dann verbrannt. — Alle diese herrlichen Gebäude nebst entzückenden Gartenanlagen sind heute öde und verlassen, teilweise schon verfallen, wartend ihres Retters. Möge er bald kommen!

Der nahe dem Ostthore gelegene Palast Tong Kwan Tä Kwall d. h. großer Palast im innern Stadtteile hat zwar nicht so großartige Gebäude aufzuweisen, übertrifft aber durch seine herrliche Lage, seine großartigen Scenerien und schönen Bäume den vorigen bei weitem. Der Naturschwärmer findet hier alles, was er sich nur wünschen kann.

Das Eingangsthor zu diesem Palaste weist noch viele Schußlöcher auf, Andenken an den Aufruhr von 1884, als 140 japanische Soldaten und die Palastwache von 3000 chinesischen Truppen in Verbindung mit Koreanern angegriffen wurden und schließlich der Übermacht weichen mußten.

Interessieren mag auch der „Pyul Kung" d. h. Spezial-Palast, von den Fremden gewöhnlich „Hochzeitspalast" genannt, weil selbiger speziell für den koreanischen Kronprinzen erbaut wurde, um dort seine Hochzeit feiern zu können. Hinter diesem Palast, aber höher gelegen, befindet sich auch die anfangs genannte deutsch-koreanische Sprachschule.

Ungefähr im Centrum der Stadt, in geringer Entfernung vom Glockenturme, aber an der andern Seite der breiten West-Ost-Straße, inmitten niedriger Lehmhütten, die, wie man sagt, der Gouverneur abreißen lassen will, um einen Park anzulegen, befindet sich eine Marmor-Pagode von großer architektonischer Schönheit, die wohl das älteste und historisch berühmteste Kunstwerk der Hauptstadt ist. Einige darauf bezügliche Erörterungen sind vielleicht nicht unangebracht.

In einem alten koreanischen Berichte heißt es, daß ein König der Korai-Dynastie, Namens Tschung Su Yang, die einzige Tochter eines chinesischen Herrschers aus der Mongolen-Dynastie heiratete, und diese Pagode ein Geschenk für seine Tochter sein sollte. Es wird aber weiter erzählt, daß der chinesische Monarch, ein eifriger Buddhist, diese Pagode von seiner Hauptstadt Nanking auf dem Seewege hergeschickt habe, woraus zu schließen ist, daß selbige schon zur Zeit der Sung-Dynastie, also vor der mongolischen Invasion, hierher gebracht wurde. Es ist dies um so wahrscheinlicher, da unter der Sung-Dynastie, die in Nanking residierte, Künste und Litteratur einen großen Aufschwung nahmen. Soviel steht fest, daß die Pagode noch während der Korai-Dynastie (912—1392 n. Chr.) im alten Hanyang, dem jetzigen Söul, inmitten eines schönen Klostergartens aufgestellt wurde. Da aber die Mönche des Klosters ein liederliches

Leben führten, selbst Frauen, die bei der Pagode vor einer aufgestellten Froschtablette um männliche Nachkommen beteten, in frecher Weise belästigten, so wurden sämtliche Priester und Mönche von J Täjo, dem ersten Herrscher aus jetziger Dynastie, verbannt und das Kloster zerstört. Während der Hideyoshi-Invasion vor 300 Jahren versuchten die Japaner dieses Kunstwerk nach Japan mitzunehmen. Sie nahmen die drei obersten Etagen und die Spitze herunter, da aber der Transport mit allzu großen Schwierigkeiten verknüpft war, so suchten sie die Pagode durch ein mächtiges Feuer zu zerstören, was auch nicht gelang. Die schwarzen Brandspuren sind heute noch deutlich zu sehen, desgleichen die drei herabgenommenen Stockwerke. Im ganzen zählt sie deren dreizehn; die Flächen derselben sind mit wunderbar schönen Reliefs, meist Illustrationen aus dem Leben und Wirken Buddha's, geziert.

Die vorhin erwähnte „Große Glocke" im Mittelpunkt von Söul ist ebenfalls sehenswert; auch sind mit ihr mancherlei Sagen und Begebenheiten aus vergangenen Tagen verknüpft. Als J Täjo das Ostthor der Hauptstadt anlegen ließ, wurde eine kleine Glocke ausgegraben, die über dem Eingangsthore zum königlichen Palastthore angebracht wurde. Täjo, dem der Klang gefiel, faßte den Entschluß, eine große Glocke zu gießen, weshalb er die Provinzial- und Ortsbehörden beauftragte, das nötige Metall einzutreiben. Einer der Kollektoren forderte in einem Hause, wo er eine alte Frau, dem Aussehen nach eine alte Hexe, mit einem dreijährigen Knaben antraf, das schuldige Metall; da sie aber nichts besaß, so bot sie den Knaben in aufdringlicher Weise an. Der Kollektor verbreitete diese schauerliche Geschichte auch in der Hauptstadt. Als das nötige Metall zusammen war, wurde mit dem Gusse begonnen, aber beim Erkalten zeigte sich ein Bruch, was sich bei erneuten Versuchen stets wiederholte. Da wies einer auf das alte Weib hin und sagte, daß der Guß nur dann gelingen könne, wenn das Geschenk der Hexe angenommen würde. Der Knabe wurde geholt, ins glühende Metall geworfen, und siehe, die Glocke stand „ohne Fehl und Makel" da. Sie ist etwa 10—12 Fuß hoch, 6 Fuß im Durchmesser und trägt den Namen „In Kyung" d. h. der Mann beschließt, was sagen will, daß der Mann, sobald er den Ton dieser Glocke vernimmt, sich entschließt zu Bett zu gehen. Es ist Thatsache, daß noch bis vor wenigen Jahren alle Männer sich am Abend beim Ertönen dieser Glocke in die Häuser begaben, weil dann die Stadtthore geschlossen wurden und die Frauen ausgehen durften. Aber auch von diesem alten Brauche heißt es heute: Tempi passati. Jetzt verkündet die Glocke immer die Mittagsstunde. Ihr voller, etwas klagender Ton klingt den Koreanern wie: »Ah Mä la« das »La« besonders lang gezogen — und bedeutet: „Mutter Schuld", womit an obige Sage erinnert wird. Hier bei diesem Glockenhäuschen, das etwa 24 Fuß lang, 16 Fuß breit und 12 Fuß hoch ist, ließ der bereits erwähnte grausame Täwon Kun im Jahre 1871 eine Steinplatte mit folgender Inschrift errichten: „Die Barbaren von jenseits der Meere haben die Grenzen unseres Landes überschritten. Wenn wir nicht kämpfen, müssen wir Verträge mit ihnen eingehen. Diejenigen, welche dem Vertragsabschluß zustimmen, verkaufen ihr Vaterland. Dies diene zehntausend Generationen zur Warnung. Erlaß, datierend vom Jahre Pyöng-in (1866). Die Steinplatte im Jahre Sin-mi (1871) errichtet."

Nach einigen Jahren verschwanden diese Steinplatten, die an verschiedenen Orten, unter andern auch vor dem Konfuzius Tempel, Aufstellung gefunden hatten. Wie man mir sagte, sollen sie an den betreffenden Stellen tief in der Erde vergraben liegen.

Von den wenigen Tempeln der Hauptstadt verdienen genannt zu werden der „Ahnentempel", in dem die auf Täfelchen geschriebenen Namen der 28 Vorfahren des jetzigen Königs aufbewahrt werden; dann der „Himmelstempel", der pagodenförmig gebaut, aber noch nicht ganz fertig ist; endlich noch die Tempel des Kriegsgottes vor dem Ost- und Südthore; letzterer ist vor einigen Monaten abgebrannt.

Das schönste von allen Gebäuden ist die prachtvolle, im gothischen Stile erbaute Kirche der römisch-katholischen Mission, die nicht weit vom japanischen Geschäftsviertel unterhalb des „Nam san" gar herrlich gelegen ist. Den höchsten Punkt im japanischen Viertel nimmt die japanische Gesandtschaft ein, von der man die ganze Stadt überschauen kann. In kluger Vorsicht hat die japanische Regierung hier genügend Militär in zwei Kasernen untergebracht, das imstande ist, ohne Schwierigkeiten sämtliche Braven der koreanischen Armee in die Flucht zu schlagen. Hoffen wir also im Interesse der Koreaner, daß es nicht dazu kommt.

Die russischen Sekten in ihrer religionsgeschichtlichen Bedeutung.[1])

Von Professor D. Nippold in Jena.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die Gehringsche Darstellung der russischen Sekten auf gründlichem Studium ruht und die uns so weitab liegenden fremdartigen Gebilde auf ihre gemeinsamen Ursprünge, wie auf ihre vielfachen Wandlungen hin genau untersucht. Es ist ein wahres Gewimmel von Sektennamen, das uns entgegentritt, ähnlich wie in den Tagen der vielgestaltigen Gnosis der alten und der Reformparteien der mittelalterlichen Kirche, daneben bald einmal an die geistigen Bewegungen in den englischen Revolutionskirchen, bald wieder an die karnalistischen Ausartungen des ermatteten Pietismus erinnernd. Aber der Verfasser bemüht sich, eine klare Übersicht über dieses Gewimmel zu geben. Und sein Urteil steht fast durchweg in wohlthuender Übereinstimmung mit dem, was er im Vorwort über den Unterschied evangelischer und katholischer Beurteilung der sogenannten Sekten bemerkt. Die Definition der ersteren ist freilich sowohl zu breit (zumal in dem 13zeiligen Satz S. IV) wie zu verschwommen, und es kommt dabei nicht genug in Betracht, wie auch innerhalb der protestantischen Entwicklung ein alleinseligmachendes Kirchentum aufkam, infolgedessen der Lutheraner die reformirte Kirche zur Sekte stempelte, der Episkopale die presbyterianische, der Calvinist die arminianische u. s. w. Nach der andern Seite ist es ebenso unberücksichtigt geblieben, aus welchen Gründen der amerikanische Sprachgebrauch, der „Sekte" und „Denomination"

[1]) Joh. Gehring. Lic. Dr., die Sekten der russischen Kirche (1003—1897). Nach ihrem Ursprunge und innerem Zusammenhange dargestellt. Leipzig, Fr. Richter 1898.

gleichstellt und ausnahmslos auf alle religiösen Gemeinschaften anwendet, auch bei uns immer mehr Anklang gefunden hat. Zweifellos wird sich der ganze Begriff „Sekte" für die allgemeine wissenschaftliche Darstellung immer klarer als zu wenig greifbar erweisen. Aber für Rußland müssen wir zur Zeit noch einen Ausnahmezustand gelten lassen. Hier wird alles, was nicht „orthodox" ist, zur Sekte gestempelt: die evangelische Kirche so gut wie die schismatischen (in der Liturgie abweichenden) und häretischen (dogmatisch heterodoxen) Gruppen.

Aus dem überaus reichen Stoff sondert sich zuerst eine Art Vorgeschichte der — erst mit der Mitte des 17. Jahrhunderts anhebenden — umfassenden Sektenbewegung ab. Was in der ersten Periode in den 3 Abschnitten über die älteren „Irrlehren" und über die judaisierenden und rationalistischen Sektirer mitgeteilt wird, konnte allerdings schon der ungenügenden Quellen wegen nur skizzenhaft sein. Aber es ist doch von Wichtigkeit, auch diese älteren Vorbilder im Auge zu behalten, weil sie bereits vielfach die gleichen Eigentümlichkeiten zeigen, wie die nachmaligen größeren Parteibildungen, zum Teil sogar in ihnen aufgegangen sind. So ist schon der Mönch Martin der Vorläufer aller derer, die um liturgischer Besonderheiten willen sich separierten, und am Asowschen Meere hat noch lange eine Verzweigung seiner Anhängerschaft fortgedauert.[1]) Die antihierarchischen Strigolniki haben die gleichen Charakterzüge wie der nachmalige große Raskol, und auch ihr Geschick ist ein sehr verwandtes. Nicht minder hat die weite Verbreitung der sogenannten Judensekte — auch abgesehen von den Resten derselben, die sich unter den Molokanen und den Sabbatniki verbergen — mannigfache spätere Nachbilder. Nur darf man die letzteren nicht bloß in Rußland suchen. Auch Amerika hat verwandte Bildungen aufzuweisen, und der Stammbaum, welcher von den ältesten bis zu den jüngeren Fraktionen führt, hat seine Parallelen zugleich in der Ahnentafel der Waldenser, der Mennoniten, der Brüdergemeinde.

Das allgemeine geschichtliche Interesse setzt jedoch erst bei dem umfassenden Schisma der Altgläubigen, dem Raskol, ein, der in dem ersten Abschnitte der zweiten Periode (1655—1897) behandelt wird. Die 3 ersten Kapitel dieses Abschnitts zeichnen zuerst die Vorgeschichte und die Weiterentwicklung des Raskol, um daran die allgemeine Charakteristik desselben anzuschließen. Dann werden im 4. speziell die Popowzy und im 6. die Bespopowzy geschildert, während das 5. nur ein weiterer Anhang zum 4. ist, der die Errichtung einer Hierarchie unter den von Popen bedienten Gemeinden (den Popowzy) behandelt.

Auf diesen wichtigsten Teil seiner Aufgabe hat der Verfasser ersichtlich den größten Fleiß verwendet, und das von ihm gezeichnete Bild giebt nicht nur eine Orientierung über die vielen Unterabteilungen des Raskol, sondern an den geeigneten Orten auch feingezeichnete Kulturbilder. Wir rechnen dahin obenan die allgemeine Charakteristik S. 56 ff. Aber auch die einleitenden Bemerkungen (S. 24 ff.) und die Übersicht der Vorgeschichte und der Weiterentwicklung sind durchweg beachtenswert. Die große Reform Nikons (vgl. dessen Charakteristik S. 35 ff.) so gut wie die Opposition dagegen heben sich beiderseits um so deutlicher ab, da auch die vorher genommenen Anläufe zu beiden seit der Revision der liturgischen Texte durch

[1]) Vgl. zu diesem Punkte jedoch unten die Bonwetschsche Kritik.

den armen Maxim und seit dem Druck der ersten heiligen Bücher nicht übersehen sind. Das wichtige Datum des 13. Mai 1667, die Anerkennung von Nikons Werk durch das große Konzil nach seiner eigenen Absetzung, wird schon S. 27 klar definiert und S. 46 prägnant vorgeführt. Das Gleiche gilt von dem Aufstand des Jahres 1682 und der politischen Verschärfung der religiösen Opposition unter Peter dem Großen.

Von den zahlreichen Einzelgruppen der beiden Hauptparteien können hier nur die hervorragendsten kurz genannt werden. Unter den von Popen bedienten: die Partei Habakuks, die Ansiedlung von Wjetka (1736 zum ersten, 1764 zum zweiten Male zerstört), die Gemeinden von Irgis und von Starodub, die Anhänger des Patrikij, Amphinogen und Anphim, die Anlage des Friedhofs von Ragosch. Unter den popenlosen: die Parteien des Pomorzy, des Wikulitsch und der Brüder Denistow, die Philippowzy oder Philipponen, die verschiedenen Klassen der Stranniki, die Anlage des Friedhofs von Preobraschensk. Daneben massenhafte fanatische Schwärmer, wie die Selbstverbrenner, die Würgersekte, die Vorläufer der heutigen (doch auch mehr slavischen als germanischen) „freien Liebe".

Neben der zusammenhängenden Darstellung möchten wir jedoch noch speziell auch die Anmerkungen zu dem ersten (die älteren Sekten und den Raskol zusammenfassenden) Teil besonderer Beachtung empfehlen. Teils werden hier nämlich verwandte Bewegungen herangezogen, wie die lutherischen, calvinischen und sozinianischen Reformationskirchen Polens (N. 11, wo nur der gleiche dogmatistische, in eine geschichtliche Darstellung nicht passende Ausdruck „sozinianische Irrlehre" wie N. 7 zu monieren ist), und die von Delitzsch mit solcher Freude begrüßte juden-christliche Bewegung des Joseph Rabbinowitsch (vgl. N. 10 auch die Parallele mit Adventisten u. Harmonisten in Amerika N. 52); teils irrige Darstellungen korrigiert. Besonders häufig hat sich dies bei Dalton als nötig erwiesen (z. B. N. 15. 26/8., 39/40. 54; vgl. daneben in den Anmerkungen zum zweiten Teil N. 76). Aber auch Haxthausen (N. 13, 19, 20, 31 45/6; vgl. auch II N. 6, 19, 27, 30, 40, 55, 73) und A. Arndt (N. 32, 47, 49; vgl. ebenfalls II N. 28, 54, 56, 72) erfahren manche Korrektur. Eine ungeeignete Parallele ist die zwischen der alten Utrechter Episkopalkirche und der modernen Hierarchie des Raskol (N. 41).

An die Darstellung des „Schisma" reiht sich im zweiten Teil der Gehringschen Schrift zunächst die zweite große Klasse der „geheimen geistigen Sekten." Dieselbe zerfällt in die enthusiastisch-mystischen, die rationalistisch-spiritualistischen und die rationalistisch-mystischen Gruppen. Endlich schließen noch zwei längere Abschnitte über die politischen und die evangelisierenden Sekten sich an.

Wie von dem Charakter des offenen Schisma, so wird auch von demjenigen dieser geheimen Sekten ein zumal durch den Gegensatz zu jenem lebensvoll gezeichnetes Bild gegeben (S. 134 ff.) Doch ist Lehre und Leben der in dem ersten Kapitel dieses Abschnitts behandelten Parteien so durchweg verschieden von denjenigen des zweiten Kapitels, daß unwillkürlich die Frage entsteht, inwieweit man überhaupt ein Recht hat, die unnatürlichen widerwärtigen Verirrungen der Chlysten und Skopzen mit der ernsten Moral der Molokanen und Duchoborzen unter einen Hut zu bringen. Wohl aber haben Chlysten und Skopzen einer-, Molokanen und Duchoborzen andererseits

gemeinsame Grundzüge und sogar eine im Anfang gemeinsame Geschichte, indem sie sich erst allmählich von einander abzweigen.

Die Geschichte der Chlysten („Gottesmenschen") hat eine Reihe von Christussen und Gottesgebärerinnen aufzuweisen, deren Personen für den Draußenstehenden wenig Interesse haben. Um so ernsteren Charakter tragen die hier zweifellos betriebenen abscheulichen Ausschweifungen, die sich unter den „Besorgungen" ihres Kultus verstecken und nicht nur an heulende und tanzende Derwische erinnern, sondern zugleich die so oft fälschlich angenommenen adamitischen Greuel thatsächlich pflegten. Dem gegenüber muß die entgegengesetzte Ausartung, die der Selbstverstümmlung der Skopzen, in ihrem ursprünglichen Ausgangspunkt, der Predigt völliger Sittenreinheit durch Seliwanow, sogar als eine Art von moralischer Reaktion bezeichnet werden. Aber für Staat und Gesellschaft sind diese zum Teil überaus reichen Leute nicht minder gefährlich geworden. Das Gleiche gilt von der großen Anzahl kleinerer schwärmerischer Parteien, die aus diesen beiden großen hervorgewachsen sind, und deren Namen und Daten bei Gehring verglichen werden können.

Wie schon oben angedeutet, tragen die Molokanen und Duchoborzen — von unserem Verfasser als „rationalistisch-spiritualistische Sekten" zusammengefaßt — einen ganz andern Charakter. In ihrer Geschichte ist es denn auch besonders lehrreich, die Perioden der Duldung unter Alexander I. u. II. (vergl. speziell den Wortlaut des Ukas Alexanders I. vom 9. Dezember 1816 im Anhang S. 234/4) mit denjenigen der Verfolgung unter Nikolaus I. und Alexander III. hinsichtlich ihrer Einwirkung auf die gesellschaftlichen Vrrhältnisse zu vergleichen. Die Nachahmung der päpstlichen Inquisitionsmaßnahmen in der Probedonoszewschen Aera wird vom Verfasser nicht mehr prinzipiell gewertet. Aber schon die früheren Lehren der Geschichte lassen keinen Zweifel darüber, wie sehr auch in Rußland die verfolgende Kirche sich moralisch schädigt, die verfolgte, so sie anders auf dem Boden des Evangeliums bleibt, sich des von Christus verheißenen Segens erfreut. Neben der Beschreibung der zahlreichen Einzelparteien sind jedoch solche allgemeineren religions- und kulturhistorischen Beobachtungen weniger zu ihrem Rechte gekommen. Immerhin haben die „Schlußbemerkungen" (S. 218 ff.) einen gewissen Anlauf dazu genommen, und der Verfasser stellt S. 219 eine ausführliche Behandlung der Stellung des Staates zu den Sekten in Aussicht.

Aus dem zuletzt besprochenen Kapitel verlangt jedoch auch noch ein spezieller Punkt eine kritische Beleuchtung. Durchaus ungenügend und unzutreffend ist nämlich, was von dem mitten unter den Sekten behandelten „Verein der Freunde der geistlichen Aufklärung" (S. 187) bemerkt wird. Großfürst Konstantin und General Kiréeff sind dem Verfasser sogar dem Namen nach unbekannt. Ebensowenig wird die durchaus sympathische Stellung des heiligen Synod selbst zu diesem Vereine berücksichtigt. Und doch wäre es so leicht, allein schon an der Hand der Beiträge Kiréeffs zur Revue internationale de théologie, diese — ebensosehr auf dem geschichtlichen Boden ihrer Kirche verharrenden, wie den Gliedern anderer Kirchen zu gemeinsamer humanitärer Arbeit die Hand reichenden — Bestrebungen richtig zu würdigen. Unter den vielen großen Zukunftsgedanken, welche durch das Bindeglied des Altkatholizismus in den verschiedenen papstfreien Kirchen

angeregt sind, darf eine derartige, zu der Probedonoszewschen Nachahmung der Jesuiten das Gegengewicht bildende edle Irenik innerhalb der orientalischen Kirchen nicht in die letzte Reihe gestellt werden. Ja, man kann hier noch mehr als bei den sogenannten Stundisten evangelische Strömungen in der russischen Kirche konstatieren. Beispielsweise hat ja der Einfluß der Brüdergemeinde gerade auf die besten Gesellschaftsschichten niemals ganz aufgehört, und die „Arbeitsbrüdergemeinde" des Baron Nepljujeff ist ihr geradezu nachgebildet.

Es sind aber diese Bemerkungen eigentlich erst bei dem letzten (vierten) Abschnitt am Platze. Und wir dürfen nicht vergessen, daß demselben zunächst noch das dritte Kapitel des zweiten Abschnitts über die „rationalistisch mystischen" Sekten und der dritte Abschnitt über die politischen Sekten vorhergehen. Doch dürfen wir uns über beides hier kurz fassen. Das von den Tolstoischen Tendenzen gezeichnete Bild bringt, wenn es auch mit vollem Recht den edlen Schwärmer unter die Separatisten stellt, doch nur die allgemeinsten Allgemeinheiten. Und die das rationalistische und mystische Element verbindenden Fraktionen haben alle zusammen keine so weittragende Bedeutung, wie die großen Gruppen des Raskol und die feindlichen Brüder der im ersten und zweiten Kapitel behandelten Geheimlehren. Um so lieber würden wir wieder auf die Anmerkungen zum zweiten Teil (S. 225 ff.) näher eingehen. Aber unsere Besprechung ist über Gebühr lang geworden. Es sei daher nur noch bei der N. 14 durchgeführten Parallele mit der Buttlarschen Rolle an die zahlreichen gleichzeitigen „Rotten" (Bordelumer, Ronsdorfer, Brüggler, Antonianer) erinnert.

Je mehr ich jedoch die einzelnen Partien der gerade in der Darstellung des einzelnen zuverlässigen und nach voller Objektivität strebenden Schrift verglichen habe, desto mehr stellte sich mir die Hauptaufgabe dieser Rezension dahin, sie für unsere Leser dadurch nutzbar zu machen, daß ich einigermaßen die Lücke ausfülle, die in dem Mangel einer Charakteristik der überaus reichen, aber gewiß nur wenigen Lesern genauer bekannten Spezial-litteratur gelegen ist. Es fehlt nämlich durchaus an einer zusammenfassenden Übersicht, die den Leser über die relative Zuverlässigkeit der in buntem Durcheinander zitierten Quellen belehrt. So finden sich z. B. gleich S. 4 bei der Erwähnung des schon unter Wladimir I (dem Begründer des Christentums in Rußland) aufgetretenen Mönchs Adrian und wieder S. 7 bei der Charakteristik der Strigolniki längere Noten über die in beiden Fällen benutzten Werke, neben welchen natürlich aber noch eine Reihe kürzerer Citate nebenhergehen. In der Note S. 4 sind nun sowohl die älteren deutschen Hauptwerke von Strahl (die Beiträge zur russ. Kirche 1827 und die Geschichte der russ. Kirche 1830) und Philaret-Blumenthal (Geschichte der Kirche Rußlands 1872) genannt, wie die französische Darstellung von Boissard, L'église de Russie 1807, und die nationalrussische von Schtscherbatow. Die Werke von Philaret, Strahl und Boissard kehren alsbald auch in der Anmerkung S. 7 wieder, daneben Grégoire, Histoire des sectes religieuses, und V. Frank, Russische Selbstzeugnisse, und mehrere ältere von Strahl notierte Schriften. Wie weit diese verschiedenen Darstellungen jedoch zuverlässig sind oder nicht, werden nur äußerst wenige Leser beurteilen können. Wendet man sich aber zur Orientierung über diesen Punkt von jenen Einzelnoten zu dem am Schluß angehängten Literatur-

verzeichnis, so stößt man auch hier auf den doppelten Mangel sowohl eines Einteilungsprinzips wie einer Charakteristik des einzelnen. Die verzeichneten Schriften sind weder chronologisch noch sachlich geordnet, und dabei fehlt jede Erwähnung des Standpunktes, von dem sie ausgehen. Auf Philaret (1872) und Strahl's Beiträge (1827) folgen z. B. in wirrem Durcheinander die von J. König übersetzte Geschichte der russischen Kirche von Murawjew (1857), Schlözers Russische Annalen von 1812, Daltons Studie „Die russische Kirche" von 1892, ein Aufsatz der Theol. Quartalschrift von 1853, und Knie, die russische schismatische Kirche 1894. Bei der verdienstvollen, jedem wissenschaftlichen Theologen bekannten Tübinger Zeitschrift ist das Wörtchen „kath." eingeklammert beigefügt. Dagegen fehlt bei der Schrift von Knie (der doch vorher bereits die Büchmann'schen „geflügelten Worte" in seinen „Geistesblitzen" in bekannter Weise kastriert hatte) jede Andeutung, daß wir es hier mit einem der verlogensten Machwerke Janssenscher Citatenverarbeitung zu thun haben. In dieselbe Kategorie gehören V. Franks „Russische Selbstzeugnisse" (Paderborn 1889). Daß sogar den älteren, nationalökonomisch berühmten „Studien" des westphälischen Frhr. v. Haxthausen dieselbe Tendenz nicht fremd ist, sei nur nebenher bemerkt.

Die durch und durch ungeschichtlich tendenziösen Machwerke von Knie und Frank finden sich überdies noch mehrfach in Einzelanmerkungen zitiert, ohne daß irgendwie auf den Charakter derselben hingewiesen wird. Z. B. Knie S. 28. Frank S. 96, 133. Und daran reiht sich die Darstellung A. Arndts in der Insbrucker Jesuitenzeitschrift (S. 18, 26, 105), das Gagarinsche Konvertitenwerk (S. 29) und die weitere Arbeit desselben Verfassers in Brühls Russ. Studien (S. 55, 84, 172).

Bei einem so wirklich tüchtigen Werke, wie es Gehring uns giebt, und das nicht für den Moment geschrieben, sondern als instruktives Lehrbuch für die Zukunft gedacht ist, möchte ich daher geradezu den Wunsch aussprechen, daß an Stelle des letzten Blattes eine allseitig orientierende Litteraturübersicht beigefügt würde, in welcher das wissenschaftlich Bewährte von der Tageslitteratur gesondert würde. Die Sensationslitteratur à la „Geheime Nachrichten über Rußland unter Kath. II und Paul I" (1800) und P. Dolgoruckow, La verité sur la Russie (1861), sollte doch unter einer ganz andern Rubrik stehen, wie des Marburger Herrmann solide Geschichte des russischen Staates und die grundlegenden Pichlerschen Werke über das Schisma zwischen Orient und Occident. Auch die alten, aber nicht veralteten Werke über die allgemeine Kirchengeschichte von Schroeckh (Tzschirner) und Henke (Vater), die ausgezeichnete Gaßsche Symbolik der griechischen Kirche und Kimmels Sammlung der Symbole der orientalischen Kirche stehen bei Gehring mitten unter einer Menge von Tagesfliegen, wie den schmutzigen „Wunderlichen Heiligen" des nun endlich wohl in seinem wahren Charakter erkannten Moritz Busch. Bei dem in dem Buche selbst mehrfach zitierten Gerbel-Embach sollte man ebenfalls gleich wissen, daß man es mit einem populären Vortrag zu thun hat. Das Aufsätzchen in den 2 Nummern 52/3 der Ev. K. Ztg. von 1828, die bald hier bald da zerstreuten Momentbilder Daltons über die evangelischen Strömungen, über den Stundismus ꝛc. fallen in die gleiche Kategorie, während mitten dazwischen wieder Döllingers Quellenbeiträge zur Sektengeschichte des Mittelalters figurieren.

Eine genauere Ordnung der Litteratur würde zugleich zu einer Vervollständigung führen. So hat beispielsweise der der russischen Kirche und den russischen Sekten gewidmete § 20 [1]) meiner Geschichte des Katholizismus neben mancher auf eigener Anschauung ruhenden Beobachtung auf die immer noch wertvollen zahlreichen Arbeiten von J. Eckardt den verdienten Nachdruck gelegt. Aber dieselben fehlen nicht nur in dem Schlußverzeichnis, sondern, obgleich S. 240 ausdrücklich bemerkt ist: „Die spezielle Litteratur für die einzelnen Sekten ist hier nicht mit aufgezählt. Sie findet sich jedesmal in den Fußnoten", so sind die — allerdings S. 88 nachträglich zitierten — wichtigen Mitteilungen Eckardts (immer aber nur ein Bruchteil seiner einschlägigen Arbeiten) über das Bistum in der Bukowina bei der Darstellung der ausgewanderten Raskolniken S. 86 unerwähnt geblieben. Ebenso sind in den Einzelanmerkungen Werke allgemeineren Charakters untergebracht, die durchaus in die allgemeine Litteraturübersicht gehören. So S. 105 das französische Werk von Tsaki, La Russie sectaire, und S. 114 Liwanows Werk „Sektirer u. Strafgefangene." Wir vermißten weiter eine Benutzung der kritischen Gegenbemerkungen von Propst Maltzew über Knie und Konsorten. Über den zu seiner Gesamtstellung wenig passenden Artikeln Maltzews in der „Germania" sollten doch seine gelehrten Forschungen nicht vergessen werden. Aber dieser Punkt ließe sich nur in einer zusammenhängenden Würdigung der Maltzew'schen Werke genügend behandeln. An dieser Stelle genügt es, den Wunsch zu wiederholen, daß Gehring die litterarisch-kritische Übersicht nachholen möge.

Ohnedem wird das Studium der russischen Sektenbewegung ihn von selber zu demjenigen der Eigenart der russischen Volkskirche und Volksfrömmigkeit führen. Die papistischen Darstellungen derselben stehen auf gleichem Boden wie die Zerrbilder von unserer deutschen Reformation, unserer Philosophie und unseren Geisteshelden überhaupt. Bei genauerem Vergleich der Orientkirchen mit der Papstkirche wird zwar die Barbarei und Unbildung der der allgemeinen Kulturbewegung entfremdeten Völker niemals vergessen werden dürfen. Aber dafür haben die ersteren weder die Segnungen der Inquisition noch die der Hexenprozesse kennen gelernt und ebenso wenig einen Jesuitenorden aus ihrem Schooße hervorgehen sehen. Die sachkundigen Forschungen von D. Goetz in Passau haben schon manches Fremdartige in der russischen Kirche dem geschichtlichen Verständnis näher gebracht. Hoffen wir, daß Lic. Gehring sich ihm auch in der Folgezeit anreiht!

Nachtrag.

Nach der Lektüre von D. Bonwetsch' Rezension des Gehring'schen Werkes in der Theol. Lit. Ztg. 1899, Nr. 3 glaubte ich meine — schon einige Zeit vorher der Redaktion eingesandte — Arbeit entweder kassieren

[1]) Eine Vergleichung dieses § würde für den Verfasser freilich kein neues Material gebracht, aber die Einreihung in den Gesamtzusammenhang, z. B. die Parallelle mit den alten heterodoxen Zweigen der Orientkirche, erleichtert haben. Ebenso würde die Kenntnis der Monographie über David Joris (Zeitschrift f. hist. Theol. 1863, 1864, 1868), den der Verfasser (S. 236) sogar Jürgis nennt und nur nach Haxthausens Citat zu kennen scheint, vielfach gleiche Gedankengänge aufgewiesen haben, wie sie die „Chlysten" von älteren Vorgängern übernehmen.

oder wenigstens bedeutend modifizieren zu müssen. Zu meiner angenehmen Überraschung hat sich bei der Durchsicht des Korrekturbogens weder das eine noch das andere als nötig erwiesen. Die vorstehenden Ausführungen werden von den Einwänden, welche Bonwetsch gegen Gehring's Darstellung erhebt, nirgendwo mit berührt und konnten genau so bleiben, wie sie s. Z. vor der Kenntnis der Bonwetsch'schen Rezension niedergeschrieben waren. Ja, sie dienen im Gegenteil teilweise der Bonwet'schen Kritik noch zur Ergänzung (wie z. B. in der Würdigung der von G. benutzten Litteratur.) Überdies war ihr Hauptzweck von vornherein ein ganz anderer, nämlich die Spezialuntersuchung für die allgemeine vergleichende Konfessionsgeschichte nutzbar zu machen. Darum darf aber doch, was ich selber von Bonwetsch als gründlichem Kenner der russischen Litteratur gelernt habe, auch den Lesern dieser Zeitschrift nicht vorenthalten bleiben. Obgleich Bonwetsch nämlich auch seinerseits konstatiert, daß der Verfasser sich seine Arbeit viele Mühe habe kosten lassen, so mußte er doch obenan auf die schweren Nachteile hinweisen, die daraus erwachsen sind, daß ein Werk über russische Verhältnisse ohne Kenntnis der Landessprache geschrieben wurde. Die von Gehring angeführten Quellen seien nur Übersetzungen. Weder seien die Werke von Sabbotin und Avrakum über das große Schisma benutzt, noch die anderen von Andréew, Heiden, Sachorow, Hibbenetz. Die sogenannte Judensekte schwebe völlig im Dunkel. Umgekehrt sei die Figur Martins des Armeniers weiter nichts als eine Erdichtung Pitirins aus der Zeit Peters des Großen behufs Bestreitung des Schismas seiner Zeit. Auch Lassius sei völlig unbekannt, und Adrian und Dimitry bloße Schemengestalten.

Durch die Bonwetsch'schen Nachweise wird der bereits oben ausgesprochene Wunsch eines litterargeschichtlichen Nachtrags nur um so mehr in seiner Berechtigung dargethan. Zugleich aber möchte ich um so nachdrücklicher auf eine allgemeinere Benutzung der Revue internationale de théologie hinweisen, welche schon so viele bedeutsame Beiträge russischer, griechischer und anderer orientalischen Theologen gebracht hat.

Koloniales.

II. Die deutschen Schutzgebiete im Jahre 1898.

Nach Mitteilungen der Deutschen Kolonialzeitung von Lic. D. Gloatz, Pfarrer in Dabrun bei Wittenberg.

6. Die kleineren deutschen Südsee-Inseln.

(Schluß.)

Baudoin, der an dem verunglückten Kolonisationsversuch des Marquis de Rays auf Neu-Mecklenburg teilnahm, nennt (Mitteil. der Geogr. Gesellschaft in Lübeck 1886) die kraushaarigen Bewohner rauchfarbig, einige so wenig dunkel wie die Malaien, selten unter 1,72 m groß, den afrikanischen Negern gegenüber von offnerem Gesichtswinkel, weniger platter Nase, weniger wulstigen Lippen, die Physiognomie intelligent, die Glieder schlank und ebenmäßig, abgesehen von den dünnen Waden. Die Kleidung der Männer (und

das war auch das Galakostüm des Königs Marageno von Lamboum) ist nur eine Lendenschnur von Baumrinde, vervollständigt durch ein Hölzchen, 4 cm lang, durch die Scheidewand der Nase. Doch tragen die Häuptlinge manchmal Armbänder aus Perlmutterschalen, und die Krieger bemalen sich bei feierlichen Gelegenheiten die Gesichter mit abwechselnd roten und weißen Streifen aus Ocker und Kalk; auch reinigt ein Überzug von kalkartigem Brei die Haare von Ungeziefer. Die Frauen machen sich ein Kleidungsstück aus Schlinggewächsen oder Pflanzenfasern, das am Gürtel befestigt wird, von dem eine Handvoll trockner Blätter herabhängt. Die Hütten sind elend gegen die Pfahlbauten von Neu-Guinea, eng, niedrig, oft bienenkorbförmig mit einem Rauchloch in der Mitte des Dachs. Gährende Getränke (wie die polynes. Kawa) sind unbekannt, Alkohol verschmäht und ersetzt durch beständiges Kauen einer Mischung von Kalk, schwarzem Areka und Betelblättern, die man in einem Säckchen von Baumrinde stets bei sich trägt. Die Nahrung sind bei der geringen Fauna des Landes wilde Früchte, Bananen, Kokos und die von den Frauen kultivierte, in der Asche gebackene, Taroknolle (colocasia esculenta), Schaltiere und Fische werden roh verschlungen, Schweine und Menschen (S. 220) bei geheimen Feierlichkeiten in Gruben unter einer dreifachen Decke von Erde, Blättern und glühenden Kieseln gebraten (S. 222). Die Sitten weichen oft schon bei Nachbardörfern von einander ab. In Lanboum verbirgt man die Frauen vor Fremden, in Matupi auf der andern Seite des St. Georgs-Kanals erwartet man Aufmerksamkeiten von diesen gegen jene. In Tore an der Ostküste sah Baudoin ein Frauendorf zwischen 2 Männerdörfern, aus dem jeder Krieger abends seine Gattin abholte, um sie früh zurückzubringen. Die Kinder bleiben bis zum 12. Jahr in Obhut der Frauen, dann wird das Torbu der religiösen Feste und kriegerischen Feierlichkeiten für sie frei und sie gehen in die Männerwohnung über. Zu gewissen Zeiten werden die Frauen in eine große Hütte verbannt, die eigens zu diesem Zweck errichtet ist und nur verlassen wird für ein Bad vor Rückkehr in die eheliche Hütte. Der König und die Häuptlinge haben viele Weiber. In Tamboum sah Baudoin Tambrouh, den Zauberpriester des Stammes, täglich die Knaben um sich versammeln zu einer fast einstündigen Besprechung. Das aus geschliffnen, durchlochten und aufgereihten Muschelstacheln von den Frauen verfertigte Geld heißt nach aufsteigendem Wert tsi-cu-cu, diwarra und garagara, dies letzte, aus den zarten Spitzen der Kegelschnecken, das wertvollste. Tali-Tali, König von Lae-Lae in Port-Praslin, fragte Baudoin, der ihm einen Revolver zeigte: Hat ein Gott oder Mensch dies verfertigt? Die Figuren von gebranntem Kalk und in Holz geschnitzt, die man in manchen Hütten findet, stellen Vorfahren vor, besonders berühmte Häuptlinge. Bei den Tänzen und Oktoberfesten, die einen Monat dauern, um beim Eintritt der trocknen Jahreszeit die Malaria zu beschwören, werden nicht allein jene Büsten in einem großen Kreis auf Bambusmatten gesetzt, sondern auch die vertrockneten Schädel ihrer im laufenden Jahr verstorbenen Krieger, deren Leichen, auf Astwerk liegend und gleich einer Mumie eingewickelt, ausgestellt, wie die Schädel nicht eher begraben werden dürfen, als nach der Teilnahme an den Liebesmahlen der Duk-Duk, deren Vorsitz die Zaubergeister führen (vgl. J. Graf v. Pfeil, Duk-Duk and other customs as forms of expression of the Melane-

sians intellectual life. Journal of the Anthropol. institute Lond. Novb. 1897). Jedes Jahr ersetzen neue Schädel die freigewordenen vom Vorjahr und nehmen ihren Platz mitten unter den nationalen Gottheiten bei den zugleich fröhlichen und schwermütigen Feierlichkeiten ein. Der fröhliche Anstrich geht hauptsächlich von den Frauen aus, deren einer Tanz, der mani-mani, mit einem ungeheuren Kreis, den alle Frauen um alle kleinen Kinder des Stammes schließen, beginnt; nach dem Ende jeder Strophe, die gesungen wird, legt eine Tänzerin einen Strauß auf den Kopf des nächsten Kindes, und so jede, bis alle Sträuße verteilt sind (S. 221). Die Kriegserklärung geschieht durch eine Lanze mit einem Federbüschel, die nachts an der äußersten Grenze des feindlichen Dorfes aufgepflanzt wird. Waffen sind Keule (taméok), Lanze und Schleuder, Bogen und Pfeile dagegen, die auf Neu-Guinea so gefürchtet gebraucht werden, unbekannt, was sich daraus erklärt, daß sie in den dichten Hochwäldern der Insel nicht verwendbar sind, während die Lanzen den Sorten aus Neu-Guinea gleichen, nur etwas weniger künstlich und gut gearbeitet sind; die Keulen enden einerseits in einen Kegel; auf der andern Seite steht ein runder, polierter, durchbohrter Stein über den Griff nur 1 cm hinaus. Die Kämpfe bestehen meist nur in Zweikämpfen derjenigen Krieger, die religiöse Tabus zu tragen haben, und der berühmtesten Häuptlinge; die übrigen bleiben als ängstliche Zuschauer beim Kampf, nach dem die Besiegten sich zurückziehen und ihre unglücklichen Gefährten der Wut und dem Magen ihrer Gegner überlassen (S. 222).

Auf den Marschallinseln ist nun auch durch Verordnung des kaiserl. Landeshauptmanns die Erhebung persönlicher Steuern von den Eingebornen eingeführt, die sich auf 360 000 Pfund Kopra jährlich belaufen, das Pfund zu 4 Pf. Die im Eigentum Nicht-Eingeborner befindlichen Kokospflanzungen werden einer Ertragssteuer unterworfen, die auf Likieh 1000, auf Udgelang 125 M. jährlich beträgt. Jeder männliche Bewohner des Schutzgebietes, der nicht Eingeborner ist und das 16. Lebensjahr überschritten hat, muß 20 M. persönliche Steuer jährlich entrichten. Die Angehörigen der Missionsgesellschaft sind hiervon ausgenommen. Die Kolonialzeitung (S. 23) befürwortet warm den Wunsch der „Post", daß deutsche Missionare nach dem Bismarckarchipel, den Salomons- und den Marschallinseln gesandt werden, wo bisher nur amerikanische Missionare sich nicht gerade freundlich zur deutschen Herrschaft gestellt und ihre farbigen teachers oft zu Klagen Anlaß gegeben. Von der ganzen eingebornen Bevölkerung der Marschallinseln ist $^1/_3$ (400 Seelen) dem Christentum gewonnen. The American Board of Commissioners for Foreign Missions in Boston hat auf den Marschallinseln 12 eingeborne Geistliche und eine Anzahl eingeborner Lehrer auf 14 Stationen; ihr Missionssuperintendent wohnt aber auf der Karolineninsel Kusaie, wo auch das Missions-Seminar für die Marschallinseln. Es wurde aus Washington gemeldet, daß diese Missionsgesellschft die Annexion der Karolinen durch Amerika beantragt (S. 177). Dies wurde motiviert mit der Furcht vor schlechter Behandlung durch die Spanier (S. 210). Doch hat die Gesellschaft dann erklären lassen, daß sie sich nie mit politischen Bestrebungen abgegeben noch damit beginnen werde, auch kein Verlangen habe nach Annexion der Karolinen durch die Vereinigten Staaten, nur die Religionsfreiheit gegenüber den Spaniern hier garantiert wünsche

(S. 230). Nur um so erfreulicher ist es, daß nunmehr die spanische Regierung die Karolinen an Deutschland käuflich abgetreten hat.

7. China.

Das in unserer Zeitschrift 1898 S. 210 besprochene Werk des Freiherrn v. Richthofen über Schantung und Kiautschou ist auch in der Kolonialzeitung 1898 Nr. 32 S. 290 ff. eingehend gewürdigt. Sie bringt ferner in Nr. 5 S. 44 eine Karte von Kiautschou mit schraffiertem Pachtgebiet und Markierung der Zonen, in der keine chinesischen Maßnahmen oder Anordnungen ohne deutsche Zustimmung erfolgen dürfen. Pierre Leroy-Beaulieu nennt im Economiste français die Eisenbahnen, deren Konzession die Deutschen in Schantung erhalten, die besten von allen, weil sie ein weites Gebiet mit großen Kohlen- und Erzschätzen erschließen und den Hoangho erreichen in einer Entfernung von 200 bis 300 km vom Meer, was für das mittlere und obere Gebiet dieses Flusses höchst wichtig sei, welches an 30 bis 40 Millionen Menschen umfaßt und bisher für den europäischen Handel sehr unzugänglich war; dort seien die berühmten Ouelladern von unerschöpflicher Fruchtbarkeit, die die Wiege der chinesischen Kultur bilden (S. 390). Prof. Friedr. Hirth hat in einem Vortrag in Frankfurt a. M. die Geschichte des chinesischen Außenhandels seit dem 2. Jahrhundert v. Chr. behandelt und schließt damit, daß in Kiautschou für den Außenhandel besonders Strohborde und Seide mit ihren Industrieprodukten in Betracht kommen, Strohborde von den ergiebigsten Weizenfeldern, in die Kiautschou keilartig hineinragt. Die Theeausfuhr sei im Rückgang durch die Konkurrenz der indischen Theeproduktion und Mangel an Sorgfalt in den Herstellungsmethoden der chinesischen Produzenten. Freilich auch Japan konkurriere mit der Strohborden-Industrie von Schantung, deren Ausfuhr daher zurückgegangen (S. 69). Dr. Graßmann in Halle bemerkt über das Klima von Kiautschou: Kiautschou liegt an der Grenze des ostasiatischen Monsungebiets, erhält im Sommer reichliche Regenmengen, während der Winter trocken und auch manchmal recht kalt, da dann die kalten Winde aus Nordasien nach der Küste wehen (S. 181). Dr. E. Tiessen bespricht in Nr. 30 die gegenwärtige Lage von China. Das Gerücht einer Verlegung des Regierungssitzes von Peking nach Si-ngan-fu am Wei-ho scheint ihm nicht ganz aus der Luft gegriffen, zumal da letztere Stadt Residenz des großen Kaisers Ts'in-schi-hwang-ti, des Begründers der Ts'in-Dynastie und Erbauers der großen Mauer zu Ende des 3. Jahrhunderts v. Chr. war (S. 268). Er zählt dann die im letzten Jahr eröffneten Freihandelshäfen auf: a) in Korea: 1. Chmainpo an der Westküste, der Hafen der reichen Provinz Phjöngjang, 2. Mokpho im Südwesten der Provinz Chulla an der Mündung des Mongtan, der die fruchtbarste Gegend von Südkorea durchfließt; b) in Nordchina: Tschin-wan-tao oder Tang-ho im Golf von Liautung, an der Bahn von Peking nach der Mandschurei; er soll stets eisfrei sein; c) im Yang-tsze-kiang-Gebiet: 1. Wusung an der Mündung des Huang-pu, eigentlich nur Vorhafen von Shanghai; 2. Jo-tschou an der Mündung des Siangkiang in den Yang-tsze; d) in Südchina: Fu-ning-fu in der Provinz Fu-kien, 130 km nordöstlich der Hauptstadt Fu-tschou, die auch schon Handelsfreihafen. Die Zahl derselben ist jetzt auf 28 gestiegen (S. 269). Dann bespricht

Tieſſen die Gebietskonzeſſionen: a) Japan hat als eigentliche Intereſſenſphäre die Provinz Fukien gewonnen. In Korea hat es ſich mit Rußland in die Intereſſen zu teilen. Der Maivertrag d. J. erkennt die Vollſtändigkeit Koreas an; Einmiſchung wird nur auf Wunſch Koreas und Einverſtändnis der andern Vertragsmacht zugelaſſen, Japan Handels- und Induſtriefreiheit in Korea zugeſtanden. b) Rußland hat mit China einen Vertrag geſchloſſen, wonach es auf 25 Jahre Port Arthur (chineſ. Lu-ſchun-kau) und einen Teil von Talienwan pachtet unter voller Freiheit zum Bau und Befeſtigung von Eiſenbahnen; der Reſt von Talienwan ſoll ausländiſchen Schiffen offen bleiben. Der Eiſenbahnbau in der Mandſchurei wird von Rußland mit Eifer beſorgt. c) Deutſchlands Pachtgebiet um Kiautſchou. d) Die Gebietskonzeſſionen in England verteilen ſich auf 3 Gebiete: 1. Verpachtung von Wai-hai-wei an der Nordküſte von Schantung; 2. das Thal des Yangtſze-kiang ſoll an keine fremde Macht verpachtet oder abgetreten werden und die Schiffe aller Nationen Eingang zu den Binnengewäſſern Chinas erhalten; 3. die engliſche Beſitzung in Südchina iſt erweitert durch Pachtvertrag vom 9. Juni d. J. um 325 (nach and. 200) qkm der Umgebung von Hong-kong auf 99 Jahre; dazu gehören die Inſel Lantao, die benachbarten kleinern Inſeln und der größte Teil der Halbinſel Kaulung, ausſchließlich der Chineſenſtadt Kaulung (S. 270). e) Frankreich erhielt folgende Zugeſtändniſſe: Verpachtung einer Bai gegenüber Hai-nan auf dem Feſtland (Kwang-tſchou-wan). Unveräußerlichkeit der 3 ſüdchineſiſchen Provinzen Kwang-tung, Kwang-ſi und Yünnan an eine dritte fremde Macht; Eiſenbahnbau zwiſchen Yünnan-fu und Tonkin; Einrichtung eines Reichspoſtdienſtes in China durch franzöſiſche Beamte (S. 271). Geheimrat v. Brandt, der frühere deutſche Geſandte in China, ſprach am 27. April in Berlin über: „Fremde Mächte und Fremde in China.“ Shanghai habe den beſten Beweis für die Entwicklung einer chineſiſchen Stadt unter europäiſchem Einfluß geliefert; Kiautſchou werde dies Beiſpiel nachahmen. Es werde, wenn auch vielleicht erſt nach einem Jahrhundert ſich zu einem bedeutenden Handelsplatz Nordchinas erweitern, wie es ein ſolcher ſchon zu Zeiten der Araber war. Es komme darauf an, die 60 000 Chineſen unſers Gebiets in die neuen Verhältniſſe einzuführen nicht durch Civiliſationsverſuche nach europäiſchem Muſter, da der Chineſe auf ſeine eigne Jahrtauſende alte Kultur ſtolz ſei, ſondern in engen Verkehr mit ihnen zu treten, Handelsbeziehungen anzuknüpfen, dabei ihrer Eigenart Rechnung zu tragen, aber auch mit verdoppeltem Eifer die Miſſionsarbeit, die zugleich Kulturarbeit iſt, fortzuſetzen (S. 172). Derſelbe führt aus, die chineſiſche Kunſt ſei zurückgeblieben aus Mangel an Vorlagen zur Weiterbildung; für die europäiſchen Gewerbe werde China und Oſtaſien in Zukunft ein großes Abſatzfeld ſein (S. 386). Chineſiſche Sprichwörter behandelt nach dem oſtaſiat. Lloyd die Kolonialzeitung lehrreich in Nr. 44 und regiſtriert auch (S. 94) das zweibändige Werk von Ehlemann: Sprichwörter und bildl. Ausdrücke der japaniſchen Sprache, geſammelt, überſetzt und erklärt. Suppl. der Mitteil. der deutſchen Geſellſ. für Natur- und Völkerkunde Oſtaſiens Tokyo 1897.

Japaniſches.

Von Pfarrer Dr. Hering in Oberroßla bei Apolda.

LI. Soziales.

Während in weiten Kreiſen des Landes die Feindſeligkeit gegen das Chriſtentum und ſeine Bekenner wächſt und der Chauvinismus namentlich auf dem Gebiete des Unterrichtsweſens die üppigſten Blüten treibt[1]), wird dem Chriſtentume doch auch manche Anerkennung zu teil, die ein beſſeres Verſtändnis für den Geiſt desſelben zeigt, als man es ſonſt bei Nichtchriſten in Japan zu finden gewohnt iſt. Es iſt namentlich die ſoziale Seite des Chriſtentums, die immer mehr Beachtung findet. Auch Japan hat ſeine ſoziale Frage. Streiks werden immer häufiger und ſind, getragen von den Sympathien der Preſſe und ſonſtiger öffentlicher Stimmen, meiſt von Erfolg begleitet. Man hat den Verhältniſſen des niederen Volkes, beſonders der induſtriellen Arbeiter und Arbeiterinnen immer mehr Aufmerkſamkeit zugewandt und angefangen, helfend und beſſernd einzugreifen. Wenn ſolche Beſſerungsverſuche von nichtchriſtlicher Seite ausgehen, ſo haben wir es doch zweifellos hier mit einer ſtillen Wirkſamkeit chriſtlichen Einfluſſes auch unter den heidniſchen Japanern zu thun, die hoch erfreulich iſt und über manche Mißerfolge der letzten Jahre zu tröſten vermag. Wenn ſolche Strömungen auf der einen Seite vom Chriſtentum ausgegangen ſind, ſo führen ſie umgekehrt auch wieder zu ihm zurück und dienen ſeiner Verbreitung. So iſt es ſehr bemerkt worden, daß zum erſten Male im vergangenen Jahre ein Miniſter in einer Anſprache ein warmes Wort für die chriſtliche Liebesthätigkeit geſprochen hat, und auch die Kaiſerin hat zum erſten Male einem chriſtlichen Aſyle einen Geldbeitrag bewilligt. Das öffentliche Intereſſe hat ſich den von chriſtlicher Seite begründeten Waiſenhäuſern, den Einrichtungen zur Fürſorge für entlaſſene Strafgefangene und anderen zugewandt, und die Folge war, daß viele öffentliche und beſonders buddhiſtiſche Einrichtungen ähnlicher Art entſtanden ſind. Auch die Thatſache, daß Japan zwar auf politiſchem, wiſſenſchaftlichem und induſtriellem Gebiete große Fortſchritte gemacht hat, aber hinſichtlich des Familienlebens und der Stellung der Frau noch weit hinter den civiliſierten Ländern zurückſteht, wird mehr und mehr anerkannt. Es waren einige der bedeutendſten japaniſchen Zeitungen, die in der letzten Zeit auf dieſe Mängel hinwieſen und dringend eine Änderung forderten. Die Jiji Shimpo z. B. findet einen großen Nachteil darin, daß die Söhne bei ihrer Verheiratung im Hauſe der Eltern bleiben, und ſo die beiden Parteien, Alte und Junge, zuſammenwohnen, ohne ſich gegenſeitig zu verſtehen, da beide unter ganz verſchiedenen Verhältniſſen und Anſchauungen aufgewachſen ſind. Die genannte Zeitung verlangt daher nicht mehr und nicht weniger, als einen Bruch mit dieſer Sitte. Die Trennung werde beiden Teilen zu gute kommen. Andere Zeitungen eröffneten einen Feldzug gegen die weit verbreitete Sitte des Konkubinates, hinſichtlich deſſen, wohl mit Rückſicht auf gewiſſe althergebrachte Einrichtungen des kaiſerlichen Hauſes, das neue japaniſche bürgerliche Geſetzbuch eine Lücke aufweiſt. Alle ſolche Beſtrebungen liefern, gerade wenn ſie von nichtchriſtlicher Seite kommen, den beſten Beweis dafür, wie nötig die Verbreitung chriſtlichen Geiſtes im Volke iſt und welchen Segen ſie bringen würde.

[1]) Vergl. d. Mitteilungen von Pfr. Schiller, ZMR 1899 S. 181, S. 234 ff. u. S. 336 ff.

Litteratur.

Leaman, Chas., General Romanization of the Mandarin Dialect; a Primer for schools and self-instruction. Shanghai: American Presbyterian Mission Press. 1897. 100 S. 8°. („Allgemeine Umschrift des Mandarin-Dialektes in lateinischen Buchstaben; ein Elementarbuch für Schulen und Selbstunterricht").

Das Büchelchen, dessen Titel vorstehend angegeben ist, gehört zu den schon seit Jahrzehnten nicht ganz selten in die Öffentlichkeit tretenden, meist aus Missionarkreisen herrührenden Werken, welche es sich zur Aufgabe gemacht haben, einen allmählichen Ersatz der an das Gedächtnis so sehr große Anforderungen stellenden chinesischen Zeichenschrift durch eine Buchstabenschrift unter Anwendung des lateinischen Alphabets anzubahnen. Es wird dabei in dem vorliegenden Werkchen der Peking- und der ihm sehr nahe stehende Nanking-Dialekt, beide zu den Mandarin- oder hochchinesischen Mundarten gehörig, zu Grunde gelegt, jedoch scheint dem Herrn Verf. hauptsächlich nur der Nanking-Dialekt geläufig zu sein; denn seine Angaben über die Mundart von Peking sind nicht immer ganz einwandfrei. Was nun zunächst die von Herrn Leaman gewählte Transscription anbetrifft, so muß ich offen bekennen, daß sie mir wenig Aussicht auf weite Verbreitung zu haben scheint. Sie schließt sich teils an die englische, teils an die französische, teils an die deutsche und sogar an die russische Orthographie an, und es ist nicht wahrscheinlich, daß ein so weit getriebener Eklektizismus irgend jemand befriedigen könne. Dies ist sehr zu bedauern, denn dem Bestreben der Missionare, dem chinesischen Volke bis in die untersten Klassen hinein ein Mittel an die Hand zu geben, sich durch das Erlernen von einigen zwanzig Buchstaben die Kenntnisse zu erwerben, welche zur Lektüre in der Umgangssprache geschriebener chinesischer Bücher erforderlich sind, kann man unbedingt nur sympathisch gegenüberstehen. Auch erkenne ich gern an, daß, abgesehen von den oben geltend gemachten Bedenken, der Versuch des Herrn Verf. als recht gut gelungen anzusehen ist, d. h. daß die von ihm gewählten Probestücke gut ausgewählt, bezw. gut stilisiert sind und jedem Chinesen, welcher den Peking- und besonders den Nanking-Dialekt spricht, sobald er sich eine Kenntnis der gebrauchten Umschrift angeeignet hat, beinahe durchweg leicht verständlich sein würden. In dieser Anerkennung liegt aber auch zugleich meine Ansicht von den Grenzen angedeutet, innerhalb deren die „Romanisations-Bestrebungen" einzig und allein Aussicht auf Erfolg haben können. Wer den Chinesen chinesische Bücher in lateinischer Umschrift vorlegen und nicht dabei seine Mühe auf ein absolut hoffnungsloses Unternehmen verschwenden will, muß vor allem Sorge tragen, daß seine Texte sich der gesprochenen Sprache und Ausdrucksweise des Volkes auf das Peinlichste anschließen. Dies läßt sich auch recht gut thun, ohne dabei etwa zu vulgären Ausdrücken zu greifen, was sich ja gerade dem Missionar von selber verbietet. Ich möchte hierbei noch besonders darauf hinweisen, daß man sich in dieser Hinsicht am besten und sichersten an diejenige nicht unanmutige Sprechweise halten kann, welche man aus dem Munde vieler den Volkskreisen angehörigen chinesischen Frauen und Mädchen, natürlich mit mannigfachen Variationen in verschiedenen Teilen des Reiches, zu hören bekommt. Zieht man in zweifelhaften Fällen die von diesem Teil der Bevölkerung gebrauchte Ausdrucksweise zu Rate, so wird man die Scylla unverständlicher, weil nur der Schriftsprache angehöriger Redewendungen ebenso gut wie die Charybdis vulgärer und anstößiger Ausdrücke am leichtesten zu vermeiden imstande sein. Daß ich es dagegen für absolut unfruchtbar halte, auch in der Schriftsprache geschriebene Bücher den Chinesen in bloßer Umschrift bieten zu wollen, kann ich nicht scharf genug betonen, und hierdurch ist die unüberschreitbare Grenze der Romanisationsbestrebungen von selber gekennzeichnet. Denn was in der Schriftsprache geschrieben ist, ist nur dann verständlich, wenn man den in der Zeichenschrift abgefaßten Text vor Augen hat. Mit anderen Worten, eine völlige Beseitigung des

chinesischen Schriftsystems ist für die bestehende Litteratur überhaupt unmöglich und ließe sich auch für eine etwaige Zukunfts-Litteratur nur dann durchführen, wenn die Gebildeten der Nation — denn welcher Nichtchinese könnte daran auch nur denken? — einen neuen Schriftstil schüfen, welcher dem Ohr des Hörers ebenso verständlich wäre wie dem Auge des Lesers. Einen solchen Schriftstil giebt es bislang nicht.

Meine in obigem dargelegte Überzeugung, welche mit der Anerkennung des unbestreitbaren Nutzens der sich in den Schranken des Möglichen haltenden Romanisations-Versuche sehr wohl vereinbar ist, habe ich bei Gelegenheit der Besprechung des Leamanschen Buches aufrichtig auszusprechen nicht unterlassen wollen, da ich mehr als einmal Gelegenheit gehabt habe, zu bemerken, daß in maßgebenden, aber des Chinesischen nicht kundigen Kreisen in dieser Hinsicht zu weit gehende Hoffnungen gehegt werden. Auch in dieser Sache aber, wie überall, könnte durch ein Streben nach dem Unerreichbaren auch die Gewinnung des erreichbaren Zieles leicht in Frage gestellt oder doch ernstlich gehemmt werden.

Berlin. Prof. C. Arendt.

D. Dr. Wangemann, Missionsdirektor. Ein Lebensbild. Dargeboten in dankbarer Erinnerung von seinem ältesten Sohne. Mit einem Vorwort von A. Andrae-Roman. Berlin, Verlag von Wiegandt & Grieben. 1899. 5 M. Gbd. 6 M.

Ich habe vor einiger Zeit in diesen Blättern das Büchlein Petrichs über Wangemann angezeigt und dabei getadelt, daß sich der Biograph nicht immer freigehalten habe von jener süßlichen Manier, die immer mit Schmeichelworten und Heiligenschein operiert. In diesen Erinnerungsblättern des Sohnes weht ein anderer Geist. Wohl hat ihm die Dankbarkeit die Feder geführt, die Dankbarkeit für alles, was er an inwendiger Kraft vom Vater gewonnen hat, aber trotzdem steht der Vater vor uns in der Wirklichkeit des Lebens, wo nicht Sonnenleuchten nur Platz hat, sondern auch Schattendunkel. Darum kann ich nur raten, zu diesem Lebensbilde zu greifen, um den Werdegang Wangemanns zu beobachten, den der Sohn nach all seiner intimen Kenntnis mit Geschick zu schildern vermochte. Für uns Missionsfreunde sind ja am reizvollsten die Kapitel, die uns den weitverzweigten Missionsbetrieb zeigen und in den Reisen des alten Direktors nach Afrika uns Blicke in die Missionsarbeit eröffnen. Ich denke, ihre Lektüre erweitert den Gesichtskreis und stärkt die eigene Liebe zu dem Werke, das uns anvertraut ist.

Kremmen. P. Luther.

Vereinsnachrichten.

Von unseren Arbeitsfeldern.

Zum Gedächtnis D. Ernst Fabers.

1. D. Fabers Tod und Begräbnis.

„Da ich nicht weiß, wann mich der Herr, mein Gott, in die himmlische Behausung abrufen wird, so will ich nur aussprechen, daß ich im fröhlichen Glauben an den Heiland aller Menschen Jesus Christus, der sich meiner erbarmt und durch seinen heiligen Geist zubereitet hat, abscheide aus dieser irdischen Welt. Das Reich Gottes in seiner Herrlichkeit ist meine Hoffnung!" Das ist die letzte Niederschrift von D. Fabers Hand wenige Tage vor seinem Tode. Er sah sein Ende voraus, und so hat er auch alle seine Angelegenheiten bis ins einzelne geordnet. Zum Universalerben seines ganzen Barvermögens, seiner wertvollen Bibliothek, seiner sämtlichen Manuskripte und großen Pflanzensammlung hat er unseren Verein in seinem Testament eingesetzt; seine Neffen und das Söhnchen des Missionars Kunze von Berlin I, dessen Pate er war, sind mit Legaten bedacht.

Als D. Fabers Krankheit eine schlimme Wendung nahm, sandte Se. Kgl. Hoheit Prinz Heinrich von Preußen, der in jenen Tagen in Tsingtau weilte, seinen Leibarzt Dr. Reich, der sofort alle erdenklichen Vorkehrungen traf, um das teure Leben zu erhalten, und mit unserem Missionar Pf. Wilhelm D. Faber in aufopferndster Weise pflegte. Die Frauen der Berliner Missionare bereiteten ihm die nötige Nahrung. Aber menschliche Hilfe war umsonst. Eine Lungenerscheinung, die in dem Emphysem D. Fabers begründet war, trat hinzu und bald machte sich auch Herzkollaps bemerkbar. Faber sah seinem Ende ruhig und gefaßt entgegen. „Ich bin bereit", sagte er mehrmals. Am 26. September, abends 8 Uhr, entschlief er sanft in Pf. Wilhelms Gegenwart ohne weiteren Todeskampf.

Das Begräbnis fand schon am 27. September statt und war höchst ehrenvoll. Hinter dem Sarge schritten Se. Kgl. Hoheit Prinz Heinrich, Gouverneur Jaeschke, die Offiziere der Garnison, viele Beamte, die Kollegen und viele Freunde D. Fabers. Die Kapelle des Seebataillons spielte den Chopin'schen Trauermarsch und den Choral: „Jesus meine Zuversicht". Pf. Wilhelm hielt über Röm. 14, 7—8: „Unser keiner lebt ihm selber, unser keiner stirbt ihm selber. Leben wir, so leben wir dem Herrn, sterben wir, so sterben wir dem Herrn; darum wir leben oder sterben, so sind wir des Herrn", folgende Begräbnisrede:

„Es ist ein Gewaltiger im Reich des Geistes, der von uns genommen wurde, das war die unmittelbare Empfindung, als gestern Abend unter dem Stürmen des Windes der Entschlafene seinen Geist aufgab. Freilich die Bedeutung seiner Persönlichkeit lag auf Gebieten, wohin die wenigsten von uns ihm zu folgen imstande sein werden. Ganz abgesehen von seinen sonstigen wissenschaftlichen Leistungen, liegt die Bedeutung seiner Persönlichkeit hauptsächlich darin, daß er mit zu denen gehört, denen es gelungen ist, am weitesten in den ganzen Geist des chinesischen Wesens einzudringen, dort Wurzel zu fassen und auf diese Weise an das chinesische Wesen den Geist Jesu Christi und die auf das Christentum begründete Art unserer ganzen abendländischen Kultur heranzubringen. In diesem Sinne war er Missionar, und er stand vorne an in den Reihen derer, die etwas gearbeitet haben für den lebendigen Gott, auch wenn die Art seiner Arbeit anders war, als man sie sich gewöhnlich unter missionarischem Wirken vorzustellen pflegt. Die Achtung und Anerkennung, mit der sein Name unter der christlichen und heidnischen Bevölkerung ganz Chinas genannt wird, ist der beste Beweis dafür, daß er nicht umsonst gearbeitet hat und daß sein Tod in diesem Gebiet einen unersetzlichen Verlust bedeutet.

Doch es ist hier nicht meine Aufgabe und wäre auch ganz entgegen dem einfachen Sinn des Entschlafenen, den wissenschaftlichen Verdiensten desselben gerecht zu werden. Vielmehr wollen wir uns auch an diesem Grabe angesichts des Todes vor die großen und einfachen Wahrheiten des Menschenlebens stellen. „Wir leben oder sterben, so sind wir des Herrn". Das war das Ziel, das der Entschlafene verfolgt hat, kein anderes.

Dem Herrn hat er gelebt, indem er vor 35 Jahren hinausgezogen ist als treuer Sendbote Jesu Christi mitten in die Gefahren und Mühsale, von denen damals noch mehr wie heute das Leben im fernen Osten umgeben war. Dem Herrn hat er gelebt, als er in den gedrängten Gassen Kantons den Tausenden, die sich hilfesuchend zu ihm wandten, leibliche und geistige Erlösung nahe brachte. Dem Herrn hat er aber auch gelebt, als sein Leben mehr in die Stille sich wandte. Fern von der Heimat, von Vater, Mutter, von Geschwistern und Verwandten, von allem, das man zur notwendigen Glückseligkeit des Lebens zu rechnen gewohnt ist, harrte er aus unter fremdem Volk. Was zog ihn an, was hielt ihn fest? Nichts, gar nichts, als das Bestreben, dem Herrn zu leben.

Dem Herrn ist er aber auch gestorben. Als eine um die andere seiner gewohnten Beschäftigungen von ihm genommen wurde, als er eine und andre hergeben mußte und er unter den schwierigen Umgebungen des hiesigen Klimas und

der Verhältnisse oft sich vor die Frage gestellt sah: „Wie weiter?“ — da war es nicht seine persönliche Bequemlichkeit, die er suchte, sondern allein der klare Weg Gottes, und als er allmählich das Gefühl gewann, daß es an die Auflösung seines Leibes gehe, da hat er sich auch willig darein gefügt, wenn er nur in höherer Weise mitten in den widersinnigen Umständen einen göttlichen Sinn entdecken konnte.

Und so ging er dann auch weg: Ohne viel Kampf und viele Umstände, still und bescheiden, wie er gelebt, und wir sind der guten Hoffnung, daß er in hoher Klarheit weiterem Ziel entgegenlebt.

Uns aber möge dieses Leben zum Beispiel dienen. Es wäre im Sinn des Entschlafenen viel gewonnen, wenn wir alle an diesem Grab uns ernstlich die Frage nahe brächten: Was ist unser Lebensziel, wem wollen wir eigentlich dienen? Und wenn uns dann innerlich die Antwort wird, daß der Weg Jesu Christi doch der höchste ist, daß sein Ziel am erstrebenswertesten, dann wollen wir zu Gott beten, daß er uns Beharrlichkeit gebe zu unbeugsamer Treue ein jeder an dem Platz, dahin er gestellt ist, damit auch wir es freudig bekennen dürfen: Wir leben oder sterben, so sind wir des Herrn. Amen.“

Die im Talar erschienenen Mitarbeiter Fabers von Berlin I riefen ihrem heimgegangenen Kollegen und Freund einen Bibelspruch oder Liedervers als letzten Gruß nach. Mit dem Liede: „Wie sie so sanft ruhn“ schloß die Feier auf dem Kirchhof.

2. Gedächtnisfeier in Berlin.

Am Abend des 29. Oktober d. J. hatte sich in der Neuen Kirche zu Berlin auf Einladung des Centralvorstands eine zahlreiche Trauergemeinde versammelt. Unter den Erschienenen waren der Präsident des Brandenburger Kons. Wirkl. Ober-Kons.-Rat D. Schmidt, Missionssup. D. Merensky, Mission-Inspektor Sauberzweig-Schmidt, der Dezernent für Kiautschou im Reichs-Marine-Amt Korv.-Kap. von Semmern u. a. Die Liturgie las Pred. D. Kirmß, die Predigt hielt Lic. Dr. Kind über die 2. Bitte: „Dein Reich komme“. Redner wies zunächst auf die große Aufgabe der Mission gerade an der ostasiatischen Völkerwelt und zeigte sodann, wie sich das Reich Gottes dort verbreitet und welche Verdienste hierbei D. Faber hat. Der Lohn solcher Arbeit ist der Segen, den unser Gott darauf legt. Und den hat D. Faber reichlich erfahren. Das ist unser Trost bei aller Trauer, das muß uns zu immer eifriger Arbeit anspornen. So soll es unsere Losung bleiben und immer mehr werden: Dein Reich komme! Den Nachruf, der zugleich ein Lebensbild von D. Faber giebt und den wir deshalb hier wörtlich folgen lassen, erstattete der Vorsitzende Pred. Dr. Arndt unter Zugrundelegung des Worts aus Ps. 118, 17: „Ich werde nicht sterben, sondern leben und des Herrn Wort verkündigen.“

„Dem verklärten Manne, um dessen Heimgang wir trauern, geziemt es, eine Dankesschuld abzutragen, die wir alle tief im Herzen empfinden. Im Auftrage des Centralvorstandes unseres Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsvereins rufe ich dem frühvollendeten Mitarbeiter und Mitstreiter draußen auf den Vorposten der evangelischen Christenheit ein aufrichtiges Wort herzinnigen Dankes in die Ewigkeit nach. In dieses Dankeswort stimmt unsere engere Missionsgemeinde aus voller Ueberzeugung ein. Denn, obwohl vielleicht niemand unter uns Ernst Faber von Angesicht zu Angesicht gesehen hat, wissen wir uns doch alle mit ihm durch das stärkste Band der Freundschaft verbunden. Den gleichen warmen, aufrichtigen Dank stattet dem bewährten Helden im Geisteskampfe gegen das Heidentum die gesamte evangelische Missionsgemeinde beinahe in allen christlichen Ländern ab.

Mit Stolz nannten wir Faber den unsrigen. Denn die treibenden und leitenden Gedanken unseres Missionsvereins waren in ihm vollkommen ausgereift. Aber wie kleinlich wäre unser Stolz, wenn wir behaupten wollten, daß sein Sinnen und Schaffen aufgegangen wären in dem geringen, immer noch senfkornartigen Werke

unseres Vereins, das erst in der allerletzten Zeit auch in China eine praktische Ausgestaltung erfahren hat. Nein, Ernst Faber gehört der ganzen evangelischen Mission an. Er ist ihr ein Bahnbrecher geworden im fernen Ostasien. Er hat ihr neue Bahnen gewiesen überall, wo sie mit dem Feuer ihrer Liebe einsetzt und mit dem Schwerte ihres Geistes den Kampf führt, der ihr verordnet ist.

Es hat Missionare gegeben, die zahlreiche Gemeinden gründeten und dadurch Anstoß zu einer mächtigen Bewegung der Geister gaben. Ihre Namen glänzen auf den Tafeln der Missionsgeschichte. Aber nicht minder glänzen die Namen jener still und treu schaffenden Männer, die weithin die Samenkörner des Evangeliums durch ihre Schriften ausstreuten. „Sie sind dünn gesäet", so urteilt ein Freund des Entschlafenen, „diese Naturen wie Faber, die neben wissenschaftlicher Tüchtigkeit eine Zähigkeit und Ausdauer und einen Eifer besitzen, der bewundernswert ist." „Ein gediegener Schriftsteller vom Schlage der alten Apologeten", so wird Faber in dem Doktordiplom genannt, das ihm die theologische Fakultät der Jenaer Universität am 18. Juli 1888 ausstellte. Wo nur in der modernen Missionsgeschichte Apologeten, Verteidiger des Christentums, Vorkämpfer und Pioniere des christlichen Glaubens aufgezählt werden, da wird auch der Name eines Faber mit Ehren in den ersten Reihen genannt werden.

Sein Mund ist verstummt, die Hand, die den Griffel führte, ist erlahmt, aber sein Werk, seine Arbeit dauert fort, „er wird nicht sterben, sondern leben", — leben nicht nur droben im Lichte, im Reiche unseres Heilandes, den er tief im Herzen trug, leben nicht nur in unserem dankbaren Gedächtnis, leben auch in seinen Thaten und Schriften, die über sein Grab hinaus „des Herrn Werke", die großen Thaten unseres Gottes, den nach Heil und Frieden sich sehnenden Heiden verkündigen werden.

„Meine Entwicklung begann tief unten", so schreibt Faber am 3. März 1885 in seinem ersten Briefe an den Begründer unseres Missionsvereins, den Schweizer Pfarrer D. Ernst Buß. „Der Trieb nach Selbstvervollkommnung war die bewegende Kraft meines Lebens." In der Demut, die sich noch nicht vollkommen weiß, aber auch in dem Eifer, der dem Vollkommenen nachjagt, fühlte sich Faber eins mit seinem unübertroffenen Vorbilde, dem Apostel Paulus, der ihm auch auf den verschlungenen Pfaden chinesischer Missionsarbeit ein Führer geworden ist. Dem künftigen Biographen bleibt es vorbehalten, die Lehrjahre, Kampfesjahre und Meisterjahre des Verewigten zu schildern und in ihrem stufenmäßigen, zielbewußten Fortschreiten darzulegen.

Eine für einen Missionar ungewöhnliche Bildung hatte sich Faber angeeignet, als er am 14. August 1864, in seinem 26. Lebensjahre, zu Barmen von der Rheinischen Missionsgesellschaft als Missionar für China abgeordnet und ausgesandt wurde. Endlich war der glühende Wunsch seines Herzens erfüllt, der im Schulzimmer des Missionsseminars zu Barmen, in den Auditorien der Universitäten Basel, Tübingen und Berlin, in dem Laboratorium des hiesigen Zoologischen Museums und im Zeichensaale des Geographischen Instituts von Karl Petermann in Gotha immer heißer entbrannt war. Mit dem hohen Fluge seiner Gedanken und der warmen Liebe seines Herzens vereinigte Faber einen klaren Verstand, eine stark ausgeprägte Richtung aufs Praktische. Sein treuester Freund, der nun auch heimgegangene Wilhelm Dörr in Bonn, ein eifriges Mitglied der Rheinischen Missionsgemeinde, der in schwerer Zeit unerschrocken und unermüdlich für Faber eintrat, rühmt an ihm „eine feine Beobachtungsgabe, große Begabung für Sprachwissenschaft, eisernen Fleiß, große Opferwilligkeit und eine Biederkeit des Charakters, die allen imponierte, die mit ihm verkehrten". Faber selbst aber hat sich niemals seines Wissens und Könnens rühmen wollen. „Kindlichen Glauben an den himmlischen Vater und barmherzige Bruderliebe" bezeichnet er „als die mächtigsten Faktoren zur Bekehrung der Welt". „Der Schwerpunkt einer intensiven Wirksamkeit als Missionar", so hat er es selbst bekannt, „liegt nicht in der Vielgeschäftigkeit und Vielwisserei, sondern in der Bewährung eines christlich-sittlichen Charakters". Im Glauben und in der Liebe immer

vollkommener zu werden, das war daher sein einziges Streben und bildet den Schlüssel zum Verständnis seines Lebensganges.

Denn auch die literarischen Arbeiten, die Fabers größtes Verdienst ausmachen, dienten nur praktischen Zwecken. Bald nach seinem Eintreffen in China, gerade an seinem 26. Geburtstage, am 25. April 1865, hatte er erkannt, daß die große Masse des chinesischen Volkes blindlings seinen Oberen folgt, den sog. Graduierten, die durch die Staatsexamina einen Grad in der Beamtenschaft erlangt haben. Die Mission muß daher in China so lange erfolglos bleiben, als nicht die gebildeten Stände von der christlichen Wahrheit überzeugt und ergriffen werden. Darum sann Faber darüber nach, wie er an diese das Evangelium heranbringen könnte. Durch unermüdlichen Fleiß, durch angestrengtes Studium der chinesischen Sprache und Litteratur ist er „der gelehrten chinesischen Welt in allen ihren Graden ein Gelehrter geworden; die Gebildeten in ihrem Denken und Fühlen zu verstehen, war sein heißestes Bemühen, um von diesem Standpunkte aus die Empfänglichen zum Christentum überzuleiten und eine chinesisch-christliche Litteratur anzubahnen" (W. Dörr).

Noch in seinem letzten Berichte, (vgl. S. 349) datiert vom 25. August d. J., vier Wochen vor seinem Tode, schreibt Faber von „Goldkörnern", die er „aus dem Sande der chinesischen Geschichte" zusammengesucht habe, in denen er hervorheben wolle, „das Edelmenschliche, das sich auch in China, obschon recht spärlich, hier und da kundgegeben hat", an das aber der evangelische Missionar anknüpfen muß, wie auch die altchristlichen Apologeten an die Wahrheiten der römisch-griechischen Bildung anknüpften.

Ein solcher Mann, wie D. Faber, konnte und durfte nicht auf der einsamen Station Fumun in der Kantonprovinz, seinem ersten Arbeitsfelde, in dem Kleinbetriebe der Mission aufgehen, im Elementarunterricht und in medizinischer Praxis, die er ebenfalls vermöge seiner Vorbildung ausüben konnte. Einem dringenden Wunsche seiner Mitarbeiter gab die Leitung der Rheinischen Missionsgemeinde nach, als sie ihn 1878 nach der Stadt Kanton versetzte, damit er dort seine litterarischen Arbeiten unter Benutzung aller Hilfsmittel chinesischer Gelehrsamkeit fortsetzte. Da bearbeitete Faber das Markusevangelium in chinesischer Sprache, indem er die biblischen Begriffe mit den chinesischen religiösen und moralischen Anschauungen verglich, — ein Handbuch, das noch heute der Mission in Ostasien unschätzbare Dienste leistet. Dort stellte er in fünf Bänden zur Belehrung der Chinesen die Vorteile christlicher Zivilisation und die Schäden chinesischer Zivilisation einander gegenüber. Er schrieb über christliche Erziehung, ferner 20 Bogen-Traktate, lauter wertvolle Abhandlungen über wichtige religiöse Fragen für die gebildeten Chinesen, die jetzt in mehr als einer halben Million Exemplaren tief bis in das Innere Chinas hinein verbreitet sind.

Mitten in diesem regen Schaffen traf Faber ein harter Schlag, der eine vollständige Wendung in seinem Leben herbeiführte und den er niemals völlig überwunden hat. Die Rheinische Missionsgesellschaft entließ im Jahre 1880 den treuen und tüchtigen Missionar aus ihren Diensten. Die näheren Umstände dieses tieftragischen Ereignisses, die ein ernstes Kapitel der neueren Missionsgeschichte bilden, übergehe ich in meinem Nachrufe um so lieber, als Faber selbst in seinen letzten Lebensjahren nicht gern davon sprach, sondern lieber schweigend erduldete, was Ungerechtigkeit ihm zugefügt hatte (vgl. S. 264).

Es folgten Zeiten heißen Kampfes auch mit irdischen Sorgen, Jahre schwerer Prüfung. Aber gerade damals hat Faber es erkannt, daß denen, die Gott lieben, auch Leiden „müssen zum besten dienen", und sich aufgerichtet an dem Wort des Psalmisten: „Ich werde nicht sterben, sondern leben und des Herrn Werk verkündigen".

Nachdem Faber allein auf sich und die Hilfe einiger Freunde in der Heimat angewiesen fünf Jahre lang seine Arbeit in China fortgesetzt hatte, ist er am 30. September 1885 unser Missionar geworden. Auf die Anfrage der Vereinsleitung, ob er in unsere Dienste treten wolle, antwortete er: „Die mir so herzlich

dargebotene Bruderhand ergreife ich mit Freuden". Die Grundsätze unseres Vereins sicherten ihm volle Freiheit seiner religiösen Ueberzeugung und auch volle Freiheit seiner Thätigkeit. Ich sage dies nicht, um unsern Verein zu rühmen, sondern um es als eine gnädige Fügung Gottes zu preisen, daß genau dieselben Grundsätze, die D. Faber in der Praxis als die richtigen erprobt hatte, auch in der Heimat immer mehr als der einzige Weg erkannt wurden, der zum Ziele bei der Heidenbekehrung führt. Der einfache, schlichte Herzensglaube, die nachgehende und suchende Liebe, die am Heiden entdeckt, wo die Predigt des Evangeliums einsetzen kann, waren die bewegenden Kräfte im Wirken Fabers, sie sind auch die Losung unseres Vereins geworden.

Erst in Hongkong, später in Shanghai hat D. Faber mit rastlosem Eifer und steigendem Erfolge an der Schaffung einer chinesischen christlichen Litteratur gearbeitet. Englische Missionsgesellschaften hatten den trefflichen Missionar als Mitarbeiter begehrt. Selbst die chinesische Regierung wollte ihn in ihre Dienste ziehen: Aber den Zusammenhang mit der deutschen evangelischen Heimat wollte Faber unter allen Umständen aufrecht erhalten. Auf den gemeinsamen Konferenzen der evangelischen Missionare Chinas hat er die Schätze seiner Erfahrung aufgethan. An der Verbreitung christlicher Schriften in China durch die verschiedenen Gesellschaften hat er hervorragenden Anteil gehabt. Auf dem Religionsparlament in Chicago 1893 hat er über den Konfuzianismus neue Aufschlüsse gegeben. Durch zahlreiche Schriften in deutscher Sprache hat er uns über die chinesischen Philosophen Konfuzius, Mencius, Micius, Licius, sowie über die chinesischen Sitten und Gebräuche gründlich belehrt. Er hat endlich das Riesenwerk begonnen und zur Hälfte durchgeführt, die 13 Bände chinesischer Klassiker für die Chinesen im christlichen Sinne zu erläutern. Er hat Land und Leute Chinas auf zahlreichen Reisen durchforscht. Unter den Botanikern und Geographen wird sein Name mit Auszeichnung genannt. Er hat unseren evangelischen Landsleuten erst in Shanghai, dann in Kiautschou als Seelsorger gedient, noch im vorigen Winter hat er vor dem Prinzen Heinrich von Preußen gepredigt. Zuletzt hat er — und das wird ihm unvergessen bleiben — als der erste deutsche evangelische Missionar am 5. April 1898 den Boden Kiautschous betreten und dort unser neues Missionswerk in die Wege geleitet. Für dies alles ist ihm unser wärmster, unauslöschlicher Dank gewiß.

Aber Dankesworte der Menschen verhallen. Sie sind nicht imstande, das Gedächtnis eines treuen Dieners Jesu Christi lebendig zu erhalten. Dies vermag Gott allein, dessen Gnade auch an unserem Faber nicht vergeblich gewesen ist. „Durch Gottes Gnade bin ich, was ich bin," das war das Bekenntnis seines Lebens. „Nicht jeder Missionar ist berufen, Gemeinden zu gründen, aber jeder hat das Evangelium Jesu Christi zu verkündigen nach den Gaben und der Gelegenheit, welche ihm verliehen sind." (vgl. S. 268) So lautete seine Losung bis zum letzten Atemzuge. So ist er denn gefallen wie ein Soldat auf seinem Posten, und so ist er gewiß auch vor den Thron Gottes getreten mit dem demütigen Bekenntnis: „Ich bin ein unnützer Knecht, denn ich habe nur gethan, was ich zu thun schuldig war" (Luk. 17, 10).

Wir aber haben die heilige Pflicht, das Andenken unseres Faber hoch zu halten. Gehört er zu uns und wir zu ihm, so müssen wir auch in seinem Geiste weiterarbeiten. Er ist von uns geschieden, aber er ist nicht gestorben, sondern lebt. Sein Glaube, seine Liebe können nicht untergehen. Seine Schriften, die Zeugen seines Glaubens und seiner Liebe, verkündigen des „Herrn Werk". Auch wir als Missionsgemeinde haben nichts anderes zu thun, als des Herrn Werk den Heiden zu verkündigen, „hineinzupflanzen in die heidnischen Länder unser eignes Glaubensleben". Wohlan, so laßt uns feststehen im Glauben und nimmer ermüden in der Liebe! Gott will es! In dieser Erkenntnis hat unser treuer Mitarbeiter seine Kraft verzehrt und sein Leben geopfert im Dienste seines Herrn und Meisters. Möge Gott es geben, daß auch an uns, der trauernden und doch siegesgewiß

hoffenden Missionsgemeinde die Verheißung sich erfülle: „Er wird nicht sterben, sondern leben und des Herrn Werk verkündigen!“

Der Kirchenchor der Neuen Kirche unter Leitung des Dirigenten Schaerff brachte den Vers aus Offbg. Joh. 2, 10: „Sei getreu bis an den Tod, so will ich Dir die Krone des Lebens geben,“ und die Hiobstelle: „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt,“ zum Vortrag. Die Kollekte, die 112 Mk. ergab, ist zur Verbreitung Faberscher Schriften in Kiautschou bestimmt worden.

3. Beileidsbezeigungen

sind aus Anlaß des Abscheidens D. Fabers der Vereinsleitung aus beinahe allen Teilen der Erde zugegangen. Voran stellen wir das Telegramm Sr. Kgl. Hoheit des Großherzogs Karl Alexander von Sachsen-Weimar, unseres hohen Protektors, der auf die Trauerkunde an Oberhofprediger D. Spinner telegraphierte: „Von Herzen teile ich Ihren Kummer über den Verlust, den Ihr eben erhaltener Brief mir angezeigt. Der Verstorbene wird jetzt den Lohn und Segen für seine Thätigkeit genießen. Das aber bleibt die Aufgabe, in seinem Sinn unter Gottes Leitung weiter zu streben.“

Die Gesellschaft für Verbreitung christlicher und allgemeiner Bildung in Shanghai hat folgende Kundgebung erlassen, die wir im englischen Original und in deutscher Übersetzung wiedergeben:

„The Society of the Diffusion of Christian and General Knowledge among the Chinese having just heard of the death of the Rev. Ernst Faber, Dr. Theol., at Tsintau near Kiaochow desire to express their profound regret not only because we had the honour of Dr. Faber's valuable services on our Society's staff in the first years of its formation and because we had the privilege of placing his book on Civilization — Christian and Chinese — in the hands of every civil mandarin in the Empire, but also because Dr. Faber has long been one of the very highest authorities in regard to the History, Literature and Religions of China. During his earlier years he devoted himself to evangelistic work in the province of Kwangtung. Later on he had charge of the training of Native Evangelists. During these years besides giving a resumé of Chinese thought in the Confucian Classics in German, he published important works in Chinese on German and Western Education, a Commentary on Mark, and his important work on Civilization. In 1886 he was invited by our Society to come to Shanghai and help in the preparation of books for use among the Chinese. At the general conference of Missions in Shanghai in 1890 he was invited to write a Critical Review of the Chinese Classics in Chinese to which he devoted most of his time subsequently. The first and second part of this great work are already published. During this time he also published a Commentary on Luke, (begun in 1875), Essays on the Old Testament, and other smaller works. His Commentaries are undoubtedly among the very best which have been published in Chinese. Altogether he was by far the most voluminous author in Chinese of any of our Protestant Missionaries, and every thing he did was most thorough. He also published various important books in German and English as well as in Chinese which are of the highest service to the cause of Christian Civilization in the Far East. In natural history studies he was most persistent. His contributions to botany occupy a large place in the recently published work of Dr. Bretschneider on European Botany. He was the discoverer of a considerable number of new species which will be known henceforth by his name.

With his rare ripe scholarship both in Western and Chinese Subjects, all the Missionaries and all students of Chinese civilization looked forward anxiously to his future publications, and were agreed that everything he

prepared for the press was of the utmost value to the cause of progress in this land; and we therefore deeply sympathise with his Society and friends in the great loss that is universally felt in China by Dr. Faber's comparatively untimely death. Shanghai, 27. September 1899."

In deutscher Übertragung:

„Der Gesellschaft für Verbreitung christlicher und allgemeiner Bildung ist es bei der Kunde von D. Ernst Fabers Tod in Tsingtau bei Kiautschou ein aufrichtiges Bedürfnis, ihrem tiefen Beileid Ausdruck zu geben nicht nur, weil sie in den ersten Jahren ihres Bestehens die Ehre von D. Fabers Mitarbeit in ihrer Leitung und das schöne Vorrecht der ersten Ausgabe seines Werks über christliche und chinesische Civilisation hatte, das in den Händen jedes Civilmandarinen im Kaiserreich ist, — sondern auch weil D. Faber lange Zeit eine der ersten Autoritäten auf dem Gebiet der chinesischen Geschichte, Litteratur und Religionen gewesen ist. Während der ersten Jahre seines Hierseins widmete er sich dem Evangelisationswerk in der Provinz Kanton. Später war ihm die Heranbildung der eingeborenen Evangelisten anbefohlen. Während dieser Jahre veröffentlichte er außer einer zusammenfassenden Darstellung der chinesischen Gedankenwelt in deutscher Sprache, wie sie sich in den konfuzianischen Klassikern darstellt, wichtige Werke in chinesischer Sprache über deutsche und westliche Erziehung, einen Kommentar über das Markus-Evangelium und sein wichtiges Werk über Civilisation. 1886 forderte ihn unsere Gesellschaft auf, nach Shanghai zu kommen und an der Herausgabe von Büchern zum Gebrauch für die Chinesen mitzuhelfen. Die allgemeine Missionskonferenz in Shanghai 1890 forderte ihn auf, eine kritische Darstellung der chinesischen Klassiker in chinesischer Sprache zu schreiben, welcher Aufgabe er sich vorzüglich in der Folgezeit widmete. Der erste und zweite Teil dieses großen Werks ist bereits veröffentlicht. Während dieser Zeit veröffentlichte er auch einen Kommentar über das Lukas-Evangelium, den er schon 1875 begonnen hatte, die Meditationen über das Alte Testament und andere kleinere Werke. Seine Kommentare gehören unzweifelhaft zu den besten, die Chinesisch veröffentlicht worden sind. Er war bei weitem der fruchtbarste Schriftsteller unter allen protestantischen Missionaren und alles, was er that, war in jeder Hinsicht vollkommen. Er veröffentlichte auch verschiedene wichtige Bücher in deutscher und englischer wie in chinesischer Sprache, die der Sache der christlichen Civilisation im fernen Osten die größten Dienste geleistet haben. Mit großem Fleiße hat er sich naturgeschichtlichen Studien gewidmet. Seine Beiträge zur Botanik nehmen einen breiten Raum in dem kürzlich von Dr. Bretschneider veröffentlichten Werk über europäische Botanik ein. Er war der Entdecker einer beträchtlichen Zahl neuer Spezies, die seither unter seinem Namen bekannt geworden sind. Bei der seltenen Reife seiner Gelehrsamkeit in westlichen wie chinesischen Dingen waren sämtliche Missionare und alle, die sich mit dem Studium chinesischer Civilisation beschäftigen, aufs äußerste gespannt auf seine weiteren Publikationen und waren darin einig, daß alles, was er für den Druck fertig machte, für die Sache des Fortschritts in diesem Lande von größtem Wert sei: Darum sprechen wir seiner Gesellschaft und seinen Freunden bei dem großen Verlust unsere tiefe Teilnahme aus, die in China bei D. Fabers verhältnismäßig vorzeitigem Tode allgemein empfunden wird. Shanghai, den 27. September 1899."

Unser Ehrenpräsident D. Buß in Glarus schreibt: „Von ganzem Herzen empfinde ich den Schmerz über den unerwarteten Verlust unseres Faber mit. In der That für den Verein ein herber Schlag. Aber wir müssen ihn mit Ergebung tragen eingedenk dessen, daß es die erste Lücke ist, die der Tod in 14 Jahren unter unsere Missionare reißt. . . . D. Faber ist ehrenvoll gestorben wie ein Held auf dem Schlachtfeld. . . . Gott sei Dank für alles, was uns in diesem ausgezeichneten Manne geschenkt war. Sein Andenken wird hier, seine Arbeit in China noch lange fortleben, denn seine Bücher sind Missionare von unvergänglicher Lebensdauer. Das ist mein Trost".

Oberhofprediger D. Spinner in Weimar bemerkt; „Der Tod D. Fabers,

der ernste Anfang unseres neuen Missionsjahres (nach der 15. Generalversammlung in Meiningen), hat mich tiefbetrübt. Ihm ist wohlgeschehen, daß, wie ich hoffe, lange Leiden ihm erspart geblieben und er wie ein Held auf dem Felde seines herrlichen Lebenskampfes fallen durfte. Gott gebe uns mehr solche Leute!"

D. Fabers Studiengenosse in Tübingen, Pf. Handtmann in Seedorf bei Lenzen a. d. Elbe, ruft in einem Briefe schmerzbewegt: D. Faber entschlafen: Wie das mir durch die Seele geht! Vor 36 Jahren waren Faber und ich Studien- und Wandergefährten in Tübingen. . . . Requiescat in pace! Sein Werk in seinem Sinne fortzuführen, muß unseres Missionsvereins Losung bleiben. Gott helfe dazu!"

Ch. C. Starbuck, einer der Herausgeber der amerikanischen Missionszeitschrift Review of the World schreibt: „Empfangen Sie mein aufrichtiges Beileid bei dem völlig unerwarteten Tode D. Fabers. Das verfinstert den ganzen Anblick der China-Missionen. D. Fabers verhältnismäßig noch nicht hohes Alter macht den Schmerz nur noch tiefer in den Augen eines, der 12 Jahre älter ist. Doch wir zweifeln nicht, daß, wie überall: „Der Arbeiter dahin geht, aber das Werk seinen Fortgang nimmt".

Unser Missionar Pf. Kranz, der treue Schüler Fabers, äußert seinen Schmerz in den Worten: „Faber ist tot! Der Verlust ist unersetzlich. China ohne ihn ist so ganz anders als vorher. . . Er war erst 60 Jahre und hatte eine sehr kräftige Konstitution. Seine einzige Schwäche war sein Hals und seine Lunge. Wer hätte gedacht, daß er an Dysenterie sterben sollte! Doch Gott hat es gewiß gut mit ihm gemeint; er ist nun aller Sorgen und allem Erdenleid enthoben, selig bei dem Herrn. Die Erde hat viel verloren, der Himmel viel gewonnen. Faber war eine der bedeutendsten Persönlichkeiten des Jahrhunderts; denn er erfaßte den Willen Gottes inbezug auf China tief, und in seinen Werken ist der Sieg des christlichen über den chinesischen Geist prinzipiell vollendet. In meinem Leben ist eine große Lücke entstanden. Wie feierlich ist der Gedanke, daß ich ihn nie wiedersehen soll (Pf. Kranz war bei D. Fabers Tod in Shanghai), bis auch ich vor dem Herrn stehe! . . . Von vielen Seiten ist mir herzliche Teilnahme wegen Faber's Heimgang ausgesprochen".

4. Denkmal für D. Faber.

Auf Anregung des Civilkommissars Dr. Schrameier hat sich in Tsingtau ein Komitee gebildet, um Freunde D. Fabers in China zur Errichtung eines einfachen, aber würdigen Grabdenkmals aufzufordern. Einen gleichen Beschluß hatte die Vereinsleitung bereits in einer Konferenz am 27. September auf die telegraphische Nachricht von D. Fabers Tod hin gefaßt. Unsere Missionare Pf. Kranz und Pf. Wilhelm schreiben in einem gemeinsamen Berichte: „Da D. Faber wirklich viele Freunde hat, denen man die Beteiligung an diesem Beweis ihrer Anhänglichkeit an ihn nicht verwehren darf, so haben wir uns mit der Bildung eines besonderen Komitees gern einverstanden erklärt". Selbstverständlich wird auch die Vereinsleitung es sich nicht nehmen lassen, zu dem Denkmal einen angemessenen Beitrag beizusteuern. Wir werden D. Fabers Andenken ehren und sein Vermächtnis wahren.

Aus Japan.

Shinri.

September 1899 (Nr. 115). K. Komai, Schaue auf Jesus Christus! — Dr. O. Hering, 15. Jahresbericht (Schluß Nr. 116). — H. Minami, Eine Gefahr in der japanischen Civilisation. — H. Haas, Schopenhauer und der Buddhismus. II. — Verschiedenes — Dr. Christlieb, Vorträge über das Christentum: Wie können wir in ein Verhältnis zu Gott treten? Nr. 116: Der Glaube.

Oktober 1899 (Nr. 116). A. Wendt, Betrachtung über Mtth. 10, 28—32. — Paula Haas, Die Bilder von Christus. — H. Minami, Die Religions-

wissenschaft der Gegenwart. — Derselbe, Landläufige Meinungen der heutigen Christenheit. — Tetsukensei, Der Autor der Fukuinschinpo. — Verschiedenes.

Aus den Zweigvereinen.

Kleinarbeit.

„In der Sitzung des Meininger Zweigvereins gelegentlich der Hauptversammlung unseres Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsvereins wurde mit Recht darauf hingewiesen, daß in unseren Kreisen noch mehr Kleinarbeit für die Mission getrieben werden müsse, d. h. daß man die einzelnen Gemeindeglieder noch mehr für die große Reichsgottessache interessieren, sie womöglich an der Arbeit für dieselbe beteiligen und vor allem auch auf die Sammlung kleiner und kleinster Gaben Wert legen müsse. Mit Recht wurde auf die Einrichtung der Pfennigsammelbücher und auch auf die demnächst vom Centralvorstand unseres Vereins zu beziehenden Missionssammelbüchsen hingewiesen, die hoffentlich in recht vielen Häusern, und zwar nicht nur in Pfarrhäusern, Aufnahme finden, denn man glaubt vielfach gar nicht, wie viel im Laufe eines Jahres sich in solcher Büchse sammelt; und wären es selbst nur Pfennige, sie bilden ein mühelos gesammeltes Scherflein, das den einzelnen Gebern nicht schwer fiel, mit dem Ertrag anderer Büchsen aber zusammengebracht schon einen recht beträchtlichen Gewinn für die Missionskasse bedeuten kann. —

Der Schreiber dieser Zeilen möchte noch auf eine andere Art „Kleinarbeit" hinweisen, die er in seiner Gemeinde seit Jahr und Tag treibt und an der er rechte Freude erlebt. Allmonatlich einmal wird am Ausgang der Kirche das „Missionsblatt" ausgelegt und von der Kanzel aus an die Gemeinde die Aufforderung gerichtet, dasselbe mit nach Hause zu nehmen, sei es unentgeltlich, sei es gegen eine kleine Gabe für die Mission, welche in die bereitgestellte Büchse gelegt werden möge. Dieser Aufforderung wird gern nachgekommen, und es findet sich in der Büchse immer so viel, daß das Abonnement für die ausgelegten Blätter bezahlt werden kann und noch ein Überschuß zum Besten der Mission erzielt wird. Was aber das Wichtigste dabei ist: Das Missionsblatt selbst kommt auf diese Weise in die Häuser und wird gelesen, ohne daß die einzelnen Leute die Abonnementsverpflichtung haben übernehmen müssen, vor der sie sich trotz der Billigkeit des Blattes vielfach scheuen. —

In ganz ähnlicher Weise wird hierorts übrigens allsonntäglich der „Sonntagsgruß für Gesunde und Kranke" vertrieben, und es scheint, als ob die Gemeinde diese Einrichtung mit Freuden begrüßt. — Vielleicht veranlassen diese Zeilen den oder jenen Leser, diese Art „Kleinarbeit" sei es selbst zu versuchen, sei es seinem Geistlichen zu empfehlen. —"

Wir haben sehr gern dieses „Eingesandt" unseres Vertrauensmannes Pf. Heinz in Stutzhaus (Gotha) aufgenommen und würden uns freuen, wenn von anderer Seite noch weitere Anregungen zur Belebung des Missionsinteresses in unserer heimatlichen Missionsgemeinde gegeben würden.

Der neugegründete Wiesbadener Hauptverein

feierte sein erstes Missionsfest am 12. November d. J. in Limburg unter lebhafter Beteiligung der Evangelischen in dieser alten Bischofsstadt. Die Festpredigt hielt Pf. Börsch aus Eschersheim über Ps. 126, den Bericht im Gottesdienste erstattete unser Vereinssekretär Pred. Lehmpfuhl im Anschluß an Jes. 49,6. Die Nachfeier im „Preußischen Hof" wurde durch eine Begrüßungsansprache des Pf. Krücke-Limburg eingeleitet. Darauf hielt Pred. Lehmpfuhl einen Vortrag über China und die Aufgaben der deutschen Mission. Dekan Bickel-Wiesbaden, Pfarrer Todt-Oberneisen, Pfarrer Müller-Seelbach forderten in kurzen Ansprachen zur Bethätigung für unser Vereinswerk auf und gaben Winke, wie man für die Mission wirken könne und solle. Besonders machte sich um das Gelingen des Festes auch der Kirchenchor verdient, der sowohl im Gottesdienst als auch in der Nachversammlung treffliche Gesänge zum Vortrag brachte. In großer Anzahl wurden in der Nachversammlung Ansichtspostkarten und Flugschriften gekauft.

Vortragsreise des Sekretärs Pred. Lehmpfuhl in Südwest-Deutschland.

Auf Veranlassung des Wiesbadener Hauptvereins reiste Pred. Lehmpfuhl unmittelbar nach dem Limburger Missionsfeste durch Hessen-Nassau und hielt in Oberneisen, Diez, Oberlahnstein und Höchst a/Main Vorträge über unser Missionswerk. Von Oberlahnstein aus besuchte er den Frauenverein in Ehrenbreitstein, in dessen Kreisen er über unser Kiautschou-Unternehmen sprach.

Außerdem hielt Pred. Lehmpfuhl noch einen Vortrag in Frankfurt a/Main und in Friedberg i/Hessen über die Entwicklung der deutschen Mission in China, in Darmstadt über die Frauenmission in China und Japan und im Mannheimer Frauenverein über die Stellung der Frau in China und Japan.

In einer Konferenz in Straßburg i/E. am 19. Nov. wurde nach einem längeren Referat des Pred. Lehmpfuhl beschlossen, für das Elsaß einen Ausschuß zur energischeren Propaganda für unseren Verein zu gründen. In diesen Ausschuß wurden Pf. Eichler, Pf. Hickel und Prof. D. Lucius gewählt.

Vortragsreisen des Pfarrers Dr. Christlieb.

Unser früherer Missionar Pf. Dr. Christlieb reiste in den Tagen vom 19. bis 25. Oktober nach Mitteldeutschland und sprach in Zella, Ilmenau, Weimar, Eisenach, Herbsleben, Gotha und Friedrichroda über seine Arbeit in Japan und die dortigen Verhältnisse. Im Karlsruher Frauenverein gab er am 8. November ein Bild vom japanischen Familienleben. Die Vorträge des Pf. Dr. Christlieb haben überall großen Beifall gefunden. Er wird im Laufe des Winters noch in einer Reihe anderer Städte Vorträge über Japan halten.

Der Badische Landesverein

feierte diesmal am 12. November in Lahr sein Jahresfest. Nachmittags 3 Uhr fand im Hotel Krauß die Generalversammlung statt. Der Vorsitzende Stadtpf. von Schoepffer-Mannheim konnte berichten, daß die geplante festere Organisation durchgeführt, das Land in 3 Bezirke geteilt und in fast allen Diözesen Vertrauensmänner gewählt worden sind. Durch Missionsvorträge ist das Interesse in weitere Kreise getragen worden. Eine Sammlung für Kiautschou hatte schöne Erfolge. Den Rechenschaftsbericht erstattete Direktor Vogelgesang-Mannheim. Nach einer kurzen Debatte wurden die neuen Statuten einstimmig angenommen. An den Beratungen nahm auch Oberkirchenrat Ohler teil.

Im Gottesdienst um 5½ Uhr sprach Stadtpf. Zandt das Eingangsgebet und begrüßte in warmen Worten die Festgemeinde. Die Predigt hielt Pf. Holdtmann-Nimburg über den Fischzug Petri. Sie ist in der „Kirche" (Nr. 49) abgedruckt worden. Stadtpf. von Schoepffer gab einen Bericht über die Arbeit in China und Japan.

Abends fand im „Rappensaal" ein Familienabend statt. Pf. Bark und Oberbürgermeister Dr. Altfelix entboten dem Verein einen Willkommengruß, für den der Vorsitzende von Schoepffer herzlich dankte. Dann hielt Pf. Dr. Christlieb einen Vortrag über Japan. Dem reichen Beifall, den dieser Vortrag fand, gab Kreisschulrath Engler in beredten Worten Ausdruck. Ebenso erntete Pf. Raupp-Mundingen mit einem Vortrage über Kiautschou vielen Dank. Das Schlußwort sprach Pf. Bark, der allen Rednern und nicht zum wenigsten auch dem Kirchenchor in Lahr, dessen Vorträge eine willkommene Abwechselung in das Programm gebracht hatten, für alles Gebotene herzlich dankte.

Aus dem Centralvorstande.

Verpflichtungsscheine für Kiautschou.

In den letzten Monaten sind 8 Verpflichtungsscheine über 50 Mk. eingegangen. Erforderlich sind noch 77 Scheine über 50 Mk., 45 Scheine über 100 Mk., 19 Scheine über 500 Mk., 9 Scheine über 1000 Mk.